

Synagogenarchitektur 1950 bis 1971 in Deutschland

Textband

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der
Philosophischen Fakultät
der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Bonn

vorgelegt von
Kirsten Lange-Wittmann
aus
Köln

Bonn 2023

Gedruckt mit der Genehmigung der Philosophischen Fakultät der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Zusammensetzung der Prüfungskommission:

Prof. Dr. Wolter-von dem Knesebeck
(*Vorsitzender*)

Prof.in Dr. Hiltrud Kier
(*Betreuerin/Gutachterin*)

Prof.in Dr. Birgit Münch
(*Gutachterin*)

Prof.in Dr. Anne-Marie Bonnet
(*weiteres prüfungsberechtigtes Mitglied*)

Tag der mündlichen Prüfung: 25.01.2023

Danksagung

Vor allem danke ich meiner Doktormutter Prof.in Hiltrud Kier, die 2017 meine Betreuung übernommen hat, für ihre fachliche Unterstützung, ihr Interesse, ihre intensive Betreuung und Begleitung – ohne ihre Ermutigung und ihre beeindruckende Persönlichkeit wäre die Arbeit nicht fertiggestellt worden. Weiter danke ich Frau Prof.in Birgit Münch für ihre Zweitbegutachtung, Herrn Prof. Harald Wolter–von dem Knesebeck für die Leitung der Prüfungskommission und Frau Prof.in Anne-Marie Bonnet für ihren Beisitz.

Weiter danke ich allen, die mich während meiner Bearbeitung mit Informationen versorgt haben, dazu gehören die Landes- und Stadtarchive, Bauaufsichtsämter, historische Archive oder Architekturarchive sowie das Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland und ihre vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ich danke für die vielen anregenden fachlichen Gespräche.

Ein ganz besonderer Dank gilt den jüdischen Gemeinden in Deutschland, die mich bei der Suche nach Dokumenten ihrer Gründungsphase unterstützt und mir somit viele Einblicke ermöglicht haben. Jüdische Gemeinden, ihre Synagogen und Gemeindehäuser in Deutschland besuchen zu können, erfüllt mich mit großer Dankbarkeit.

Weiter danke ich den Töchtern und Söhnen der Architekten. Ihre Freundlichkeit und die großzügige Bereitschaft, mich mit Informationen und Unterlagen zu versorgen, haben mir sehr geholfen. Ich bin dankbar für die Gespräche, die ich bereits seit Ende der 1990er Jahre habe führen können, so mit Helmut Goldschmidt und weiteren Überlebenden der Schoah.

Ich danke allen, die mir geholfen haben, meine Gedanken zu sortieren, und Texte Korrektur gelesen haben. Hier seien besonders Dr. Philipp Wittmann, Dr. Manuela Beer, Dr. Manuela Mirschenz, Dr. Stefan Kraus und Brigitte Wontorra genannt.

Für Philipp, Leo, Antonia, Eva und Nike Wittmann

Synagogenarchitektur von 1950 bis 1971 in Deutschland

1 Einleitung	1
1.1 Forschungsfrage und Literaturlage	2
1.2 Vorstellung der Baugruppe. Definition des Objektbegriffs	6
1.3 Begründung der zeitlichen Eingrenzung	8
1.4 Vorgehensweise und Methodik	9
1.5 Motivation und Zielsetzung	11
2 Übersicht 1950 bis 1971	12
2.1 Die Neugründung jüdischer Gemeinden	14
2.2 Die Architektenwahl	18
3 Einführung in die Thematik: Synagogenarchitektur	20
3.1 Das 19. Jahrhundert: Imitatio	20
3.2 1900–1933: Die synagogale Moderne	24
3.3 Der Synagogeninnenraum	29
3.3.1 Die Reformsynagogen	31
3.3.2 Die Positionen zur Innenraumgestaltung von Alexander Beer und Joseph Carlebach	34
3.3.3 Die Frage der synagogalen Raumantonomie vor dem Hintergrund des Baubestands bis 1933	37
4 Saarbrücken (1951): <i>Wer beginnt?</i>	44
4.1 Heinrich Sievers (1903–1969)	45
4.2 Baubeschreibung	48
4.3 Projektphase und Umfeld	51
4.3.1 Die Vorkriegssynagoge von 1890	54
4.3.2 Die Bauakten der Nachkriegszeit	55
4.4 Das Gemeindezentrum und seine Tradition	57
4.4.1 Die Entwicklung des Gemeindehauses in den USA	59
4.5 Architektonische Traditionsbezüge der Saarbrücker Synagoge	60
4.5.1 Der Synagogenbau in der Grenzregion nach 1945	64
4.6 Einordnung	64
5 Stuttgart (1952): <i>Die deutsche Nachkriegsgesellschaft</i>	67
5.1 Ernst Guggenheimer (1880–1973)	68
5.1.1 Ernst Guggenheimers Publikation von 1952 und Oscar Bloch	69
5.1.2 Hans Jauss (1918–2008)	71
5.2 Baubeschreibung	71

5.2.1	Die Synagoge von 1861 auf demselben Grundstück	73
5.2.2	Vergleich der Bauten in der Hospitalstraße von 1861 und 1952	76
5.3	Die deutsche Nachkriegsgesellschaft am Beispiel Stuttgarts	78
5.3.1	Der gesellschaftliche Umgang mit der jüdischen Kultusvereinigung und den DP-Lagern in Stuttgart	79
5.4	Einordnung	84
6	Erfurt (1952): <i>Gleiche unter Gleichen</i>	88
6.1	Willy Nöckel (1906–1952)	89
6.2	Baubeschreibung	90
6.3	Die Vorkriegssynagoge von 1884	92
6.4	Planungsphase	95
6.4.1	Die Vorentwürfe	97
6.5	Einordnung	100
6.5.1	Der Rundbau in der Synagogenarchitektur	102
6.5.2	Christliche Sakralarchitektur im Kontext	106
6.5.3	Synagoge und Volkshäuser	108
7	Das Jüdische Gemeindehaus in Chemnitz (1961): <i>Kein weiterer Bedarf</i>	110
7.1	Karl Gerlach (1890–1970)	112
7.2	Baubeschreibung	113
7.3	Planungsphase von Gemeindehaus und Synagoge	116
7.4	Einordnung	118
8	Dortmund, Bonn, Münster (1956–1961): <i>Neubeginn ohne Traditionsrückgriff</i>	120
8.1	Helmut Goldschmidt (1918–2005)	123
8.2	Dortmund (1956)	124
8.2.1	Baubeschreibung	125
8.3	Bonn (1959)	127
8.3.1	Planungsphase und Baubeschreibung	127
8.3.2	Zusammenfassung	130
8.4	Münster (1961)	130
8.5	Einordnung der Synagogen Goldschmidts	132
8.5.1	Historische und zeitgenössische Bezüge	133
8.5.2	Richard Neutra, Erich Mendelsohn – amerikanische Vorbilder	135
9	Offenbach, Düsseldorf, Hannover, Osnabrück, Würzburg (1955–1970): <i>Als jüdischer Architekt im Nachkriegsdeutschland</i>	138
9.1	Hermann Zvi Guttmann (1917–1977)	140
9.2	Offenbach (1955)	142

9.2.1	Baubeschreibung	143
9.3	Düsseldorf (1958)	145
9.3.1	Baubeschreibung	145
9.3.2	Die Besonderheit des Grundrisses	148
9.3.3	Die Jüdische Gemeinde und Planungsphase des Neubaus	149
9.3.4	Die Entwürfe der Arbeitsgemeinschaft Gerhard Rehder und Hermann Zvi Guttman	155
9.4	Hannover (1963)	157
9.4.1	Baugeschichte und Baubeschreibung	159
9.5	Osnabrück (1969)	162
9.6	Würzburg (1970)	163
9.7	Guttmanns Architektursprache	164
10	Mannheim (1956): <i>Mitglied der NSDAP und Synagogenbauer</i>	168
10.1	Wilhelm Schlechte (1892–1969)	169
10.2	Erste Planungen	174
10.3	Baugeschichte	176
10.4	Baubeschreibung	176
10.5	Einordnung	177
11	Gelsenkirchen (1958): <i>Versteckter Neuanfang</i>	178
11.1	Conrad Hermann Quacken (1887–1963)	180
11.2	Baugeschichte und Baubeschreibung	181
11.3	Einordnung	184
12	Recklinghausen, Aachen, Minden, Hagen, Paderborn, Bremen (1955–1960): <i>Ein nicht-jüdischer Architekt baut Synagogen</i>	186
12.1	Karl Gerle (1903–1962)	187
12.2.	Recklinghausen (1955)	189
12.2.1	Baubeschreibung	190
12.2.2	Einordnung Recklinghausen	192
12.3	Aachen (1957)	192
12.4	Minden (1958)	195
12.5	Paderborn (1959)	197
12.5.1	Baubeschreibung	197
12.5.2	Planungsphase	198
12.6	Hagen (1959)	199
12.7	Bremen (1961)	201
12.7.1	Pressespiegel	202
12.7.2	Baubeschreibung	205

12.7.3	Planungsphase	207
12.7.4	Einordnung Bremen	211
12.7.4.a	Die Kuppel der Bremer Synagoge	212
12.7.4.b	Peter Behrens' Synagoge in Sillein	213
12.7.4.c	Ägyptizismus zu Anfang des 20. Jahrhunderts	214
12.7.4.d	Der Einfluss ägyptisierender Bauelemente im Synagogenbau	215
12.8	Zusammenfassung und Beurteilung	217
13 Trier (1957): <i>Synagogen und Kirchen</i>		220
13.1	Alfons Leitl (1909–1975)	221
13.2	Baubeschreibung	224
13.3	Pläne und Skizzen	226
13.4	Leitls Kirchenbau	229
13.5	Einordnung	233
14 Essen und Berlin (1959): <i>Rückbesinnung und Neubeginn</i>		234
14.1	Dieter Knoblauch (1928–2008)	236
14.2	Heinz Heise (1927–2003)	237
14.3	Essen (1959)	238
14.3.1	Baubeschreibung	239
14.3.2	Vorbilder und Einflüsse	242
14.3.2.a	Die „Neue Synagoge“ Edmund Körners von 1913	243
14.3.2.b	Die Bedeutung des Körner-Baus für die Synagoge in der Sedanstraße	244
14.3.3	Die Kuppel im Synagogenbau	245
14.3.3.a	Erich Mendelsohn und die Park-Synagogue in Cleveland (1953)	248
14.3.4	Essen und Cleveland	250
14.4	Das Jüdische Gemeindezentrum in Berlin (1959)	252
14.4.1	Baubeschreibung	253
14.4.2	Wettbewerbsbedingungen	254
14.4.3	Bauvorgaben	257
14.4.3.a	Die Liberale Synagoge in der Fasanenstraße 79-80 von Ehrenfried Hessel (1912)	258
14.4.3.b	Die Spolien am Jüdischen Gemeindehaus in Berlin	259
14.4.3.c	Einordnung	262
14.5	Essen und Berlin im Vergleich	264
15 Hamburg (1960): <i>Durchdachte Nüchternheit</i>		265
15.1	Klaus May (1920–2012)	266
15.2	Karl-Heinz Wongel (1923–1994)	267
15.3	Baubeschreibung	267

15.4	Einordnung	269
16	Kassel (1965): <i>Erneut verschwunden</i>	271
16.1	Alfred Staral (1910–2000)	272
16.2	Baubeschreibung	273
16.3	Baugeschichte	274
16.4	Das Motiv des Davidsterns und Einordnung der Synagoge	275
17	Wiesbaden (1966): <i>Erste Traditionen</i>	278
17.1	Ignaz Jacoby (Jakubowitz) (1921–2005)	280
17.2	Helmut Willy Joos (1935–2018)	281
17.3	Baugeschichte	282
17.4	Baubeschreibung	285
17.5	Vorentwürfe	288
17.6	Einordnung	289
18	Karlsruhe (1971): <i>Polnisch-amerikanisches Erbe</i>	292
18.1	Harro Wolf Brosinsky (1920–1992)	293
18.2	Hermann Backhaus (1921–2001)	293
18.3	Synagogenarchitektur in Karlsruhe	294
18.4	Bauplanung	296
18.5	Architektenwahl	302
18.6	Baubeschreibung	304
18.5	Vorpläne – Vorbilder – Einordnung	307
18.5.1	Sechseck und Davidstern	320
18.5.2	Polnische Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre Rezeption in den USA	312
18.5.3	Karlsruhe als Auftakt einer zeichenhaften Sprache: das Polygon als Grundlage der Formensprache Libeskind, Hecker und Herz	315
19	Exkurs: German Letters (1962): <i>Israelische Aufmerksamkeit</i>	317
20	Zusammenfassung	319
20.1	Architekten	321
20.2	Entlastungsfunktion	323
20.3	Kirchenarchitektur	325
20.4	Synagogale Raumantinomie	326
20.5	Aussicht	327

21 Literaturverzeichnis	329
21.1 Abkürzungen	360
22 Abbildungsverzeichnis	361
23 Abbildungsband	Bd. II

1 Einleitung

Im Zeitraum zwischen 1951 und 1971 wurden in Deutschland 26 neue Synagogen gebaut, im Vergleich dazu rund 20.000 christliche Kirchen bis 1960.¹ In den 1930er-Jahren standen rund 2100 Synagogen für annähernd eine Million jüdische Gläubige² in Deutschland zur Verfügung.³ Von diesen Synagogen wurden bis 1945 ungefähr 1500 Gebäude zerstört, 360 danach.⁴ Heute gibt es für die Religionsausübung jüdischer Gläubiger um die 130 Synagogen und jüdische Betsäle⁵, für die christlichen Gläubigen stehen rund 45.600 Kirchen zur Verfügung. Anhand dieser Zahlen zeigt sich, dass in Deutschland nur wenige Bauten jüdischer Gemeinden zur Religionsausübung und für den Gemeindemittelpunkt vorhanden sind. Dennoch stehen insbesondere Synagogen als Symbole des Judentums im Fokus, wenn es um das Judentum in Deutschland geht.

Mit der Weihe der Synagoge in Saarbrücken im Januar 1951 begann die Bauphase einer sehr kleinen Gruppe jüdischer Neubauten. Es fand eine als Neuanfang bezeichnete Bautätigkeit statt, im Rahmen derer sich Überlebenswille und unfassbarer Mut manifestierten. Nach der Weihe der Karlsruher Synagoge 1971 kam der bauliche Wiederaufbau jüdischer Gemeinden zu einem vorläufigen Stillstand, um schließlich in den 1990er-Jahren erneut zuzunehmen. 26 Synagogen bis 1971, weitere 30 bis 2021, das sind 0,12% der Anzahl christlicher Kirchen.

Von 1933 bis 1945 schloss sich der beinahe vollständigen Auslöschung jüdischen Lebens eine weitflächige Vernichtung Deutschlands an – moralisch und substanziell. Für den allgemeinen Wiederaufbau begannen die Planungen bereits vor 1945, für die Architektur des kriegszerstörten Deutschlands gab es keine „Stunde null“.⁶ Für den Neubau jüdischer Gotteshäuser hingegen gab es sie: 1931 wurde in Hamburg die letzte Großsynagoge geweiht. Zwischen Hamburg und Saarbrücken liegen 20 Jahre, die neben der Schoah den Verlust jüdischer Kultur, Architektur und ein Wissen darum bedeuteten. Aufbauend auf dieser Ausgangssituation ist nach den Grundlagen für den Wieder- und Neubau jüdischer Gotteshäuser zu fragen. Wer hat gebaut? Und woran hat sich der planende Architekt in dieser Zeit orientiert? Architektur als gebaute Sprache zeugt vom Zustand und den Strömungen ihrer Gesellschaft und stellt diese sichtbar vor. Diskussionen über die richtige Art zu bauen, auch in moralischer Hinsicht, gibt es nicht erst seit 1945⁷, hinsichtlich

¹ Oesterlein, Dieter: Kirchenbau heute, in: Kunst und Kirche, 2 (1963), S. 74.

² Spiegel, Paul: Jüdische Immigration und Integration in Deutschland, in: Kunst und Kirche, 4 (2001), S. 208–210.

³ Kurz und Knapp 2020, URL: <https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/145148/religion>; (Zugriff 22.06.2022); Fragen erwünscht! URL: <https://www.zentralratderjuden.de/service/faq/>; Statista: Religion, URL: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/36948/umfrage/anzahl-der-moscheen-und-kirchen-in-deutschland/> (Zugriff 21.01.2022)

⁴ Immer noch gibt es ehemalige Synagogen, die zweckentfremdet genutzt werden und nicht zu den 93 Gebäuden zählen, die, wiederaufgebaut und saniert, zu Gedenkstätten und Museen umfunktioniert wurden. Auflistung Rees-Dessauer: Rees-Dessauer, Elisabeth: Die Synagogen der jüdischen Gemeinden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Michael Brenner/Stefan Rohrbacher (Hg.), 30), Göttingen 2019, S. 220-252.

⁵ <https://www.zentralratderjuden.de/service/faq/> (Zugriff 21.01.2022).

⁶ Ab 1943 sollte die Beschäftigung mit dem zukünftigen Wiederaufbau, in Form von Gesprächsabenden in den Bunkern, die deutsche Bevölkerung beruhigen Vgl. Krajewski, Markus: Bauformen des Gewissen. Über Fassaden deutscher Nachkriegsarchitektur, Stuttgart 2016, S. 33.

⁷ Vgl. Bartning, Otto: Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen, in: Frankfurter Hefte, 1 (1946), S. 63–72.

ihrer zur Schau, zur *Fassade*, gestellten Aussage ist sie Gegenstand von Untersuchungen: Was spiegeln die Fassaden der Nachkriegszeit und was spiegeln Synagogenneubauten?⁸

Eine der dringendsten Aufgaben der Nachkriegszeit war der Wiederaufbau, zunächst in technischer Hinsicht. 1952 fragte Emil Steffann nach einer Orientierungshilfe für den Kirchenbau:

Ein Architekt, der heute eine Kirche als Auftrag bekommt, hat es eigentlich leicht. Er schlägt seinen „Neufert“ auf und findet [...] alles, was er braucht: Wie man eine Kirche anlegt mit allen wissenswerten Sach- und Maßangaben für den Altar, den Taufstein, [...] und was sonst noch zu einer Kirche gehört.⁹

Seit 1936 ist „der Neufert“, die Bauentwurfslehre von Ernst Neufert, Grundlagenliteratur der deutschen Architektenschaft.¹⁰ Der nach technischen Lösungen suchende Architekt konnte und kann alle Antworten in diesem Nachschlagewerk finden. Aber wo konnte ein Architekt auf der Suche nach den spezifischen Bedingungen, „mit allen wissenswerten Sach- und Maßangaben“ für *Almemor* und *Toraschrein*, den beiden liturgischen Elementen im Synagogenraum Hilfestellung finden, wenn er nicht-jüdisch und ohne Kenntnisse der Synagogenarchitektur war? Denn es hat bis zur 33. Auflage – 1992 – des Nachschlagewerks Neufert gedauert, bis auch Synagogen als eigene Baugruppe im Inhaltsverzeichnis hinzugenommen wurden. Worin bestanden also die Vorbilder, die Beeinflussungen und ihre individuellen Lösungen für den Synagogenbau der Nachkriegszeit? Es geht um die „kulturelle Heimat und deren Erbe“.¹¹

1.1 Literaturlage und Forschungsfrage

Die Architektur der Synagoge und das jüdische Kunsthandwerk wurden im Zuge sich verändernder Wahrnehmungen des Judentums seit Mitte des 19. Jahrhunderts in den Blick genommen und zumeist in Artikeln behandelt. Zur spezifischen Architektur der Synagoge wurden mit Beginn der 1920er-Jahre, in einer Phase der verstärkten Auseinandersetzung mit der Geschichte der Jüdinnen und Juden in Deutschland, nach wie vor grundlegende Werke geschrieben: Richard Krautheimers wissenschaftliche Untersuchung der mittelalterlichen Synagogen ist hier ebenso zu nennen wie die Untersuchungen von Adolf Kober und Alfred Grotte.¹² Insbesondere das hierin gezeigte Bildmaterial der später zerstörten Synagogen ermöglicht die kunsthistorische Einordnung der Synagogenarchitektur ab 1945. Diese Auf- und

⁸ Krajewski 2016.

⁹ Steffann, Emil, in: Baumeister. Zeitschrift für Baukultur und Bauwirtschaft, 1 (1952), S. 48–50, S. 48.

¹⁰ Neufert, Ernst: Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen und Vorschriften über Anlage, Bau, Raumbedarf, Raumbeziehungen. Maße für Gebäude, Einrichtungen und Geräte mit dem Menschen als Maß und Ziel, Wiesbaden 2021; Durth, Werner: Zwischen Moderne und Modernismus. Wege zur Architektur der Nachkriegszeit, in: Lampugnani, Vittorio Magnago/Schneider, Romana (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Expressionismus und Neue Sachlichkeit, Stuttgart 1994, S. 296–319, S. 298 sowie 303, 310f., 314f.

¹¹ Kotowski, Elke-Vera: „Weit von wo? Der Kulturtransfer jüdischer Emigration aus dem deutschsprachigen Raum, in: Elke-Vera Kotowski (Hg.): Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emigrationsländern (Europäisch-jüdische Studien, Beiträge, 9), Berlin 2015, S. 1–18, S. 1.

¹² Krautheimer, Rudolf: Mittelalterliche Synagogen, Berlin 1927; Kober, Adolf: Literatur zur Geschichte der Juden in den Rheinlanden, in: Adolf Kober/Elisabeth Moses (Hg.): Jüdische Kult- und Kunstdenkmäler. Aus der Geschichte der Juden im Rheinland, in: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 1 (1931), S. 202–205.

Bearbeitung der Synagogenarchitektur sowie der jüdischen Kunst erfolgte bis in die 1940er-Jahre hinein.¹³

Mit der versuchten Aufarbeitung der Schoah und im Rahmen einer jüdisch-christlichen Annäherung beginnt ab den 1970er-Jahren eine wissenschaftliche Bearbeitung deutscher Synagogenarchitektur. Dies geschah vorwiegend auf dem Gebiet der Judaistik oder in Beiträgen architektonischer Fachzeitschriften.¹⁴ Zur gleichen Zeit setzte ein verstärktes kunsthistorisches Interesse an der Synagogenarchitektur als verloren gegangener Baugruppe ein. Die Arbeiten Harold Hammer-Schenks zur Beurteilung der synagogalen Architektur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bilden ebenso wie Hannelore Künzls Bearbeitung der Synagogen des gleichen Zeitraums unter besonderer Berücksichtigung islamischer Stilelemente die Grundlage.¹⁵ Gerhard Mühlinghaus hat mit seiner Dissertation die Grundlage zur Bearbeitung des Synagogenbaus im 17. und 18. Jahrhundert, mit einem Schwerpunkt auf den sakralen Elementen des Innenraums, geschaffen.¹⁶ Weitere Veröffentlichungen, die einen Überblick über den europäischen Synagogenbau bieten, stammen von Carol Herselle Krinsky und Rachel Wischnitzer.¹⁷ Die Darstellungen von Synagogen nach geografischen oder zeitlichen Eingrenzungen zeigen, dass es sich um Arbeiten mit weit angelegtem Untersuchungsgebiet handelte. Die Erfassung zerstörter Architektur stand im Vordergrund. Baumonografische Bearbeitungen von Synagogen sowie die kunsthistorische Beurteilung einzelner Architekten wurden vereinzelt erarbeitet, nicht jedoch im Vergleich zu anderen Bautypen oder Architekten.¹⁸ Stets erfolgte die Bearbeitung hinsichtlich einer Randgruppenarchitektur.

Eine zeitnah zur Erbauung der deutschen Nachkriegssynagogen veröffentlichte Literatur umfasste zumeist die Weihefestschriften der Nachkriegssynagogen.¹⁹ Im Rahmen einer überblickshaften Ausstellung zur Synagogenarchitektur in Deutschland, 1988 im Frankfurter Architekturmuseum kuratiert, wurde die zeitgenössische deutsche

¹³ Krauss, Samuel: Synagogale Altertümer, Berlin 1922 (Nachdruck Hildesheim 1966).

¹⁴ Baumeister, 2 (1961); Baumeister 1 (1962); Kunst und Kirche, 1 (1962).

¹⁵ Hammer-Schenk, Harold: Untersuchungen zum Synagogenbau in Deutschland von der ersten Emanzipation bis zur gesetzlichen Gleichberechtigung der Juden (1800–1871) (zugl. Tübingen, Univ., Diss.), Tübingen 1974. Erweiterte Fassung: Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933), 2 Teile, Hamburg 1981;

Künzl, Hannelore: Islamische Stilelemente im Synagogenbau des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (Judentum und Umwelt, 9; zugl. Frankfurt/Main, Univ., Habil. 1979), Frankfurt/Main 1984;

¹⁶ Mühlinghaus, Gerhard Wilhelm Daniel: Der Synagogenbau des 17. und 18. Jahrhunderts im aschkenasischen Raum (Marburg, Univ., Diss., 1986) Marburg/Lahn 1987.

¹⁷ Wischnitzer, Rachel: The Architecture of the European Synagogue, Philadelphia 1964.

Krinsky, Carol Herselle: Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung, Stuttgart 1988.

¹⁸ Eilitz, Peter: Leben und Werk des königl. Hannoverschen Baurats Edwin Oppler, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F., 1/2 (1971) (zugl. Hannover, Univ., Diss., 1970), Hannover 1971;

Rohde, Saskia: Albert Rosengarten (1809–1893). Die Anfänge des Synagogenbaus jüdischer Architekten in Deutschland, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 4 (1993), S. 228-258;

Gemmeke, Claudia: Die 'Alte Synagoge' in Essen (1913) (Kunstwissenschaft in der Blauen Eule, 5; zugl. Essen, Phil., Diss., 1990), Essen 1990.

¹⁹ Festschrift zur Einweihung der neuen Synagoge in Bonn, 26. Mai 1959, Bonn 1959;

Festschrift zur Weihe der neuen Paderborner Synagoge und des Gemeindehauses mit den Kreisen Büren, Höxter, Warburg, Lippstadt und Soest am 28. Marcheschwan 5720, dem 29. November 1959 bürgerlicher Zeitrechnung, Paderborn 1959; Festschrift zur Weihe der Synagoge und des jüdischen Kulturzentrums in Osnabrück. 15. Siwan 5729 / 1. Juni 1969, Stadt Osnabrück (Hg.), Osnabrück 1969; Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover. Hrsg. Presseamt Hannover in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde in Hannover, Hannover 1963; Jüdisches Gemeindehaus in Berlin. Festschrift anlässlich der Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses am 27. September 1959, hg. von der Jüdischen Gemeinde Berlin, Berlin 1959; Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover, hg. von der Landeshauptstadt Hannover, Presseamt, in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde in Hannover e.V., Hannover 1963.

Nachkriegssynagogenarchitektur erstmalig thematisiert und einem größeren Publikum vorgestellt.²⁰ Synagogen waren bis zu diesem Zeitpunkt vielfach lediglich im Rahmen einer Wiederentdeckung als jüdisches Erbe wahrgenommen worden.²¹ Im Katalog behandelt Salomon Korn die deutschen Nachkriegssynagogen, wobei die schwerpunktmäßige Untersuchung auf der synagogalen Innenraumgestaltung liegt. Eine kunsthistorische Einordnung wird ansatzweise vorgenommen.

Mit Gründung der *Bet T'fila*, der Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa in Kooperation zwischen der Technischen Universität Braunschweig (Institut für Baugeschichte) und dem Center for Jewish Art in Jerusalem, gibt es seit 2007 eine monografische Reihe, die verschiedene Aspekte jüdischen Bauens untersucht.²² Insbesondere „die Erfassung, Dokumentation und systematische Erforschung sakraler und säkularer Architekturen jüdischer Gemeinschaften in Europa“²³ ist gesetzte Aufgabe.

Ulrich Knufinke hat sich seit 2005 den zeitgenössischen Synagogenbauten in Deutschland zugewandt und diese Thematik in einer Vielzahl von Einzelpublikationen überblickshaft vorgestellt.²⁴ Eine von Knufinke erarbeitete Untersuchung der Synagogen der Nachkriegszeit in Deutschland war über die Internetseite des Zentralrates der Jüdinnen und Juden in Deutschland verfügbar und wird als Angabe in weiteren Veröffentlichungen benannt, wurde aber zwischenzeitlich entfernt und ist nicht mehr aufzufinden. Wolfram Hagspiel hat in seiner umfangreichen Dokumentation „Köln und seine jüdischen Architekten“²⁵ das Werk des jüdischen Architekten Helmut Goldschmidt katalogisiert, die Synagogenarchitektur der Nachkriegszeit wird hier jedoch nur im Kontext des Gesamtwerks Goldschmidts benannt. Zu den neuesten Abhandlungen über den deutschen Synagogenbau der Nachkriegszeit gehört die Publikation „Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland. Der Architekt Hermann Zvi Guttmann“ von Alexandra Klei aus dem Jahr 2017.²⁶ Klei widmet sich als erste Autorin baumonografisch dem Werk eines Synagogenarchitekten der Nachkriegszeit. Sie erfasst die Bauten Guttmanns

²⁰ Die Architektur der Synagoge, hg. von Hans-Peter Schwarz (Ausst.-Kat. Frankfurt/Main, Deutsches Architekturmuseum, 11. November 1988 bis 2. Februar 1989), Frankfurt/Main 1988, besonders: Korn, Salomon: Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945, S. 287–343.

²¹ Glatz, Joachim: Synagogen und Denkmalpflege, in: Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz (Hg.): Synagogen und Denkmalpflege, Mainz 1989, S. 25 und 27.

²² Beispielsweise: Keßler, Katrin: Ritus und Raum der Synagoge: liturgische und religionsgesetzliche Voraussetzungen für den Synagogenbau in Mitteleuropa (Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 2, zugl. Tübingen, Univ., Diss. 2005), Petersberg 2007; Knufinke, Ulrich: Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland (Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 3; zugl. Braunschweig, Univ., Diss., 2005), Petersberg 2007; Simon, Paul: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Überlieferung und Bestand (Schriften der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 4; zugl. Braunschweig, Univ., Diss. 2005), Petersberg 2007; Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung "und ich wurde ihnen zu einem kleinen Heiligtum..." – Synagogen in Deutschland, Cohen-Mushlin, Aliza (Hg.), (Ausst.-Kat. Braunschweig; zugl. Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 5), Petersberg 2008.

²³ Bet-T'fila: <https://www.tu-braunschweig.de/baugeschichte/bettfila>. (Zugriff 01.03.2021.)

²⁴ Knufinke, Ulrich: Religiöse Bauwerke jüdischer Gemeinschaften als Orte der sakralen Topographie, in: „Wer kann den Judentempel brauchen?“. Synagogen in Mitteleuropa nach 1945, St. Pölten 2015, S. 46–55; Knufinke, Ulrich: Sichtbar angekommen? Jüdische Architektur und der Wandel des Sakralen im Bild deutscher Städte, in: Martin Bredenbeck/Inge Gotzmann (Hg.): Stadt und Siedlung. Identitätsorte und Heimat im Wandel, Bonn 2015, S. 40–48; Knufinke, Ulrich: Architektur-Skulpturen des Jüdischen. Die Synagogen in Dresden, München und Mainz, in: JMB Journal 14 (2016), S. 48–49.

²⁵ Hagspiel, Wolfram: Köln und seine jüdischen Architekten, Köln 2010.

²⁶ Klei, Alexandra: Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland. Der Architekt Hermann Zvi Guttmann (Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, 12), Berlin 2017; vgl. auch: Synagogen in Nordrhein-Westfalen, in: Werkraum Bild und Sinn e.V. (Hg.): Architektur und Erinnerung, Berlin 2019.

architekturhistorisch und ordnet erstmalig den äußerst umfangreich zu nennenden Nachlass Gutmans.²⁷ 2019 veröffentlicht Elisabeth Rees-Dessauer ihre historische Dissertation „Zwischen Provisorium und Prachtbau. Die Synagogen der jüdischen Gemeinden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart“.²⁸ Rees-Dessauer systematisiert die Gebäude jüdischer Gemeinden nach historischen Gesichtspunkten und kategorisiert die Gebäude mit Blick auf die Einweihungsreden, -daten und -zeremonien und die hierbei verwendeten Hymnen und Gebete.

So stehen baumonografische Untersuchungen des größten Teils dieser Baugruppe noch aus, ebenso eine kunsthistorische Einordnung der insgesamt 26 bis zum Jahr 1971 neu erbauten Synagogen und jüdischen Gemeindezentren. Die Mehrzahl der Architektenlebensläufe ist bislang nicht dokumentiert. Die Biografie Helmut Goldschmidts wurde von Wolfram Hagspiel und Ruth Mader gut dokumentiert²⁹, Hermann Zvi Gutmans Lebenslauf wurde erstmals in der Publikation von Sophie Remmlinger und Klaus Hofmann einer größeren Öffentlichkeit vorgestellt und von Alexandra Klei erweitert. 2020 wurde Ernst Guggenheimer als Architekt in einer größeren Publikation vorgestellt³⁰, und auch Alfons Leitl als einer der bekanntesten Architekten, da er sowohl in der Vor- als auch in der Nachkriegszeit überregional aktiv war und somit einem größeren Publikum bekannt ist, ist gut dokumentiert.

Bislang fehlen die Hintergründe zu den Architekten Heinrich Sievers, Wilhelm Schlechte, Willy Nöckel, Karl Gerle, Klaus May und Karl Heinz Wongel, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, Alfred Staral, Ignaz Jacoby und, im Rahmen einer Publikation über den Synagogenbau, Helmut Joos. Auch Hermann Backhaus und Harro Brosinsky sind nicht im Kontext des Synagogenbaus zu finden.

Die Gemeinden haben ihre Unterlagen oftmals wenig systematisch aufgehoben. Die vorhandenen Akten setzen häufig mit Beginn der Planungsphase des Architekten ein. Auf welchem Weg der jeweilige Architekt gefunden und gewählt wurde, ist den Unterlagen nicht zu entnehmen und erscheint oftmals lediglich in Randbemerkungen von Sitzungsprotokollen. Dies mag gemäß Burgauer damit zusammenhängen, „daß die Gemeinden [...] sich selbst als provisorisch ansahen, während einiger Jahre keine Akten sammelten oder diese gar zerstörten, so daß erst seit der Zeit, in welcher der definitive Charakter anerkannt wurde, Unterlagen vorhanden sind.“³¹ Eine oftmals unsystematische Aktenlage sowie eine Archivierung der vorhandenen Quellen an unterschiedlichsten Stellen sorgen für einen inkohärenten Befund. So wurde das gesteckte Ziel des „Heidelberger Archivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland“, dass es zu einer Sammelstelle der Unterlagen Jüdischer Gemeinden wird, nicht erfüllt. Das Archivmaterial ist auf vielzählige, unterschiedliche Archive mit diversen Schwerpunkten aufgeteilt. Dort, wo die Gebäude noch stehen, befinden sich Akten in den

²⁷ Der Übertragungsfehler des Namens von Klaus May als Franz May wird wiederholt, zudem geschieht die Baubeschreibung der Synagoge Hannover durch starke Anlehnung an einen Text Gutmans. Vgl. Klei 2017, S. 181 und Guttman, Hermann: Das Gemeindezentrum in Hannover, in: *Leben und Schicksal* 1963, S. 199–206, S. 202.

²⁸ Rees-Dessauer 2019 und Klei 2017.

²⁹ Hagspiel 2010; Mader, Ruth: „Wir tauschten Pferdemit gegen Steine“. Der jüdische Architekt Helmut Goldschmidt und der Wiederaufbau von Mayen, in: *Mayener Beiträge zur Heimatgeschichte*, 10 (2001), S. 63–79.

³⁰ Schmidt, Dietrich W.: Bloch & Guggenheimer. Ein jüdisches Architekturbüro in Stuttgart (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 114), Stuttgart 2020; Zelzer, Maria: *Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden: ein Gedenkbuch*. Stuttgart o.J. (1964).

³¹ Burgauer 1993, S. 9 und Fußnote S. 300.

städtischen Bauaufsichtsämtern. In den Fällen, wo die ersten Nachkriegssynagogen zugunsten eines Neubaus abgerissen wurden, so in Kassel und Mannheim, haben sich keine Bauakten mehr finden lassen. Im Fall von Hermann Zvi Guttmann befindet sich ein Teil des Nachlasses im Jüdischen Museum Berlin, ebenso wie der Nachlass Karl Gerles. Der architektonische Nachlass Alfons Leitls befindet sich im Diözesanarchiv Köln, der des Architekturbüros Backhaus und Brosinsky im Archiv für Architektur und Ingenieurbau im Karlsruher Institut für Technologie SAAI.

Wie lässt sich dieser Befund mit den Erwartungen an den Neubau einer Synagoge in Deutschland nach 1945 in Einklang bringen? Während sich die Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts intensiv mit der Synagogenarchitektur auseinandergesetzt hat, muss aufgrund der Literaturlage nach 1945 angenommen werden, dass es keine Fragestellungen zur Synagogenarchitektur gab. Die Durchsicht von Architekturzeitschriften³² ergibt, bis auf wenige Ausnahmen, Stillschweigen über jüdische Gotteshäuser. Die Aufbauzeit der jüdischen Gemeinden und ihre oftmals ungeklärte Haltung zum eigenen Status Quo waren Anlass, zunächst andere Forderungen als ästhetische an den Synagogenbau zu stellen. Aus der vorhandenen Befundlage resultiert eine zu leistende Grundlagenarbeit.

1.2 Vorstellung der Baugruppe. Definition des Objektbegriffs

Bereits in der Frühphase der Befreiung Deutschlands wurden an verschiedenen Orten, oftmals von jüdischen Soldaten der Siegermächte initiiert, wieder jüdische Gottesdienste gefeiert und Festtage begangen.³³ Dies geschah zunächst in einfachen Räumen, ehemaligen Gemeindehäusern, Heimen, Privatwohnungen und hergerichteten Betstuben, Betsälen oder Synagogen und umfasst den Zeitraum der ersten Nachkriegszeit.³⁴ Neben der Herrichtung von noch stehenden Synagogen und den Umbauten von Häusern zu jüdischen Gemeindehäusern wurden Ende der 1940er-Jahre wieder Synagogen in Deutschland geplant³⁵ und ab 1951 wieder eingeweiht. Im Zuge der vorliegenden Bearbeitung wird der Objektbegriff „Synagoge“ für diejenigen Sakralbauten verwendet, die als Baukörper im Rahmen eines jüdischen Gemeindezentrums aufgrund der Disposition und/oder Größe als eigenständige Bauanlage erkennbar sind sowie explizit für die Bedürfnisse jüdischer Gemeinden *neu* errichtet wurden. Es gibt neben den in bestehenden Gebäuden eingerichteten Synagogen und Betsälen eine explizite Baugruppe, auf die sich diese Definition anwenden lässt [Abb. 1–29 / Kat.1–26]:

³² Der Architekt BDA, ab Gründungsjahr 1948, Der Baumeister ab 1946.

³³ Homolka, Walter: Neuanfang und Rückbesinnung. Das liberale Judentum in Deutschland nach der Schoa, in: Kotowski 2015, S. 453–472, S. 453.

³⁴ Auflistung der Orte der ersten Gottesdienste bei: Rees-Dessauer 2019, S. 220f.

³⁵ Die jüdische Gemeinde in Saarbrücken machte mit Planungen aus dem Jahre 1947 den Anfang, in Erfurt wurde 1948 der Bau der Synagoge geplant. Vgl. Bauakte der Landeshauptstadt Saarbrücken, Untere Bauaufsichtsbehörde sowie Bauakte Erfurt 5/942-20.

1951	Saarbrücken			
1952	Stuttgart	Erfurt		
1955	Recklinghausen			
1957	Dortmund	Trier	Offenbach	Mannheim
1958	Minden	Düsseldorf	Gelsenkirchen	
1959	Bonn	Berlin	Essen	Paderborn
1960	Hamburg	Hagen		
1961	Münster	Bremen	(Chemnitz)	
1963	Hannover			
1965	Kassel			
1966	Wiesbaden			
1969	Osnabrück			
1970	Würzburg			
1971	Karlsruhe			

Tab.1: Überblick Synagogen nach Baujahren

Der Neubau der Jüdischen Gemeinde in Karl-Marx-Stadt/Chemnitz (1957–61), abgerissen 2000, neben Erfurt der zweite Neubau einer Jüdischen Gemeinde auf dem Gebiet der DDR, wurde als Gemeindehaus mit innenliegendem Betraum konzipiert [Abb. 28]. Da es in der DDR lediglich zwei Neubauten für Jüdische Gemeinden gab, wird dieses Gemeindehaus mit aufgenommen und schließt die Baugruppe von 26 zu bearbeitenden Gebäuden im Zeitraum zwischen 1950 und 1971. Die Chemnitzer Untersuchungsergebnisse bestätigen diese Eingruppierung. Das am 29.01.1971 geweihte Gemeindehaus mit Betsaal in Regensburg des Architektenpaares Isabell Ruf und Bert Ruf wurde – da der integrierte Betsaal als Multifunktionssaal genutzt wurde, während sich der eigentliche Synagogenraum im erhaltenen Jüdischen Gemeindehaus befand – nicht bearbeitet. Leider handelte es sich auch hier um einen eigens errichteten Neubau, der ohne Dokumentation bereits wieder abgerissen wurde und dessen programmatische Portalarchitektur den Ergebnisbefunden dieser Arbeit zugeordnet werden kann [Abb. 29].

Die Begrifflichkeiten von Synagogen, Betsälen oder -stuben und jüdischen Gemeindehäusern variieren in der Literatur, das bedeutet, sie folgen keiner Begriffsbezeichnung *per definitionem*. So werden bspw. seitens Elisabeth Rees-Dessauer die Synagogen von Recklinghausen und Hagen, die sich als neu errichtete Baukörper deutlich vom jüdischen Gemeindehaus abheben [Abb. 4, 19], unter Betstuben eingeordnet.³⁶

Diese Differenzierungen zwischen Synagoge, Betsaal und Betraum³⁷ der Gebäude jüdischer Gemeinden nach 1945 verdeutlichen, dass es eine sehr große Baugruppe in Deutschland nicht mehr gibt: die Dorfsynagogen und jüdischen Betstuben in Kleinstädten und Dörfern. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in nahezu jedem Dorf zumindest eine kleine Synagoge oder einen kleinen Synagogenraum.³⁸ Mit Beginn der Neugründungen ab 1945 übernahmen die Stadtsynagogen kreisweite Aufgaben, häufig in der baulichen Größe einer vormaligen Dorfsynagoge. So benannte sich die Synagogengemeinde Bonn bei ihrer Wiedergründung mit

³⁶ Elisabeth Rees-Dessauer 2019, S. 239.

³⁷ Zur Definition Synagoge vs. Bethaus/Betstube: Kotowski, Elke-Vera: Synagoge, in: Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte Salzburg (Hg.): Handbuch Jüdische Kulturgeschichte, B.III.1 (Online-Projekt „Handbuch jüdische Kulturgeschichte“), URL: <http://hbjk.sbg.ac.at/kapitel/synagoge/>, (Version 18.01.2021).

³⁸ Pracht-Jörns, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland, 3), Köln 1998.

dem Zusatz „Stadt und Land“, um alle Gemeinden im Umkreis zu repräsentieren, die vormalig existierten. Diese Synagogen lassen sich um die Gruppe neu erbauter Gemeindehäuser mit integrierten Betstuben resp. Synagogenräumen erweitern. Da bis 1933 Synagogen oftmals städtebauliche Prestigeobjekte waren, wurde diese Bauaufgabe in Diskussionsorganen lebhaft begleitet. Außendarstellungen mit Aufrissen und Einzelformen wurden ebenso diskutiert wie Grundrissüberlegungen, die Innenraumgestaltung mit der Anordnung sakraler Objekte und Gebäudeanordnungen.

1.3 Begründung der zeitlichen Eingrenzung

Die zeitliche Eingrenzung der Thematik spiegelt zwei maßgebende Faktoren wider, einen innergemeindlichen und einen gesamtgesellschaftlichen:

Zum einen endet im Jahre 1971 eine erste Bauphase jüdischer Gemeinden, die nach 1945 mit den ersten Umbauten und mit dem Bau der Synagoge in Saarbrücken 1950 begonnen hat. Nach dem Anwachsen der Gemeinden durch den Zuzug vieler Menschen mit jüdischem Bekenntnis aus den ehemaligen Gebieten der aufgelösten UDSSR in den 1990er-Jahren setzt eine weitere Neubauwelle ein.

Zum anderen beginnt Mitte der 1960er-Jahre, mit der wirtschaftlichen Konsolidierung der BRD und einem Generationenwechsel, eine veränderte inhaltliche und gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Schoah. Das Bemühen um Aufarbeitung der deutschen Geschichte nimmt zu – ausgelöst durch das mangelnde Bekenntnis zur gesamtgesellschaftlichen Verantwortung und die bis dahin reduzierte Zuschreibung auf einzelne Verantwortliche.³⁹ Michael Brenner unterteilt in seiner Publikation über das Judentum in Deutschland die Zeit nach 1945 bis zur Vereinigung von BRD und DDR in drei Phasen: Zwischenstation (1945–49) / Konsolidierung (1950–67) / Positionierung (1968–89).⁴⁰ Die vorliegende Arbeit umfasst demnach die Phase der „Konsolidierung“ jüdischer Gemeinden als architektonische Schwerpunktphase. Die Phase nachlassender Bauaktivität der Gemeinden geschieht im Kontext einer „Positionierung“.⁴¹

In diesem Zusammenhang hinterlassen ab 1970 die historischen Aufarbeitungen auch Spuren in einer baulichen Thematisierung des Holocausts, die bis dahin vermieden oder als nicht notwendig erachtet worden war.⁴² Die Synagoge in Karlsruhe aus dem Jahr 1971 [Abb. 31]

³⁹ Vgl. Bohleber, Werner: Nachkriegsgenerationen in Deutschland im Schatten von Holocaust und Zweitem Weltkrieg. In: Wiederaufbau, Verwestlichung, Konservatismus: Die Bonner Republik (1949–1969), in: Perspektiven jüdischer Bildung. Diskurse – Erkenntnisse – Positionen, Zentralrat der Juden in Deutschland (Hg.) (Schriftenreihe der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden in Deutschland), Berlin 2017, S. 192–203.

⁴⁰ Brenner, Michael (Hg.): Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft, München 2012: Inhalt, o.S. (S. 5–7).

⁴¹ Vgl. Vogt/Jehle-Schulte Strathaus/Reichlin 1980, die die Jahre 1940–1945 als die Kriegsjahre, 1945–55 als die Wiederaufbaujahre und 1955–68/73 als die Jahre des Wohlstands beschreibt. 1968 bezieht sich auf die Studentenunruhen, 1973 auf die Ölkrise. In: Vogt, Adolf Max/Jehle-Schulte Strathaus, Ulrike/Reichlin, Bruno (Hg.): Architektur 1940–1980, Frankfurt/Main/Wien/Berlin 1980. Vgl. auch Heinsohn, die das Ende der ersten Phase der Bundesrepublik 1969 am Wechsel der Bundesregierung festmacht: Heinsohn, Kirsten: „Wiederaufbau, Verwestlichung, Konservatismus: Die Bonner Republik (1949–1969), in: Perspektiven jüdischer Bildung. Diskurse – Erkenntnisse – Positionen (Schriftenreihe der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden in Deutschland, hg. vom Zentralrat der Juden in Deutschland), Berlin 2017, S. 180–191, S. 181.

⁴² Vgl. Korn 1988, S. 307.

beschließt die erste synagogale Neubauphase und bildet zugleich den Auftakt einer architektonisch darstellbaren historischen Auseinandersetzung. Ähnlich der internationalen postmodernen Architekturentwicklung ab den 1970er-Jahren werden die architektonischen Stilmittel im Umgang mit jüdisch konnotierter Architektur weiterentwickelt. Das nach Jencks formulierte Postulat der doppelt verständlichen Architektursprache⁴³, die bewusste Kodifizierung baulicher Elemente zum Transport von Information, beginnt bei der Synagoge in Karlsruhe aus dem Jahr 1971. Mit dem Davidstern als Grundrissform wird das Gebäude als Plastik zum Informationstransport verwendet.⁴⁴ Der Ansatz optischer Verweise auf die Geschichte des Judentums in Deutschland⁴⁵ wird ausgebaut: „Architektur erzählt jüdische Geschichte“⁴⁶.

1.4 Vorgehensweise und Methodik

Der Bearbeitungsablauf der vorgestellten Synagogen verläuft chronologisch. Zur Bearbeitung gehören Baubeschreibungen und eine Dokumentation mit vielfach unveröffentlichtem Bildmaterial sowie erstmalig publizierten Grundrissen. Die in ihrer Diversität häufig nicht zu vergleichenden Gebäude werden als Ensembles, Synagogen und Gemeinderäume oder -häuser, vorgestellt. In den Fällen, wo ein Architekt mehrere Synagogen erbaut hat, wird von der chronologischen Abfolge abgewichen, sodass sich hieraus eine Verschiebung in der Gliederung ergibt.

Nach der Einführung in die Geschichte der Synagogenarchitektur in Deutschland wird die räumliche Unterscheidung sakraler Bestandteile des Innenraums zwischen orthodoxen und reformierten Synagogen anhand einer Aufarbeitung von Texten gegensätzlicher Positionen vorgenommen. Die liturgischen Elemente des *Toraschreins* und des *Almemors* können, je nach Region, Bauphase und religiöser Ausrichtung, unterschiedlich im Raum positioniert werden. Die Position dieser Elemente kann somit Auskunft über die religiöse Ausrichtung der Gemeinde geben. Da bis 1933 die Frage nach dieser Disposition der Elemente kontrovers diskutiert wurde, ist es für eine Beurteilung der Nachkriegssynagogen grundsätzlich notwendig, zu klären, ob eine Auseinandersetzung hierzu ebenfalls nach 1945 stattgefunden hat und ob die Ergebnisse von vor 1933 für den Nachkriegsbau von Belang waren.

Der Prozess der Bauplanung und -phase verdeutlicht den sozialen Hintergrund der Bauperiode. Durch Auswertung der Tageszeitungen, die die Gemeindeneugründungen und Bauphasen dokumentieren, sowie des begleitenden Schriftverkehrs im Umgang mit den Baubehörden wird der gesellschaftliche Kontext der deutschen Nachkriegszeit in den Blick genommen. Die zur Einweihung der Synagogen publizierten Festschriften können, wenn vorhanden, als zeitgenössische Quellen herangezogen werden. In wenigen Fällen gibt es Publikationen der Architekten zum Gegenstand der Synagogengestaltung.

⁴³ Vgl. Jencks, Charles A.: Die Sprache der postmodernen Architektur, Stuttgart 1978.

⁴⁴ Vgl. Giedion, Siegfried: Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition, Ravensburg 1965, S. 29.

⁴⁵ Vgl. Knufinke, Ulrich: Neue Synagogen in Deutschland nach 1945, in: Ausst.-Kat. Braunschweig 2008, S. 103.

⁴⁶ Jüdisches Museum Berlin. URL: <https://www.jmberlin.de/libeskind-bau>, (Zugriff 13.01.2021).

Zur Grundlage der Bearbeitungen, Baubeschreibungen und der Dokumentation der Entstehungsgeschichte der Gebäude wurde, wenn möglich, Einsicht in vorhandene Bauakten genommen. Belastbare Materialien sind die Grundrisse und Entwürfe für Wettbewerbe sowie Skizzen und Zeichnungen der Architekten. Die Bestandsaufnahme erfolgt im Sinne einer Dokumentation der Bauplanungen und -geschichten, der Wettbewerbe – insofern diese stattgefunden haben – und Differenzierung von Planung und ausgeführten Bauten. Nicht immer wurden alle Bearbeitungsschritte im gleichen Maß für alle Gebäude vollzogen oder konnten durchgeführt werden, nicht alle Jüdischen Gemeinden erlaubten eine Einsicht in die Bauakten.

Interviews, die mit Architekten, Mitarbeitenden, Ehepartnern, Familienangehörigen und Zeitzeugen geführt werden konnten, liefern Hintergrundmaterial, das in die Bearbeitung der jeweiligen Architektenwerke einfließt, oder auch für die bislang unbekanntenen Biografien.⁴⁷ So wurde mit dem 2005 verstorbenen Architekten Helmut Goldschmidt selbst, mit Dr. Gitta Guttmann, der Witwe Hermann Zvi Guttmanns, und Magdalena Gerle, der Witwe Karl Gerles, gesprochen. Die Witwe Heinz Heises konnte befragt werden, ebenso wie Heike Wongel. Im Fall Hermann Zvi Guttmanns konnten außerdem Gespräche mit Sophie Remmlinger, dessen Assistentin, und dessen Mitarbeiter, dem Architekten Klaus Hofmann, geführt werden. Ebenfalls wurde mit Marcus-Raphaël Knoblauch, dem Sohn des Architekten Dieter Knoblauch gesprochen, mit Armin Gerle, dem Sohn von Karl Gerle und Alfred Jacoby, dem Sohn von Ignaz Jacoby. Sie stellten neben telefonischen Auskünften auch Material ihrer Väter zur Verfügung. Für Heinrich Sievers konnte die Personalakte der Architektenkammer Saarland gefunden und ausgewertet werden, über Wilhelm Schlechte gab es eine Akte der Spruchkammer Baden-Württemberg, die eingesehen werden konnte. Die Stadtarchive in Saarbrücken, Stuttgart, Düsseldorf, Recklinghausen, Erfurt, Mannheim, Chemnitz, Hannover, Gelsenkirchen und Karlsruhe haben ebenso bei der Suche nach Informationen unterstützt wie die Büros der Architektenvereinigungen oder das saai, das Archiv für Architektur und Ingenieurbau in Karlsruhe. Die Gesamtgruppe wird auf ihre stilistischen Bezüge hin untersucht. Dies geschieht im Zusammenhang mit der Tradition der Synagogenarchitektur sowie hinsichtlich der Einbettung in den zeitgenössischen Kontext der Nachkriegsarchitektur. Die große Thematik der Frage nach Wiedergutmachung und Restitution, die sich zunächst materiell versteht, wird hier nur punktuell aufgegriffen. Obwohl die sich neu oder wieder gegründeten Gemeinden mit der Frage nach Grundstücken und Finanzierungen auseinandersetzen mussten, wird hier lediglich bei Einzelbauten beispielhaft darauf eingegangen.⁴⁸

Leitend ist die Fragestellung, ob die Synagogen nach 1945 im Sinne einer kontinuierlichen Weiterentwicklung der Tendenzen vor 1931 erbaut wurden oder ob sich ihre Bezüge an anderen Baugruppen festmachen lassen. Anhand stilanalytischer Vergleiche gewählter Bauformen erschließen sich Zuschreibungen zu historisch verwendeten Stilmitteln. Die Frage nach der Weiterentwicklung inkludiert auch die Frage nach der Zusammensetzung der Jüdischen

⁴⁷ Samuel Mandelbaum und Steven Landau, Jüdische Gemeinde Wiesbaden; Esther Haß, Jüdische Gemeinde Kassel; Marcel Wainstock, Jüdische Gemeinde Saarbrücken; Judith Neuwald-Tasbach, Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen.

⁴⁸ Vgl. Frei, Norbert/Brunner, José/Goschler, Constantin (Hg.): Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, 8; zugl. Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, 28), Göttingen 2009.

Gemeinden und ihrer Funktion in BRD und DDR. Der historische Hintergrund beginnt zur Zeit des Nationalsozialismus, verdeutlicht durch die Frage nach der Ausbildung oder den Tätigkeiten der Architekten während dieser Zeit. Das Zusammenspiel synagogaler Architektur von Deutschland und den USA, die maßgeblich reziprok auf die deutsche synagogale Architektur wirkte, wird dort skizzenhaft bearbeitet, wo es sich aus dem Kontext heraus ergibt. Die für die Stilanalyse grundlegende Phase der *Synagoge der Moderne*, für Deutschland einzugrenzen auf die Zeit zwischen 1850 und 1930 (mit dem Schwerpunkt von 1900 bis 1930), bildet die Vorlage der Untersuchungsthematik. Da für das Gebiet Deutschland nach 1945 bis zum Wiedererstarren der Synagogenarchitektur ab den 1990er-Jahren des 20. Jahrhunderts keine namhafte Diskussion um die Gestaltung von Synagogen stattgefunden hat, wird auf der Suche nach Zu- und Einordnungen ein stilistischer Vergleich mit zeitgenössischer christlicher Sakralarchitektur ebenso wie mit Profanarchitektur vorgenommen. Die sich im Untersuchungszeitraum innerhalb der Baugruppe selbst verändernde Architektursprache wird hinsichtlich der Bauformen hermeneutisch betrachtet.

1.5 Motivation und Zielsetzung

Rückblickend läßt sich feststellen, daß die Bauten jüdischer Gemeinden von fachlicher Kritik ausgespart und weniger als Architektur denn als Akt der Wiedergutmachung gesehen wurden, der offensichtlich nicht durch (kleinliche) Kritik beeinträchtigt werden sollte. Die sicherlich gutgemeinte (philosemitische?) Ausklammerung von fachlicher Kritik ist der architektonischen Entwicklung dieser zahlenmäßig bescheidenen Baugattung nicht zugutegekommen.⁴⁹

Bislang sind fast alle *historisch* zu nennenden und noch bestehenden Synagogen, wiederentdeckten Betsäle und Kleinsynagogen, sprich Bauten vor 1933, die vom jüdischen Leben in Deutschland Zeugnis geben können, aufmerksam hergerichtet worden. Sie wurden zu Denkmälern und Mahnmalen, Erinnerungsorten und Zeitzeugen umfunktioniert. Es gab Forschungsprojekte zur Rekonstruktion der Synagogen in 3D-Formaten⁵⁰, im Areal des mittelalterlichen Judenviertel Kölns werden umfassende archäologische Bearbeitungen museal präsentiert werden⁵¹ und die Diskussion um den rekonstruktiven Neubau der alten Synagoge in Hamburg zeigt, dass es eine intensive Auseinandersetzung mit dem *historischen* Bauerbe jüdischer Gemeinden in Deutschland vor 1945 gibt. Im Kontrast hierzu wurden bereits erste Synagogenneubauten der Nachkriegszeit ohne vorherige Dokumentation wieder abgerissen oder grundlegend verändert. Die vorliegende Untersuchung der Synagogenneubauten geschieht nicht im Sinne einer Mahnmalthematisierung, auf der häufig der Schwerpunkt einer Beschäftigung mit synagogaler Architektur liegt.

⁴⁹ Korn 1988, S. 308.

⁵⁰ Grellert, Marc: Immaterielle Zeugnisse. Synagogen in Deutschland. Potentiale digitaler Technologien für das Erinnern zerstörter Architektur, Bielefeld 2007.

⁵¹ Kliemann, Katja/Ristow, Sebastian: Köln und das frühe Judentum nördlich der Alpen. Kontinuität, Umbruch oder Neubeginn? In: MiQua-Freunde e.V. und MiQua, LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln (Hg.): Beiträge zur rheinisch-jüdischen Geschichte, 9 (2019), S. 9-36; Ristow, Sebastian: Judentum und Christentum in Spätantike und Frühmittelalter im deutschsprachigen Raum aus archäologischer Sicht (Das Altertum, 59, 2014), S. 241-262.

Die erste Zielsetzung besteht darin, die Dokumentation von Planungs- und Bauphasen der Synagogen abzubilden. Neben der besonderen historischen Herausforderung bei der Bearbeitung dieser Baugruppe der Nachkriegszeit wird es darum gehen, diese in ihrer Gesamtheit abzubilden und zu dokumentieren, bevor weitere Umbauten oder Abrisse erfolgen. Die Zeitzeugenschaft von Synagogen der Nachkriegszeit in Deutschland gilt es zu erhalten. Die Gesamtzahl synagogaler Neubauten ist summarisch im Rahmen der Wiederaufbauleistungen der Nachkriegszeit verschwindend gering und gemessen an der Gesamtmenge des Bauvolumens eine *quantité négligeable*. Doch wenige deutsche Nachkriegsbauaufgaben dokumentieren mit ihrer Existenz den Ausgang nationalsozialistischer Vernichtung. Auf den *status quo ante*, die Vorgängerbauten am jeweiligen Ort, wird Bezug genommen, um zu prüfen, ob er in seiner Ausprägung stilistisch auf die synagogale Nachkriegsarchitektur Einfluss genommen hat. Nicht ohne Grund ist die Entwicklung der Synagogen-Architektur in zwei stilistische Phasen, in eine vor die architektonische Thematisierung der Schoah und eine danach, zu differenzieren: Die architektonische Thematisierung kennzeichnet die Zäsur, ab der eine nächste Generation ihr Trauma öffentlich benennen und äußerlich andeuten kann. Auch hier kann dem Synagogenbau eine beispielhafte Funktion im gesamtgesellschaftlichen Kontext der politischen Kultur zugewiesen werden. Die jüdische Sakralarchitektur in den Jahren zwischen 1951 und 1971 verkörpert Internationalität und Funktionalität.

Die vergleichende Analyse von Synagogen- und Wiederaufbau hat die Beantwortung der Frage, ob hinter der Nutzung einer spezifischen Formensprache die gleiche Dialektik von Form und Inhalt steht, zum Ziel. Der Frage, ob nicht-jüdische Architekten die Synagogen architektonisch anders verorten als jüdische, wird gleichermaßen nachgegangen wie der Frage, ob sich im Bauentwurf die Beschäftigung der nicht-jüdischen Architekten mit dem Sujet ablesen lässt. Die These lautet, dass das Judentum in Deutschland nach 1945 als historische Größe wahrgenommen wird, was durch die Architektursprache einiger Architekten gefördert wird. Die historische Verortung mittels Bausubstanz erleichtert der nicht-jüdischen Umwelt den Umgang mit dem Judentum, denn diese distanziert die Überlebenden der Schoah als Repräsentanten des Judentums von der aktuellen Zeitphase. Eine nächste These formuliert, dass sich die Präsentationsform dieser ersten Synagogen innerhalb des untersuchten Zeitraums verändert hat. Diese Veränderung gibt Hinweise auf eine versuchte Aufarbeitung der Schoah und ihre Ablesbarkeit an Gebäuden jüdischer Gemeinden. In diesem Kontext kommt die Frage auf, ob eine Kongruenz stilistischer Formen zwischen christlichem Kirchenbau und Synagogenbau die gleichen Aussagen transportiert. Weiterhin wird die These aufgestellt, dass die Innenraumkonzeption der Synagogen Aufschluss über die Zusammensetzung der frühen Gemeinde gibt, dem Ort, an dem traditionell eine Verortung nach innen stattfand.

2. Übersicht 1950 bis 1971

Im September 1950 berichtet die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ vom ersten Gottesdienst in einer neu erbauten Synagoge: Es handelt sich um die Saarbrücker

Synagoge, die wenige Monate später, im Januar 1951, als erster Synagogenneubau auf deutschem Gebiet eingeweiht wird.⁵² Die Planungen zu diesem Bau beginnen, wie auch in Erfurt, bereits 1948. Mit Blick auf die folgenden Synagogen (Kat. 1–26) lässt sich feststellen, dass es eine Konzentration auf einige Architekten gab, die mit mehreren Bauten aktiv waren. So sind Helmut Goldschmidt und Hermann Zvi Guttmann sowie Karl Gerle die drei Architekten, die den Synagogenbau in der benannten Bauphase bestimmen. Überdies waren diese drei Architekten an verschiedenen Gemeindehäusern beteiligt sowie an Friedhofsbauten und Wiederaufbauten. Die Grund- und Aufrisse der Gebäude sind sehr divers und reichen von kubischen Grundrissen über ovale, parabelförmige und runde Formen. Auch die Durchfensterung, die Fassadengestaltungen und Dachformen sind uneinheitlich. Die Innenraumgestaltung, bezogen auf Stellung von Almemor und Toraschrein, Sitzausrichtungen und Frauenemporen, zeigt sich heterogen.

Geografisch liegt der Großteil der Neubauten in den Zonen vormals britischer und französischer Besatzungszonen sowie im westlichen Teil der amerikanischen Zone. Erfurt als einziger Synagogenneubau in der sowjetischen Zone gilt als erster vollständiger Neubau in der Deutschen Demokratischen Republik. [Taf. 1].

Die Jüdischen Gemeindezentren – denn immer summieren die Gebäude verschiedene Funktionen – liegen innerhalb der Stadtgebiete an unterschiedlichen Stellen, und es kann nicht – im Sinne Knufinkes – pauschalisierend konstatiert werden, dass die Lage für Synagogen eine typischerweise „versteckte“⁵³ sei. Saarbrücken liegt zentral im inneren Stadtgebiet, ebenso Stuttgart, Offenbach, Minden, Hagen, Münster und das jüdische Gemeindehaus in Berlin. Manche Synagogen wurden zentrumsnah erbaut (Erfurt, Trier, Düsseldorf, Bonn, Paderborn) oder in zentrumsnahen Wohngebieten, wie in Essen, Bremen, Hamburg, Hannover, Osnabrück und früher in Mannheim. Andernorts liegen die Synagogen zentral, aber von der Hauptsicht der Straßen zurückgezogen, so beispielsweise in Minden, Wiesbaden und Karlsruhe. Im zeithistorischen Kontext stehen manche Verortungen abseits der Altstädte mehr für eine Bevorzugung, als man auf den ersten Blick vermuten könnte. So sind die zum Zeitpunkt des Wiederaufbaus, bspw. in Hamburg, vielgescholtenen Altstadtbereiche diejenigen Stadtzonen, die für überholte Architektur und Lebensweise stehen. Ihre Beseitigung war Ziel der umfassenden städtebaulichen Veränderungen. Die Positionierung der jüdischen Gemeindezentren in den Neubaugebieten war somit ein Zeichen der Modernität. Die Gemeinden, deren Mitglieder nicht alle in der Nähe oder in der Stadt wohnten, waren oftmals auf eine gute Erreichbarkeit mit dem Auto angewiesen und die Parkplatzmöglichkeiten ein Argument für eine Standortwahl, so in Mannheim 1956. An manchen Orten wurden die Synagogen auf dem Grundstück der zerstörten Vorkriegs-Synagoge erbaut (Stuttgart, Erfurt, Wiesbaden) oder in Sichtweite dazu (Offenbach, Münster). Die Stadtraum-Präsenz der Synagoge hing häufig weniger von der Stadtlage als vielmehr von den Gestaltungsmitteln der Architekten ab, seiner Form- ebenso wie der Materialwahl. Als beispielhaft hierfür seien die Düsseldorfer Synagoge von Hermann Zvi

⁵² Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 5/24/22.9.1950, S. 15.

⁵³ Knufinke 2008, S. 103.

Guttmann und das Dortmunder jüdische Gemeindezentrum von Helmut Goldschmidt genannt, die zeitlich nur zwei Jahre auseinanderliegen, wo sich aber die Architekten sehr unterschiedlicher Formensprachen bedient haben.

2.1 Die Neugründung jüdischer Gemeinden

1961 wurde Harry Maórs Dissertation „Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945“⁵⁴ veröffentlicht, eine Arbeit, die sich in der Phase der ersten Nachkriegszeit mit einem Phänomen beschäftigt, das nicht nur bei Juden weltweit für zwiespältige Gefühle sorgte: der Tatsache, dass Jüdinnen und Juden weiterhin in Deutschland lebten.

Es sähe fast so aus, als ob sich die Juden hier verewigen wollten, es sei jedoch unmöglich, in diesem Lande, in diesem mit dem Blut jüdischer Brüder und Schwestern getränkten Boden, Wurzeln zu schlagen.⁵⁵

So wurde beim Jüdischen Weltkongress 1948 in Montreux zunächst eine Resolution verabschiedet, die eine Ansiedlung auf deutschem Boden ablehnte.⁵⁶ Eine rabbinische Ächtung Deutschlands als für jüdische Menschen besiedelbares Land, wie es seinerzeit in Spanien 1492⁵⁷ geschehen war, wurde zwar diskutiert, aber nicht ausgesprochen⁵⁸.

Im August 1950 kam es sogar zu einem Ultimatum seitens der „Jewish Agency“. Innerhalb von sechs Wochen hätten sämtliche Juden das Land zu verlassen. [...] Dieses Ultimatum – das einem Bann gleichkam – gilt heute zwar nicht mehr, was aber nicht heißt, daß jüdisches Leben in der Bundesrepublik in der jüdischen Welt vorbehaltlos akzeptiert wird.⁵⁹

Und so uneinig man sich über die Zukunft Deutschlands hinsichtlich der Entwicklung eines deutschen Judentums war, so uneindeutig war die Situation jüdischer Menschen in Deutschland in der Nachkriegszeit. Die Haltung des Ungeklärten und Unsicheren war das Lebensgefühl in den jüdischen Gemeinden nach 1945, deren Mitglieder sich aus den unterschiedlichsten Gründen zu diesem Zeitpunkt in Deutschland aufhielten. So gab es die vielfältigsten Motive, warum in Deutschland wieder jüdische Gemeinden gegründet wurden⁶⁰ und Jüdinnen und Juden in Deutschland leben wollten, konnten oder mussten: um nachträglich Hitlers Pläne nicht zu

⁵⁴ Maór, Harry: Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945 (zugl. Mainz, Phil., Diss., 1961), Mainz 1961.

⁵⁵ Rabbiner Broch in: Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Zeitung der Juden in Deutschland (später Jüdische Allgemeine), 23/3.Jg./3.12.1948.

⁵⁶ Brenner, Michael: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–50, München 1995, S. 99.

⁵⁷ Israel nahm erst 1986 wieder diplomatische Beziehungen zu Spanien auf. Das dem Bann zugrunde liegende Alhambra-Edikt von 1492, mit dem alle in Spanien lebenden Juden vertrieben oder zwangsgetauft wurden, wurde erst 1968 seitens der spanischen Regierung für unwirksam erklärt.

⁵⁸ Grossmann, Kurt R.: Die jüdischen Auslandsorganisationen und ihre Arbeit in Deutschland, in: Ganther, Heinz: Die Juden in Deutschland (1951/52–1958/59) 5712–5719, Hamburg 1959, S. 137–182, S. 161f.

⁵⁹ Schoeps, Julius H.: Jüdisches Leben in Nachkriegsdeutschland, in: Nachama, Andreas/Schoeps, Hans-Joachim/Voolen, Edward van (Hg.): Jüdische Lebenswelten, Essays, Frankfurt/Main 1991. S. 354–383, S. 360.

⁶⁰ Maor, Harry: Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945 (zugl. Mainz, Univ., Diss 1961), Mainz 1961; Ganther, Heinz: Die Juden in Deutschland (1951/52-1958/59 / 5712-5719), Hamburg 1959; Burgauer, Erica: Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945, Reinbek b. H. 1993.

erfüllen⁶¹, um ein lebendes Mahnmal zu sein⁶², um als Anlaufstelle für die in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden und als Hilfe zur Auswanderung zu fungieren, Remigranten, die – oftmals aus beruflichen Gründen – nicht mehr im Ausland leben wollten oder konnten⁶³, *Displaced Persons*, die einfach noch nicht ausgewandert waren, oder jüdische Menschen, die noch auswandern wollten⁶⁴ und auf ihren „gepackten Koffern saßen“.

Und so rekonstituierten sich unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs erneut jüdische Gemeinden in Deutschland. Doch während es 1933 rund 1600 jüdische Gemeinden in Deutschland gegeben hat, waren es 1959 nur noch 74. Nach Kriegsende, auch wenn sich die Befreiung der Konzentrationslager von 1944 bis 1945 hinzog⁶⁵, gab es auf deutschem Gebiet rund sechs bis sieben Millionen als *Displaced Persons* bezeichnete Heimatlose – DPs –, die sich aufgrund des Krieges außerhalb der ursprünglichen nationalen Grenzen ihrer Heimatländer befanden.⁶⁶ Der bereits 1943 gegründete *United Nations Relief and Rehabilitation Administration* (UNRRA) gelang es bis Ende 1945, „fast sechs Millionen Menschen zu repatriieren“⁶⁷. Dennoch blieben aus diesen DP-Gruppen 50.000 bis 75.000 jüdische Überlebende, überwiegend aus Osteuropa, in Deutschland. Später erweiterte sich der Begriff der DPs von den Überlebenden der Lager auf diejenigen, die aufgrund der bestehenden Verfolgung in den osteuropäischen Ländern Richtung Westen flüchteten. Sie suchten Zuflucht in den Lagern der Alliierten, die eine Form exterritoriales Gebiet darstellten, da sie der Verwaltung der UNRRA und ihrer Nachfolgeorganisation *International Refugee Organization* (IRO) unterstanden. Viele waren auf dem Weg nach Palästina und wurden aufgrund der dortigen politischen Unklarheiten oder während ihrer Auswanderung in die USA aufgehalten. Sie lebten erneut oder wieder in Lagern, in denen sich Lagerkomitees bildeten, die unbeabsichtigt die Grundlage neuer jüdischer Gemeinden auf deutschem Gebiet formierten. Der größte Teil dieser Displaced Persons kämpfte um die Auswanderung nach Palästina, die durch die britische Mandatspolitik teilweise verhindert wurde. So war es „unvermeidlich, daß ein Teil der jüdischen DP's trotz aller Fremdheit und Feindseligkeit, mit der sie ihrer deutschen Umwelt gegenüberstanden, aus den Lagern in die Städte gingen.“⁶⁸ Und auch die noch in Polen lebenden Jüdinnen und Juden, die nach 1945 einer erneuten Welle antisemitischer Verfolgung ausgesetzt waren, bemühten sich, nach Palästina zu gelangen. Die erwähnte Mandatspolitik resultierte in der absurden Tatsache, dass sie zeitweilig auf ihrer Ausreise in Deutschland in Lagern untergebracht wurden. Die Zahl der jüdischen DPs erhöhte sich innerhalb der amerikanischen Zone 1946 von „40 000 auf über 145 000.“⁶⁹ In den DP-Camps konnten nach der Befreiung wieder Gottesdienste gefeiert werden, religiöse Schulen

⁶¹ Burgauer 1993, S. 30.

⁶² Landesrabbiner Zwi Harry Lewi: „Juden sind für Deutsche heute ein Mahnmal“ Zit. nach: Maor 1961, S. III, Fußnote 13, S. 158.

⁶³ Webster, Ronald: Jewish Returnees to West Germany after 1945: Why They returned and how They Fared, in: YIVO Annual 21 (1992), S. 33–66.

⁶⁴ Brenner 1995, S. 25–30.

⁶⁵ Dietrich, Susanne/Schulze-Wessel, Julia: Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 75), Stuttgart 1998, S.26.

⁶⁶ Vgl. Eitz, Thorsten/Stötzel, Georg: Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Bd.2, Hildesheim 2009, S. 95–106.

⁶⁷ Dietrich/Schulze-Wessel 1998, S. 25.

⁶⁸ Maor 1961, S. 16.

⁶⁹ Brenner 1995, S. 26.

wurden eingerichtet und das Talmudstudium konnte wieder aufgenommen werden.⁷⁰ Die Betreuung jüdischer Hilfsorganisationen und der Alliierten⁷¹ unterstützte religiöse Strukturen. Neben der Gruppe der jüdischen DPs gab es jedoch auch die Gruppe überlebender deutscher Juden: „[I]nsgesamt hatten etwa 15 000 Deutsche, die als Juden verfolgt wurden, den Krieg in ihrer Heimat überlebt. Weitere 9000 Überlebende kehrten in den ersten Wochen und Monaten nach Kriegsende aus den befreiten Konzentrationslagern [...] zurück.“⁷²

Kurz nach Kriegsende wurden in den Städten die ersten jüdischen Gemeinden mit Erlaubnis der Alliierten neu gegründet.⁷³ Im weiteren Verlauf bildeten sich zwei Stränge von Gemeindegründungen heraus, die in den ersten Nachkriegsjahren manchmal zu Konflikten führten. Auf der einen Seite wurden die alten Gemeinden der Städte rekonstituiert, auf der anderen Seite gründeten sich in Lagern neue Gemeinden. Die Gemeinden verstanden sich jeweils als offizielle Repräsentanten der in Deutschland lebenden Juden, teilweise auch dann, wenn in einer Stadt – wie in Hannover oder in Stuttgart – beide vertreten waren.⁷⁴ Aufgrund unterschiedlicher Herkunft und religiöser Prägung wurde schnell deutlich, dass die Gründer dieser Gemeinden innerhalb des Judentums sehr unterschiedlich positioniert waren und entgegengesetzte Pole der gleichen Glaubensgemeinschaft repräsentierten. Das Judentum als in sich geschlossene Gruppe war weder vor noch nach dem Nationalsozialismus vorhanden, die Frage nach *dem* deutschen Judentum führt unweigerlich zum Zusammentragen mosaikartiger Zustandsbeschreibungen. In den Städten lag die Gemeindegründung oftmals in den Händen derjenigen, die mithilfe ihrer christlichen Lebenspartner überlebt hatten.

Diesem Personenkreis, der vor dem Krieg bestenfalls am Rande der jüdischen Gesellschaft stand, fiel nun die schwierige Aufgabe zu, in Deutschland jüdische Gemeinden wiederaufzubauen. Die meisten Angehörigen dieser Gruppe, deren Kenntnis vom Judentum und deren Identifikation mit der jüdischen Religion, von wenigen Ausnahmen abgesehen, äußerst gering war, fühlten sich durch die jahrelange Verfolgung zur Wiedererrichtung jüdischen Lebens in irgendeiner Form verpflichtet.⁷⁵

Oftmals mühselig mussten die vergessenen Grundlagen der Gottesdienste und Bestattungen wieder von Neuem erarbeitet werden,⁷⁶ und doch waren sie die ersten Ansprechpartner der Alliierten und reorganisierten ein erstes Gemeinschaftsleben, sorgten für die Wiederkehr Überlebender der Konzentrationslager und die Zuteilung der lebensnotwendigen Dinge.⁷⁷ Erste Konflikte kamen auf, als eben diesen Gemeindegründern sowohl die sachliche als auch die religiöse Kompetenz – oftmals von den zurückgekehrten Überlebenden der Konzentrationslager – abgesprochen wurde.⁷⁸ Im Vordergrund der Bemühungen der neu gegründeten Gemeinden

⁷⁰ Grossmann, Alina/Lewinsky, Tamar: Eine autonome Gesellschaft, in: Brenner 2012, S. 104.

⁷¹ Beispielsweise des American Joint Distribution Committee (AJDC), Abkürzung „Joint“.

⁷² Grossmann/Lewinsky 2012, S. 123.

⁷³ „Am [...] 11. April erhielten die Juden [in Köln, K.L.] von den Besatzern die Erlaubnis, Gottesdienste abzuhalten und am 29. April fand die Gründungsversammlung der jüdischen Gemeinde im Luftschiebkeller der zerstörten liberalen Synagoge Roonstraße mit Vorstandswahlen statt.“ Burgauer 1993, S. 32.

⁷⁴ Lavsky, Hagit: Die Anfänge der Landesverbände der jüdischen Gemeinden in der britischen Zone, in: Herbert Obenaus (Hg.): Im Schatten des Holocaust. Jüdisches Leben in Niedersachsen nach 1945, Hannover 1997, S. 199–234.

⁷⁵ Brenner 1995, S. 65f.

⁷⁶ Maór 1961, S. 10f.

⁷⁷ Ginzel, Günther B.: Phasen der Etablierung einer jüdischen Gemeinde in der Kölner Trümmerlandschaft 1945–49, in: Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959–1984, Köln 1984, S. 445–461.

⁷⁸ Ginzel 1984, S. 452

stand die Organisation zur Auswanderung ihrer Mitglieder. Die eigentliche Wieder- oder Neugründungsphase der Jüdischen Gemeinden dauerte bis 1945/46, „doch erfolgten vereinzelte Gründungen noch bis Mitte der 50er Jahre.“⁷⁹ Nach der israelischen Staatsgründung 1948 schien die Auswanderung aller möglich. Nicht jede und jeder konnte oder wollte jedoch auswandern, und es zeigte sich, dass aus den Provisorien dauerhafte Einrichtungen wurden.⁸⁰ Diejenigen, die in Deutschland blieben, wandten sich in der Regel den Stadtgemeinden zu.⁸¹ Hatten viele der überlebenden deutschen Juden oder Jüdinnen vorher der Religionsausübung ferngestanden⁸², so galten die zumeist aus osteuropäischen Ländern geflüchteten DPs als „ihrem Shtetl“ weiterhin verbunden und in der orthodoxen jüdischen Kultur tief verwurzelt. Die DPs verließen nach und nach die Lager: In den Jahren zwischen 1945 und 1951 wanderten rund 220 000 jüdische Displaced Persons nach Israel und 52 000 in die USA aus. Das letzte Lager in Deutschland (Föhrenwald) wurde gegen den Widerstand der Bewohner erst 1957 aufgelöst.⁸³

Allen jüdischen Überlebenden wurde „die Religion und die jüdische Gemeinde der Fixpunkt, an dem [...] [sie] Halt suchten. Das gilt besonders für die orthodoxe Gruppe, aber auch für Juden, die religiös liberaler leben.“⁸⁴ Nach dem Verlassen der letzten Lager wurde „die Synagoge für die meisten jüdischen Flüchtlinge der religiös kulturelle Mittelpunkt“⁸⁵ des Lebens.

Bildeten zu Beginn der Gemeindegründung in den Städten die deutschen Jüdinnen und Juden die Mehrheit, so verschob sich diese im Laufe der Zeit zu den osteuropäischen Mitgliedern, was „zu Konflikten [führte], da sich die deutschen Juden, die die Gemeinde[n] gegründet hatten, in die Rolle der Minderheit gedrängt fühlten.“⁸⁶ Nun gab es auf der einen Seite die Mitglieder, denen bis dato eine distanzierte Haltung zum Judentum zugeordnet worden war, und auf der anderen Seite diejenigen, die streng die jüdischen Riten und Traditionen eingehalten hatten. Häufig führten entgegengesetzte Meinungen zu Missverständnissen.⁸⁷ Das Ostjudentum, in den Zwanzigerjahren der Weimarer Zeit vom Zionismus wiederentdeckt und dank seiner lebendigen Wurzeln als Sinnbild des ursprünglichen Judentums idealisiert, stand in der Ausübung der religiösen Praktiken dem deutschen reformierten Judentum fern. Bereits die sich in den Lagern gebildeten Gemeinden⁸⁸ waren hinsichtlich ihrer Mitglieder heterogen.⁸⁹ Die Unterschiede bildeten sich in den etablierten Stadtgemeinden umso stärker heraus.

Die deutschen Juden, die kurz nach Kriegsende in München, Augsburg, Stuttgart, Frankfurt und anderen süddeutschen Städten jüdische Gemeinden wiedergegründet hatten, sahen sich nun in die Rolle einer Minderheit gedrängt. Die unterschiedlichen religiösen Traditionen der zumeist liberalen

⁷⁹ Burgauer 1993, S. 35.

⁸⁰ Vgl. Burgauer 1993, S. 34.

⁸¹ Dietrich 1998, S. 39.

⁸² „In Frankfurt hatte die Mehrzahl der überlebenden 600 Juden vor dem Krieg keiner jüdischen Gemeinde angehört.“ Brenner 1995, S. 65.

⁸³ Meinke, Johannes: Die soziale Integration jüdischer Flüchtlinge des ehemaligen Regierungslagers „Föhrenwald“ in den drei westdeutschen Großstädten Düsseldorf, Frankfurt und München (Schriftenreihe der Lehranstalt für Allgemein- und Sozialhygiene, 2), Hamburg 1960, S. 5.

⁸⁴ Meinke 1960, S. 24.

⁸⁵ Ebda.

⁸⁶ Dietrich 1998, S. 115.

⁸⁷ Ginzel 1984, S. 450.

⁸⁸ Dietrich 1998, S. 13–130 sowie: Brenner 1995, S. 63.

⁸⁹ Brenner 1995, S. 53.

deutschen Juden und der vielfach im orthodoxen Milieu aufgewachsenen osteuropäischen Juden sowie sprachliche Unterschiede erschwerten den gemeinsamen Aufbau [...].⁹⁰

Wenn, wie in Stuttgart geschehen, den jüdischen DPs in der Jüdischen Stadtgemeinde zwar die Integration angeboten, ihnen jedoch kein Stimmrecht zugestanden wurde⁹¹, ist nach dem Einfluss der osteuropäischen Jüdinnen und Juden auf den Synagogenbau zu suchen. Es stellt sich die Frage, welche Gemeindegruppe schließlich ihre Vorstellung vom Aufbau eines Gotteshauses durchsetzen konnte bzw. ob überhaupt ein Einfluss bestimmter regional geprägter Traditionen nachweisbar ist.

Als offizielles, institutionalisiertes Zeichen eines sich wieder etablierenden jüdischen Lebens⁹² in Deutschland galt die Gründung des Zentralrates der Juden in Deutschland im Juli 1950, der als Dachorganisation und offizielle Vertretung fungiert. Ihm entsprach der Landesverband der Jüdischen Gemeinden in der DDR. Zu diesem Zeitpunkt war der Neubau verschiedener Synagogen bereits im Gange. In Berlin wurde 1946 die zweite Synagoge übergeben, die „aus den Trümmern sämtlicher Synagogen geschaffen“⁹³ wurde. Ebenso wurden in Heidelberg, Bremen, Leipzig, München, Bad Mergentheim, Essen, Oldenburg, Dortmund und Bochum Synagogen in bestehenden Gebäuden eingeweiht.⁹⁴

Im September 1950 wurde in der noch nicht gänzlich fertiggestellten Synagoge in Saarbrücken der erste Gottesdienst in einem Neubau gefeiert.⁹⁵ Seitens der Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung, die regelmäßig über Einweihungen berichtet, sind kritische Stimmen zum Synagogenneubau in Deutschland und einer somit manifestierten Etablierung jüdischen Lebens selten. Vielmehr werden die Neubauten gelobt und zustimmend erwähnt. In diesem Zeitraum wurde in architektonischen Fachzeitschriften die Frage nach einem Neu- oder Wiederaufbau in Deutschland diskutiert. Einen Schwerpunkt bildete die Frage nach dem Kirchenbau, hinsichtlich des Synagogenneubaus gab es keine Diskussionen. Die Anfangsphase der Synagogenbauten wird allenfalls von den Tageszeitungen mit Randnotizen begleitet, die über Wiedererrichtungen, Richtfeste und Einweihungen berichteten.

2.2 Die Architektenwahl

Neben Hermann Zvi Guttmann sind Helmut Goldschmidt und Karl Gerle die wichtigsten Architekten des Synagogenbaus der dieser Arbeit zugrunde liegenden Zeitphase in Deutschland, da sie jeweils mit mehreren Neubauten beauftragt worden waren. Dieter Knoblauch und Heinz

⁹⁰ Brenner 1995, S. 70.

⁹¹ "Nach ihrem Statut [der israelischen Kultusvereinigung Württemberg, d.V.] im Jahr 1946 war nur wahlberechtigt, wer mindestens eine dreijährige Mitgliedschaft vorweisen konnte." Dietrich 1998, S. 115. Im Jahr 1946 war das jedoch für die meisten Mitglieder schwerlich möglich.

⁹² Vgl. Stern, Frank: Im Schatten des Holocaust. Jüdisches Leben in Niedersachsen nach 1945 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 12), Hannover 1997, S. 235–254.

⁹³ Jüdisches Gemeindeblatt für die Nord-Rheinprovinz und Westfalen (Später Jüdische Allgemeine Wochenzeitung) 1. Jg./Nr.6/25.6.1946/S.34.

⁹⁴ Vgl.: Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland (Später Jüdische Allgemeine), Jahrgänge 1-6.

⁹⁵ Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland (Später Jüdische Allgemeine), 5/24/22.9.1950 sowie 5/41/19.1.1951.

Heise sind die Architekten von zwei Bauten, mit je einem Bau sind Klaus May⁹⁶ mit Karl Heinz Wongel, Heinrich Sievers, Ernst Guggenheimer, Karl Gerlach, Ignaz Jacoby und Helmut Joos, Willy Nöckel, Wilhelm Schlechte und Alfred Staral vertreten. Harro Brosinsky und Hermann Backhaus haben nach der Synagoge in Karlsruhe 1971 später, 1984, die Synagoge in Freiburg gebaut und waren im Gespräch für den Synagogenneubau in Mannheim, diese Synagoge wurde schließlich jedoch 1985–87 von Karl Schmucker erbaut. Häufig waren weitere Architekten an der baulichen Umsetzung der Entwurfspläne der Architekten beteiligt, was sich durch Kooperationen und die Vertretung des planenden Architekten vor Ort erklären lässt. Auch hat sich gezeigt, dass – wenn es ein Architekturbüro gab – in der Regel ein Architekt die Entwürfe und Planungen lieferte und dieser auch als der eigentliche Architekt der Synagogen benannt werden kann.

Die Architektenwahl ist in den Unterlagen nicht dokumentiert. Heinrich Sievers, Architekt der Saarbrücker Synagoge und – wie der Großteil der Architekten – Mitglied des BDA, tauchte bei keinem weiteren Synagogenbau auf, und die Gemeinde konnte heute keine Angaben über Auswahlverfahren seinerzeit geben. In Stuttgart war Ernst Guggenheimer (1880–1973) unter anderem für die Jüdische Vorkriegsgemeinde in Stuttgart bis 1937 als Architekt tätig. Er ist der einzige hier angeführte Architekt, der bereits vor 1933 im Synagogenbau tätig war. Seine Beauftragung mit dem Neubau scheint somit zwangsläufig. Der Vater Helmut Goldschmidts war Vorstandsmitglied der Kölner Jüdischen Gemeinde. Helmut Goldschmidt wurde hier 1949 mit einem ersten Synagogenumbau beauftragt. Nach Aussage Goldschmidts wurde in den folgenden Jahren die Architektenwahl für die Synagogen ohne Wettbewerb oftmals über direkte Anfragen der Gemeinden entschieden,⁹⁷ und auch Sophie Remmlinger spricht in der postumen Veröffentlichung Hermann Zvi Guttmanns von Auftragsarbeiten.⁹⁸ Helmut Goldschmidt erinnerte sich: „Es gab Übereinkünfte, dass man sich nicht in die Quere kommt“.⁹⁹ So war Goldschmidt im Raum Köln/Nordrhein-Westfalen und Hermann Zvi Guttmann im südlichen Raum beschäftigt. Goldschmidt sprach von einer Bekanntschaft zwischen ihm und Guttmann, wohingegen er Karl Gerle nicht näher kannte. Gerle tritt erstmals mit dem Neubau in Recklinghausen in Erscheinung. Hier, ebenso wie bei den Bauten in Hagen, Minden, Osnabrück sowie Bremen, gibt es keine Informationen über einen Wettbewerb, obwohl beim Umbau des Hauses in Aachen in der Oppenhoffallee Hermann Zvi Guttmann ebenfalls Entwürfe eingereicht hat.

In Essen und Berlin wurden die Architekten Knoblauch und Heise mittels eines eingeschränkten Wettbewerbes gefunden. Die Gemeinde Trier hat für den Bau ihrer Synagoge den Architekten Alfons Leitl angefragt, der nicht nur durch seine Tätigkeit als Stadtbaurat in Trier bekannt war, sondern darüber hinaus in der Nachkriegszeit einen Ruf als Kirchenarchitekt und namhafter Vertreter der architektonischen Diskussionen erlangte.

⁹⁶ Wolfsberg-Navid, Oskar u.a.: Die Drei-Gemeinde. Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden Altona-Hamburg-Wandsbek, München 1960, S. 148: Architekt der Synagoge Hamburg und Autor des Artikels „Beschreibung der Neuen Synagoge“ wurde mit „Diplom-Ing. Franz May“ abgedruckt. Dieser Druckfehler zieht sich bis heute durch die Literatur: Rees-Dessauer 2019 und Alexandra Klei 2017.

⁹⁷ Aussage Helmut Goldschmidt im Gespräch. Interview mit Helmut Goldschmidt am 08.09.1998.

⁹⁸ Im Kapitel der „Entwürfe und Modelle“ heißt es: „Bei den Entwürfen und Modellen handelt es sich – abgesehen von den Wettbewerbsarbeiten – um Auftragsarbeiten, die meist aus finanziellen Gründen dann doch nicht ausgeführt werden konnten“. Guttmann, Hermann Zvi: Vom Tempel zum Gemeindezentrum. Synagogen im Nachkriegsdeutschland, hg. von Sophie Remmlinger und Klaus Hofmann, Frankfurt/Main 1989, S. 114.

⁹⁹ Goldschmidt 08.09.1998

Ignaz Jacoby war Mitglied der Frankfurter jüdischen Gemeinde, sodass die Beauftragung für den Neubau der Synagoge in Wiesbaden, in Bürogemeinschaft mit Helmut Joos, nahe lag. Häufig kam es auch zur Zusammenarbeit der Architekten, so haben beispielsweise Jacoby und Guttmann in Offenbach zusammengearbeitet. In Hamburg wurde Guttmann als Fachmann für rituelle Einbauten hinzugezogen, in Hannover hat er wiederum Entwürfe Adolf Falkes weiterbearbeitet. In Düsseldorf basieren Teile der Planung auf der Zusammenarbeit Guttmanns mit Gerhard Rehder.

3 Einführung in die Thematik: Synagogenarchitektur

3.1 Das 19. Jahrhundert: Imitatio

Eine Bautätigkeit jüdischer Gemeinden in Deutschland kann seit dem frühen Mittelalter verzeichnet werden und steht für die lange Tradition *aschkenasischer*¹⁰⁰ Synagogen.¹⁰¹ Dass diese jedoch nicht von Juden für Juden erbaut wurden, lag jahrhundertlang an den restriktiven Berufsbeschränkungen für Menschen jüdischen Glaubens. In der behandelnden Literatur werden die Bauphasen des Synagogenbaus in die Zeit des Mittelalters, des 16. bis 18. Jahrhunderts und des 19. und frühen 20. Jahrhunderts unterschieden. Eine Durchlässigkeit der Grenzen zwischen christlicher Umwelt und jüdischer Lebenswelt wird durch Moses Mendelssohn und dessen Wirken initiiert. Seine Vereinigung von philosophisch-christlicher und philosophisch-jüdischer Kultur sorgt schon im 18. Jahrhundert für eine Verbindung über die Glaubensgrenzen hinweg. Der mit Mendelssohns Wirken in Zusammenhang stehende „Beginn der jüdischen Neuzeit“¹⁰² bewirkt viele Neuerungen im jüdischen Leben, die sich häufig in einer Annäherung an das christliche Lebensumfeld spiegeln. Dieser Wendepunkt, aus dem Ghetto heraus in die christliche Umwelt, führt zu einer Differenzierung jüdischer Lebensweise, die bis dato mehr oder weniger homogen gestaltet war. In Folge bilden sich unterschiedlichste Gruppen, die sich zwischen dem strengen Einhalten jüdischer Traditionen und der Taufe als „Entréebillet“ zur deutschen Kultur bewegen. Gespiegelt werden die Annahme christlicher Lebenskultur und der doppelschneidige Wunsch nach gesellschaftlicher Gleichstellung in der Architektur der Stadtsynagogen. Durch den Umzug in die Städte und das Anwachsen der Gemeinden wächst der Bedarf an Synagogen, und der Bau von Großstadtsynagogen in Unterscheidung zu den Dorf- und Kleinstadtsynagogen beginnt. Die beginnende Emanzipation der Juden in Deutschland trennt sich in eine äußere und innere. Die äußere Emanzipation geschieht auf Grundlage der politischen Entwicklungen. Die innere basiert auf dem damit einhergehenden wachsenden Selbstbewusstsein der jüdischen Bevölkerung und ihrem Glauben an die vollständige Integration in der deutschen Gesellschaft.

¹⁰⁰ Aschkenas, Aschkenasim: Mittel- und osteuropäische Juden im Unterschied zu den in West- und Südeuropa lebenden Juden, die Sepharden, bzw. Sephardim benannt wurden und die eine eigene Form der Anordnung zentraler liturgischer Elemente hatten. Nach der Vertreibung der Sepharden aus Spanien und Portugal finden sich diese Bauformen auch in anderen Teilen Europas: Kornberger, Uwe: Raumkonzeption sefardischer Synagogen, Heidelberg 1998.

¹⁰¹ Künzl 1992, S. 53.

¹⁰² Friedlaender, Albert: Von Berlin in die Welt, in: Andreas Nachama u.a. (Hg.): Jüdische Lebenswelten. Essays, Berlin 1991, S. 13; Schubert 1995, S. 32.

Die Epoche [...] mit den geringsten Repressionen und den grössten [sic] Hoffnungen auf Besserung der Verhältnisse erlebten die deutschen Juden in der Zeit von etwa 1855–1875. In diesen beiden Jahrzehnten zeichneten sich die Gleichberechtigung und Integration ab, der wirtschaftliche Aufstieg verschaffte den Juden einen überproportionalen Wohlstand.¹⁰³

Die Veränderungen der Wirtschaftsstrukturen Deutschlands ermöglichen es den Mitgliedern der jüdischen Gemeinschaft, sich der Marktwirtschaft anzupassen und durch Handelstätigkeiten – den Wirtschaftsbereich, den ihnen die christliche Umwelt frühzeitig zugewiesen hatte – zu Vermögen zu kommen.¹⁰⁴ Denn dass die „liberale Wirtschaftsordnung, für die die ständisch organisierten Handwerker zu schwerfällig waren“,¹⁰⁵ vor allem Juden bessere Möglichkeiten bot, lautet eine der Thesen für den wirtschaftlichen Aufschwung.

Und diese Erweiterung [Einräumung aller Rechte an alle Juden] wiederum war nicht politischen oder gar liberalen Erwägungen geschuldet, sondern lag im Zuge der immer wachsenden Ansprüche der staatlichen Wirtschaft selbst, für die der Reichtum von einzelnen nicht mehr genügte und die sich daher darauf verlassen mußte, daß es ihren »Hofjuden« gelingen würde, größere Gruppen des eigenen Volkes zu Wohlstand zu bringen und an den Geschäften zu beteiligen.¹⁰⁶

Allgemein betrachtet ist das 19. Jahrhundert eine Zeit der Diskussion über die jüdischen Bürgerrechte, die zu unterschiedlichen Zeiten in den deutschen Teilstaaten gewährt und wieder entzogen werden, um dann 1869 die volle bürgerliche Gleichstellung zu bringen. Die Zeit der politischen Gleichstellung ermöglicht eine gesellschaftliche Anerkennung, die durch eine fortwährende innerjüdische Emanzipation verstärkt wird. Mit Anwachsen der jüdischen Gemeinden wächst der Wunsch nach übergreifender Akzeptanz. Die Angleichungen bewirken jedoch neue Vorurteile, nach „welchem Juden aufgrund ihrer Assimiliertheit in die bürgerliche Gesellschaft einzudringen wünschten.“¹⁰⁷ Diesem Vorurteil zu begegnen, führt in der Architektur zu einem ständigen Abwägen stilistischer Mittel, die je nach Einsatz die Zugehörigkeit zur Gesellschaft spiegeln oder negieren. Die bei Künzl 1984 beschriebenen islamisierenden Elemente der Synagogenarchitektur oder die in Mode gekommenen ägyptisierenden Baustile sind Versuche, dem Judentum einen baulichen Eigenstil zuzuordnen, der in der Phase der baulichen Stilvielfalt des 19. Jahrhunderts für Identität und Unverwechselbarkeit sorgen soll. Teils sind diese Baustile von den Gemeinden erwünscht, teils werden sie oktroyiert, da die Gemeinden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts aufgrund ihrer Berufsbeschränkungen auf die Zusammenarbeit mit christlichen Architekten angewiesen sind.

Je mehr sich die tatsächlichen Differenzen innerhalb der Gesellschaft verringern, umso auffälliger müssen sich die Synagogen von dem unterscheiden, was als „typisch deutsch“ und originär christlich angesehen wird. Die Diskrepanz liegt also in den tatsächlich angeglichenen Lebensumständen und der Zuordnung exotischer Baustile für eine angeblich fremde, nicht deutsche Gruppe. Auch wenn exotische Baustile zunächst als eigenständiger Ausdruck synagogaler Architektur begrüßt werden, da sich somit die Synagogen erstmals von den Kirchen

¹⁰³ Hammer-Schenk 1974, S. 7.

¹⁰⁴ Vgl. das Beispiel Dresdens in: Hammer-Schenk 1981, S. 123.

¹⁰⁵ Schubert, Kurt: Jüdische Geschichte (Beck'sche Reihe, 2018), München 1996, S. 111.

¹⁰⁶ Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft. München 1998, S. 47.

¹⁰⁷ Ebda., S. 138.

unterschieden, so werden sie doch auch abgelehnt, da die Verbindung von östlicher Kultur mit deutschem Judentum in den Augen der assimilierten Jüdinnen und Juden eine Diffamierung bedeutet. Trennt doch während der Phase der Assimilation im 19. Jahrhundert „eine unüberbrückbare Kluft das Judentum von der modernen Kultur. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß Juden [...] die Welt des Talmuds und der hebräischen Liturgie hinter sich lassen und statt dessen [sic] die Kultur Goethes und Beethovens annehmen mußten.“¹⁰⁸

Noch verbindet sich das Bild des Ostjudentums mit einer orthodoxen, aber auch als rückständig angesehenen Lebensführung. Eine architektonische Zuordnung, gleich ob ägyptisch, islamisierend oder allgemein exotisch, streicht Unterschiede heraus, die man negieren möchte. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts ändert sich die Einstellung zum Ostjudentum und seiner Bedeutung für die deutschen Juden.

Seit Juden im Berufswesen die Möglichkeit haben, Architekten zu werden, intensiviert sich die Frage nach einem Stil für Synagogen, der gleichzeitig einen unverwechselbar jüdischen Charakter aufweist, eine sakrale Ausstrahlung hat und dennoch nicht zu nah am christlichen Baustil steht. Einer der ersten jüdischen Synagogenarchitekten ist Albrecht¹⁰⁹ Rosengarten (1809–1893), der die exotischen Stile wie den Islam- und den Ägyptenstil für Synagogen ablehnt [Abb. 43], da für diese keine Notwendigkeit vorliegen. Um der „erreichten politischen und rechtlichen Gleichstellung und einem als Konfession verstandenen Judentum Ausdruck zu verleihen“¹¹⁰, nutzt Rosengarten den zeitgenössischen Rundbogenstil, den die nicht-jüdischen Architekten für den Sakralbau, insbesondere aber für den Profanbau verwenden. Ebenso wie Rosengarten ist auch Edwin Oppler (1831–1880) um einen Synagogenstil bemüht, der in einer größtmöglichen Annäherung an den christlichen Sakralbau die Gleichstellung der Juden in der Gesellschaft faktisch darstellen soll. Durch Rosengartens Verwendung romanischer Stilelemente, beispielsweise in Kassel (1839) [Abb. 37], oder Opplers Verwendung ebendieser in Hannover (1870) [Abb. 38] wird an die lange Tradition von Synagogenbauten in Deutschland, dokumentiert durch die Wormser Synagoge von 1174/7 (ursprünglich 1034), angeknüpft [Abb. 39]:

Wenn nun die Juden jener Zeit [...] es nicht gescheut hatten, ihr Gotteshaus in dem herrschenden Baustil christlicher Kirchen zu errichten, wie könne es da nur einen Augenblick zweifelhaft sein, daß die Errichtung von Synagogen in neuerer Zeit [...] nicht in diesem Stil geschehen müsse!¹¹¹

Die Romanik, als Vorläuferin der Gotik – die im 19. Jahrhundert schlechthin als deutscher Stil betrachtete Architektur –, verkörpert aufgrund ihres Alters den jüdischen Glauben. Als diejenige Epoche jedoch, in der die deutsche, gotische Architektur wurzelt, gilt sie zugleich im Sinne einer Wertigkeit als halbfertig. Somit kann sie für jüdische Repräsentationsbauten verwendet werden, ohne zu deutlich an den aktuellen Kirchenstil angelehnt zu sein. Häufig werden gotische Elemente übernommen und romanisch ausgebildet, wie etwa große Rosettenfenster, und stellen somit bei gleichzeitiger Distanz eine Verbindung zum christlichen Sakralbau her.

¹⁰⁸ Brenner, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik, München 2000, S. 13.

¹⁰⁹ Auch Albert oder Abraham.

¹¹⁰ Rohde 1993, S. 237.

¹¹¹ Kastenholz, J.H.: Dem Andenken des Königl. Hannoverschen Baurates Edwin Oppler, Hannover 1929, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F. 24/25 (1970/71), Hannover 1971, S. 136.

Dass diese Zuordnung – die Romanik für das Judentum, die Gotik für das Christentum – nicht erst eine Thematisierung des 19. Jahrhunderts ist, zeigen Gemälde Rogier van der Weydens bereits Mitte des 15. Jahrhunderts. Besonders deutlich ist dies bei der „Darbringung im Tempel“¹¹² zu sehen. Van der Weyden romanisiert die Elemente des Tempels und weist hiermit dem Judentum die Romanik zu. Die Zeit nach Jesu Geburt wird durch gotische Architektur dargestellt, so etwa beim „Altar der Darstellung der sieben Sakramente“¹¹³ – hier handelt es sich um verschiedene, sich im Innenraum einer gotischen Kirche abspielende Szenen. Der Meister der Darmstädter Passion [Abb. 40] zeigt auf seinem Altarbild¹¹⁴ im Hintergrund der Anbetung der Heiligen Drei Könige – der „Weisen aus dem Morgenland“ – die Reste einer romanischen Ruine, wohingegen die „Erhöhung der Kreuzes“ auf der korrespondierenden Flügelseite des Altarbildes innerhalb gotischer Architektur stattfindet.

Ein Aussagebruch der architektonischen Mittel zeigt sich bei der Synagogenarchitektur des 19. Jahrhunderts im Verhältnis von Außenbau und Innenraum, wenn bei romanisierender Fassade der Innenraum islamisierend ausgestaltet ist. Die Dresdner Synagoge (1838–1840) Gottfried Sempers, deren Fassade durch romanisierende Formen italienischen Ursprungs gestaltet war, wurde im Inneren islamisierend dekoriert [Abb. 41, 42]. Größere Diskrepanzen in ihrem architektonischen Ausdruck bezeugen Synagogen, deren Deutung des äußeren Stilkanons der inneren Funktionalität widerspricht. Wenn, wie am Beispiel der Hannoverschen Synagoge Opplers, Türme, die an die romanischer Dome erinnern und in die Toiletten sowie Schornsteine eingebaut sind¹¹⁵, Seitenschiffe, die Garderoben und Treppen beinhalten, sowie ein angedeutetes Lang- und Querhaus ohne innere Entsprechung vorhanden sind [Abb. 38], so bezeugt die Widersprüchlichkeit der Architektur gleichnishaft die politische Situation des deutschen Judentums im 19. Jahrhundert. Und so verwirft der Architekt Oppler, einer der ersten jüdischen Synagogenbauer, am Beispiel seiner Hannoveraner Synagoge sein erstes „Grund-Prinzip der wahren Architektur: ‚ein Bauwerk von innen nach außen zu bauen‘“¹¹⁶ zugunsten seiner politischen Überzeugung:

Der Jude des 19. Jahrhunderts aber wolle im Staat aufgehen, mit allen geistigen und materiellen Mitteln kämpfe er für dieses Ziel. Der deutsche Jude wolle vor allem ein Deutscher sein, er kämpfe und leide für Gleichstellung mit seinen christlichen Brüdern, könne und dürfe er sich dann durch sein Gotteshaus ohne jeden rituellen Grund isolieren?¹¹⁷

3.2 1900–1933: Die synagogale Moderne

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehren sich die Stimmen, die diese Doppeldeutigkeiten in der Architektur ablehnen. Der Schwerpunkt verlagert sich von der größtmöglichen Imitatio zur

¹¹² Um 1460, in München, Alte Pinakothek.

¹¹³ Altar mit der Darstellung der sieben Sakramente 1445, in Antwerpen, Koninklijk Museum voor Schone Kunsten.

¹¹⁴ Meister der Darmstädter Passion, um 1455, Hessisches Landesmuseum.

¹¹⁵ Hammer-Schenk 1979, S. 105.

¹¹⁶ Hammer-Schenk, Harold: Edwin Opplers Theorie des Synagogenbaus, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F., 1-3, (1979), S. 106.

¹¹⁷ Kastenholz 1971, S. 8.

Findung einer eigenen, adäquaten Architektursprache. Je größer die Zahl der jüdischen Architekten, je verschwommener die vermeintlichen gesellschaftlichen Unterschiede, umso interessanter werden Synagogenbauprojekte auch für namhafte Architekten. Die Anzahl der Wettbewerbe und das Interesse an der Lösung einer vermeintlich fehlenden synagogalen Formensprache nehmen zu.

Die Synagoge als Großbauprojekt innerhalb des Stadtgebildes ist auch im öffentlichen Bewusstsein etabliert, und immer häufiger bekommen die Gemeinden repräsentative Grundstücke in guter Stadtlage. Dennoch vollzieht sich der Wandel in der Architektursprache seit der Jahrhundertwende nur langsam. Ernst Hiller beklagt in seinen „Betrachtungen über den modernen Synagogenbau“ von 1906 die Ähnlichkeiten zwischen Kirchen und Synagogen und vergleicht Opplers Hannoveraner Synagoge ebenso wie die Straßburger von Ludwig Levy mit romanischen Kirchen und fordert:

Da sich aber die Idee des Judentums in einem unüberbrückbaren Gegensatz zur Idee des Christentums befindet, so muss sich dieser Gegensatz doch auch gerade im Gotteshause zum wahrnehmbaren Ausdruck bringen lassen.¹¹⁸

Hiller stellt Forderungen nach einer unverwechselbaren synagogalen Architektur auf. Doch scheint die „Attraktivität des romanischen Stils so einleuchtend gewesen zu sein – vor allem was die nationale Identifikation betrifft –, daß kaum eine größere Gemeinde auf diesen Stil verzichten wollte, der in ganz Deutschland verbreitet war.“¹¹⁹

Großstädte, die in ihrer Unübersichtlichkeit der Lebensformen die gesellschaftlichen Hintergründe anonymisieren, wirken attraktiv auf viele Mitglieder jüdischer Gemeinden, sodass ein Zuzug in die Städte beginnt. Bereits 1910 leben sechzig Prozent der jüdischen Bevölkerung in Großstädten, hauptsächlich auf zehn Großstädte verteilt.¹²⁰ Diese Zentrierung auf das Stadtleben, das Wachstum der Städte und die vor allem damit verbundenen Neugründungen von Stadtvierteln fördern zugleich das Loslassen von „tradierten“ Formen.

Hinsichtlich der Synagogenarchitektur beeinflussen zwei Faktoren die Weiterentwicklung: zum einen wirken die Auseinandersetzungen um gelungene architektonische Ausdrucksformen neu entstandener Baugruppen in Folge der Industrialisierung und Verbürgerlichung der Gesellschaft (Bahnhofsbauten, Postämter, Fabrikanlagen) auch auf die Synagogenfrage ein. Zum anderen beeinflusst eine zionistisch begründete Auseinandersetzung um eine neu herauszubildende jüdische Kunst und Kultur die Frage nach dem eigenen Stil.

He [Martin Buber, K.L.] saw Jewish art as a tool that enables a process of unification between the past and present of the Jewish People; a means linking the individual and the group, Jew and the complete man, creating a bond between feelings and aesthetics with the intellect. He saw Jewish

¹¹⁸ Hiller, Ernst: Betrachtungen über den modernen Synagogenbau, in: Ost und West. Illustrierte Monatschrift für modernes Judentum, 6 (1906), Sp. 28–36, Sp. 31.

¹¹⁹ Hammer-Schenk 1979, S. 236-237.

¹²⁰ Zimmermann, Moshe: Die deutschen Juden 1914–1945 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 43), München 1997, S.12.

art as a most significant vehicle for the realization of Zionism both in its metaphysical and cosmological meanings.¹²¹

Eine über die architektonische Entwicklung in Palästina auf Deutschland rückwirkende Baukunst setzt bereits mit den ersten Gebäuden Palästinas ein, deren Architektur ebenfalls zum Zeitpunkt des frühen 20. Jahrhunderts europäisch beeinflusst wird. So zeigen sich ein Spannungsbogen vom Herzliya-Gymnasium in Tel Aviv von 1911 über den ersten Entwurf Alexander Baerwalds für das Technikum (Technicon) in Haifa (1910) [Abb. 51] sowie ein Einfluss der Bezalel-Kunstgewerbeschule in Jerusalem unter der Leitung Boris Schatz' in ihrer Rückwirkung bspw. auf die Synagogen in Essen und Sillein. Im Zeitraum zwischen 1900 und 1933 entstehen einige Großsynagogen, die die Entwicklung der synagogalen Architektur entscheidend voranbringen und auch außerhalb von Fachkreisen bekannt werden. Als eine der wichtigsten Synagogen wird die Essener Synagoge des nicht jüdischen Architekten Edmund Körner von 1913 betrachtet, die die Vergleichbarkeit mit Kirchenbauten hinter sich lässt [Abb. 44]. Körner versieht seine massive, in ihrer Raumfolge am Tempel in Jerusalem orientierte¹²² Synagoge mit eindeutiger jüdischer Symbolik und demonstriert damit am repräsentativ gelegenen Bau in der Essener Innenstadt Unabhängigkeit und Selbstbewusstsein der jüdischen Gemeinde. Darüber hinaus wird die Essener Synagoge zu diesem Zeitpunkt bereits als Repräsentationsbau der Stadt selbst gesehen: Denn

„ein so wichtiger monumentaler Akzent wie der Synagogenbau in seiner vorherrschenden Situation ist nicht mehr Sache einer Kultgemeinde, es ist ein Mittelpunkt für einen Teil der Stadt, nach dem die ganze Nachbarschaft in Zukunft sich gestalten muß.“¹²³

In Folge des Baus der Essener Synagoge findet eine Auseinandersetzung um jüdische Symbolik als architektonische Kennzeichnung des Synagogenbaus statt. So wird das dreitürige Portal der Synagoge [Abb. 45] mit jüdischer Symbolik versehen, die sich auf den Künstler Ephraim Moses Lilien bezieht. Lilien ist mit den Illustrationen zu den Büchern „Juda“ und „Lieder des Ghetto“ von 1902 bekannt geworden und gilt als Vertreter und Mitbegründer einer nationalen jüdischen Kunst. Lilien ist Sozialist und Zionist, und ein Verweis auf ihn am Portal einer derart großen und repräsentativen Synagoge kann programmatisch gesehen werden.¹²⁴ In direkter Nachfolge der Essener Synagoge und als Weiterentwicklung des programmatischen Bildprogramms steht die Augsburger Synagoge von Fritz Landauer von 1917. Ebenso wie in Essen wird die Abfolge des Raumprogramms an den damaligen Erkenntnissen des Tempels angelehnt, und auch hier gibt es, wie bei fast allen Synagogen dieser Zeit, den Brunnen im Vorhof „als Anspielung auf das von Rindern getragene Eherne Meer“¹²⁵ des Tempels.

¹²¹ Mishory, Alec: *Secularizing the Sacred. Aspects of Israeli Visual Culture* (Brill's Series in Jewish Studies, 65), Leiden/Boston 2019, S. 17

¹²² Künzli, Hannelore: *Jüdische Kunst von der biblischen Zeit bis in die Gegenwart*, München 1992, S. 149.

¹²³ Klapheck, Richard: *Professor Edmund Körner*, Essen-Darmstadt, in: *Moderne Bauformen. Monatshefte für Architektur und Raumkunst*, 13 (1914), S. 65–98, S. 65.

¹²⁴ Vgl. Mishory 2019, S. 19–42.

¹²⁵ Klotz, Sabine: *Fritz Landauer (1883–1968). Leben und Werk eines jüdischen Architekten* (zugl. München, Univ., Diss., 2000), Berlin 2001, S. 47

Die Entdeckung jüdischer figürlicher Kunstwerke in den Jahren um 1900 hatte einen Disput um ihre Zulässigkeit im allgemeinen und in den Räumen einer Synagoge im besonderen ausgelöst. Menschendarstellungen waren vorwiegend aus Buchmalerei und Kleinkunst bekannt, [...] [...] Während Symbole, Gegenstände und Tiere in liberalen Kreisen weitgehend akzeptiert wurden, war die Darstellung der menschlichen Gestalt weithin umstritten, gleichwohl aber in Ausnahmen gestattet.¹²⁶

So werden in Essen jüdische Feiertage als Symbole in das Bildprogramm der Innenausstattung aufgenommen – die „Bilder der Feste konnten durch die dazu notwendigen rituellen Gegenstände und Speisen wie durch die literarische Überlieferung zu den Feiertagen ausgedrückt werden“ – und gelten als „Erfindung des beginnenden 20. Jahrhunderts.“¹²⁷ Dazu gehört auch die Darstellung der zwölf Stämme, deren Symbolik für die Einheit des jüdischen Volkes in der Diaspora gilt.

The heraldry of the twelve tribes of Israel has reasonable cause to be considered a distinctive religious iconographic invention; secular Jewish expression of the theme emerged in reformed Jewish German culture as late as the 19th century. Zionism picked up its legacy to convey the message of unity through diversity [...].¹²⁸

Die Lebenswirklichkeit der deutschen Juden ist, trotz rechtlicher Gleichstellung, nach wie vor die einer unterdrückten Minorität. Die Hoffnungen, endlich wirklich ein Teil der Gesellschaft zu sein, zerschlagen sich mehr und mehr. Gleichzeitig stellt sich die Frage nach dem Wesen des Judentums, denn viele „deutsche Juden, die ständig an ihr Jüdischsein erinnert wurden, fragten sich immer öfter, ‚warum und wozu‘ sie Juden waren“¹²⁹. Der Antisemitismus, der im 19. Jahrhundert noch religiös begründet wird, wird nunmehr mit der Volkszugehörigkeit verbunden. Für die Juden der dritten assimilierten Generation war zuweilen „das Jüdischsein ein etwas sonderbares Stück Urväterhausrat, das man irgendwie erhalten mußte, ohne es mit konkretem Inhalt [...] füllen“¹³⁰ zu können. Der 1893 zur Abwehr des Antisemitismus gegründete Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV) sieht die Notwendigkeit, sich mit den Inhalten und dem Wesen des Judentums auseinanderzusetzen, um zu kennen, was verteidigt werden soll. So werden jüdische Traditionen wiederbelebt und eine eigenständige jüdische Kunst forciert. In der Architektur kommt die Rückbesinnung auf eine ursprüngliche jüdische Gemeindeform, die mehr als nur religiöse Aspekte einschloss, zum Tragen. Die Synagogen werden wieder mit vielfältigen sozialen Funktionsbereichen ausgestattet. Die Synagoge in Peine des Architekten F. Rudolph Vogel aus dem Jahr 1907 weist bereits ein Schulzimmer auf, und auch die Wohnung des Lehrers ist im Bau miteingeschlossen [Abb. 46]. Das Äußere beruft sich noch auf Elemente älterer Synagogen, wie bspw. die stumpfen Seitentürme, das Ganze wird allerdings in eine Architektur jenseits christlicher Sakralarchitektur umgesetzt. Die beiden einrahmenden Seitentürme können als Verweis auf *Jachin und Boas* am Salomonischen Tempel verstanden werden.

¹²⁶ Klotz 2001, S. 49.

¹²⁷ Ebda., S. 51.

¹²⁸ Mishory 2019, S. 209.

¹²⁹ Brenner 2000, S. 81.

¹³⁰ Ebda., S. 13.

Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ist generell eine Phase zurückhaltender Architekturexperimente, in der konservative Vorgaben sich allmählich aufzulösen beginnen. Auch im Synagogenbau wird, in Abwendung der bereits klassischen Kirchenform, vermehrt nach neuen Formengesucht. Die Synagogen in Mainz (1912) [Abb. 47] und Offenbach (1913–1916) [Abb. 48], mit ihren dominierenden Rundkörpern und angegliederten Profanbauten, weisen bereits Elemente öffentlicher Profanbauten auf [Abb. 49] bzw. rezipieren Schlossarchitektur.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verändert vieles: Statt einer erhofften Solidarität im Schützengraben tritt Ernüchterung über die tatsächliche Akzeptanz in der Bevölkerung ein. Der Tod vieler jüdischer Soldaten genügte der deutschen Gesellschaft nicht, „um eine ‚Gemeinschaft im Schützengrabe‘ zu stiften.“¹³¹ Die Enttäuschung darüber antwortet in Form einer verstärkten Hinwendung zum Judentum und ihrem Kulturerbe. Gemäß der zionistischen Überzeugung einer Gemeinschaft durch Volkstum wird die jüdische Kultur gefördert. In der Weimarer Zeit wird der Versuch unternommen, Martin Bubers Forderung nach einer jüdischen Renaissance¹³² nachzukommen.

In der Synagogenarchitektur führt die Hinwendung zum traditionellen jüdischen Kulturerbe zu einer jüdischen Moderne: Es werden neue Architekturformen aufgenommen, die frei von christlicher Konnotation waren. Ist die Zeit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs ein Vorlauf, ein Erproben anderer Repräsentationsformen, so findet nun eine radikale Abwendung statt. Ernüchterungen und Erschütterungen über den Verlauf des Krieges bewirken eine Abwendung von der Opulenz der Zwanzigerjahre. Die auf den Krieg folgenden schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse fördern eine Reduktion der Ausdrucksmittel und die Konzentration auf das Wesentliche. Die Ergebnisse sind wegweisend für eine wirklich originäre Synagogenarchitektur. An nun ausgeschriebenen Architekturwettbewerben im Synagogenbau nehmen namhafte Architekten wie Peter Behrens, Richard Neutra und Josef Hoffmann teil. Den Wettbewerb um die Synagoge in der slowakischen Stadt Sillein (Zilina) gewinnt Peter Behrens mit seinem Synagogenentwurf eines quadratischen, von einer dominanten Kuppel gekrönten Gotteshauses [Abb. 50]. Behrens nimmt das Element der Kuppel und setzt es auf einen im Sinne des Bauhauses reduzierten Grundkörper, der, weiß verputzt und mit bloßem Mauerwerk erweitert, zunächst keine Funktion erkennen lässt. Die Kuppel wird von einem schlichten Davidstern verziert, ebenso die ansteigenden Ecken des quadratischen Unterbaus. Dieser Massivbau mit seiner von der Fassade weit zurückgezogenen Kuppel und den schlichten, vertikal tief in das Mauerwerk eingeschnittenen Fenstern lässt in seiner trutzigen Erscheinung an polnische Festungssynagogen des späten 16. und frühen 18. Jahrhunderts denken.¹³³ Zugleich schafft er eine Verbindung zur Architektur in Palästina, wo bspw. Alexander Baerwald das Technikum in Haifa von 1910 gestaltet. [Abb. 51]

Behrens' Bau stellt ein Verbindungselement zwischen den Anforderungen moderner Architektur und Gemeinschaftssynagogen früherer Zeit dar. Auch die Entwürfe Josef Hoffmanns für den Silleiner Bau, eine weite Kuppel über flachem Unterbau [Abb. 52] sowie ein rechteckiger

¹³¹ Brenner 2000, S. 43.

¹³² Zum Begriff der jüdischen Renaissance Bubers: Brenner 2000, S. 34–36.

¹³³ Wischnitzer, Rachel: The Architecture of the European Synagogues, Philadelphia 5724/1964.

Unterbau mit weit zurückgezogenem spitzem Dach [Abb. 53], sind aussagekräftig für die moderne Synagogenarchitektur.¹³⁴ Die Entwürfe Behrens' und Hoffmanns lassen sich in US-amerikanischen Synagogen der Nachkriegszeit wiederfinden: der Park Synagogue in Cleveland von Erich Mendelsohn (1952) [Abb. 54] und die Beth Shalom Synagoge (1959) von Frank Lloyd Wright in Philadelphia [Abb. 55]. Diese Entwürfe sowie die 1930 errichtete Synagoge Fritz Landauers in Plauen lassen die Synagogenarchitektur der Jahrhundertwende mit ihren Kirchenassoziationen hinter sich. Die Synagoge in Plauen [Abb. 56] besteht aus einem rechteckigen, weiß verputzten Quaderbau auf gemauertem Unterbau. Der Eingangsbereich ist hinter vier gemauerte Pfeiler zurückgezogen. Der Synagogenkörper war funktionalistisch durch unterschiedlich große und versetzt angeordnete Fenster gegliedert, die in die Fassadenfläche eingeschnitten sind oder aus dieser hervortreten. Als Bau jüdischer Bestimmung ist das Gebäude lediglich an einem hochliegendem Rundfenster mit eingesetztem Davidstern erkennbar. Landauers Plauer Synagoge lässt sich mit keiner bis zu diesem Zeitpunkt errichteten Synagoge vergleichen. Das Beispiel der Frohnleichnamskirche von Rudolf Schwarz in Aachen (1930) [Abb. 57] zeigt, wie die Kirchenarchitektur unter Verwendung vergleichbarer stilistischer Mittel zu differenten Ergebnissen kommt. Bedeutsam ist der gleichzeitige Einsatz der Stilmittel in der jüdischen und christlichen Sakralarchitektur und nicht mehr die Imitatio. Der Synagogenbau ist stilistisch in der Gesellschaft angekommen und steht gleichberechtigt neben evangelischen und katholischen Kirchen. Die letzte in Deutschland vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten von den Architekten Felix Ascher und Robert Friedmann erbaute Synagoge in Hamburg (1931) ist ein aus drei Kuben zusammengesetzter Bau. Die flächige Fassade weist bis auf das Eingangsportal und eine in ein Rundfenster eingelassene Menorah keinerlei Fenster auf [Abb. 58]. Von der Straßenflucht zurückgezogen ist die mit grauen Steinplatten verkleidete Synagoge über Stufen erreichbar. Die Architektur ist trotz fehlender Kennzeichen als sakral identifizierbar. Zugleich ist die Architektur ohne weitere Aussage. Vergleichbar mit der Hamburger Synagoge wurde kurze Zeit später, 1934, die St. Albertus-Magnus Kirche in Dortmund von Paul Spiegel und Adolf Ott eingeweiht. Hier wird auf die Hamburger Synagoge zurückgegriffen – eine erste Umkehrung vom Synagogenbau zum Kirchenbau [Abb. 59].

3.3 Der Synagogeninnenraum

Ebenso wie der Außenbau ist auch der Synagogeninnenraum Veränderungen unterworfen. Ein Blick auf die dreifache hebräische Bezeichnung der Synagoge: *bet ha-knesset*, *bet ha-tefillah* sowie *bet ha-midrash* (Haus der Versammlung, des Gebets und des Lernens und Studierens) zeigt eine auf Innerlichkeit angelegte Funktion des jüdischen Gotteshauses. Ist das erste Gotteshaus der Juden, die Stiftshütte oder das Stiftszelt, noch „Wohnung“ Gottes und ist nach seinen Angaben gefertigt worden,¹³⁵ so stehen die ersten Synagogen in der Tradition des zerstörten Tempels in Jerusalem, wenn sie auch im Verlauf zeitgleich mit diesem existiert

¹³⁴ Eisler, Max: Die Synagoge in Sillein, in: Menorah, 9 (1931), S. 525–531.

¹³⁵ Ex 25-31; 35-40.

haben.¹³⁶ Lange Zeit herrschte Unklarheit darüber, ob die Synagoge als Ersatz für den Tempel errichtet wurde oder ob sie parallel zu ihm Versammlungs- und Gebetsmöglichkeiten bot.¹³⁷ Die Tatsache, dass im babylonischen Exil der Juden nach Zerstörung des Ersten, Salomonischen Tempels durch Nebukadnezar im Jahre 586 v.Chr/d.Z. Synagogen erbaut werden, die auch zur Zeit des Zweiten Tempels bestehen und genutzt werden, zeigt eine Gleichzeitigkeit an.

Needing a special place for their devotion and not wishing to interfere with the Temple of Jerusalem, the Jews of the Diaspora, that is of Babylonia, Persia, Syria, Egypt and elsewhere, began to assemble in order to read the Torah, to interpret its contents, to pray and to carry out the law according to its regulation.¹³⁸

Die Synagoge als solche kann somit nicht als reiner Ersatz für den zerstörten Tempel angesehen werden. Die Heiligkeit der Synagoge¹³⁹, dem „kleinen Heiligtum“¹⁴⁰, beruht „allein auf den in ihr vollzogenen Handlungen“.¹⁴¹ So liegt nahe, dass die Funktion der Synagoge nicht über ihre Außenwirkung definiert werden kann und diese dementsprechend wenig relevant war.¹⁴² Konkrete Vorgaben bezüglich der synagogalen Außengestaltung gibt es nicht, und diesbezügliche Anfragen werden von den rabbinischen Responsen immer individuell beschieden.¹⁴³ Es gibt einige wenige (bauliche) Grundprinzipien, an denen immer festgehalten wird und die sich auf die Gestaltung des Außenbaus auswirken¹⁴⁴, die jedoch primär keine schmückende oder visuell an(zu)sprechende, im Sinne von attraktiv-attraahierende, Grundlage haben – der Missionsgedanke ist dem Judentum fremd, und somit kommt den Synagogen nicht die Aufgabe besonders prächtiger Zurschaustellung zu. Eine grundlegende Regel ist die Ausrichtung einer Synagoge nach Jerusalem, eine weitere die Ausstattung mit Fenstern. Letztere, nicht notwendigerweise zu begründende Regel beruft sich auf Daniel in seiner Diasporasituation.¹⁴⁵ Auch die Orientierung der Betenden nach Israel und dort nach Jerusalem ist von der Bibel festgeschrieben:

¹³⁶ Zur Gleichzeitigkeit von Synagoge und Tempel vgl. Künzl, 1992, S. 23f.; Hruby, 1971, S. 45 und 56ff.; Krinsky, 1988, S. 16; Schubert 1995, S. 20f.

¹³⁷ Kotowski, Elke-Vera: Synagoge, in: Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte Salzburg (Hg.): Handbuch Jüdische Kulturgeschichte, B.III.1 (Online-Projekt „Handbuch jüdische Kulturgeschichte“), URL: <http://hbjk.sbg.ac.at/kapitel/synagoge/>, Version 18.01.2021, (Zugriff ebda.).

¹³⁸ Landberger, Franz: A History of Jewish Art (The Union of America Hebrew Congregations), Cincinnati 1946, S. 129.

¹³⁹ Im Unterschied zur christlichen Kirche ist die Synagoge kein geweihter Raum, „sondern ein Zweckraum zur Versammlung. [...] So wird die mittelalterliche und auch neuzeitliche Gemeindegabensynagoge nie ausschließlich zu religiösen Zwecken genutzt.“ Mühlhnghaus 1986, S. 42.

¹⁴⁰ Encyclopaedia Judaica. Jerusalem 1973, Vol. 15, Sp. 580, sowie unter Bezugnahme auf Ezechiel 11,16.

¹⁴¹ Naredi-Rainer, Paul von: Salomos Tempel und das Abendland. Monumentale Folgen historischer Irrtümer, Köln 1994, S. 9; Krinsky 1988, S. 17; Hruby 1971, S. 72f. Kurt Schubert ordnet den Synagogen nicht nur die Qualität eines „minderen Heiligtums“ zu, sondern bezeichnet die außerhalb Jerusalems errichteten Synagogen als „Heilige Plätze“, an denen sich die Schekhina, die göttliche Wesensgegenwart wie vorher im Tempel mit den Betenden vereinte.“ Vgl. Schubert 1995, S. 20.

¹⁴² Goldmann-Ida, Batsheva: Synagogues in Central and Eastern Europe in the Early Modern Period, in: Steve Fine (Hg.): Jewish Religious Architecture: From Biblical Israel to Modern Judaism, Leiden/Boston 2020, S. 184–207, S. 184.

¹⁴³ Rabbinische Responsen zum Synagogenbau, Teil 1. Die Responsentexte. Übersetzt und eingeleitet von Brigitte Kern-Ulmer. Hildesheim/New York u.a. 1990.

¹⁴⁴ Dazu zählt beispielsweise die Vorgabe, dass die Synagoge das höchste Gebäude der Stadt sein sollte. Diese konnte selten eingehalten werden und wurde im Mittelalter durch auf dem Dach installierte Stangen zu erreichen versucht. Mühlhnghaus erläutert dazu: „Der Sinn [...] ist, daß das Beth Haknesset am Hauptbegegnungspunkt der Stadt liegen sollte. [...] Besagte Höhe inkludiert keinen topographischen Standpunkt. Höhe heißt hier gesellschaftlicher Versammlungsort.“ Vgl. Mühlhnghaus, 1986, S. 55f. Vgl. auch Goldmann-Ida 2020, S. 185.

¹⁴⁵ Daniel hatte im Obergeschoss seines Hauses Fenster in Richtung Jerusalem. Die Halacha konstatiert, dass es zwölf Fenster – wohl unter Bezugnahme der zwölf Stämme Israels – sein sollen. Vgl. auch: Encyclopaedia Judaica 1973, Vol. 15, Sp. 591. Zur Halacha siehe Fußnote 154.

Wenn dein Volk [...] in der Ferne zu Dir betet, den Blick zu der Stadt gerichtet, die du dir erwählt hast, und zu dem Haus, das ich dir gebaut habe, dann höre sein Gebet im Himmel [...].¹⁴⁶

Dieser Bitte Salomos entsprechend werden auch die Synagogen außerhalb Israels in Richtung Israel gerichtet, innerhalb Israels nach Jerusalem und in Jerusalem selbst in Richtung des Tempels. Allerdings handelt es sich hierbei um die Ausrichtung der Betenden selbst und weniger um eine Orientierung der Gebäude.¹⁴⁷ Eine nach Jerusalem gerichtete Orientierung der Gebäude, die an dieser Seite ihr Allerheiligstes aufbewahren, findet jedoch ihre logische Anwendung.¹⁴⁸

Daß es dabei im Grunde allein auf die spirituelle Haltung ankommt und alle Detailfragen zweitrangig sind, geht daraus hervor, daß die Texte hinzufügen: ‚Der Blinde [...], oder wer die Himmelsrichtungen nicht bestimmen kann, richte sein Herz [...] zu seinem Vater im Himmel‘.¹⁴⁹

Wesentlich bedeutsamer als die Außengestaltung ist im historischen Verlauf der Innenraum der Synagoge. Anfragen zur Gestaltung¹⁵⁰ und zum Aufbau werden von der *Halacha*¹⁵¹ geregelt. Der Synagogenraum wird stets von zwei Grundelementen geprägt: dem Toraschrein – *Aron Hakodesch* – und dem Lesepult – *Bima* oder *Almemor*.¹⁵² Die eminent wichtige Rolle kommt beiden Elementen aufgrund ihrer Bedeutung für die Schriftverlesung zu. So wie Hruby dem Toraschrein einen besonderen „Heiligkeitscharakter“¹⁵³ zuschreibt, da in ihm die Torarollen aufbewahrt werden¹⁵⁴, so werden dieselben vom Lesepult aus vorgelesen, dem aus diesem Grunde Bedeutung zukommt. Die Stellung beider Elemente im Raum variiert zu unterschiedlichen Zeiten, abhängig vom Wohnort sowie den liturgischen Grundlagen der Gemeinden, sodass nicht behauptet werden kann, dass die im aschkenasischen Bereich verbreitete Stellung des Almemors in der Raummitte grundsätzlich den tatsächlichen Bedeutungsgehalt als Mittelpunkt der Liturgie wiedergäbe. So gibt es, außer der im aschkenasischen Gebiet verbreiteten Anordnung des Toraschreins an der Ostseite des Raumes und der Anbringung des Almemors in der Mitte, in Italien die entgegengesetzte Unterbringung beider an den jeweiligen oppositen Raumenden sowie in Frankreich die Möglichkeit, den Almemor auf der dem Toraschrein gegenüberliegenden

¹⁴⁶ 1 Kön. 8, 44.

¹⁴⁷ Hruby führt an, „dass es wohl rabbinische Vorschriften für die Gebetsrichtung, aber in Wirklichkeit keine für die Orientierung der Synagogen gab. Hinsichtlich der Stellung beim Gebet sind uns viele Aussprüche erhalten geblieben, die alle mehr oder weniger denselben Inhalt haben.“ Hruby 1971, S. 36f.

¹⁴⁸ Nach Künzl erhielten erst ab dem 6. Jahrhundert die Synagogen einen festen Standort für den Toraschrein. „So muß man annehmen, daß in [...] frühen galiläischen Bauten der Aron-Hakodesch transportabel war [...]. Das Fehlen eines festen Platzes für den Aron-Hakodesch hat man wohl mit der Zeit als einen Mangel empfunden, den man im späteren Synagogentypus der frühbyzantinischen Zeit beseitigte. [...] Auch die Bima, in den frühen galiläischen Synagogen als bewegliches Mobiliar aus Holz errichtet, erhält allmählich ihren festen Platz.“ Vgl. Künzl 1992, S. 28f. und S. 31.

¹⁴⁹ Hruby 1971, S. 37. Vgl. auch: Basch, Emanuel: Die Ostseite bei Synagogen, in: Ben-Chananja, 3 (1860), S.188–189.

¹⁵⁰ Zur Entwicklung der frühesten Synagogenarchitektur hinsichtlich rabbinischer Grundlagen: Fine, Steve: Synagogues in the Greco-Roman World, in: Fine 2020, S. 96–121.

¹⁵¹ Unter Halacha wird der normative, auf ein bestimmtes Tun oder Unterlassen gerichtete Teil der mündlichen Lehre verstanden, vgl. Encyclopaedia Judaica, 1928, Bd. 7, Sp. 836.

¹⁵² Auch das Almemmor oder Almemar, aus dem Arab.-Hebräischen mit der Bedeutung: der erhöhte Platz. Die Bima, Bima oder auch Bema, Pl. Bimoth, aus dem Griech. mit der Bedeutung: Bühne.

¹⁵³ Hruby 1971, S. 73.

¹⁵⁴ Vgl. auch den Aufbau des Toraschreins in Anlehnung an den Tempel: Die Torarollen werden durch einen Vorhang, dem *Parochet*, von der Umgebung getrennt. Dieser trennte ursprünglich im Tempel das „Heilige“ vom „Allerheiligsten“. Vgl. Hruby, 1971, S. 40; auch Mühlhngaus, 1986, S. 24: „Dem Aron Hakodesch kommt ein sehr hoher Grad von Heiligkeit zu. War er zerfallen, so durften aus seinem Holz keine anderen Gegenstände gefertigt werden.“

Seite auf einem erhöhten Balkon zu positionieren. Die geläufigste Praxis in sephardischen Synagogen ist die weit auseinanderliegende Lage von Almemor und Toraschrein.¹⁵⁵

Von Interesse sind hier die Bedeutung und Zuordnung beider Elemente in Deutschland. Bis zum Aufkommen des Reformjudentums im 19. Jahrhundert wird an der Position des Almemors im Raummittelpunkt und des Toraschreins an der Ostseite festgehalten.¹⁵⁶ Dies führt, bei einer beiden Polen gleichermaßen zukommenden Bedeutung und Aufmerksamkeit, zur bipolaren Spannungsstruktur des Raumgefüges. Salomon Korn benennt diese *synagogale Raumantinomie* als das originäre Kennzeichen der Synagogenarchitektur.¹⁵⁷

Joseph Carlebach, der spätere Oberrabbiner von Hamburg, überlegt 1929, inwiefern sich diese Bipolarität auf die Grundrissform der Gebäude übertragen muss, und stellt die Frage nach Längs- oder Zentralbau. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass die Synagoge „wohl das einzige Gebäude [ist], das zugleich Längs- und Rundbau, zugleich gerichtet und zentralisiert ist, das einen amphibolen Charakter trägt [...]“¹⁵⁸

An der Positionierung des Almemors in der Raummitte orientierte sich auch die Bestuhlung der Räume. In diesem Falle war sie zwar zumeist konzentrisch angeordnet, da sie jedoch häufig nicht fest installiert war, konnte sie je nach Aufmerksamkeitsschwerpunkt umgestellt werden. Dies ermöglichte ein freies Beten ohne Anleitung durch eine festlegende liturgische Gestaltung. So war es bis zu den Liturgiereformen im 19. Jahrhundert Usus, dass jeder seine Gebete vor sich hinsprechen konnte.¹⁵⁹

3.3.1 Die Reformsynagogen

Die jüdische Emanzipation, der Oberbegriff des Jahrhunderte andauernden Schritts aus dem jüdischen Ghetto in die umgebenden Gesellschaften, zeigte sich als umwälzende Neustrukturierung des jüdischen Lebens. Diese Veränderungen betrafen auch die architektonischen Entwicklungen. Unter dem Einfluss Frankreichs, wo Jüdinnen und Juden im Zuge der Revolution 1791 zu gleichgestellten Bürgern wurden, wurde in Folge der Politik Napoleons in den deutschen Staaten zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Status der jüdischen Bevölkerung rechtspolitisch angehoben. Angesichts dieser als Befreiung empfundenen Entwicklung verstärkten sich die Bestrebungen, das alltägliche und religiöse jüdische Leben der

¹⁵⁵ "Auffallend ist, dass sich schon im 16. Jahrhundert [in Italien] ein bestimmter Bautypus durchsetzte, der für alle Bauten mit Ausnahme der aschkenasischen charakteristisch wurde: der zweipolige Typus mit dem Aron hakodesch im Osten und der Bima im Westen." Künzl, Hannelore: *Europäischer Synagogenbau vom 16. Bis zum 18. Jahrhundert*, in: *Ausst.-Kat. Frankfurt/Main 1988*, S. 89–114, S. 103 sowie Krinsky 1988, S. 30 sowie Luzzatto, Amos: *Lo sviluppo della struttura sinagogale*, in: *Architettura e spazio sacro nella modernità*, hg. von Renato Minetto (Cat. d'Espresso, Milano, *Antichi Granai alla Giudecca* 4. di Dicembre 1992 finò al 6. di Gennaio 1993), Milano 1992, S. 82–85. Vgl. auch zur Architektur der sephardischen Synagogen sowie deren Innenraumgestaltung den Überblick bei Künzl, 1992, S. 44f.

¹⁵⁶ An mittelalterlichen Beispielen gibt es die Synagogen in Worms (1034 bzw. II. Bau 1174/75), Regensburg (13. Jahrhundert), Speyer (I. Bau ca. 1090) sowie Prag (um 1300). Diese als älteste Beispiele geltenden Bauten waren die Grundlage der im 16. bis 18. Jahrhundert erbauten Synagogen, vor allem in Polen, wo der zweischiffige Bautypus mit Almemor im Raummittelpunkt in den Stein- und den Holzsynagogen weiterentwickelt wurde. Wenn von einer Tradition des zweischiffigen Synagogentypus mit der Almemor im Raummittelpunkt gesprochen wird, so muss man sich auf diese Bauten beziehen. Vgl. Künzl 1988: 'Der Synagogenbau im Mittelalter' sowie 'Europäischer Synagogenbau vom 16. bis zum 18. Jahrhundert' in: *Ausst.-Kat. Frankfurt/Main 1988*, S. 61–114.

¹⁵⁷ Korn 1988, S. 289.

¹⁵⁸ Carlebach, Joseph: *Die Architektur der Synagoge*, in: *Jeschurun*, 3/4 (1929) (Adar-Nissan 5689), S. 109–131, S.114.

¹⁵⁹ Vgl. Krinsky, 1988, S. 67f.

christlichen Umwelt anzupassen. Konformität in der Lebensgestaltung, in der Hoffnung, verbliebene antisemitische Ressentiments auf diese Weise zu beseitigen, nahm zu. Akkulturelle Anpassungen zeigten sich in der Sprache, den Predigten, der Kleidung und der Synagogenarchitektur. Die Adaptionen geschahen weniger an eine bestehende denn an eine im Entstehen begriffene Kultur. Sie führten über die „zu sämtlichen Anlässen monarchischen und nationalen Gedenkens in tausendfachen Festansprachen, Huldigungen und Dankadressen“¹⁶⁰ erklärten Bekundungen loyalen Bürgertums in direkter Linie zur selbstbewussten Eigenbezeichnung „Deutsche jüdischen Glaubens“. Diese Identifikation zeigte sich im Verhalten dem Staat gegenüber:

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurde das Prinzip ‚Landesgesetz ist jüdisches Gesetz‘ [*Dina de-malkhuta dina*] vorwiegend auf die Besteuerung der Juden und ihrer Gemeinden sowie auf die Befolgung der landesherrlichen Verordnungen bezogen. Während der Emanzipationszeit jedoch vertraten jüdische Reformer die Ansicht, daß nunmehr *Dina de-malkhuta dina* die Juden ausdrücklich verpflichtete, einzig und allein dem Staat, in dem sie lebten, nationale Loyalität und Anhänglichkeit zu zeigen.¹⁶¹

Angesichts der politischen Veränderungen, die eine Angleichung der Rechtsstellung sowie der Lebensumstände bedeuteten¹⁶², empfanden deutsche Jüdinnen und Juden den bislang als Exil – als *Galut* – betrachteten Lebensort Deutschland zunehmend als Heimat. Mit Mendelssohn verbindet sich der „Beginn der jüdischen Neuzeit“¹⁶³, da er durch „Wort, Tat und seine ganze Person [...] Initiator, Symbol und Idol der ‚Haskala‘, der jüdischen Aufklärung, die von Berlin aus nach ganz Mittel- und Nordosteuropa ausstrahlte“,¹⁶⁴ wurde. Die von ihm eingeführten deutschen Synagogentexte wurden zum Kennzeichen der jüdischen Reformgemeinden, deren erklärtes Ziel die Anpassung der Lebensumstände an die umgebende Gesellschaft war. Das 1812 den Nationenstatus aufhebende Emanzipationsedikt Friedrich Wilhelm III. steht in engem Zusammenhang mit der Schrift C.W. von Dohms über „Die bürgerliche Verbesserung der Juden“.¹⁶⁵ Dohm selbst war von Moses Mendelssohns Schriften beeinflusst.¹⁶⁶ Somit geht die Aufgabe der Nationenidentität, eines der Kernpunkte des jüdischen Reformgedankens¹⁶⁷, letztlich auf Mendelssohn zurück.

Ein Verfechter des Reformjudentums war der seinerzeit umstrittene Israel Jacobson (1768–1828), der für eine Übersetzung theoretischer Kernpunkte in eine neue Architekturform

¹⁶⁰ Lindner, Erik: Patriotismus deutscher Juden von der napoleonischen Ära bis zum Kaiserreich. Zwischen korporativem Loyalismus und individueller deutsch-jüdischer Identität (Europäische Hochschulschriften, 3), Frankfurt/Main 1997, S. 34.

¹⁶¹ Lindner, 1997, S. 133f.

¹⁶² In Preußen fand mit der Veröffentlichung des preußischen Emanzipationsediktes von 1812 eine reformgesetzliche Entwicklung bezüglich der jüdischen Bevölkerung Eingang in die Rechtsnorm. Die in Preußen lebenden Juden wurden zu „Einländern und preußischen Staatsbürgern“ erklärt, wodurch sie zwar „Teilhaber an der Wirtschaft und der modernen Gesellschaft, nicht aber [...] politische Mitglieder des Staatswesens“ wurden. Vgl. Lindner 1997, S. 51f. Des Weiteren hob das Toleranzedikt den Nationalitätenstatus des Judentums innerhalb Preußens auf, indem Friedrich Wilhelm III. die Juden als „jüdische Glaubensgenossen“ bezeichnete. Vgl. Schoeps, Hans-Joachim: Preußen. Geschichte eines Staates, Frankfurt/Main/Berlin 1981, S. 342.

¹⁶³ Schubert, 1995, S. 32 und Friedlaender 1991, S. 13.

¹⁶⁴ Küng, Hans: Das Judentum. München 1991, S. 251–252. Vgl. auch: Encyclopaedia Judaica 1971, Bd.7, Sp. 1433–1434.

¹⁶⁵ C.W. von Dohm: Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin/Stettin 1781–1783; vgl. Schoeps 1981, S.125f.

¹⁶⁶ Schoeps 1981, S. 124f.

¹⁶⁷ Vgl. Lindner 1997, S. 134f.

verantwortlich war.¹⁶⁸ Jacobson sah in der Anpassung der Juden an die Lebensumstände des christlichen, der Aufklärung verschriebenen, Bürgertums den notwendigen Schritt, um die Jüdinnen und Juden aus der gesellschaftlichen Isolation herauszuführen. Er drängte darauf, den Gedanken an eine Rückkehr nach Zion aufzugeben. Dies führte bei seiner 1805–10 in Seesen erbauten Synagoge [Abb. 222] dazu, dass das Gebäude als Tempel bezeichnet wurde, ein Hinweis darauf, dass nicht auf eine Errichtung des irdischen Jerusalems gehofft werden sollte.¹⁶⁹ Die Bezeichnung in Seesen muss weniger als eine programmatisch-theologische als vielmehr als eine assimilatorische Kennzeichnung verstanden werden:

Der Bauherr ordnete an, das Gotteshaus als Tempel zu bezeichnen, ein Name, womit gegenüber der christlichen Öffentlichkeit das Reizwort Synagoge zugunsten eines eher neutralen, gewissermaßen allgemeinmenschlichen Sakralbegriffs verschwand, [...].¹⁷⁰

In Annäherung an protestantische Gemeindehandlungen führte Jacobson eine Form der Konfirmation ein, verordnete „Ziviltrauungen [...], untersagte private Gottesdienste und führte neue Ordnungen für die Kulthandlungen in der Synagoge ein.“¹⁷¹ Im Inneren der Synagoge verschob er den Almemor in Richtung Toraschrein und ließ eine Orgel installieren. Da Jacobsen die Frauenempore hingegen vergittert beließ, muten seine architektonischen Veränderungen zunächst wenig radikal an. Dennoch sind diese Veränderungen, deren strukturelle Orientierung am Protestantismus architektonische Anlehnungen nach sich zogen, maßgebend für die Neustrukturierung im Synagogenbau der folgenden Jahrzehnte.¹⁷² Hierzu zählt neben der räumlichen Annäherung von Almemor und Toraschrein die Einführung der Orgel. Später folgten alle „sogenannten ‚Orgelsynagogen‘ [...] dem liberalen Ritus, ja die Existenz einer Orgel in einer Synagoge war geradezu die Scheidewand zwischen liberal und orthodox [...].“¹⁷³ Ein von Jacobson 1815 in Berlin eingeführter Gottesdienst übernahm die deutschen Predigten, die Orgel und den begleitenden Chorgesang: „Der Zulauf war so stark, daß seine Räume nicht ausreichten [...]“.¹⁷⁴

Angesichts der großen gesellschaftlichen Veränderungen und den damit zunehmend stärkeren Anpassungen an die umgebende Gesellschaft verlor das Judentum vielerorts seinen Kohärenzfaktor. Bald suchten die jüdischen Gemeinden gegen Ende des 19. Jahrhunderts Lösungen zum Erhalt eines lebendigen und zeitgemäßen Judentums zwischen Orthodoxie und Reform. Diese Lösungen waren bekanntermaßen kontrovers. Waren die Forderungen der Reformen zu Anfang noch stark bekämpft, so wurden nach und nach viele Gedanken und im Synagogenbau viele bauliche Lösungen übernommen.¹⁷⁵ Dies bedeutete nicht, dass alle

¹⁶⁸ Zu Jacobson: Lindner 1997, S. 36ff.

¹⁶⁹ Vgl. Hammer-Schenk, 1988, S. 146 ff. sowie Lindner, 1997, S. 36 ff.

¹⁷⁰ Bartetzko, Dieter: Eine verschollene Architektur. Über Synagogen in Deutschland, Frankfurt/Main 1988, S. 94.

¹⁷¹ Hammer-Schenk, 1988, S. 150.

¹⁷² Raschzok, Klaus/Sörries, Reiner (Hg.): Geschichte des protestantischen Kirchenbaues, Erlangen 1994.

¹⁷³ Hirschberg, Hans: Die Bedeutung der Orgel in Berliner Synagogen, in: Synagogen in Berlin. Zur Geschichte einer zerstörten Architektur, hg. von Rolf Bothe (Ausst.-Kat. Berlin, Berlin Museum, 26. Januar bis 20. März 1983), 2 Bände, Berlin 1983, Bd. 1, S. 183–195, S. 184.

¹⁷⁴ Hammer-Schenk, 1988, S. 152.

¹⁷⁵ Vgl. Meyer, Michael A.: Jüdische Identität in den Jahrzehnten nach 1848, in: Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, hg. im Auftrag des Leo-Baeck-Institut von Michael A. Meyer, Bd. I–IV, München 1997, Bd. 2, S. 326–355, besonders: Orthodoxie und Reform, S. 328–334.

Gemeinden, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts neue Bauformen nutzten, sich als Reformgemeinden verstanden.¹⁷⁶ In Folge wurden die meisten Synagogeninnenräume mit zusammengelegtem Toraschrein und Almemor ausgestattet, die Sitzausrichtung wurde diesen entsprechend orientiert, die Vergitterung der Frauenemporen fiel weg, wenn auch die Emporen größtenteils beibehalten wurden.¹⁷⁷ Der Ritus selbst wurde in weiten Teilen dem protestantischen Gottesdienst angepasst. Die Einführung von Orgelmusik sowie Chorgesang wurden ihrerseits zu Kennzeichen des jüdischen Gottesdienstes¹⁷⁸, der auch für Nicht-Juden attraktiv war.¹⁷⁹

1869 faßte schließlich die erste Rabbinerversammlung in Leipzig den Beschluß, daß die Einführung der Orgel empfehlenswert sei und ihrem Spiel am Sabbat und an den Festtagen keine religiösen Bedenken entgegenstünden.¹⁸⁰

Diese Entwicklungen wurden in den jüdischen Gemeinden jedoch jederzeit hinterfragt. Als abzusehen war, dass trotz aller Angleichungen, politischen Erleichterungen und der Aufgabe typischer Eigenheiten, die in der christlichen Bevölkerung die Juden als „fremd“ stigmatisierten, von einem Verschwinden der antisemitischen Vorurteile nicht die Rede sein konnte, wurden die Forderungen nach einer Rückkehr zu eben jenen im Laufe der Emanzipation aufgegebenen Charakteristika laut.

3.3.2 Die Positionen zur Innenraumgestaltung von Alexander Beer und Joseph Carlebach

Die bewusste Verlegung des Almemors in die Nähe des Toraschreins zu Reformzeiten wurde entschieden befürwortet oder abgelehnt. Gründe der Ablehnung waren zumeist eine zu starke Ähnlichkeit mit Kircheninnenräumen und ein damit verbundener Verlust einer originär jüdischen Architekturform. Wurde die Verlegung jedoch befürwortet, so zählten hierbei Gründe wie Ordnung, Übersicht und Platzersparnis.¹⁸¹ Beide Seiten konnten nachvollziehbare Argumente hervorbringen, hinter jeder Position standen komplexe Sichtweisen des jüdischen Lebens in Deutschland, die sich eo ipso gegenseitig ausschlossen.

Die Positionen von Joseph Carlebach (1883–1942), einem der letzten orthodoxen Rabbiner in Deutschland¹⁸², und Alexander Beer (1873–1944), u.a. Architekt der Synagoge Prinzenregentenstraße in Berlin¹⁸³, legen beispielhaft den Stand der Diskussion vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten dar. Zu diesem Zeitpunkt war die Frage nach der Innenraumarchitektur de facto bereits entschieden. Carlebachs Veröffentlichung „Die Architektur der Synagoge“ von 1929 und Alexander Beers Ausführungen „Der jüdische Kultbau“ von 1931 sind Ausdruck einer intensiv geführten öffentlichen Diskussion der Zeit.¹⁸⁴ Die Suche nach der

¹⁷⁶ Hammer-Schenk, 1988, S. 148.

¹⁷⁷ Beim Bau der Synagoge in Dresden Gottfried Semper die Vergitterung beibehalten, doch die Gemeinde wollte die Tradition abgeschaffen. Vgl. Hammer-Schenk 1988, S. 190.

¹⁷⁸ Hirschberg 1983, S. 189f.

¹⁷⁹ Meyer 1996, S. 338.

¹⁸⁰ Hirschberg 1983, S. 184.

¹⁸¹ Vgl. Krinsky 1988, S.31, Hammer-Schenk 1974, S. 183f.

¹⁸² Carlebach sowie seine Familie wurden in Riga ermordet.

¹⁸³ Beer starb in Theresienstadt.

¹⁸⁴ Carlebach 1929, und Beer, Alexander: Der jüdische Kultbau, in: Jüdisches Jahrbuch (1931), S. 34–40.

adäquaten Gestaltung von Innenraum und Außenbau zeitgenössischer Synagogen ist Hintergrund dieser Diskussion sowie des Bedeutungsgehalts der gewählten Architekturformen.¹⁸⁵ Beide Autoren sind sich dahin gehend einig, dass die Architektur der Synagoge bis in die 1930er-Jahre des 20. Jahrhunderts nicht durch stiltypische Erscheinungsformen bekannt geworden war. Carlebach führt dies auf eine durchaus bewusste Haltung zurück:

Es war auch das Gefühl maßgebend, daß im Golus zu große Prachtentfaltung unangebracht wäre, daß alles den Charakter des Provisorischen tragen müsse zum Zeichen, daß wir unterwegs und nicht in der Heimat sind.¹⁸⁶

Beer hingegen sieht die Gründe für mangelnde Stilausbildung in der verfolgten Situation der Jüdinnen und Juden:

Hier fehlten das Licht, die Luft und die Bewegungsfreiheit, die Ruhe und Beschaulichkeit des Tagewerks, d.h. alle Voraussetzungen, welche geeignet gewesen wären, das religiöse Leben fest zu begründen und den Gedanken einer repräsentativen Gestaltung ihrer Andachtsstätten aufkommen zu lassen.¹⁸⁷

So gehen Beer und Carlebach darin konform, dass die zu Beginn der Emanzipation hervorgebrachten Stilkonglomerate als zu unspezifisch für die Architektur der Synagoge abzulehnen sind. Doch während nun Carlebach in den neuen Bauaufgaben des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts einen grundsätzlichen Nachteil für die Architekturentwicklung sieht:

Wenn man dennoch heute die künstlerische Seite mehr betont, so ist es nicht ein Zeichen der Erstarkung des Judentums, sondern bittere Notwendigkeit gegenüber unserem Gegenwartsgeschlecht, das der äußeren Mittel der Andacherweckung nicht entraten kann¹⁸⁸,

bedeutet gerade die Wahlfreiheit für Beer einen Vorteil, da der „synagogale Kultbau [...] durch traditionelle Bindungen in bezug auf seine formale Gestaltung in keiner Weise gehemmt ist [...]“¹⁸⁹

Carlebach will die vorgegebene Raumstruktur nicht aufgegeben sehen, da er in den Elementen Toraschrein und Almemor nicht nur formale Bedeutungsunterschiede sieht, sondern beide prototypisch für eine dem Judentum innewohnende Differenzierung zwischen Transzendentelem und Immanentelem darstellt. So wie der Toraschrein über das Bodenniveau erhöht wird und in einer Wandausbuchtung untergebracht ist, „um anzudeuten, dass sein Inhalt in einer anderen Welt liegt, etwas Jenseitiges, Transzendentes darstellt“¹⁹⁰, so ordnet Carlebach den Almemor der Gemeinde zu, der „Ratio“, der „idealen Welt“¹⁹¹ statt einer „Überwelt“¹⁹². Insofern verwundert es

¹⁸⁵ Vgl. auch die Positionen Hillers 1906, sowie Eislers in: Menorah 11/12, 1929.

¹⁸⁶ Carlebach 1929, S. 112.

¹⁸⁷ Beer 1931, S. 35.

¹⁸⁸ Carlebach 1929, S. 112.

¹⁸⁹ Beer 1931, S. 38.

¹⁹⁰ Carlebach 1929, S. 115.

¹⁹¹ Ebda., S. 116.

¹⁹² Carlebach 1929, S. 116.

ihn, dass die Aufklärung, die er für „die Kunderin reiner Diesseitigkeit“¹⁹³ hält, nicht den Almemor und den Zentralbau zur idealen architektonischen Ausdrucksform gewählt hat. Die Orientierung zur Ostseite geschah seiner Meinung nach in „gedankenloser Oberflächlichkeit [...], nur um den Juden ihre Wesensgleichheit vorzutäuschen.“¹⁹⁴ Alexander Beer begründet seine Entscheidung für die Unterbringung des Almemors an der Ostseite architektonisch und – dem Vorwurf Carlebachs entsprechend – im Sinne der rationalen Aufklärung. Er sieht die Architektur der Synagoge im Prozess, da nach seiner Meinung die bisherigen Entwicklungen nur unzureichende Ergebnisse hervorgebracht haben.

Die bei Carlebach angeführte inhaltliche Bipolarität des jüdischen Sakralraums negiert Beer, wenn er anmerkt: „Wir beschränken uns auf den Hinweis, daß der ideelle Mittelpunkt des Betraumes überall und in allen Fällen das Allerheiligste, die alte Bundeslade, zu sein hat.“¹⁹⁵ Das führt zu dem Ergebnis, dass sich gemäß Beer über „die Grundrißdisposition und Raumanordnung [...] allgemein gültige Regeln nicht aufstellen“ lassen¹⁹⁶. Doch Beer sieht in dieser Raumanordnung weniger eine nivellierende Anpassung als Carlebach. Für ihn ist die neue Anordnung mit der stilistischen Ausdrucksform der neuen Sachlichkeit verbunden. Als diese bietet sie die Möglichkeit, der sakralen Synagogenarchitektur ein eigenständiges Gesicht zu verleihen:

„Sachlichkeit“ ist nicht minder auch die Beseelung der körperlichen Massen mit einem durch die Zweckbestimmung bedingten religiös-suggestiven Geist.¹⁹⁷

Sie „sucht ihre Wirkung mit den einfachsten Mitteln zu erzielen. Sie ringt nach Abgeklärtheit in der Raumgestaltung und bildet sich ihre Form durch zwanglose Linienführung.“¹⁹⁸ Beer beurteilt eine zu wählende Synagogenarchitektur individualistischer als Carlebach und orientiert sich nicht an überlieferten Traditionen, sondern sieht die Gemeinden eigenverantwortlich für ihre Bauten. Dort, wo Carlebach noch betont, dass die „Vorschrift, die Bima in die Mitte der Synagoge zu legen, [...] so grundlegend“¹⁹⁹ ist, dass ein Verstoß gegen diese an den Grundfesten der Tora rühre, sieht es Beer als Aufgabe „der synagogalen Baukunst (...), dass die Mentalität der Gemeinde in der Bau- und Raumgestaltung ihren Niederschlag findet.“²⁰⁰

In dieser Differenz der Verantwortlichkeit um eine Baugestaltung treten die Unterschiede in der Betrachtung und Beurteilung vom Wesen des Judentums und der Synagogen zwischen Reformjudentum und Orthodoxie zutage. Es ist deutlich zu spüren, dass Beer von der gesellschaftlichen Gleichstellung der Jüdinnen und Juden ausgeht und es insofern für unerheblich hält, ob und wie die Gemeinden eine architektonische Tradition wahren – eine Abgrenzung zur umgebenden Sakralarchitektur erachtet er als unnötig, ja, sie spielt für ihn keine Rolle. Vielmehr hält er ein Voranschreiten und Lösen von althergebrachten Formen für

¹⁹³ Ebda., S. 118.

¹⁹⁴ Carlebach 1929, S. 118.

¹⁹⁵ Beer 1931, S. 39.

¹⁹⁶ Ebda.

¹⁹⁷ Beer 1931, S. 38.

¹⁹⁸ Beer 1931, S. 38.

¹⁹⁹ Carlebach 1929, S. 119.

²⁰⁰ Beer 1931, S. 39.

erforderlich, um zu eigenen Bauformen zu gelangen. So betrachtet Beer den Synagogenbau mehr als künstlerische Aufgabe denn als Notwendigkeit, Ausdruck der Selbstdefinition zu sein. Carlebach lehnt „den ‚Tempel der Moderne‘ als eine dem Judentum konträre Symbolform“²⁰¹ ab und drängt darauf, „die Symbolik des jüdischen Gotteshauses in aller Deutlichkeit herauszustellen.“²⁰² Symbolik umfasst für ihn vorwiegend die beiden Hauptelemente Toraschrein und Almemor – denn die „Synagoge ist durch und durch Symbol“²⁰³ – und weniger, wie Beer sagt, „jene Imponderabilien [...], die uns als Akzente sakralen Empfindens unentbehrlich geworden sind“²⁰⁴. Das von einer Bipolarität abhängende Raumgefühl und seine originär synagogale Funktion erkennt Beer im Gegensatz zu Carlebach nicht an. Ein notwendiges Raumgefühl macht er nicht an einer festgelegten Positionierung fest, sondern am im jeweiligen Fall gebauten Rahmen.

Sache des Architekten wird es sein, sich von Uebertreibungen fernzuhalten und auf Werte zu verzichten, welche nicht haltbar erscheinen und zu einer verstandesmäßigen Ernüchterung führen müssen.²⁰⁵

Eine Unvereinbarkeit beider Positionen beruht auf den gänzlich heterogenen Sichtweisen von jüdischem Leben und dessen Position in Deutschland bis in die 30er-Jahre des 20. Jahrhunderts. Auch wird die unterschiedliche Beurteilung dessen, was zukünftiges Judentum ausmacht, deutlich. Beer als Vertreter des deutschen Reformjudentums sieht keine Notwendigkeit mehr darin, sich als eigenständige Gemeinschaft architektonisch abzugrenzen. Es wird deutlich, dass für ihn die Unterschiede zwischen christlicher und jüdischer Gesellschaft zu übergehen sind, da sie sich zukünftig auflösen werden. Architektonisch sieht Beer die jüdischen Gemeinden auf gleicher Ebene mit den christlichen und sieht keine Notwendigkeit, traditionelle Abgrenzungen vornehmen zu müssen.

3.3.3 Die Frage der synagogalen Raumantonomie vor dem Hintergrund des Baubestands bis 1933

Wie sah nun die tatsächliche bauliche Situation der Synagogeninnenräume aus? Alexander Beer, für den die Bauaufgabe Synagoge eine künstlerische und architektonische Herausforderung bedeutete, zeigt mit seinem Bau in der Prinzregentenstraße (1930) sowie den Plänen zum Bau einer orthodoxen Synagoge in der Agricolastraße in Berlin aus dem gleichen Jahr, dass er verschiedene Formen der Raumaufteilung für möglich hielt.²⁰⁶ Hierin zeigt sich seine Ansicht, die Entscheidung in den Zuständigkeitsbereich der Gemeinden zu verlagern.

Seit dem Seesener Reformbau, dessen Innovation mehr auf den programmatischen liturgischen Veränderungen als auf baulich-architektonischen Veränderungen beruhte, wurden

²⁰¹ Carlebach 1929, S. 119.

²⁰² Ebda.

²⁰³ Carlebach 1929, S. 131.

²⁰⁴ Beer 1931, S. 39.

²⁰⁵ Ebda., S. 38.

²⁰⁶ Vgl. Ausst.-Kat. Berlin 1983, Teil 1, S. 148f.

Synagogen mit Almemor und Toraschrein an der Ostseite erbaut. Schon bald darauf folgten viele Gemeinden diesen Vorgaben, auch wenn sie nicht zu jenen mit Anspruch auf besondere emanzipatorische Anpassung zählten, beispielsweise eine ländliche Gemeinde in Hirschaid bei Bamberg mit ihrer Synagoge von 1828.²⁰⁷

Vor diesem Hintergrund wird die Frage nach der Tradition zu Beginn des 20. Jahrhunderts relativiert. Faktisch gibt es neben der orthodox-traditionellen Anordnung bereits eine Tradition des reformierten Baus, der zum Zeitpunkt dieser Diskussion anteilmäßig weit höher ist. Zum Zeitpunkt der Äußerungen Beers und Carlebachs war die Überlegung, ob Toraschrein und Almemor an der Ostseite zu positionieren wären, bereits durch den tatsächlichen Baubestand überholt.

Somit scheint die Forderung nach einer traditionellen jüdischen Architektur weniger im Zusammenhang mit einer noch zu findenden Architekturform zu stehen, wie häufig vorgegeben wurde, als vielmehr mit der zu diesem Zeitpunkt vorherrschenden Diskussion um die eigenständigen Inhalte und Werte des Judentums angesichts einer immer größeren Assimilation. An dieser Stelle gilt es anzumerken, dass zum Zeitpunkt innovativer Synagogenbauten zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht das Loslassen jüdischer Architekturtradition im Mittelpunkt der Diskussion stand, sondern vielmehr ein erneutes Wiedereinführen orthodoxer Bauweisen, die sich hauptsächlich im Bereich osteuropäischer Länder erhalten und weiterentwickelt hatten. Dies ist im Zusammenhang mit der politischen Situation des Judentums zur Jahrhundertwende zu sehen, als assimilierte Kreise realisierten, dass ihre Anpassung nicht zur Aufgabe antisemitischer Tendenzen führte und, im Gegenteil, diese immer mehr zunahm. Das Erkennen um das Wesen und die Unveränderlichkeit des Antisemitismus hing eng mit dem Ersten Weltkrieg zusammen, der euphorisch auf eine Brüderschaft im Schützengraben zwischen Juden und Nicht-Juden hatte hoffen lassen. Doch erst

in den Schützengräben lernten viele Juden die „gewöhnlichen Deutschen“ wirklich kennen und machten sich bewußt, wie abgesondert ihr Leben eigentlich war. [...] Eine weitere und noch schmerzlichere Einsicht war, daß die Kameraderie der Schützengräben den Antisemitismus des Durchschnittsdeutschen, [...] nicht unterdrückte.²⁰⁸

Eine Reaktion darauf war die Besinnung auf das, was denn eigentlich wirklich jüdisch war. An diesem Punkt trafen sich die Mitglieder des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ (CV)²⁰⁹, der der Abwehr des Antisemitismus diene, sogar inhaltlich mit den Zionisten. So wie der Centralverein das Judentum, das er verteidigen wollte, zunächst auch kennen musste und sich aus diesem Grund der Kultur des Judentums zuwandte, so forderten die Zionisten ebenfalls eine Renovation jüdischer Kultur.²¹⁰

²⁰⁷ Vgl. Hammer-Schenk 1988, S. 160.

²⁰⁸ Mendes-Flohr, Paul: Im Schatten des Weltkrieges, in: Deutsch-jüdische Geschichte 1997, Bd. IV, S. 15–36, S. 20.

²⁰⁹ "Der Centralverein war ursprünglich als politisch und religiös neutrale Organisation zur Abwehr des Antisemitismus gegründet worden. Daneben betrachteten die Gründer die Pflege der 'deutschen Gesinnung' unter den Juden als eine unerläßliche Bedingung für den Erfolg der Abwehrarbeit." Mendes-Flohr 1997, S. 87.

²¹⁰ Brenner 2000, S. 35.

Es hatte [...] in der Gründergeneration [des C.V.] Stimmen gegeben, die die Vertiefung jüdischen Selbstverständnisses und Wissens, neben der Pflege der deutschen Gesinnung unter den Juden, zur gleichgewichtigen Aufgabe des Centralvereins machen wollten. Vor dem Krieg [1914, K.L.] waren diese Stimmen ziemlich vereinzelt geblieben. Der antisemitische Angriff von außen und die innerjüdischen Bewegungen, vor allem der Zionismus, ließen sie in den zwanziger Jahren wieder lauter werden.²¹¹

Die Essener Synagoge (1913) [Abb. 44], die als eine der ersten eigenständigen Synagogenbauten unabhängig von christlichen Vorbildern galt, war im Fassadenbereich deutlich mit jüdischer Symbolik gekennzeichnet. Die Raumabfolge orientierte sich am Salomonischen Tempel.²¹² Der nicht-jüdische Architekt Körner bezog sich in vielen Baudetails auf jüdisches Traditionsgut und erreichte durch diese „Authentizität die Kontinuität des Judentums“.²¹³ Authentische jüdische Volkstraditionen zum Zeitpunkt der Moderne wurden mit „der häufigen Verwendung religiöser, mythischer und primitivistischer Motive“ erreicht. So prägten die „Maler und bildende[n] Künstler des Expressionismus einen Kunststil, der zwar modern war, aber den zeitgenössischen Forderungen nach Rückkehr zu authentischen Lebensformen Rechnung trug.“²¹⁴

Insofern geschah ein Rückgriff auf authentisch-jüdische Bauformen mehr im Sinne einer Reaktivierung denn einer tatsächlichen Tradition. Es sollten Inhalte transportiert werden, die das Lebensgefühl der Wahrhaftigkeit hervorrufen sollten.²¹⁵ Die „Kombination von Modernismus und vermeintlicher Authentizität [führte] zur Beschäftigung mit dem eigenen, jüdischen Kulturerbe.“²¹⁶ Als besonders authentisch galt das lange Zeit als rückständig betrachtete Ostjudentum. Dieses hatte in den *Shtetls* eine eigenständige jüdische Lebensform mit Sprache, Architektur und Musik bewahren und weiterentwickeln können, die das deutsche Judentum in dieser Form nicht fortentwickelt hat bzw. nie besessen hatte. So hatte bereits Heinrich Heine am polnischen Judentum eine jüdische Identität bewundert, die in ihrer Ganzheitlichkeit den deutschen Jüdinnen und Juden verloren gegangen war: „Sie allein, so glaubte er, waren echt jüdisch geblieben; ihr konsequentes und rabbinisches Judentum war das einzig Wahre.“²¹⁷ Und nicht nur Heine betrachtete die Ostjuden als die Hüter des wahren Judentums. Die Revision von Vorurteilen gegenüber den östlichen Nachbarn resultierte in einer Aufwertung von deren Lebensformen unter dem Vorzeichen der Authentizität. Und die Orientierung am Ostjudentum blieb nicht auf die religiöse Welt beschränkt, sondern

auch nichtreligiöse Juden suchten beim Ostjudentum eine geistig-sittliche Unschuld, die die deutschen Juden angeblich verloren hatten, als sie sich im Zuge ihrer Emanzipation die egoistischen Ambitionen und Eitelkeiten der modernen Welt zu eigen machten.²¹⁸

²¹¹ Mendes-Flohr 1997, S. 88.

²¹² Gemmeke 1990, S. 99.

²¹³ Ebda., S. 217.

²¹⁴ Brenner 2000, S. 171.

²¹⁵ Vgl. Eisler, Max: Von jüdischer Kunst (Josef Israels). Köln/Leipzig 1910.

²¹⁶ Brenner 2000, S. 171.

²¹⁷ Meyer, Michael A.: Deutsch werden, jüdisch bleiben, in: Deutsch-Jüdische Geschichte 1997, Bd.II, S. 208–259, S. 218.

²¹⁸ Mendes-Flohr 1997, S. 23.

Eine Errungenschaft der Reformsynagogen war die Privatisierung des Judentums, indem man sich mittels Architektur selbstbewusst neben die anderen Konfessionen stellen können. Diese rein konfessionell betrachteten Gotteshäuser bedingten ein Aufgeben der vielen traditionellen Bedeutungen der Synagoge – *Bet ha-knesset*, *Bet ha-tefillah* und *Bet ha-midrash* – und somit den Verlust traditioneller Identifikationsmöglichkeiten der jüdischen Gemeinschaft. Im Zuge der Rückbesinnung auf das jüdische Kulturerbe wurden nun erneut Synagogen mit vielfältigen Funktionen ausgestattet, die zum täglichen Leben gehörten. Alle

großen Gemeinden waren Ende der zwanziger Jahre eine „Stadt in der Stadt“ geworden, die Krankenhäuser, Altersheime, Waisenhäuser, Banken, Arbeitslosenunterstützung, Schulen, Einrichtungen der Erwachsenenbildung, Kunstsammlungen, Bibliotheken, Ämter für Statistik und anderer Einrichtungen unterhielt.²¹⁹

Wie die Essener Großsynagoge beinhalteten zu dieser Zeit viele Synagogen, beispielsweise die Mainzer von 1912, neuerdings Gemeinschaftsmöglichkeiten [Abb. 47]. Alle Bauten dieser Zeit zeichneten sich durch großräumige Annexbauten aus, was sie von Bauten des Zeitraums 1860–1900 unterschied. So war die Synagoge Edwin Opplers in Hannover [Abb. 38] von 1864–70 im Zuge der Angleichung an den christlichen Sakralbau und im Verständnis eines reinen Konfessionsbaus mit möglichst wenig außergottesdienstlichen Versammlungsmöglichkeiten erbaut worden. Auch die Pläne Opplers für die Nürnberger Synagoge (1868), deren Grundriss allerdings für spätere Zeiten richtungsweisend war²²⁰, verfügt nur über die notwendigsten Zusatzbauten, wie Garderoben und Toilettenräume. Wenn nun die Synagogen zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder verstärkt mit aufwendigen Vorhallen erbaut werden, die einem zwölf Stunden dauernden Gottesdienst an Feiertagen Rechnung tragen sollten, so geschieht dies in Abwendung vom christlichen Sakralbau sowie den gekürzten Gottesdiensten im Zuge der Assimilation.²²¹

Diejenigen Juden, die von der Notwendigkeit des wiedererstarkten Judentums überzeugt waren, sich jedoch nicht mit zionistischen Zielen – wie der Heimstatt Palästina – identifizieren konnten, versuchten, den Folgen der Säkularisierung in Deutschland Einhalt zu gebieten. Die Synagoge, im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Ort des Gottesdienstes ohne große Beteiligung der Besucher verändert, sollte durch die Einbezugnahme vieler alternativer Begegnungsmöglichkeiten wieder zum Ort der Gemeinschaft des Judentums werden und als Identifikationsort dienen. Die Berliner Synagoge Beers zeigte mit ihren Möglichkeiten der Abtrennung des Toraschreins sowie der kreisförmigen Sitzanordnung früh die Möglichkeit der Aufwertung des Synagogeninnenraums als Begegnungsstätte.²²²

Nur wenige Architekten versuchten in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts, den Forderungen nach Einhaltung einer bipolaren Raumsituation, wie sie Carlebach forderte, in

²¹⁹ Brenner 2000, S. 65.

²²⁰ Oppler schreibt über seinen als Zentralbau geplanten Entwurf, dass er sich von den früheren von ihm entworfenen unterscheidet, da er „hier das Mogen David, das Schild Davids, als einziges Symbol des Judentums dem Grundrisse zu Grunde gelegt habe, und so wie in der griechisch-katholischen Kirche das lateinische Kreuz, so zeigt sich hier zum ersten male[sic] das Davidschild als Symbol im Grundriß der Kirche“. Edwin Oppler, zit. n. Eilitz 1971, S. 186.

²²¹ Hammer-Schenk 1988, S. 264.

²²² Mendes-Flohr 1997, S. 150.

Verbindung mit innovativer Architektur nachzukommen. Einer der Architekten war Hugo Gorge, der versuchte, „das ewig Gleichbleibende, von allem zeitlichen Wandel Unveränderliche des jüdischen Gottesdienstes auch in der baulichen Anlage ohne Rücksicht auf ihre Erbauungszeit“²²³ darzustellen, dessen orthodoxe Synagogen jedoch nicht errichtet wurden. Und trotz der vielen Publikationen zum Synagogenbau herrschte die „Überzeugung [vor], daß Architekten und Gemeindevorständen keine verbindlichen Richtlinien für den Synagogenbau vorliegen und eine Tradition des Synagogenbaus nicht besteht“.²²⁴

Es wurden vereinzelt kleine, innovative Synagogenbauten mit orthodoxer Innenraumkonzeption errichtet, die durch ihre vereinfachten und reduzierten Bauformen als Versuche einer progressiven, zukunftsfähigen Synagogenarchitektur galten. Hierzu zählen der Synagogeninnenraum auf der Kunstgewerbeausstellung in Dresden von 1906 [Abb. 224] sowie die 1927 erbaute Synagoge in Dieburg des Architekten Rudolf Joseph [Abb. 223]. Sämtliche Großsynagogen, auch wenn sie einer modernen Architekturlinie verschrieben waren und hierin Beispiele nicht nur der Synagogenarchitektur, sondern einer Architekturmoderne allgemein waren, wurden mit Reform-Innenräumen erbaut. Dass diese Festlegung für eine Entwicklung in Deutschland spricht, zeigt ein Blick auf die Niederlande, wo zwei Großsynagogen orthodox gestaltet wurden: die Synagogen Jacob S. Baars in der Linnaeusstraat sowie in der Jacob Oprechtplein von Harry Elte, beide in Amsterdam 1927/28 [Abb. 71, 72, 225]. Die letzten namhaften Synagogen Deutschlands der Weimarer Zeit waren in Plauen und Hamburg [Abb. 58, 226] zu finden, beide in reformierter Tradition erbaut.

Die ausdrückliche Forderung Carlebachs nach einer bipolaren Innenraumstruktur mitsamt ihrer religiösen Untermauerung kann nicht als unumstößlich genommen werden, zumal das erhobene Traditionsprinzip in den 1930er-Jahren obsolet geworden war. So standen sich auf architektonischer Ebene beispielhaft für die Situation des deutschen Judentums zwei verschiedene Positionen gegenüber. Die unüberschaubare Fülle von Meinungen, Positionen und Diskussionsgegenständen versinnbildlicht die Ausdrücklichkeit architektonischer Forderungen nach den Polen jüdischen Lebens. Orthodoxe Gemeinden hatten auch während der Emanzipationszeit an der traditionellen Innenraumdisposition festgehalten, ihre Neubauten waren in städtebaulicher Hinsicht jedoch weit weniger spektakulär und raumgreifend als die Reformsynagogen.

Diese, durch Liturgiereformen neu strukturiert, hatten sich sozusagen im Stadtbild einen Platz erkämpft, dem man mit angepasster Architektur zu würdigen versuchte. Die Synagoge als Konfessionsbau und nicht als Bau einer nationalen Minderheit musste sich notwendigerweise gleichberechtigt einer Architektursprache bedienen, die gesellschaftlich verstanden wurde. Das 19. Jahrhundert bot die Möglichkeit experimenteller Bauversuche.²²⁵ Die Neustrukturierung des Synagogeninnenraums war Mitte des 19. Jahrhunderts schon nicht mehr Ausdruck einer religionspolitischen Haltung, sondern vielmehr bauliche Norm. Erst Ende des 19. und zu Beginn

²²³ Eisler, Max: Vom Geist der Synagoge, in: Menorah, 1/2 (1930), S. 81.

²²⁴ Hammer-Schenk 1981, S. 448.

²²⁵ Götz, Wolfgang: Historismus. Ein Versuch zur Definition des Begriffes, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, 24 (1970), S. 196–212.

des 20. Jahrhunderts kam im Zuge einer Gegenbewegung gegen eine zu starke Assimilation die Frage nach den Wurzeln des Judentums in Deutschland wieder auf. Franz Kafka schreibt 1919 in seinem „Brief an den Vater“ über das Judentum, das sich allmählich auflöste:

Später, als junger Mensch, verstand ich nicht, wie Du mit dem Nichts von Judentum, über das Du verfügtest, mir Vorwürfe deshalb machen konntest, daß ich [...] nicht ein ähnliches Nichts mich auszuführen anstrenge.²²⁶

Kafka kann als Beispiel dafür angeführt werden, wie sehr der eingeschlagene Weg der Reformer unter Israel Jacobson dazu geführt hat, das Judentum von Generation zu Generation zur Gänze „vertropfen zu lassen“.²²⁷ Die verschiedensten Strömungen versuchten diesem Vertropfen Einhalt zu gebieten: Auf architektonischer Ebene sollte die Rückbesinnung auf die Architektur der Voremanzipation zumindest im Innenraum stattfinden. Es kann zu diesem Zeitpunkt nicht von einer Eindeutigkeit bezüglich baulicher Notwendigkeiten gesprochen werden. Diese Differenzen zeigten sich auch auf anderer Ebene, wie die Meinungsverschiedenheit in der Freundschaft Martin Bubers und Franz Rosenzweigs in Bezug auf „den rechten Ort des ‚Gottesdienstes‘“ zeigt:

Rosenzweig hielt an der Synagoge als dem Hauptort der Gott-Mensch-Begegnung fest. Buber insistierte mit einer chassidischen Metapher darauf, daß der Dialog „auf dem Marktplatz“ stattfinden müsse, im Alltagsraum mitmenschlicher Beziehungen, wo sich der Anruf Gottes in der Zuwendung des Menschen zu seinem Mitmenschen ausdrückt.²²⁸

Sozusagen zwischen Synagoge und Marktplatz differieren auch die Bauvariationen der Synagogenarchitektur, wobei die Entwicklung der Synagoge zum „Marktplatz“ als Ort des Austausches, der Gespräche und kulturellen Begegnungsstätte führte. Eine Reduktion und Vereinfachung der Synagoge im orthodoxen Sinn haben in der Zeit bis 1933 nicht stattgefunden. Die Diskussion um den Innenraum spiegelt auf architektonischer Ebene die vielen verschiedenen Facetten des deutschen Judentums wider. Hierbei ging es um die Definition des deutschen Judentums und seinen Standpunkt innerhalb des Judentums selbst. Die Verortung des Judentums in der deutschen Gesellschaft und ihrer Kultur sollte architektonisch ablesbar sein, und das nicht nur am Außenbau. Der Synagogeninnenraum, der Innenansicht vorbehalten und mittels Dekoration häufig wesentlich orientalisierender gestaltet, verdeutlichte aufgrund der schlichten Positionsmöglichkeiten den Standpunkt innerhalb der Gesellschaft. Die Zusammenlegung von Toraschrein und Almemor auch bei den Synagogen der Weimarer Zeit bedeutete eine Aussage zur Eigendefinition als ‚Deutsche jüdischen Glaubens‘, auch wenn ein Erstarken des Judentums auf allgemeinpoltischer Ebene durchaus gewünscht und gefördert wurde. Wurde die Synagoge vermehrt mit vielfältigen Funktionen ausgestattet, so gehörte dies zum Abgrenzen gegen eine zunehmend feindliche Umwelt und zum Ausbilden der Gemeinschaft. Dies kann durchaus im Rahmen des bei Lindner beschriebenen Phänomens der Kulturidentifikation gesehen werden. So lässt sich die Frage der Assimilation des 19.

²²⁶ Kafka, Franz: Brief an den Vater, Frankfurt/Main 1990, S. 45.

²²⁷ Ebda., S. 47.

²²⁸ Mendes-Flohr 1997, S. 142.

Jahrhunderts mehr als Akkulturation verstehen, da das deutsche Nationalverständnis vielfach „kulturell definiert [wurde]. Da eine ganze Anzahl der deutschen Nationalhelden aus der Zeit der Aufklärung stammten, [...] lag die Identifikation mit der deutschen ‚Kulturnation‘ für Juden nahe.“²²⁹

Die Zuwendung zur multifunktionalen Synagoge geschah in der Weimarer Zeit ebenfalls weniger auf religiöser als vielmehr auf kultureller Ebene. Es standen nicht so sehr die Erneuerung talmudischer Traditionen im Mittelpunkt des Interesses, wie sie beispielsweise Rosenzweig mit der Jüdischen Volkshochschule in Frankfurt/Main geplant hatte – und wie es auch Carlebach mit seiner *Jeschiwa* in Hamburg im Sinn hatte. Vielmehr wandte sich das Interesse dem kulturellen jüdischen und nicht länger dem kulturellen christlichen Erbe zu. Dies belegt das rege Interesse an der jüdischen Volkshochschulbewegung in der Weimarer Republik.²³⁰

Nur wenige ahnten das kommende Ausmaß der Ausweitung des bereits vorhandenen Antisemitismus voraus. Ein allgemeiner Status und die Befindlichkeit waren das Eingebundensein in die deutsche Nation auf einer gleichgestellten politischen Ebene – nicht zuletzt versuchte der Centralverein den Antisemitismus auf Grundlage des deutschen Gesetzes zu bekämpfen. Ein jüdisches Deutschtum, ein deutsches Judentum waren selbstverständlich. Doch der äußere Druck führte mehr und mehr von einer reinen Konfessionszugehörigkeit zu einer „Abstammungsgemeinschaft“.²³¹ Vor dem Hintergrund einer Einbindung in die deutsche Kultur, als fester Bestandteil der deutschen Nation, geschah die Funktionserweiterung der Synagoge im Sinne einer Stärkung der Gruppenzugehörigkeit. Dies geschah weniger auf einer religiösen und auch nicht auf einer politischen Ebene – von den Orthodoxen und Zionisten abgesehen. Das Beharren auf der im 19. Jahrhundert eingeführten Position von Toraschrein und Almemor an der Ostseite ist ein Beleg für die Verortung innerhalb der deutschen Kultur, Ausdruck der deutsch-jüdischen Kultur. Eine Aussage, die weniger nach außen getragen, sondern im Innenraum selbstverständlich tradiert wurde, trotz gegenläufiger Tendenzen. Somit kann die Positionierung von Toraschrein und Almemor an der Ostseite als Eigendefinition und Standortbestimmung eines deutschen Judentums angesehen werden.

Es wird deutlich, wie identifikationsstiftend die Positionen von Toraschrein und Lesepult war, wie genau unterschiedliche Positionierungen zur Bildsprache genutzt wurden. Denn der den Besucherinnen und Besuchern vorgewahrene *inner circle* war zur Eigenpositionierung bedeutsam. Nach 1933 bricht die Auseinandersetzung um die architektonische Gestaltung von Innenraum und Außenbau ab. War die äußere Hülle die Definition zur Gesellschaft hin, bedeutete die Innenraumgestaltung Heimat, religiöse Standortbestimmung und Selbstverortung innerhalb des Judentums. Das wirft die Frage auf, wie sich die Architekten auch diesbezüglich nach 1945, mit dem beginnenden Wiederauf- und synagogalen Neubau orientiert haben. Lassen sich Fragestellungen zur Bedeutsamkeit der synagogalen Raumdisposition und eine Gestaltung hierzu ausmachen? Und wer bestimmte die Gestaltung – Architekt oder Gemeinde?

²²⁹ Lindner 1997, S. 345.

²³⁰ Mendes-Flohr 1997, S. 135-140.

²³¹ Barkai, Avram: Die Organisation der jüdischen Gemeinschaft, in: Deutsch-Jüdische 1997, Bd. IV, S. 69–101, S. 88.

4 Saarbrücken (1951): *Wer beginnt?*

20 Jahre nach der Weihe des letzten Synagogengroßbaus in Hamburg, wird in Saarbrücken der erste synagogale Neubau der Nachkriegszeit errichtet, Architekt war der nicht-jüdische Heinrich Sievers. Die Bautradition war unterbrochen, den Auftakt zum Neubeginn machte die Synagogengemeinde Saar k.d.ö.R mit ihrer als Staffelbau errichteten Synagoge mit Gemeindehaus [Abb.1]. In einer konstituierenden Sitzung am 02.06.1946 hat sich die Gemeinde als Vertretung aller im Saarland, und nicht wie die Vorkriegsgemeinde nur für die Stadt Saarbrücken, lebenden Jüdinnen und Juden am 02.06.1946 gegründet. Ziel war es, als Rechtsnachfolgerin aller vorherigen Einzelgemeinden, die Gemeinde und die „Kulturstätten“²³² neu aufzubauen. Eine der ersten Aufgaben (neben der Versorgung der Überlebenden) bestand, wie an vielen anderen Orten der Gemeindeneugründungen, in der Pflege der Friedhöfe.²³³

Der Neubau wurde, zwischen Kaiser- und Lortzingstraße in der Saarbrücker Stadtmitte gelegen, ganz in der Nähe der zerstörten Vorkriegsgemeinde errichtet, die an der Ecke Kaiser- und Futterstraße gestanden hatte, 1938 ausbrannte und deren Ruine 1939 abgerissen wurde. Die Gemeinde setzte sich vorwiegend aus saarländischen Rückkehrern zusammen, wenn auch nicht aus Saarbrückern selbst.²³⁴ Die Rückkehrerinnen und Rückkehrer kamen häufig aus dem Exil in Frankreich und bildeten, im Gegensatz zu vielen anderen Gemeindegründungen dieser Zeit, eine überaus homogene Gruppe.²³⁵

Die Tatsache, dass man nach dem Krieg zunächst fest von der Einrichtung eines französischen Saar-Departements ausging, spielte für viele saarländische Juden eine entscheidende Rolle bei der Frage nach der Rückkehr. Sie betrachteten das Saargebiet als ihre Heimat, aber ausdrücklich nicht als Deutschland.²³⁶

Die Tatsache, dass die Synagoge *ausdrücklich* nicht in Deutschland gebaut wurde, wird die Planung einer Synagoge und eines jüdischen Gemeindehauses so kurz nach Ende Schoah leichter gemacht haben, auch in der Folge für weitere Gemeinden – beinahe zeitgleich in Stuttgart und Erfurt wurden ebenfalls Neubauten geplant. Am 14.01.1951 wird die Synagoge in Anwesenheit politischer Prominenz eingeweiht – nunmehr in der Region Saarland, die ab 1947 den Status eines teilsouveränen Landes innehatte: mit eigener Verfassung und Regierung in Wirtschaftsunion mit Frankreich und mit einem als Hohem Kommissar eingesetzten Vertreter Frankreichs, der die Aufbauarbeiten im kriegszerstörten Saarland leiten sollte. Mit der Planung und dem Bau beauftragt wurde Heinrich Sievers. Sievers hatte vor dem Zweiten Weltkrieg, von 1931 bis 1939, in Saarbrücken gelebt und nach eigenen Angaben in dieser Zeit zwischen 90 und 120 Neu- und Umbauten in und um Saarbrücken getätigt. Und auch wenn er später für einen

²³² Alfred Levy, erster Vorsitzender der neu gegründeten Gemeinde bis zu seinem Tod 1962: Gemeinhardt, Anne: Der Wiederaufbau jüdischen Lebens im Saarland 1945-1955 oder: Warum der erste Synagogenbau im Westdeutschland der Nachkriegszeit ausgerechnet in Saarbrücken errichtet wurde, in: Ludwig Linsmeyer/Peter Wettmann-Jungbluth (Hg.): Last aus tausend Jahren. NS- Vergangenheit und demokratischer Aufbruch im Saarstaat (Echolot. Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, 12), Saarbrücken 2013, S. 112–159, S. 115, 129.

²³³ Gemeinhardt 2013, S. 133.

²³⁴ Wainstock, Telefonat am 08.02.2021.

²³⁵ Gemeinhardt 2013, S. 115.

²³⁶ Ebda., S. 117.

weiteren Sakralbau als Architekt belegt ist – die Apostolische Kirche in Saarbrücken –, so gehörte der Sakralbau nicht zu seinen Schwerpunkten. Seine umfangreiche Tätigkeit in Saarbrücken ist bislang nicht dokumentiert und, ebenso wie sein Lebenslauf, bisher unbekannt, jedoch gab es Gerüchte, wonach er „ein beträchtlicher Nationalsozialist“ gewesen sei.²³⁷

Salomon Korn, der als erster über die Synagogenneubauten in Deutschland nach 1945 geschrieben hat, legt mit seiner Aussage, dass Saarbrücken „vermutlich das einzige Beispiel einer deutlichen Verschränkung des jüdischen Sakralbaus mit formalen Elementen der Architektur des Nationalsozialismus“²³⁸ sei, eine Zuordnung fest, die sich tradiert und verselbstständigt hat. Dem Innenraum haften „etwas von jener Pseudosakralität“ an, „wie sie manchen monumentalen Staatsbauten und Repräsentationsräumen des Dritten Reiches eigen“²³⁹ war, schreibt Salomon Korn.²⁴⁰ Die Besonderheit der saarländischen Wiederaufbauphase, die in der komplizierten Situation der Nachkriegszeit durch weitere Faktoren beeinflusst wurde als in anderen Regionen, bedeutet, dass unterschiedliche Einflüsse architektonisch zum Tragen kamen. In der Umsetzung hat Heinrich Sievers Konzessionen an diese verschiedenen Einflüsse gemacht, die sich zwischen Bedürfnissen der Gemeinde, städtebaulichen Anforderungen, Einflüssen aus der französischen Kontrollmacht sowie der besonderen Herausforderung eines Synagogenbaus bewegen.

4.1 Heinrich Sievers (1903–1969)

Der bislang weder in der historischen Aufarbeitung des Saarlands noch in der städtebaulichen Aufarbeitung Saarbrückens vorkommende Architekt Heinrich Sievers [Abb. 60] wurde am 07.10.1903 in Mülheim an der Ruhr geboren. Die Eltern waren Gertraud, geborene aus dem Siepen, und August Sievers. Der Vater besaß eine „Kiesbaggerei und Bauunternehmung“²⁴¹, sodass Heinrich Sievers schon früh mit Gebäuden und Architektur in Berührung kam. Er hat von 1910 bis 1923 Schulen in Mülheim besucht, mit abschließendem Abitur an der Oberrealschule. Von 1923 bis 1924 verrichtete Sievers praktische Arbeiten auf verschiedenen Großbaustellen und besuchte von 1924 bis 1929 die Technische Hochschule in Darmstadt. Hier legte er die Abschlussprüfung und sein Examen als Diplom-Ingenieur für Bau-Ingenieurwesen und Architektur ab. Seine erste Anstellung hatte Sievers beim Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk als Techniker. Kurze Zeit später, im Jahr 1930, folgten der Umzug nach Saarbrücken und der

²³⁷ Ebda., S. 148.

²³⁸ Korn 1988, S. 294.

²³⁹ Ebda.

²⁴⁰ Die nicht wissenschaftliche Quelle Wikipedia greift diese Zuordnung Korn auf: Der Synagogeninnenraum weise „gewisse architektonische Parallelen zur Westwand [...] des großen ‚Mosaiksaal‘ der von Albert Speer errichteten Neuen Reichskanzlei“ auf und der Außenbau erinnere an das frühere Reichsluftfahrtministerium von Ernst Sagebiel: URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Synagoge_Saarbr%C3%BCcken (entnommen 06.05.2021).

²⁴¹ Heinrich Sievers: Lebenslauf vom 28.09.1945. In: Personalakte Heinrich Sievers AKS (Architektenkammer des Saarlands), ungehobener Bestand „Ausgeschiedene Mitglieder“ Ordner 44, Landesarchiv Saarland (LAS). Einsicht genommen am 26.02.2021.

Beginn der Tätigkeit als technischer Leiter in der Saarländischen Baustofffabrik. Seit dem 04.03.1931 war Sievers in Saarbrücken wohnhaft gemeldet.²⁴²

Am 24.12.1931 heirateten Heinrich Sievers und Maria Friederike Dick, am 13.12.1908 in Kaiserlautern geboren, in Saarbrücken. Trauzeugen war Matthias Breit, Geschäftsführer der Saarländischen Baustoffindustrie und Saarbrücker Bauunternehmer.²⁴³ Maria Sievers war Tochter von Johann Dick, nach Angabe von Sievers Sägewerkbesitzer in Darmstadt – dem Studienort Sievers –, Losheim, Trier und Michelbach. Maria Sievers wird als vermögend beschrieben, denn Sievers gibt als Einkommensquelle auf dem Fragebogen des Gouvernement Militaire En Allemagne – dem obligatorischen Fragebogen in den alliierten Zonen nach Kriegsende – für die Jahre ab 1940 bis 1944 „aus Gehalt und aus Besitz meiner Ehefrau“ an. Bereits in den Jahren 1933 bis 1939 gibt er als Einkommen „freiberufliche Tätigkeit und aus Besitz“ an.²⁴⁴ Seit dem 01.01.1931 und bis zum 25.09.1939 war Heinrich Sievers selbstständiger Architekt in Saarbrücken. Er gibt an, in dieser Zeit „69 Neubauten von Wohn- und Geschäftshäusern in Saarbrücken, 12 Neubauten von Wohnhäusern in versch. andern [sic] Städten, 12 Umbauten in Saarbrücken“ errichtet zu haben, an anderer Stelle beziffert er die Zahl der „Neu- und Umbauten“ mit insgesamt 120 in Saarbrücken.²⁴⁵ Belegt ist das Haus in der Paul-Marien-Straße 1, Ecke Bismarckstraße, mit datiertem Bauantrag vom 20.03.1937.²⁴⁶

Sievers gibt an, seit dem 28.04.1936 bis 1945 Mitglied der NSDAP gewesen zu sein. Zuvor, von 1934 bis 1935, war er Mitglied der Organisation Deutsche Front. Die Deutsche Front war die nationalsozialistische Bewegung des Saarlandes, hervorgegangen aus unterschiedlichsten Parteien, und war für die Saarabstimmung gegründet worden. Nach Anschluss des Saarlands an das Deutsche Reich ging die Deutsche Front in die NSDAP über. Sievers war ebenfalls von 1938 bis 1945 bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt NSV und, wie erwähnt, seit 1936 bei der Reichskammer der Bildenden Künste Mitglied (als Architekt).

Ab dem 01.06.1940 war Sievers in Hamburg gemeldet²⁴⁷. Hier war er vom 25.09.1939 bis zum 01.04.1940 bei der Hochtief A.G. Hamburg als Niederlassungsleiter dienstverpflichtet. Die Hochtief A.G. Hamburg war unter anderem als privates Bauunternehmen an der Organisation Todt beteiligt.²⁴⁸

Im Meldebuch ist Sievers ab dem 03.11.1940 wieder in Saarbrücken gemeldet, im Fragebogen gibt er an, vom 01.03.1940 bis zum 01.05.1943 wehrverpflichtet für die Organisation Todt als Oberbauleiter am Westwall gearbeitet zu haben.²⁴⁹ 1943 musste Sievers die Organisation Todt verlassen, die zu diesem Zeitpunkt von Albert Speer weitergeführt,

²⁴² Meldekartei Heinrich Sievers, in: SAS.

²⁴³ Auskunft Hans-Christian Herrmann, Leiter des Stadtarchivs Saarbrücken. Email vom 11.03.2021.

²⁴⁴ Fragebogen des Gouvernement Militaire En Allemagne vom 28.09.1945, in: Personalakte Sievers AKS.

²⁴⁵ Anschreiben Heinrich Sievers an den vorbereitenden Ausschuss für die Gründung der Architektenkammer Saarbrücken, zu Händen Theo Peters vom 09.12.1946, in: Personalakte Sievers AKS/LAS.

²⁴⁶ Email Marlen Dittmann vom 09.02.2021 an die Verf.

²⁴⁷ Meldekartei Sievers, in: SAS.

²⁴⁸ Lebenslauf Sievers, in: AKS/LAS. Zur Verstrickung von Hochtief mit dem Nationalsozialismus: URL: <https://www.hochtief.de/ueber-hochtief/geschichte> (Zugriff am 26.02.2021).

²⁴⁹ Meldekartei Sievers, Fragebogen Sievers, in: AKS/LAS.

administrativ umorganisiert und direkt Adolf Hitler unterstellt wurde.²⁵⁰ Auf die Frage I.e) des Fragebogens des Gouvernement Militaire En Allemagne:

Wurden Sie jemals aus rassistischen oder religiösen Gründen, oder weil Sie aktiv oder passiv Nationalsozialisten Widerstand leisteten, in Haft genommen oder in Ihrer Bewegungsfreiheit, Niederlassungsfreiheit oder sonstwie in Ihrer gewerblichen oder beruflichen Freiheit eingeschränkt?

antwortet Sievers mit „Ja“. Die hierzu notwendige Erläuterung „Falls ja, dann geben Sie Einzelheiten sowie Namen und Anschriften zweier Personen an, die die Wahrheit Ihrer Angaben bestätigen können“ beantwortet Sievers mit „Nichtarische [sic] Abstammung meiner Ehefrau. Entlassung aus der Org. Todt.“ Bestätigende Personen sind: „Oberbaurat F. Wunderlich, Berlin, Baumschulenweg 62“ und „A. Fabry, Saarbrücken 3, Memelerstr.39“.²⁵¹

Allerdings ist Maria Sievers, geb. Dick, im Melderegister Kaiserslautern anders verzeichnet: Ihr Vater Johann Dick (geb. 24.09.1876 in Bubenhausen, Zweibrücken) arbeitete in Kaiserslautern als Werkführer bei den Zschockewerken Kaiserslautern. Er war mit der aus Kaiserslautern stammenden Friederike Pauline Schulz (geb. 04.07.1883) verheiratet und hatte mit ihr gemeinsam noch einen Sohn, der zwei Jahre älter war als Maria. Nach der Geburt Marias 1908 ist die Familie nach Forbach verzogen. „Als Religion ist in der Meldekartei bei allen Familienmitgliedern protestantisch angegeben.“²⁵²

Vom 25.08.1943 bis zum 03.05.1945 leistete Sievers im Rang eines Leutnants in der Waffengattung „Kraftfahrer-Pioniere“ Wehrdienst in Kaiserslautern, die Familie war ab November 1943 in Heidelberg verzeichnet. Am 15.06.1945 wurde Sievers als kriegsversehrt aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und konnte nach Saarbrücken zurückkehren. Bereits am 27.06.1945 erhielt Sievers die Zusage des Oberbürgermeisters von Saarbrücken, seinen Beruf wieder ausüben zu können²⁵³. Diese Zusage wurde auch nach späteren Prüfungen im Rahmen der Entnazifizierungsverfahren nicht zurückgezogen oder infrage gestellt. Nach Auflösung der Reichskammer der bildenden Künste gründeten sich die Architektenkammern erneut, und alle, auch die bereits zuvor anerkannten, Architekten mussten einen detaillierten Aufnahmeantrag stellen, mit Nachweis der Ausbildung, Lebensläufen und besagten Fragebögen. Über die Aufnahme entschieden Gutachter, die zusätzlich eingereichte Entwürfe bewerteten. Auch

²⁵⁰ Fritz Todt stirbt Februar 1942, die Organisation wird von Albert Speer weitergeführt. „Bis Mitte 1943 existierte der Name Organisation lediglich als gewohnheitsmäßige Bezeichnung, da weder eine Gründungsurkunde noch ein Erlass die Entstehung dokumentierte. Um die kriegswichtige Bedeutung der OT klarzustellen, bemühte sich Speer um ihre unmittelbare Unterstellung unter Hitler. [...] Mit Erlass vom 02.Aug. 1943 (RGBL. 1943 I S. 530) erklärte sich Hitler damit einverstanden, dass die OT ausschließlich dem Führer des Deutschen Reiches unterstehe und nur diesem verantwortlich sein.“ Open Data Bundesarchiv, URL: https://open-data.bundesarchiv.de/apex-ead/DE-1958_R_50-l.xml, (Zugriff am 27.06.2022).

²⁵¹ Fragebogen Sievers, AKS/LAS.

²⁵² Schreiben Monika Wenz, Wissenschaftliche Mitarbeiterin Referat Kultur, Stadtarchiv Kaiserslautern, Email vom 18.05.2021.

²⁵³ Schreiben Heinrich Sievers an den vorbereitenden Ausschuss für die Gründung der Architektenkammer Saarbrücken, zu Händen Theo Peters vom 09.12.1946. Oberbürgermeister zu diesem Zeitpunkt (Juni 1945) war Heinrich Wahlster. Sievers nennt sich zu diesem Zeitpunkt im Briefkopf korrekterweise „Dipl. Ing.“, da er den Titel Architekt erst nach Aufnahme in die Architektenkammer führen darf, was ab dem 20.05.1948 der Fall war. Diese Anerkennung war Voraussetzung für die Berufsausübung, da die Behörden verpflichtet waren, nur „Bauvorlagen anzunehmen, die mit dem Siegel eines Architekten der Architektenkammer des Saarlandes versehen“ waren: „Beschluss des Zulassungsausschusses der Architektenkammer des Saarlandes vom 20.05.1946“, in: Personalakte Heinrich Sievers AKS/LAS. Ein Brief Heinrich Sievers an die Architektenkammer vom 15.01.1952 führt dementsprechend im Briefkopf: „Dipl. Ing. Heinrich Sievers, Architekt A.K.S.“.

Sievers, der in der Reichskammer der Künste gewesen war, stellte diesen Antrag und erhielt als „Antrag No 105“ die Mitgliedsnummer 42.²⁵⁴

1949 war Sievers am Umbau der Wartburg in Saarbrücken²⁵⁵ beteiligt. Von „1945 bis 1960 diente die Wartburg als Sitz und Funkhaus von Radio Saarbrücken, dem unter Leitung der französischen Besatzung neu gegründeten Sender.“²⁵⁶ Für den Einbau der Senderäume des Sendezentrums war Sievers zuständig.²⁵⁷ Heinrich und Maria Sievers hatten drei Kinder: Heinrich (1938), Renate (1941) und Margit (1943).²⁵⁸ Im Adressbuch von Saarbrücken, Jahrgang 1949, erscheint Sievers noch mit dem Berufsverzeichnis als Diplom-Ingenieur, Rathausstraße 3, später wird er mit der Berufsbezeichnung Architekt, Rathausstraße 16–18, Saarbrücken geführt.²⁵⁹ Von 1953 bis 1955 hat Sievers Lothar Elzer als Mitarbeiter, der später selbst Mitglied der Architektenkammer Saarland war.²⁶⁰ Zusätzlich zur Synagoge hat Heinrich Sievers die Apostolische Kirche, Scheidter Straße 35, in Saarbrücken [Abb.61] gebaut.²⁶¹ Sievers starb am 21.12.1969.

4.2 Baubeschreibung

Die Saarbrücker Synagoge – das Gemeindehaus der Israelitischen Gemeinde – erstreckt sich über ein Grundstück, das von zwei Seiten zugänglich ist. Die Hauptfassade mit Eingang liegt an der Lortzingstraße und dem sich direkt anschließenden Beethovenplatz. Lortzing-, die parallele Kaiserstraße sowie Dudweiler- und Sulzbachstraße bilden eine Carréebebauung, die nur durch eine Hauszufahrt befahren werden kann. In diesem Innengeviert liegt der rückwärtige Eingang der Synagoge. Der rechteckige Synagogenkörper ist somit an zwei Seiten freiliegend, und an der westlichen und östlichen Seite ist er in die angrenzende Nachbarbebauung eingegliedert. Das Gebäude misst etwas mehr als 30 m Breite, 20 m Tiefe, das Synagogengeschoss rund 10 m Höhe, doch der ursprüngliche Plan lag bei rund 20 m für das gesamte Gebäude. An der Ostseite ragt die Anlage um rund 4,50 m aus der Bauflucht hervor. Das Hauptgeschoss mit Synagoge liegt

²⁵⁴ Personalakte Sievers AKS/LAS.

²⁵⁵ Auskunft Archiv Bauaufsicht, Email vom 18.05.2021; auch: Reichard, Wilhelm: Festschrift zur Vollendung und Einweihung des ev. Gemeindehauses „Wartburg“ in Saarbrücken – St. Johann am Sonntag nach Trinitatis, den 11. November 1928. Saarbrücken 1928.

²⁵⁶ Krebs, Gerhild: Evangelisches Gemeindehaus Wartburg, in: Rainer Hudemann (Hg.): Stätten grenzüberschreitender Erinnerung – Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. und 20. Jahrhundert. Lieux de la mémoire transfrontalière – Traces et réseaux dans l'espace Sarre-Lor-Lux aux 19e et 20e siècles, Saarbrücken 2009. Publiziert unter www.memotransfront.uni-saarland.de.

²⁵⁷ Email Christopher Kirsch, Archiv Bauaufsicht Saarbrücken, vom 18.05.2021.

²⁵⁸ Heinrich (jun.) wird beim Antrag einer Errichtung der Alters- und Hinterbliebenenversorgung bei der Architektenkammer des Saarlandes nicht mehr als Kind aufgeführt: Antrag vom 25.09.1952 an das Versorgungswerk der Architektenkammer des Saarlandes. Auch auf der Todesanzeige Heinrich (sen.) Sievers 1969 taucht sein Name nicht auf, in: Personalakte Sievers AKSLAS

²⁵⁹ Adressbuch Saarbrücken von 1949. Informationen von Dr. Hans-Christian Herrmann vom Stadtarchiv Saarbrücken, Email vom 08.02.2021. Im Briefkopf Sievers im Schreiben an die Architektenkammer vom 15.01.1952 ist neben der Rathausstraße 3 auch die Zweibrücker Straße 3 angegeben, in: Personalakte Lothar Elzer, Architektenkammer Saarland AKS, Ungehobener Bestand, Landesarchiv Saarbrücken.

²⁶⁰ Zeugnis Lothar Elzer, ausgestellt von Heinrich Sievers am 12.02.1955. In: Personalakte Lothar Elzer AKS/LAS.

²⁶¹ Bestätigung des Hinweises von Dr. Hans-Christian Herrmann, Stadtarchiv, durch Email von Christopher Kirsch, Bauaufsichtsamt Saarbrücken am 11.02.2021. Für einen vollständigen Nachweis der Bauten Heinrich Sievers ab 1931 in Saarbrücken müssten die Archive ausgewertet werden.

quaderförmig, und darauf befinden sich Obergeschosse, die weit von der Traufkante zurückgezogen sind. Es ergibt sich der Eindruck eines mit Satteldach gedeckten Hauses auf einem darunterliegenden Quader [Abb 64].

Das Untergeschoss, die Synagoge, ist mit hellem Kalksteinplatten verkleidet, die Fläche wird durch etwas dunkler getönte Streifen dreimal horizontal gegliedert. Ein erster Streifen verläuft direkt oberhalb des Sockels, auf dem das Gebäude liegt, zwei weitere durchschneiden die Fassade auf der dominanten Fensterebene. Der Haupteingang befindet sich am westlichen Ende der Fassade und wird durch den dunkleren, leicht hervorspringenden Naturstein, nach innen zweimal getreptet zurückspringend, gerahmt. Der rechteckige Eingangsbereich befindet sich in dieser Umrahmung nach hinten versetzt. Kaum erkennbar ist über dem Türsturz in Hebräisch eingemeißelt: Der Name des Herrn sei gepriesen von nun an bis in Ewigkeit. Oberhalb dieses Eingangs befindet sich zwischen den dunkleren Querstreifen des Sandsteins ein hervorstehend umrahmtes Rundfenster. [Abb. 65] Das Fenster ist durch einen Davidstern vergittert, dem ein farbig gestalteter Davidstern in Glas entspricht. Zentral wird die Fassade durch eine große Fensterfront gestaltet. Sieben vertikale Einzelfenster sind, ebenso wie der Eingang und das Rundfenster, durch eine hervorstehende Rahmung eingefasst. Sie verfügen über eine gemeinsame Sohlbank, die stärker hervortritt als die Fensterlaibung. Dieses Sohlbankgesims liegt auf vierzehn Konsolen. Die längsrechteckigen Fenster sind horizontal drei-, vertikal viergeteilt und aus rechteckigen, leicht gefärbten Glasfenstern in Weiß, Blau und Gelb zusammengesetzt. [Abb. 67] Im Innenraum ist erkennbar, dass der Verlauf Zackenbändern entspricht. Oberhalb der Fenster verläuft horizontal ein Steinband, ähnlich dem Gesims, das seitlich jedoch über die Länge desselben herausragt. In seiner Positionierung entspricht das Band ungefähr der Deckenhöhe des dahinterliegenden Raumes [Abb. 65, 67].

Das Sakralgeschoss der Synagoge wird von einem dezent hervorkragenden Flachdach bedeckt, dessen Traufhöhe nicht von der angrenzenden Bebauung beeinflusst wird. Oberhalb dieses Abschlusses befindet sich eine kleine Brüstung. Auf der westlichen Dachseite befindet sich zum Nachbargebäude abschließend eine rechteckige, pilastrierte Wandfläche, deren Höhe der Traufhöhe des Gemeindehauses entspricht. [Abb. 65] Da das Nachbarhaus mit einem Mansardgiebeldach gedeckt wurde, bietet sich als Erklärung die Funktion als Sicherheitsschutz im Sinne einer Brandschutzmauer an.

Am östlichen Vorsprung in der Flucht findet sich ein Notausgang mit darüberliegendem vertikalen Rechteckfenster. Beide entsprechen in ihrer Gestaltung dem Eingang und den Fenstern der Fassade. Das zurückversetzte, aufliegende Gemeindezentrum ist durch unterschiedliche Fensterformen gegliedert: In der ersten Etage werden die Fenster durch hellen Sandstein als Fensterverbund gerahmt, im Obergeschoss handelt es sich um schlichte doppelflügelige Fenster [Abb. 64]. Das Gebäude hat ein Satteldach, unterhalb der Traufe ragen steinerne Konsolen hervor. Die zum Innenhof liegende, frei stehende Südseite der Synagoge entspricht in ihrer Gestaltung der Nordseite. Allerdings sind hier oberhalb des Eingangs statt des Rundfensters drei vertikale Fenster. Haupt- und Nebeneingang an der Kaiserstraße führen in die Eingangshalle des Gemeindezentrums. Von hier aus kann man den Synagogenraum mit rund 450 Sitzplätzen betreten sowie über

das Treppenhaus in die oberen Stockwerke gelangen. Im Erdgeschoss gelangt man in den gestuften Synagogenraum, dessen Männersitzplätze zweigeteilt einen mittleren Zugang zu Lesepult und Thoraschrein im Osten ermöglichen [Abb. 62]. Die hell gehaltenen Wände des Raumes kontrastieren mit der in dunklem Granit eingefassten Ostseite [Abb. 68]. Eine in den Raum hineinragende Granitbrüstung schließt den Bereich des Almemors und des dahinterliegenden Toraschreins zum Hauptraum ab. Seitlich gelegene Stufen führen zum erhöhten Lesepult, zwischen Brüstung und Almemor liegt das Kantorlesepult zur Gemeinde hin.

Im Hintergrund der Almemor wird die Ostseite durch seitliche, granitgefasste Halbräume chorähnlich verschmälert. Zum Hauptraum hin schließen diese Halbräume mit Orgelpfeifen ab, den freien Ecken leicht vorgestellt stehen Pfeiler, die bis unter die Decke führen und somit den Chorraum leicht einschnüren. Auf diesen Pfeilern liegt ein Querbalken, der den Ostraum auch von oben zum Hauptraum unterteilt.

Wichtigstes Element des so abgetrennten Raumes ist der um zwei weitere Stufen erhöhte Toraschrein, der zentral positioniert hinter dem Almemor steht. Bekrönt wird der Schrein von zwei steinernen, schwarzen Gesetzestafeln. Der Toraschrein ist Tor-ähnlich gestaltet, die Mitte ist mit einem Vorhang verhüllt [Abb. 66]. Flankiert wird der Schrein von zwei hohen, 7-armigen Leuchtern, die jedoch eine Stufe tiefer als der Schrein stehen, vor der ebenfalls mit Granit halbhoch verkleideten Ostwand. Die Marmorverkleidung des Toraschreins wird von einem Band aus bronzenen Myrtenblättern und Myrtenfrüchten gerahmt, die den Platz der darüberstehenden Gesetzestafeln jedoch aussparen. Gestaltet wurde die Bronzeverzierung von Alice Bloch, gebürtiger Saarbrückerin, die nach der Saarabstimmung bereits Mitte der 1930er-Jahre in die Schweiz emigrierte. Bloch hat weitere Gegenstände entworfen, so die Siebenarmigen Leuchter und die Ewige Lampe, ein Tora-Schild und weitere Sakralgegenstände.

An der Westseite des Raumes schwingt die Frauenempore im Obergeschoss mit leicht konvexer Brüstung in den Raum hinein. Der so beschriebene Hauptraum wird durch Seitenschiffe erweitert. Im Erdgeschoss sind diese durch Fenster- und Türöffnungen zum Hauptraum abgetrennt und mit Vorhängen verschlossen [Abb. 62]. Als Galerieempore liegen sie im Obergeschoss hinter Fensteröffnungen [Abb. 62, 63]. Die Deckenhöhe der Seitenschiffe liegt unterhalb der des Hauptraumes, beleuchtet wird der Hauptraum durch die siebenteiligen Fensterreihen der Emporenaußenwände. Genutzt werden diese Seitenschiffe im Erdgeschoss als Garderobe, auf der Empore als erweiterte Sitzmöglichkeiten. Die Decke des Hauptraumes ist durch kräftige Quer- und schmale Längsbalken kassettiert [Abb. 62]. Die Balken sind mit Goldstreifen abgesetzt, ebenso wie die Wandflächen, die in Quadrate unterteilt werden. Die Decke im Chorraum liegt niedriger als die Kassettendecke. Zwischen den Fensteröffnungen des Emporengeschosses sind geschwungene Neonlampen angebracht, die zur hauptsächlichen Beleuchtung beitragen [Abb. 63].

Das Treppenhaus des Gemeindezentrums führt vom Erdgeschoss auf die Emporenhöhe, deren markantestes Kennzeichen die Nord- und Südfenster sind. Während die Südseite, die zum Nebeneingang gerichtet ist, durch drei Fensterbahnen mit gelb-, orange- und rotfarbenen Glasflächen mit warmem Licht beleuchtet wird [Abb. 69], zeigt die Nordseite den an der Hauptfassade sichtbaren Davidstern im Rundfenster. Der im Raum frei schwebende Treppenaufgang, der zu

einer weiteren Zwischenebene führt, verläuft vor der Fensterfläche des Davidsterns und bedeckt diesen halb [Abb. 84]. Das Zwischengeschoss enthält Räume der Verwaltung. Über eine Steiltreppe erreicht man von hier die Obergeschosse. Im ersten Stockwerk liegt ein Gemeindesaal mit Küche und Verwaltungsräumen, im zweiten Stockwerk waren Kantor- und Rabbinerwohnung sowie eine Hausmeisterwohnung untergebracht. Durch vermehrten Platzbedarf in den 1990er-Jahren wurden die Funktionen umgewidmet.

4.3 Projektphase und Umfeld

Sievers war, wie beschrieben, bereits vor 1939 als Architekt tätig und verfügte über berufliche Kontakte, die er in Saarbrücken im Rahmen seiner Arbeit erworben hat. So war er nach seinem Umzug nach Saarbrücken 1931 zunächst technischer Leiter der Saarbaustoff-Fabrik. Auch sein Trauzeuge Matthias Breit war als Geschäftsführer in der Saarländischen Baustoffindustrie und als Bauunternehmer tätig. Bereits im Juli 1945 erhielt Sievers vom Oberbürgermeister die Erlaubnis, beruflich wieder tätig zu sein.

Dem Lebenslauf ist zu entnehmen, dass Sievers in den 1940er-Jahren im Rahmen der Organisation Todt im Saargebiet tätig war. In welcher Funktion er hier tätig war, ob bei der Entstehung des neuen „Wunder der Technik“²⁶², des Westwalls oder der Wiederaufbautätigkeit der Saar-Lor-Lux-Region, oder am Projekt „Stadtlandschaft Diedenhofen / Thionville“, bei dem Rudolf Schwarz tätig war²⁶³, ist unbekannt. Sievers selbst nennt die Tätigkeit „dienstverpflichtet“, nachdem er bereits zuvor bei der Hochtief A.G. in Hamburg dienstverpflichtet war²⁶⁴. Die Wiederaufbautätigkeiten der Nachkriegszeit im Saarland fußten auf (bereits damals Wiederaufbaupläne genannten) Konzepten der 1940er-Jahre nach der Saarabstimmung 1935. Bei dieser hatte sich die Mehrheit der Stimmberechtigten für einen Anschluss des Saargebietes an das Deutsche Reich ausgesprochen. Das Gebiet war gekennzeichnet gewesen von Aufspaltungen in Kleinstparzellen aufgrund von Erbfolgen in der Grenzregion Frankreich und Deutschland und war während des Zweiten Weltkriegs Nische vieler Architekten.

Die industriellen Entwicklungsplanungen für diesen Raum, denen die staatlichen Planer nur noch folgten, lagen zum Teil bereits seit der Annexionszeit [...] fest, zum Teil waren sie bis 1939 weiterentwickelt worden. Wie in anderen Bereichen der Großregion Saar-Lor-Lux hatten auch hier die Administrationen beider Staaten auf Wunsch der Industrie gleichgerichtet an der infrastrukturellen Erschließung und Siedlungsgestaltung des Raumes mitgewirkt, woran wechselnde Staatsformen und Rechtsverhältnisse nichts änderten.²⁶⁵

An diesen Planungen waren auch Rudolf Schwarz und Emil Steffann beteiligt und hatten hier ein Betätigungsfeld während des Nationalsozialismus gefunden. Bezogen auf die Saarregion und

²⁶² Festschrift „F. Nonn, Dr. Todt 50 Jahre alt“, zit. nach Durth 1986, S. 116.

²⁶³ Durth 1995, in: Lampugnani/Schneider 1995, S. 316.

²⁶⁴ Personalakte Heinrich Sievers AKS, Ordner 44, LAS. Von Sievers verfasster Lebenslauf im Anhang an ein Schreiben an den Oberbürgermeister der Stadt Saarbrücken „Aufforderung vom 19.9.1945 an die im Stadtbezirk Saarbrücken tätigen Architekten“.

²⁶⁵ Krebs 2009, (Zugriff 06.05.2021)

Lothringen bestand das Ziel darin, diese Gebiete als Industriegebiet für die Nachkriegszeit neu aufzubauen. Auch der Wiederaufbau des Saarlandes beruhte, wie in Gesamtdeutschland, auf vielen Plänen der Vorkriegszeit.²⁶⁶

Sievers wurde 1943 aus der Organisation Todt entlassen, als Grund nennt er die nicht-arische Herkunft seiner Frau, es kann jedoch vermutet werden, dass es sich dabei um eine Falschaussage handelte.²⁶⁷ So kann sich Sievers als Architekt für den Synagogenbau empfohlen haben, denn im Saarland wurde die Entnazifizierung aufgrund der engen Verbindung und des Anschlusses an Frankreich restriktiver durchgeführt als an anderen Orten.²⁶⁸

Die besonders ambitioniert begonnenen Entnazifizierungsmaßnahmen haben im Saarland zumindest anfangs den Eindruck einer „Stunde Null“, eines demokratischen Neuanfangs in Verbindung mit einer harten Bestrafung der NS-Verbrecher, entstehen lassen, [...].²⁶⁹

Dass ausgerechnet der Architekt des Synagogenneubaus „ein beträchtlicher Nationalsozialist“ gewesen sein sollte, noch dazu in Verbindung mit Gilbert Grandval, scheint nicht wahrscheinlich.

Ab August 1945 als Militärgouverneur der französischen Besatzungsmacht im Saargebiet eingesetzt, entstammte Gilbert Grandval, mit ursprünglichem Namen Gilbert Hirsch-Ollendorf, einer alten Elsässer jüdischen Familie. Nach Erreichen des Status' Saarlands als eines teilsouveränen Landes, mit eigener Verfassung und Regierung in Wirtschaftsunion mit Frankreich 1947, wird Grandval als Hoher Kommissar Frankreichs, in Funktion eines Landesvertreters, eingesetzt. 1952 wird Grandval französischer Botschafter im Saarland und bleibt dies bis zum Jahr 1955. Während dieser Zeit war er maßgeblich für den Wiederaufbau des Saarlandes verantwortlich, wo allein in Saarbrücken 80% der Bausubstanz zerstört worden waren²⁷⁰. Die Beseitigung der letzten Reste der Zerstörungen dauerte Jahrzehnte.²⁷¹ Da das Saarland erst zum 1. Januar 1957 politisch²⁷² an die Bundesrepublik Deutschland angegliedert wurde, wurde die erste Synagoge in der Definition eines repräsentativen Multifunktionsbaus in der unabhängigen Saarregion errichtet.

Zum Zeitpunkt der Gemeindegründung zählte die Jüdische Gemeinde Saar 153 Mitglieder, Ende 1948 waren es bereits 396, und viele dieser Mitglieder kamen aus dem französischen Exil.²⁷³ Grandval hat die Jüdische Gemeinde Saarbrücken nach ihrer Wiedergründung unterstützt und den Bau der Synagoge befördert.²⁷⁴ Anne Gemeinhardt gibt mit ihren Auswertungen der

²⁶⁶ Zu den Untersuchungen architektonischer Zeugnisse grenzüberschreitender Strukturen im Saar-Lor-Lux-Raum: URL: www.memotransfront.uni-saarland.de. (Zugriff 06.05.2021).

²⁶⁷ Schreiben Stadtarchiv Kaiserslautern, Biografie.

²⁶⁸ Gemeinhardt 2013, S. 117.

²⁶⁹ Ebda.

²⁷⁰ Cartal, Karl: Saarbrücken heute und morgen. Der Wiederaufbau. Saarbrücken o.J., S. 3

Schulte, Sabine: Aspekte: Nachkriegsarchitektur im Saarland und Denkmalpflege, 2019, URL: <http://institut-aktuelle-kunst.de/kunstlexikon/aspekte-nachkriegsarchitektur-im-saarland-und-denkmalpflege-1831> (Zugriff 06.05.2021).

²⁷¹ Heinz, Dieter: Konflikte beim Wiederaufbau, in: Von der Stunde 0 zum Tag X. Das Saarland 1945–1959 hg. vom regionalgeschichtlichen Museum Saarbrücken, Saarbrücken 1990, S. 77–94.

²⁷² Am 6. Juli 1959 wurde das Saarland durch die Einführung der D-Mark auch wirtschaftlich an die BRD angeschlossen.

²⁷³ Gemeinhardt 2013, S. 136.

²⁷⁴ Böcker, Axel: Die Neue Synagoge und das Gemeindezentrum in Saarbrücken, Lortzingstraße 8, in: Wettbewerbe. Kunst im öffentlichen Raum, hg.vom Kulturamt der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarlouis 2020, S. 144–145.

Gründungs- und Sitzungsprotokolle der direkten Gründungsphase einen kurzen Einblick in die Entstehungsgeschichte der Gemeinde und dem Zustandekommen des Synagogenbaus:

Aus einem Schreiben Gilbert Grandvals an den Regierungspräsidenten Neureuther geht schließlich hervor, dass der Gouverneur diesen bat, für die „Ausübung des israelitischen Gottesdienstes ein Gebäude in Saarbrücken zu suchen und zu requirieren“ [...]. Im darauf folgenden Dezember gab es bereits eine erste Besprechung [...] zwischen Alfred Levy, dem Regierungsbaudirektor Arndt sowie dem Architekten Hans[sic] Sievers – beide waren von Grandval aufgefordert worden, schnellstmöglich für die Gemeinde „ein geeignetes Objekt für eine Synagoge zu errichten“.²⁷⁵

Hier taucht Sievers direkt als von Grandval beauftragter Architekt auf. Sievers gehörte nicht zur Architektengruppe Saarbrückens, die mit den Wiederaufbauten öffentlicher Gebäude oder beispielsweise mit dem Umbau von Grandvals Residenz, Schloss Halberg, beauftragt war (zur Architektengruppe gehörte beispielsweise Hans Bert Baur).²⁷⁶ So wurde Baur mit der Restaurierung und Purifizierung betraut, ebenso war er am Bau der französischen Botschaft mit Henri Pingusson beteiligt und hat das Gebäude der Deutschen Rentenversicherung Saarland 1952 in Gemeinschaft mit Karl Kremer und Jacob Quirin gebaut. Sievers' Name taucht hier ebenso wenig auf wie bei den von Rudolf Krüger geleiteten Wiederauf- und Umbauten der Schlosskirche oder der Ludwigskirche. Als bedeutendstes Gebäude neben der Synagoge, mit dem der Name Sievers' verbunden ist, kann die Wartburg genommen werden. Das historisch bedeutsame, evangelische Gemeindehaus von 1928, unweit der Lortzingstraße gelegen, hat Sievers nach 1945 umgebaut.²⁷⁷

Grandval wohnte in Schloss Halberg, das 1937 von Mathias Breit, dem Trauzeugen Sievers, gekauft worden war. Breit hatte hier auf einer Fläche „von wenigstens 300.000 Quadratmetern [...] Wohnungen für maximal 10.000 Bewohner bauen lassen“²⁷⁸ wollen.²⁷⁹

Die Synagoge von 1951 ist – trotz der Tendenzen der Moderne in den 1930er-Jahren – noch mit traditionellen architektonischen Elementen [Abb.64, 65, 68] versehen. Saarbrücken als Hauptstadt einer Region mit Staats-Status, die Zentrum einer wiederaufstrebenden Industrieregion werden sollte, war unter der Planung Henri Pingussons städtebaulich modern und vorbildlich konzipiert. Die französische Militärregierung hatte eine Organisation zum Wiederaufbau eingerichtet, deren Abteilung „Urbanisme“²⁸⁰ die kriegszerstörten Flächen neu planen sollte. Die großen Widerstände gegen diese von Pingusson entwickelten Konzepte

²⁷⁵ Gemeinhardt 2013, S. 143.

²⁷⁶ Außer den hier wiederherzustellenden Zerstörungen, die beseitigt werden mussten, missfiel den Grandvals die „teutonische Ausstrahlung“ der oberhalb Saarbrückens liegenden, großen (und Schloss genannten) Villenanlage. Architekt des neugotischen Schloss Halbergs war Edwin Oppler, einer der ersten jüdischen Architekten in Deutschland mit Einfluss. Hierzu das Interview Axel Buchholz mit Eva Mendgen „Schloss Halberg“ in der Reihe SR-Fundstücke: URL:https://www.sr.de/sr/home/der_sr/wir_uber_uns/geschichte/fundstuecke/20160501_fundstueck_mai2016_schloss_halberg100.html (Zugriff 29.06.2022).

²⁷⁷ Maren Dittmann verortet Sievers in die Wiederaufbautätigkeit um den Saarbrücker Architekten Rudolf Krüger ein, Informationen Telefonat mit Dittmann am 09.02.2021. Vgl. Dittmann, Marlen: Die Baukultur im Saarland 1904–1945, (Saarlandhefte 3), Saarbrücken 2004 und Dittmann, Marlen: Die Baukultur im Saarland 1945–2010 (Saarland-Hefte 4), Saarbrücken 2011.

²⁷⁸ Buchholz, Axel: Schloss Halberg: Vom industriellen-Domizil zur Botschafterresidenz, 2018, URL: https://www.sr.de/sr/home/der_sr/wir_uber_uns/geschichte/fundstuecke/20180201_fundstueck_februar_2018_schloss_halberg_eins100.html (Zugriff 29.06.2022).

²⁷⁹ Es ist zu untersuchen, ob Sievers bei diesen Planungen maßgeblich beteiligt war.

²⁸⁰ Dittmann 2011, S. 7.

seitens der Bürgerschaft, der Industrievertreter und des städtischen Planungsamtes unter der Leitung von Karl Cartal führten Ende der 1940er-Jahre zur Aufgabe Pingussons und somit der Wiederaufbaupläne.²⁸¹ Durchführen konnte Pingusson allerdings seinen Bau für die Französische Botschaft [Abb. 85], eines der wenigen Gebäude, das von der großen Planung für die Saarbrücker Innenstadt übrig geblieben war.²⁸²

4.3.1. Die Vorkriegssynagoge von 1890

Sollte sich Sievers, vor die Aufgabe gestellt, ein jüdisches Gemeindehaus zu planen, kurz nach Kriegsende an der alten Synagoge Saarbrückens orientiert haben wollen, die er, da er seit 1931 Saarbrücken gelebt und gearbeitet hatte, kannte, wird er eine vielerorts typische Synagogenarchitektur vor Augen gehabt haben, die jedoch zu diesem Zeitpunkt bereits seit rund zehn Jahren nicht mehr stand. Nachdem sich die Gemeinden Alt-Saarbrücken und St. Johann im Jahre 1887 zusammengeschlossen hatten, wuchs der Raumbedarf für eine neue Synagoge, sodass der Saarbrücker Architekt Friedrich Mertz 1888 Baupläne einreichte.²⁸³ Die Lage dieser neuen Synagoge, die am 22. Dezember 1890 eingeweiht wurde [Abb. 70], lag im Stadtviertel St. Johann. Direkt an der Saar gelegen, war St. Johann eine wachsende und im Handel expandierende Stadt. Hier wurde 1852 der Bahnhof Saarbrückens eröffnet. Es entstand eine Vielzahl öffentlicher Bauten, die im Rahmen eines Bebauungsplanes strukturiert werden sollten.²⁸⁴ Die 1891 am Rathausplatz erbaute evangelische Kirche bildete mit dem 1900 erbauten Rathaus und dem Postamt ein Stadtzentrum, das nach der Wirkung von Sichtachsen angelegt war. Als sich 1909 Alt-Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach zur gemeinsamen Großstadt Saarbrücken zusammenschlossen, wurde das neue Rathaus St. Johann zum Rathaus der neuen Großstadt. Die Synagoge von 1890 lag, mit Sichtachse zur evangelischen Kirche, in direkter Nachbarschaft dieses Platzes.

Mertz gestaltete für diese aufstrebende Stadt einen Synagogenbau über kreuzförmigem Grundriss, die Vierung war mit einem hohen oktogonalen Tambour erhöht und von einer zweifarbig gedeckten Zwiebelkuppel bekrönt. An der Haupteingangsseite war das Gebäude mit einem großen Rosettenfenster versehen. Die restlichen Fenster des Baus besaßen Rundbögen, teilweise von Blendbögen überfangen, unter dem Dach verliefen Rundbogenfriese. Trotz dieser romanisierenden Formen und der fehlenden jüdischen Symbolik war die Synagoge als Synagoge zu erkennen, was an ihrer zum Zeitpunkt des Erbauens bereits als Standard geltenden Bauweise lag. Die Klinkerfassade war zweifarbig gestaltet, mit hellem, von dunklen Streifen durchzogenem Mauerwerk. Auf der Giebelspitze an der Eingangsseite waren zwei steinerne Gesetzestafeln

²⁸¹ Dittmann 2011, S. 8 sowie Stadtarchiv Saarbrücken, Personalakte Karl Cartals (V 11.2 1889).

²⁸² Deutscher Werkbund Saarland und Institut für aktuelle Kunst (Hg.): Die ehemalige Französische Botschaft in Saarbrücken von Georges-Henri Pingusson. Ein Monument deutsch-französischer Baukultur im Saarland, Saarbrücken 2014, S. 4.

²⁸³ Marschall, Kristine: Die alte Synagoge in Saarbrücken, Futterstraße 25/Ecke Kaiserstraße, in: Wettbewerbe. Kunst im öffentlichen Raum, hg. von der Landeshauptstadt Saarbrücken Dezernat für Bildung, Saarland, Saarbrücken 2015, S. 8–10.

²⁸⁴ Dittmann, Marlen: Das Rathaus St. Johann und der Rathausplatz in Saarbrücken – ein Beispiel für die Stadtbaukunst des späten 19. Jahrhunderts, in: Kunstort. Stadtbaukunst des späten 19. Jahrhunderts: Rathaus und Rathausplatz in Saarbrücken, hg. vom Kulturamt Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarbrücken 2015.

angebracht. Zeitgenössisch wurde der Bau als „byzantinisch-maurisch“²⁸⁵ typisiert, ein Topos im Synagogenbau dieser Zeit. Wenn auch im Außenbau nicht eindeutig nachzuweisen, so war der Innenraum [Abb. 70] durch den mit Hufeisenbogen und Zinnenkranz bekrönten Toraschrein, Gusseisensäulen und „kleinteilig vegetabil gemustertem Relief“²⁸⁶ orientalisierter gestaltet.

Der maurische Stil, zumeist mit einem Verweis auf die Alhambra in Granada, steht für die Integration sephardischer Juden im Spanien des 10. bis 12. Jahrhunderts und für die Idealisierung der als „Goldenes Zeitalter“ benannten Zeitspanne. Stilistische Übernahmen dieses „Zeitalters“ waren mehr als nur eine architektonische Ausweichmöglichkeit zwischen Romanik und Gotik:

Der umfassende Forderungskatalog seitens der Mehrheitsgesellschaft gegenüber den Juden machte es notwendig, Formen der Zugehörigkeit zu entwickeln, die keineswegs als klare Beschreibungen von Assimilationsvorgängen anzusehen sind, sondern die Ambivalenzen in den Blick nahmen, um dadurch diesen Vorgang der gewünschten Integration in die Mehrheitsgesellschaft selbst unbeschadet überstehen zu können.²⁸⁷

Vor allem die Kuppel war orientalisierend gestaltet und gab der Synagoge ein fremdes Merkmal, das sie von Kirchen unterschied. Das in Sichtweite stehende Postamt, ebenso wie Bahnhöfe und Rathäuser Teil einer sich entwickelnden Gattung im Bereich der Profanarchitektur des 19. Jahrhunderts, war ebenfalls überkuppelt und bediente sich der Kuppel als Hoheitsform. Dennoch war die Synagoge, wie die meisten ihrer Zeit, zurückhaltend mit jüdischer Sakralsymbolik gekennzeichnet. In ihrer eindeutigen Zugehörigkeit zur Architektur des 19. Jahrhunderts und ihrer eingeschränkten – und bald schon überholten – Formensprache scheidet sie als Vorbild für den Saarbrücker Nachkriegsbau aus. Friedrich Rulf, von 1929 bis 1934 Rabbiner in Saarbrücken, konstatierte im Rahmen der Einweihung der Neuen Synagoge 1951, dass sich „die jüdische Gemeinde einer besonderen Wertschätzung erfreut“²⁸⁸ habe.

Die Verwendung der dunkleren Streifen, die die Fassade des Neubaus von 1951 unterteilen, kann als eine von Sievers angewandte Reminiszenz an den Bau der alten jüdischen Gemeinde interpretiert werden. Eine eindeutige Orientierungshilfe war die St. Johann Synagoge sicherlich nicht, zumal sie als Sakralraum keine weiteren Funktionen beherbergte.

4.3.2. Die Bauakten der Nachkriegszeit

Das Grundstück, auf dem sich die alte Synagoge befand, ging nach 1939 in Besitz der Stadt über, die es der Gemeinde zum Kauf anbot.²⁸⁹ Diese wählte statt des alten Grundstücks das Grundstück an der Lortzingstraße, und die Besitzrechte des Grundstücks waren laut Bauakten zu Baubeginn noch ungeklärt.²⁹⁰ Der Hauptanteil ist von einem Mitglied der Gemeinde zur Verfügung gestellt worden. Die Bauakte, die sich bei der Unteren Bauaufsichtsbehörde der

²⁸⁵ Saarbrücker Zeitung 274/22.11.1890, zit. nach Marschall 2015, S. 9.

²⁸⁶ Marschall 2015, S. 9.

²⁸⁷ Schapkow, Carsten: Vorbild und Gegenbild. Das iberische Judentum in der deutsch-jüdischen Erinnerungskultur 1779–1939, Köln 2011, S. 36.

²⁸⁸ Einweihungsfest der Synagoge Saarbrücken, 15.01.1951, Saarbrücker Zeitung.

²⁸⁹ Marschall 2015, S. 8.

²⁹⁰ Bauakte der Landeshauptstadt Saarbrücken, Untere Bauaufsichtsbehörde, Lortzingsstr.8.

Landeshauptstadt Saarbrücken befindet, besitzt einen rudimentär erhaltenen Schriftwechsel und einige Pläne der errichteten Synagoge. Entwurfspläne sind nicht erhalten.²⁹¹ Die vorherigen Pläne, die im Schriftwechsel erwähnt werden, sind nicht mehr vorhanden, auch die Jüdische Gemeinde selbst verfügt nur über wenige Unterlagen aus dieser Zeit. Der Schriftverkehr beginnt am 12.08.1948 mit einem Antrag auf Genehmigung eines Bauzauns. Am 27.08.1948 erhält Architekt Heinrich Sievers Antwort vom Städtischen Oberbaurat Karl Cartal, und ihm wird mitgeteilt, dass der Vorentwurf einem Gutachterausschuss, dem drei Mitglieder der Saarländischen Architektenkammer angehören, vorgelegt wurde. Die Saarländische Architektenkammer hatte sich in einer konstituierenden Sitzung erst am 19.08.1948 wiedergegründet.²⁹² Karl Cartal (1908–1979) wurde 1945 Leiter des Wiederaufbau- und Stadtplanungsamtes in Saarbrücken.²⁹³ In die Zeit Karl Cartals als Stadtbaurat fallen die Planungen um den Wiederaufbau Saarbrückens unter der Ägide Gilbert Grandvals und die umstrittenen Entwürfe zur Stadtplanung des Architekten George-Henri Pingusson. Der Gutachterausschuss beurteilte die Fassadenlösung Sievers für die Synagoge an der Lortzingstraße als ästhetisch nicht befriedigend.²⁹⁴ Aus städtebaulichen Gründen wurde eine Verschiebung eines offenbar geplanten Turmes an das östliche Ende der Fassade vorgeschlagen und um eine bessere Gliederung dieses Turmes und des Seitenschiffes gebeten. Ein weiterer eingereichter Entwurf wurde abgelehnt, denn nun wurde die Turmgestaltung abgelehnt sowie eine durchgängige Fassadengestaltung gefordert.

Die Gründe für die erste Ablehnung sind städtebaulicher Art, es handelt sich nicht um den jüdischen Ritus oder die synagogale Bautradition betreffende Motive. Der Oberbaurat schlägt vor, die Entwürfe gemeinsam mit dem Stadtplanungsamt zu überarbeiten. Erste Zurückweisungen lagen nicht in der eigentlichen Bauaufgabe begründet, sondern in den Auflagen der städtebaulichen Bestimmungen. In Saarbrücken tritt, wie später in Berlin, die Stadt als planende und beratende Größe auf, nicht die Gemeinde selbst.²⁹⁵ Baupläne des Stadtbauamtes zeigen, dass zunächst drei Obergeschosse geplant waren, jedoch nur zwei ausgeführt wurden. Überdies ist auf diesen Plänen zu sehen, dass an der östlichen Gebäudeseite eine Durchfahrt geplant war. Dies spricht dafür, dass die bestehende, angrenzende Bebauung abgerissen werden sollte und die Synagoge an drei Seiten hätte ansichtig sein können.

²⁹¹ Da die Bauakte nicht freigegeben ist, darf nur Einsicht genommen werden, aber keine Kopien oder Mitschriften angefertigt werden.

²⁹² <https://aksaarland.de/ueber-uns> (Entnommen 07.05.2021). Im Landesarchiv Saarland gibt es hierzu einen noch unerschlossenen Bestand der Architektenkammer des Saarlandes mit zahlreichen Aufnahmeanträgen der Architekten, die nach Neugründung um Erst- oder Wiederaufnahme bitten.

²⁹³ Cartal hat von 1935 mit anschließender Flucht, teilweise versteckt, bis 1945 in Frankreich gelebt. Karl Cartal wurde 2010 mit neun weiteren Personen nachträglich von der Technischen Universität Carolo-Wilhemina zu Braunschweig rehabilitiert: „Das Präsidium und der Senat [...] verurteilen mit Nachdruck die nationalsozialistischen Verfolgungen [...] aus rassistischen, politischen oder religiösen Gründen [...]“, URL: <https://www.tu-braunschweig.de> (Zugriff 07.05.2021).

²⁹⁴ Bauakte der Landeshauptstadt Saarbrücken, Untere Bauaufsichtsbehörde.

²⁹⁵ Zum Wirken des Stadtbaurates Karl Cartal: „Aspekte: 100 Jahre Stadtplanung in Saarbrücken“ auf: URL: <http://institut-aktuelle-kunst.de/kunstlexikon/aspekte-100-jahre-stadtplanung-in-saarbruecken-1818> (Zugriff 15.02.2021).

4.4 Das Gemeindezentrum und seine Tradition

Die Saarbrücker Synagoge ist eine multifunktionale Anlage mit integriertem Gemeindehaus. Der Baukomplex erstreckt sich über drei Stockwerke mit der Synagoge im Sockelgeschoss. In den weiteren Obergeschossen liegen die Gemeinschafts- und Verwaltungsräume der Gemeinde. Sievers integriert unterschiedliche Bereiche und Bedürfnisse der jüdischen Nachkriegsgemeinde unter einem Dach und bildet damit den von Rabbiner Rülff formulierten Wunsch, dass die neue Jüdische Gemeinde den vielfältigen Aufgaben der Vorkriegszeit nachkommen möge: „Diese Leistungen der alten Gemeinde, die unvergessen blieben, würde die neue Synagogengemeinde Saar in guter Tradition fortzusetzen sich bemühen.“²⁹⁶ Damit machen die Jüdische Gemeinde und Sievers den Anfang der Synagoge als Multifunktionsbau. In Folge wird der Bereich, den die neuen Synagogen mit Gemeindehaus umfassen, immer größer. Mehr und mehr Funktionen werden integriert: in Düsseldorf Altenwohnungen und ein Kindergarten, in Dortmund ebenfalls Altenwohnungen, in Münster Schulräume für den Unterricht. Damit konzentrieren die Gemeinden die Bereiche, die innerhalb der neuen bundesrepublikanischen Gesellschaft zur sozialen Grundversorgung der Bevölkerung gehören, auf ihren Radius. Die Synagogengebäude gewinnen zunehmend einen Inselcharakter innerhalb der sie umgebenden Gesellschaft. Es wurde der Versuch unternommen, auf diesen „Inseln“ jüdisches Leben neu aufzubauen, für Identität zu sorgen und eine Anlaufstelle im täglichen Leben zu bieten. Dieses neue Judentum und die dazugehörige Identität basierten bald – spätestens seit 1948 – auf ihrem Israel-Bezug.

Waren im 19. Jahrhundert Synagogen mehr auf die religiöse Nutzung hin konzipiert worden, wie es die Synagoge von Mertz in Saarbrücken von 1890 ebenfalls zeigte, entfernten sie sich von der ursprünglichen Tradition der Synagoge als „Schul“, als Gebäude, in dem mehr als nur gebetet wurde:

Die Einrichtung der Synagoge als einer Versammlungsstätte mit der doppelten Bestimmung, dem Herrn durch Gebet zu dienen, andererseits aber auch durch Lehren und Lernen die Kenntnis seiner Gebote zu vertiefen und sie zu erfassen, ist bis in die ältesten Zeiten der jüdischen Geschichte nachweisbar.²⁹⁷

Diese Funktionseinheit kann an den unterschiedlichen Bezeichnungen des Gotteshauses abgelesen werden: Der griechisch-lateinische Begriff Synagoge umfasst drei hebräische Bezeichnungen: *bet ha-kneset*, *bet ha-tefillah* und *bet ha-midrash*. Und der jiddische Ausdruck *Schul* für die Synagoge existierte nicht nur im Deutschen, Polnischen und Englischen, wie die venezianischen Synagogen *Scuola Spagnola*, *Scuola Levantina* und *Scuola Grande Tedesca* bezeugen. Die Einheit von Beten, Lehren und Studieren in der jüdischen Religion führte dazu, dass „lo studio e la preghiera si intrecciano e si confondono“²⁹⁸, also dass Studium und Gebet sich ineinander verwoben und eins wurden. Die Reformbestrebungen der Emanzipationszeit

²⁹⁶ Einweihungsfeier der Synagoge Saarbrücken, Saarbrücker Zeitung 15.01.1951.

²⁹⁷ Grotte, Alfred: Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen vom XI. bis Anfang des XIX. Jahrhunderts, Berlin 1915, S. 1.

²⁹⁸ Luzzatto 1992, S. 82.

sorgten in Deutschland für eine Trennung der unterschiedlichen Tätigkeiten voneinander und reduzierten die Synagogen auf die Funktion des Gottesdienstes. Jüdinnen und Juden, „die sich nunmehr ungehinderter in der Welt bewegen durften, konnten ihre gesellschaftlichen, kommerziellen und kulturellen Bedürfnisse außerhalb ihrer begrenzten Gemeinde befriedigen.“²⁹⁹ Die Synagoge als Ort des Lernens und der gesellschaftlichen Kontakte, als Lebensmittelpunkt in einer größtenteils feindlich gesonnenen Umwelt, verlor zunehmend an Bedeutung. So wurde im 19. Jahrhundert die Synagoge in Funktion und Aussehen den Kirchen angepasst, als Gotteshaus ohne weitere gesellschaftliche Möglichkeiten und Anbindungen und vor allem als Ausdruck der religiösen Gleichberechtigung im Stadtgefüge.

Dass mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts vermehrt Versammlungssäle eingebaut wurden, um kulturellen Anlässen gerecht zu werden, ist im Zusammenhang mit einer allgemeinen Wiederentdeckung des Judentums von deutschen intellektuellen Jüdinnen und Juden zu betrachten. Enttäuscht von der Politik und vom Zionismus, wurden ihre Hoffnung an die Erstarkung des Judentums in Deutschland gebunden. Insbesondere die Synagogen in Essen (1913) [Abb. 44] und Augsburg (1917), die als neue Prototypen einer originären Synagogenarchitektur angesehen wurden³⁰⁰, beinhalteten Merkmale der Versammlung.

Die wesentlichen Merkmale dieser Bauten waren die großen Vorhöfe und Vorhallen, die eine neue Art von innergemeindlichem Leben möglich machten, das sich nicht nur auf kultische Handlungen, wie Prozessionen bezog, sondern auch die Synagoge stärker zum Treffpunkt werden ließ, – zum Gemeindezentrum [...].³⁰¹

Alexander Beers Synagoge in der Prinzregentenstraße in Berlin (1930) beinhaltete eine Neuerung, die später in den USA als „flexible open plan“ die multifunktionale Nutzung der Synagogen erweiterte. Sein durch einen Metallvorhang abtrennbarer Sakralbereich mit Almemor und Thoraschrein ermöglichte die neutrale Nutzung des Sitzraumes für Feiern und gesellschaftliche Veranstaltungen³⁰². Dieser konkrete Konnex von Sakralraum mit profanen Veranstaltungen verbindet erneut das weltliche Leben der jüdischen Mitglieder mit der Synagoge. Der Versuch der stärkeren Rückbindung der Gemeinde an die Synagoge muss in Verbindung mit der Rückkehr zum Judentum betrachtet werden. Jedoch tritt nicht, wie zuvor, die Bedeutung des Studierens erneut in den Mittelpunkt, sondern vielmehr gesellschaftliche Veranstaltungen, „profane Zwecke, Vorträge und Veranstaltungen ernsten Charakters“³⁰³.

Auch die Amsterdamer Synagogen von Baars [Abb. 71] und Elte [Abb. 72] von 1928 weisen, wie die meisten Großbauten der Zeit, in ihrem Grundriss die Integration von Versammlungsräumen aus. Zumeist handelte es sich um Bauprojekte, bei denen die

²⁹⁹ Krinsky 1988, S. 67.

³⁰⁰ Besonders die Synagoge in Essen wurde, durch ihre Raumabfolge und die weithin sichtbare Verwendung jüdischer Symbolik an der Fassade, als Verweis auf den Tempel in Jerusalem gesehen. Mit dieser Tatsache verbindet sich die Diskussion um den zerstörten Tempel und seinen „Ersatz“ im Exil in Form der Synagogen. „Neben [...] Detailspielen ist es vor allem die Anlage des Vorhofes und die damit vorgegebene Raumabfolge für den Eintretenden, die die Parallele zum Tempel deutlich macht. [...] Diese Raumabfolge – Hof – Vorhalle – Hauptraum – Allerheiligstes – entspricht derjenigen, die charakteristisch für den Tempel war.“ (Gemmeke 1990, S. 99).

³⁰¹ Hammer-Schenk 1981, S. 506.

³⁰² Alexander Beer, Alexander: Neubau der Synagoge Prinzregentenstrasse in Berlin, in: Deutsche Bauzeitung, 73/74 (1930), S. 521–525, S. 523.

³⁰³ Beer 1930, S. 523.

verschiedenen Funktionen durch ein großes Platzangebot flächig verteilt werden konnten. Der erste Wettbewerb für die Synagoge in Wien-Hietzing 1918 war sogar explizit auf eine ausgedehnte Anlage hin ausgeschrieben: „Der Betsaal sollte nur ein Raum innerhalb eines größeren geschlossenen Baukomplexes werden [...]“³⁰⁴.

Wenn jedoch, häufig aus wirtschaftlichen Gründen, nicht die Möglichkeit einer großflächigen Anlage bestand, so wurden die einzelnen Funktionen in einem Bau komprimiert. Wurde bei solchen Bauten auch der neue Stil der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhundert verwendet, so entstand hierbei ein neuer Typus von Synagogen: die sich einer modernen, vom Bauhaus und von LeCorbusier inspirierten Formensprache bedienenden Synagogen wie z.B. Plauen (1930) [Abb. 56] und Sillein (1931) [Abb. 50].

Die Schaffung eines neuen Typus und eines neuen Baustils aus der wirtschaftlichen Notlage heraus war eine Forderung, die in vielen Aspekten des neuen Bauens der zwanziger Jahre verwirklicht wurde.³⁰⁵

Die in schlichter Architektur erbauten Synagogen bedeuteten eine radikale Abwendung von den beeindruckenden Massivbauten wie der Essener, Augsburger oder der Frankfurter Westend-Synagoge von 1910 [Abb. 73]. In diesen Bauten sind einige Punkte vereint, die nach 1945 wieder aufgegriffen wurden: eine wohldurchdachte Raumkonzeption, eine damit verbundene reduzierte Formensprache und die Integration des gesellschaftlichen Lebens in das Glaubensleben.

4.4.1 Die Entwicklung des Gemeindehauses in den USA

Während nach der 1931 in Hamburg eingeweihten Synagoge der Synagogenbau in Deutschland abbrach, wurde im Ausland, insbesondere in den USA, weiter gebaut. Die Ergebnisse der lang andauernden deutschen Diskussionen um den Bautypus Synagoge wurden unter veränderten Bedingungen weiterentwickelt.

The two major factors which preserved Judaism in the past were Jews' adherence to their religious tradition and the hostility of the outside world. In the United States both these factors have declined.³⁰⁶

Die in Europa konstituierenden Zwänge fielen weg, die amerikanischen Gemeinden waren frei, zu entscheiden, wie sie bauen wollten. Hier galt es nunmehr durch die Schaffung eines positiven Gemeinschaftsgefühls die Gemeinde zu stärken und – auch – im Umfeld einer wachsenden Vergnügungsindustrie attraktiv zu bleiben:

Synagogues have been built with prayer halls, social halls, stages for dramatic performances, art galleries, swimming pools, classrooms, libraries, museums, meeting rooms, and kitchens. [...] Within

³⁰⁴ Hammer-Schenk 1981, S. 508.

³⁰⁵ Ebda.

³⁰⁶ Kampf, Avram: Contemporary Synagogue Art. Developments in the United States, 1945–1965, New York 1966, S. 25.

their walls are held services, lectures, forums, recitals, exhibitions, and social dances. Indeed, the synagogue is becoming a People's House, a Bet Am.³⁰⁷

Die Rückkehr zu den Wurzeln der Synagoge fand somit unter anderen Grundbedingungen statt. Sogar das Bilderverbot, das oft zu einer rein dekorativen Ausstattung in Deutschland geführt hatte, wurde nicht überall eingehalten.³⁰⁸ Wer als deutscher Architekt der Nachkriegszeit den beruflichen Weg exilierter deutscher Architekten verfolgte, noch dazu derjenigen, die sich auf dem Gebiet des Synagogenbaus betätigten, stieß schnell auf den erwähnten „flexible open plan“. Dieser ist auf Frank Lloyd Wright und seine Unity Church in Oak Park, Illinois, von 1908 zurückzuführen.³⁰⁹ [Abb. 74] Die hier geschaffene Einheit von Kirche, Gemeindehaus und Sonntagsschule wurde in den 1940er-Jahren so verändert, dass durch bewegliche Wandelemente der sakrale mit dem profanen Bereich zu verbinden war.³¹⁰ Die in den USA expandierende Synagogenarchitektur war durch die Vorstadtentwicklungen, die neue Gemeindestrukturen benötigten – ein „mass exodus to suburbia“³¹¹ –, bedingt. Für die später in Deutschland errichteten Synagogen wurden Frank Lloyd Wright, Harrison und Max Abramovitz sowie Erich Mendelsohn als Vorbilder angesehen.

4.5 Architektonische Traditionsbezüge der Saarbrücker Synagoge

Die prägnantesten Merkmale der Saarbrücker Synagogenfassade sind die querrrechteckige Fensterreihe des Sakralbereichs sowie das Rundfenster mit eingelassenem Davidstern über dem Eingangsbereich. Die im Querformat angebrachten längsrechteckigen Fenster sind durch ihre hervortretende Fensterlaibung betont, auch Rundfenster und Tür besitzen eine hervortretende Umrahmung. Die Fassade ist ansonsten flächig und geschlossen.

Die Fensterpositionierung und -umrahmung rufen auf den ersten Blick den zitathaften Eindruck der Plauener Synagoge [Abb. 56] hervor. Diese Synagoge Fritz Landauers von 1930 galt bereits zur Zeit ihrer Errichtung als Besonderheit:

Die Aufgabe bestand darin für die etwas mehr als 800 Mitglieder zählende Gemeinde ein Zentrum zu schaffen, das nicht nur einen Betsaal enthielt, sondern auch Versammlungssaal, Verwaltungsräume und eine Wochentagsynagoge.³¹²

³⁰⁷ Kampf 1966, S. 25; Siehe auch: Wertheimer, Jack (Ed.): The American Synagogue. A Sanctuary transformed (A Centennial publication of the Jewish Theological Seminary of America), Cambridge/New York/New Rochell 1987, S. 19.

³⁰⁸ „The synagogues, it is true, remained faithful to their old principles forbidding the painting of Biblical scenes, and only permitting the artist the use of symbols and ornaments, though we must exclude some reform communities in America from this statement.“ Zitat Landberger 1946, S. 272f. Vgl. die Innenraumgestaltung des Wilshire Boulevard Temple in Los Angeles von 1929, Architekt A.W. Edelman. „The impressive Warner Murals designed by Hugo Ballin bring 3000 years of Jewish history and beauty to worshipers as well as visitors from around the world.“ Israelowitz, Oscar: Synagogues of the United States, New York 1992, S.122.

³⁰⁹ Wischnitzer 1955, S. 136.

³¹⁰ Ebda., S. 135.

³¹¹ Israelowitz 1992, S. 11.

³¹² Hammer-Schenk 1981, S. 532.

Sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus Platzgründen sollte seinerzeit alles auf einen einzigen Bau konzentriert werden.³¹³ Landauer hatte die Zeit nach seinem Bau in Augsburg dazu genutzt, sich von seiner historisierenden Formensprache, wie er sie – bei aller damaligen Neuheit – 1917 verwendet hatte, zu lösen und sich der reduzierten Architektur der Moderne zuzuwenden.

Die Verhältnisse nach dem Kriege [...] gaben [...] Zeit zur Selbstbesinnung sowie Antrieb zu neuem geistigen Erfassen – und damit zu neuer Gestaltung auch auf diesem Gebiete [der Synagogenbaukunst, K.L.].³¹⁴

Der kubische, von drei Seiten frei liegende Bau in Plauen besticht vor allem durch seine in der Formensprache reduzierte Fassadengestaltung, die durch die nach Funktionen angeordneten Fenstersetzungen rhythmisiert wird, und der Zusammenbringung verschiedener Funktionen unter einem Dach. Diese Einheitlichkeit galt bereits zur Zeit der Errichtung als eine Rückbesinnung auf die alte Kultur der Synagoge mit ihren verschiedenen Aufgaben.

„Naheliegende Erwägungen ökonomischer Art haben hier zu einer Vereinigung von Kult und Kultur unter einem Dach geführt, wie sie vergleichbar auch in vergangenen Zeiten unserer Geschichte bestanden hat – damals nur natürlich, weil jede soziale Betätigung aus der religiösen Wurzel hervorging, und in diesem Sinne auch für heute vorbildlich.“³¹⁵

Zeitgenössische Besprechungen belegen, dass Plauen als Vorbild in der Entwicklung der Synagogenarchitektur galt.³¹⁶ Sievers Bau in Saarbrücken weist als Hauptelemente der Ähnlichkeit die Fenster der Fassade – die vertikalen, durch Einfassung gegliederten Fenster des Hauptraums in Kombination mit dem auffallenden Rundfenster mit Davidstern – auf. Während es jedoch in Plauen Landauers Anspruch war, „Gehalt zu formen“, genauer: „es muß in einer edlen, gediegenen, das ist ehrlichen Bauweise ein folgerichtig entwickelter Organismus geschaffen werden“³¹⁷, so weist Sievers Synagoge Inkongruenzen zwischen innerem Aufbau und äußerer Gestaltung auf. Die Reduktion der stilistischen Mittel in Plauen, die für Innerlichkeit und Konzentration steht, sowie der Nachweis des inneren Aufbaus an der Fensterführung entsprachen einem wohlüberlegten Programm.

Der Grundgedanke ist die räumliche Kombination von Haupt- und Wochentagssynagoge; der wirtschaftliche Grund hierzu ist die Erweiterungsmöglichkeit des nicht übermäßig großen Haupttempels an den Feiertagen, der gottesdiensttechnische Vorteil liegt darin, daß für die normalen Gottesdienste, durch die Abschließung der Wochentagssynagoge [...] der Hauptraum verkleinert [...] wird. Ein weiterer wirtschaftlicher Gewinn ist die Benutzungsmöglichkeit der gleichen Vorräume und Garderobenanlagen [...].³¹⁸

Landauer entwickelt eine Synagoge mit multifunktionalen Aufgaben, die aus wirtschaftlichen Gründen auf den blockhaften Kubus reduziert ist. Trotz der Neuerung verweist Eisler darauf, dass diese Zusammenführung der Funktionen „auch in vergangenen Zeiten unserer Geschichte

³¹³ Klotz 2001, S. 138

³¹⁴ Fritz Landauer zit. nach: Eisler, Max: Neue Synagoge, in: Menorah, 11/12 (1930), S. 541–549, S. 542.

³¹⁵ Eisler 1930, S. 545; Beer, Alexander: Der jüdische Kultbau, in: Jüdisches Jahrbuch, Berlin 1931, S. 34–40, S. 38.

³¹⁶ Menorah cit.op.; Blätter der Erinnerung an die Weihe der Synagoge in Plauen i.V. am 6.4.1930, o.O., o.J. (1930); CV-Zeitung, Blätter für Deutschland und Judentum, 10.1931; Bayerische Isr. Gemeindezeitung, 1931.

³¹⁷ Landauer 1930, S. 542.

³¹⁸ Ebd., S. 543

bestanden hat“.³¹⁹ Dass es sich bei Landauers Synagoge um ein überzeugendes Programm in Kombination mit bestechender Optik gehandelt hat, belegen Pläne Alexander Beers, der ein halbes Jahr nach Einweihung der Plauener Synagoge ebenfalls Pläne in der neuen Formensprache entwarf.³²⁰ [Abb. 75] Diese für die orthodoxe Gemeinde in Berlin getätigten Entwürfe, die am Ende einer längeren Planungsphase standen, basierten ebenfalls auf der Notwendigkeit, aus wirtschaftlichen Gründen verschiedene Funktionen unter einem Dach unterzubringen. Ähnlich wie im Falle von Landauers Synagoge reduzierte Beer die Fassadengestaltung³²¹ auf einen im Rundfenster angebrachten Davidstern und schlichte Fensterreihen, nur sollten hier die Fenster als vertikale Langfenster errichtet werden. Steinerner Gesetzentwurf am Flachdach waren das einzige Dekor. Zeitbedingt wurden die Bauarbeiten 1932 nicht weitergeführt. Diese für die Agricolastraße geplanten Entwürfe weisen jedoch einen zum Turm überhöhten Treppenaufgang im Osten auf.

Auch Landauer selbst entwickelte seine in Plauen gefundene Formensprache weiter, wie die Entwürfe für den Hamburger Wettbewerb 1929 belegen. Weithin sichtbare Dominanten in seinen Plänen sind das Rundfenster mit Davidstern und das Fensterband. Da hier jedoch mehr Platz zur Verfügung stand als in Plauen und Berlin, verteilt er die Aufgaben auf verschiedene Baukörper. Die Fassadengestaltungen dieser Synagogen, sowohl in Plauen als auch die Entwürfe Beers und Landauers selbst, orientieren sich am reduzierten Internationalen Stil. Die weiße Flächigkeit der Fassaden, die lediglich durch funktional geordnete Fenster gegliedert und strukturiert waren, findet sich auch bei christlichen Sakralbauten, so beispielsweise bei Rudolf Schwarz' zeitgleich erbauter Fronleichnamskirche in Aachen [Abb. 57] oder dem evangelischen Gemeindehaus der Kreuzkirche in Düsseldorf der Architekten Heinrich Roskotten und Karl Wach aus dem Jahre 1930 [Abb.76]. Diese Gleichzeitigkeit stilistischer Mittel sowohl im Synagogen- als auch Kirchen- und Profanbau zeigte sich ebenfalls in Brünn. Hier zeigen die Synagoge Otto Eislers (1893–1968) für die Aguda Achims Gemeinde³²² von 1931 [Abb. 77], der Entwurf für die Kirche der Hussiten (1929) von Jan Víšek (1890 – 1966) [Abb. 79] und die Kirche der evangelischen Christen in Brünn von Miloslav Tejc aus dem Jahr 1935 [Abb. 80, 83], dass kurz vor Beginn der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten die Synagogenarchitektur gleichwertig in der Reihe der Sakralbauten stand. Dieser Ähnlichkeit zu zeitgenössischen Sakral- und Profanbauten war sich auch Max Eisler bewusst und betrachtet sie als Zeichen der Modernität:

Freilich, denkt man sich einmal das Symbol [Davidstern im Rundfenster, Anm.d.V.] weg, dann würde schwerlich einer den Bau schon von außen als eine Synagoge ansprechen. Aber das gilt im Augenblick für alle modernen Synagogen. Sie sind über alles, was das vergangene Jahrhundert an Bauten solcher Bestimmung hervorgebracht hat, weit hinaus.“³²³

³¹⁹ Eisler 1930, S. 54f.

³²⁰ Hammer-Schenk 1988, S. 157–285, bes. S. 279f.

³²¹ Allerdings handelte es sich bei der Synagoge für die Agricolastraße um einen Hinterhofbau, das ebenfalls von Beer geplante Vorderhaus gibt keinen Hinweis auf eine Synagoge. Pläne bei Hammer-Schenk 1988, S. 280, Abb. 284, 284a.

³²² N.N.: Neue Arbeiten von Dipl.Ing. Otto Eisler, in: Forum, Bd. VI, Bratislava 1936, S. 126–127.

³²³ Eisler 1930, S. 547.

Sievers bediente sich in Saarbrücken einiger Elemente zitathaft und orientiert sich an den Gebäuden der Moderne, die – zumindest architektonisch – für eine echte Gleichberechtigung standen. Bei Betrachtung des Entwurfs Sievers' fällt jedoch eine eindeutig klassizistisch orientierte Haltung auf, was sich insbesondere in Form der Kalksandsteinfassade, den Fensterumrahmungen sowie der Sohlbank mit Konsolen äußert. In Saarbrücken tauchen diese Formen beispielsweise an dem von Hans Herkommer erbauten Gebäude für die Saarbrücker Landeszeitung (1926) auf, bei dem die umrandeten Längsrechteckfenster der Hauptfassade deutlich hervortreten [Abb. 81]. Die Konsolen unterhalb von Fenstern verwendete Sievers bereits bei seinem Wohnhaus in der Saarbrücker Innenstadt in der Paul-Marien-Straße 1, Ecke Bismarckstraße, von 1937 [Abb. 82].

Die beidseitig zugängliche, aber in eine Wohnbebauung eingereihte Synagoge der Saarbrücker Gemeinde birgt unverständliche Baudetails. Den Bauakten ist zu entnehmen, dass Sievers ursprünglich eine Turmbebauung geplant hatte, denn vom Gutachterausschuss wird vorgeschlagen, dass „aus städtebaulichen Gründen eine Verschiebung des Turmes an das östliche Ende der Fassade“ stattfindet. Später wird eine Turmgestaltung gänzlich abgelehnt. Die Planung einer Synagoge mit Turmaufbau lässt – obwohl die Baupläne dieses Entwurfs nicht vorhanden sind – auf Unsicherheiten im Umgang mit jüdischen Sakralbauten schließen.

Fehlende zeitgleiche Vergleichsbauten machen Sievers' Bau in seinem Versuch, auf einer zur Verfügung stehenden Grundfläche den sakralen und profanen Bereich miteinander zu kombinieren, zu einem Pionierbau. Deutlich wird, dass ein repräsentativer Bau geplant war, die städtebauliche Repräsentanz war seitens des Gutachterausschusses gefordert. Die dem täglichen Leben und der Verwaltung dienenden Räumlichkeiten liegen weit zurückgezogen und unauffällig in den Obergeschossen (dies lässt sich auch an den unterschiedlichen Materialien ablesen). So tritt trotz einer multifunktionalen Anlage zunächst nur der Synagogenkubus in Erscheinung. Für die Synagoge hat ein innerhalb des Stadtgefüges relativ geräumiges, beidseitig zugängliches Grundstück zur Verfügung gestanden. Das Grundstück bot ausreichend Platz für eine großzügige Synagogenanlage, jedoch nicht genügend Raum für eine mehrteilige Anordnung in der Fläche der über den Sakralbedarf hinausgehenden räumlichen Bedarfe. Sievers wählte eine integrative Bauweise, die mehrere Funktionen in einem Gebäude unterbringt. Die Ähnlichkeiten zur Plauener Synagoge [Abb. 56] und den Plänen Landauers und Beers [Abb. 75] oder auch Tejcs Kirche [Abb. 80] sind skizzenhaft, wenn auch Sievers erste Vorschläge einen Turmaufbau geplant hatten, wie er ähnlich bei Beers Plan für die Synagoge Agricolastraße vorgesehen war [Abb. 75]. Jedoch kann Sievers Synagoge in die in Saarbrücken angewandte Neubauarchitektur unter französischem Einfluss eingeordnet werden. Denn die Synagoge wurde nicht für eine deutsche Jüdische Gemeinde gebaut, sondern für die saarländische Hauptstadt. Deren öffentliche Gebäude wurden in dieser Bauphase allesamt klassizistisch-traditionell geplant und erbaut.³²⁴ Der Sitz der Stadtverwaltung, das Verwaltungsgebäude der Christlichen Gewerkschaften, der Neubau des Finanzamtes oder das Verwaltungsgebäude der

³²⁴ Cartal o.J. Stuttgart, S. 38–68.

Landesversicherungsanstalt: Alle sind sie dem Neoklassizismus verpflichtet. Die Französische Botschaft dient hierbei als beispielhafte französische Architekturvorgabe [Abb.85].

4.5.1 Der Synagogenbau in der Grenzregion nach 1945

Im Kontext des Synagogenbaus in Deutschland war die Synagoge in Saarbrücken rückblickend der erste Bau. In Anbindung an Frankreich wurde vor der Synagoge in Saarbrücken die Synagoge Rouen 1950 eingeweiht [Abb. 86], die sich an die Vorgabe Wrights für Unity Church anzulehnen scheint. [Abb.74] Auch hier finden sich die großen vertikalen Fenster an der Längswand des Synagogenraums, eine Rahmung der Fenster sowie der betonte, durchlaufende Fenstersturz wie auch die Verkleidung durch Naturstein. Im Verlauf der nächsten Jahre wurden weitere Synagogen gebaut, insbesondere in der französisch-deutschen Grenzregion. 1952 wird in Bolchen – Boulay-Moselle – im Gebiet zwischen Metz und Saarlouis ein Neubau geweiht, nachdem die 1840 geweihte Synagoge durch die Nationalsozialisten zerstört wurde [Abb. 88,89]. Dieser Neubau zeigt zwei Tendenzen: zum einen das Aufgreifen eines abstrahierten Davidstern-Ornaments in der Gestaltung der Fassade oder Fenster, so in Vitry-le-François (1957) [Abb. 99], in Straßbourg die Synagoge de la Paix (1958), die Fenster der Synagoge in Hagenau (1962) und Don Isaac Abravanel in Paris (1962) [Abb. 98] und Bouzinvillle [Abb. 101].

Das zweite Merkmal sind die, wie bei den zeitnah erbauten Synagogen in Rouen und Saarbrücken ebenfalls vorhandenen, dominanten vertikalen Fenster des Synagogenraums. Nach Bolchen [Abb. 89] ebenso in Bischwiller (1956) [Abb. 90], Saint-Dié-des-Vosges (1956) [Abb. 91], Hayange (1957) [Abb.92], Bouzonville (1960) [Abb.93], Merlebach (1961) [Abb. 94], Faulquemont (1962) [Abb. 95] und Hagenau/Hagondange (1962) [Abb. 96]. Fast alle Synagogen – bis auf Rouen – liegen im Umkreis von 50 bis 100 km von Saarbrücken. Und die, allerdings nicht realisierte, Synagoge in Sierck-les-Bains (rund 60 km von Saarbrücken entfernt), deren Planungen aus dem Jahr 1957 stammen, sollte ganz in der Tradition Saarbrückens mit einem runden Davidstern-Fenster zu den vertikalen Rechteckfenstern ausgestattet werden [Abb. 97]. Bei dieser Synagoge lässt sich beinahe idealiter wieder auf die Synagoge in Plauen und die Entwürfe Beers [Abb. 75, 97] verweisen.

4.6 Einordnung

In Saarbrücken handelt es sich um den ersten Synagogenbau auf deutschem Gebiet nach dem Holocaust. Die französische verwaltete Stadt als kontrollierende Größe, durch Karl Cartal und den Gutachterausschuss vertreten, nimmt Einfluss auf die Planung und fordert den Aspekt städtebaulicher Relevanz ein. Es ist nicht ersichtlich, wie viele Kenntnisse der erfahrene Architekt Heinrich Sievers vom Synagogenbau hatte. Seine Aussage, dass seine Frau „nicht-arischer“ Abstammung war, könnte viele Bedeutungen gehabt haben. Jedoch scheint Sievers eine Vorstellung von Synagogenarchitektur gehabt zu haben, die er in Synthese zu „konservativen französischen Architekturrichtungen, die ihre Wurzeln im Neoklassizismus der 1930er Jahre

haben³²⁵, umzusetzen versucht. In diesem Zusammenhang zeigen sich Schwierigkeiten, denn die sich bietenden Innenraummöglichkeiten werden nicht zur Gänze genutzt. Die Zusammenführung innerer und äußerer Anforderungen wird nicht kongruent umgesetzt: So staffelt Sievers, anstatt wie in Plauen die unterschiedlichen Funktionen kombiniert unter einem Dach zu vereinen, Synagoge und Gemeindehaus übereinander. Im Inneren des geosteten Sakralraums ist das auffallendste Merkmal die Seitenschiffkonzeption des Erdgeschosses, die an Theaterlogen erinnert und zunächst auf seitliche Frauenräume schließen lässt. Bei einer Überprüfung der Fensteröffnungen wird jedoch deutlich, dass es sich um verkleidete Heizungen handelt. Ein dahinter liegender Raum dient der Raumerweiterung an hohen Feiertagen. Die Grundrisszeichnungen zeigen, dass dieser Fläche keine Zuschreibung zugefügt war. Der Frauenbereich befindet sich auf der klassischen Empore. Und auch hier öffnet sich der Raum zu Seitenschiffen, die von den großen, nach außen weisenden Fensterflächen beleuchtet werden und zunächst keine Funktion erkennen lassen. Während der Bereich auf dem Emporengeschoss eine Erweiterung der Frauenempore ermöglicht, wird im Untergeschoss die seitliche Freifläche durch Mauerbrüstungen abgetrennt, die die Heizkörper umschließen. Sievers nutzt den zur Verfügung stehenden Grundriss, um eine Kombination von Wochentagsynagoge mit Feiertagsynagoge zu erreichen, verliert allerdings einen großen Teil der Grundfläche, da diese Räume zumeist ungenutzt sind. Allerdings reduzieren sich somit, im Sinne Landauers, Wirtschaftsräume wie Garderoben und Zugangsmöglichkeiten. Die Zweiteiligkeit von kleinem Betraum und großer Synagoge, um den an den Wochentagen nötigen *Minjan* zu ermöglichen, ist ursprünglich eine Entwicklung der Großstadtsynagogen gewesen. Sievers schafft eine Möglichkeit, beide Elemente zu verbinden und den Hauptraum zu erweitern. Dennoch scheint ihm dieses Konzept nicht vertraut gewesen zu sein, und er gibt zugunsten einer Repräsentationswirkung des auch nach außen in der Größe zu erkennenden Baus kreativere Möglichkeiten auf.

Ein Blick auf Innenraumpläne der zerstörten Plauener Synagoge zeigt drei Elemente, die sich in Saarbrücken wiederfinden lassen: eine kassettierte Decke, ein durch seitliche Pfeiler und die herabgezogene Decke betonter Ostchor sowie die auffallende Unterteilung der Seitenwände durch tief angesetzte Emporen. Die eingezogene Decke oberhalb von Thoraschrein und Almemor in Plauen diente der Unterbringung von Chor und Harmonium³²⁶. In schlichterer Ausführung weist auch Saarbrücken diese Elemente auf, insbesondere die ungewöhnlicherweise im Osten positionierte Orgel.³²⁷

Sowohl bei der äußeren Fassadengestaltung als auch in Bezug auf die dahinterliegenden Sakral- und Profanräumen zeigen sich Übersetzungsschwierigkeiten. Das im Fassadenbereich auffallende Rundfenster mit Davidstern, dem in der Außenwirkung eine dominante Bedeutung zukommt, wird im Innenbereich von der quer davor verlaufenden Treppe verdeckt [Abb. 64, 84, 83]. Der äußeren Bedeutung entspricht somit keine innere Funktion, zumal selbst die

³²⁵ Böcker 2020, S. 145.

³²⁶ Hammer-Schenk 1988, S. 281.

³²⁷ Auch bei der in Erfurt 1952 erbauten Synagoge befindet sich, hinter der Verkleidung des Thoraschreins und vom Synagogenraum nicht einsehbar, eine kleine Orgel.

offensichtliche Funktion, nämlich die Beleuchtung eines Raumes, durch den davorhängenden Treppenverlauf verhindert wird. Und auch die Lösung des im oberen Bereich sehr steilen Treppenaufgangs zu den zurückspringenden Geschossen wirkt ungeschickt. Die gesamte Raumabfolge sowie der nicht übereinstimmende Außenbereich lassen vermuten, dass Sievers nicht von einer für den Ort entwickelten Baulösung ausgeht, sondern eine feste Vorstellung vom Bau der Synagoge auf den vorhandenen Platz überträgt. Es erweckt den Anschein, als hätte Sievers – ob nun konkrete mittels Bilder und Pläne oder nur erinnerte – Vorstellungen vom Bau einer Synagoge gehabt, die er in Saarbrücken umzusetzen versuchte. Das Jüdische Gemeindeblatt (Jüdische Allgemeine) spricht im Zuge der Eröffnung von einer „herrlichen Synagoge“³²⁸:

Eine moderne Einfachheit, die keineswegs kalt wirkt, viel Licht, helle Farben und sehr viel Geschmack zeichnen diesen herrlichen Bau aus. Nichts wirkt überladen, wir sahen kein zuviel, kein Zuwenig. Hier wurde mit viel Liebe und viel Können geplant, entworfen und gebaut.³²⁹

In Folge überzeugt Sievers Ästhetik für den Synagogenbau, sodass die im nahen Umland erbauten Synagogen auf französischer Seite dem Element des rechteckigen Synagogenkörpers mit vertikaler Fensterführung folgen. Auch die Umrahmung des Toraschreins mit dunklem Stein findet sich wieder, beispielsweise in Hayange [Abb. 100], Bouzinville [Abb. 101] und Faulquemont [Abb. 102].

Der Architekt Heinrich Sievers begann seine Ausbildung in den 1920er-Jahren in Darmstadt und verfügte über vielfältige berufliche Erfahrungen. Er hatte einen familiären Hintergrund, der zum Anlass genommen wurde, um seine Mitarbeit in der Organisation Todt zu beenden, und er wird sich mit Synagogenarchitektur ausgekannt haben. Er wählte stilistische Vorbilder der Formensprache der Dreißigerjahre, die im Sakralbau für architektonische Gleichberechtigung standen, aber auch für funktionale Modernität. Dennoch wird er sich auch der Schattenseite der Architekturformen des Internationalen Stils dieser Zeit bewusst gewesen sein, nicht zuletzt aufgrund der Diffamierung kubischer Architektur, die dem Format Le Corbusiers und seinem Postulat der Architekturästhetik auf der Grundlage einer klaren Funktionsanalyse zugrunde lag. So wurde bspw. die Weißenhof-Siedlung in Stuttgart, die prototypisch diesen Stil verkörperte, „Vorstadt Jerusalem[s]“³³⁰ genannt. Die Saarbrücker Synagoge, ebenso wie die Synagogen in Stuttgart und Erfurt von 1952, wurde in einer architektonischen Phase der Neu-Orientierung gebaut: Noch war nicht klar, in welche Richtung sich die Architektur der Nachkriegszeit entwickeln würde (dies äußerte sich auch in Form der Architekturstreitereien in Düsseldorf und Stuttgart). Sievers als Architekt der Synagoge entschied sich für eine moderne Form in (neo-)klassizistischer Ausprägung. Modern, aber nicht zu modern, funktional, aber klassizistisch im Sinne der französischen Verwaltung. Indem er für die Jüdische Gemeinde in Saarbrücken eine Synagoge mit uneindeutiger Aussage erbaut, macht er sie unangreifbar. Allerdings ist es Sievers, wie die Beurteilung Salomon Korn's zeigt, nicht gelungen, Kritik fernzuhalten.

³²⁸ Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden, 5/41/19.5.1951, S. 5.

³²⁹ Ebd.

³³⁰ Petsch, Joachim: Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich, München/Wien 1976, S. 34.

5 Stuttgart (1952): *Die deutsche Nachkriegsgesellschaft*

Die Israelitische Religionsgemeinde Württembergs K.d.ö.R. in Stuttgart, die sich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wieder neu gegründet hat, steht in der Tradition einer vormaligen Reformgemeinde. 120 Jahre nach der Erstgründung im Königreich Württemberg 1832 fand die Neugründung unter gänzlich anderen Vorzeichen statt. Sah sich die Gemeinde der Vorkriegszeit selbstbewusst als integriert in die sie umgebende Gesellschaft, waren es nach 1945 nur noch eine Handvoll Überlebender, die sich zu einer Rekonstituierung der Gemeinde entschlossen³³¹. In Stuttgart gab es, neben der Wiedergründung der innerstädtischen Vorkriegsgemeinde, noch eine weitere Gemeindegründung, die in den hier befindlichen Lagern der Displaced Persons stattfand. Diese Lager, in denen durch die Nationalsozialisten zwangsverschleppte Arbeiter auf ihre Repatriierung sowie ihre Auswanderung warteten, riefen in Stuttgart ein Klima der Fremdenfeindlichkeit hervor. Viele der sich aus der Nachkriegszeit ergebenden Probleme wurden von der nicht-jüdischen Bevölkerung auf die Displaced Persons projiziert und schufen in Stuttgart eine prototypische Situation für die bundesrepublikanische Nachkriegszeit. Sichtbar wird dies anhand von Textaussagen führender Politiker im Kontext des Synagogenbaus, die stellvertretend die Gesellschaft mit ihren virulenten anti- und philosemitischen Tendenzen widerspiegeln.

Ein Mitglied von alter und neuer Gemeinde war der Architekt Ernst Guggenheimer [Abb. 104], der versteckt den Holocaust überleben konnte und, obwohl 1945 bereits 65 Jahre alt und mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen aus beiden Kriegen, erneut ein Architekturbüro gründete. Gemeinsam mit seinem Kollegen Hans Jauss³³², der von 1946 bis 1954 Mitarbeiter von Ernst Guggenheimer war, erbaute er die Synagoge der neu gegründeten Jüdischen Gemeinde.

So wie kurze Zeit später in Erfurt, in Münster 1961 und rund 15 Jahre später in Wiesbaden wurde in Stuttgart die Synagoge auf demselben Grundstück wie der Vorgängerbau errichtet [Abb. 116]. Die Israelitische Religionsgemeinde Württembergs K.d.ö.R. hat ihre Synagoge in der Hospitalstraße 36 auf den Fundamenten des Vorgängerbaus erbaut, Baubeginn war im Oktober 1950. Am 01. Juni 1951 konnte der Verwaltungsbau genutzt werden, Weihe der Synagoge war am 13. Mai 1952.

Neben Saarbrücken und Erfurt bildet Stuttgart den Beginn einer architektonischen Auseinandersetzung mit dem Erbe der Synagogenarchitektur in Deutschland. Diese drei Synagogen stellen den Auftakt dar und können als Dreiergruppe betrachtet werden.

³³¹ Dietrich, Susanne: "Auf dem Weg zur Freiheit". Die jüdischen Lager in Stuttgart nach 1945, in: Dietrich, Susanne/Schulze-Wessel, Julia: Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 75), Stuttgart 1998, S. 26.

³³² Es taucht auch die Schreibweise Jauß auf, so bereits in der Festschrift der Weihe 1952, u.a. bei einer Veröffentlichung des Baugeschichtlichen Instituts Stuttgart von 1998/99 und zuletzt bei Schmidt 2020; Festschrift zur Einweihung der Synagoge in Stuttgart am 18. Ijar 5712 (13. Mai 1952), Stuttgart 1952; Ralf W. Ziegelmeier: Die Neue Synagoge Stuttgart. Unveröffentlichte Seminararbeit des Baugeschichtlichen Seminars „Stuttgarter Architektur der 50er und 60er Jahre“, WS 1998/99 bei Dr. D. Worbs, Universität Stuttgart, Institut für Architekturgeschichte; Schmidt 2020. Ein Briefkopf des Architekten sowie Unterschrift unter einem Brief zeigen die Schreibweise Jauss, Brief Hans Jauss an die Verf. vom 22.01.2001.

5.1 Ernst Guggenheimer (1880–1973)

Ernst Guggenheimer wurde am 27.07.1880 in Stuttgart geboren, die Familie des Vaters Samuel Wolf Guggenheimer stammte aus Bayrisch-Schwaben, die Mutter Therese Rosenfeld aus Oberfranken.³³³ Die Familie jüdischen Glaubens besaß in Stuttgart seit 1871 ein Stoffgeschäft, die Familie Guggenheimer war seit sechs Generationen in Deutschland als Goldschmiede, Ärzte und Schriftsteller tätig.³³⁴ Ein Bruder, Julius, war vier Jahre älter. Ernst Guggenheimer absolvierte 1898 das Abitur an der Friedrich-Eugens-Realanstalt mit naturwissenschaftlich-technischem Schwerpunkt und begann im Wintersemester 1898/99 an der Königlich Württembergischen Technischen Hochschule in Stuttgart das Architekturstudium. Nach der 1. Staatsprüfung 1902 arbeitete Guggenheimer in Büros in Kassel, Berlin, Hamburg, Luzern und Manchester. Sein älterer Bruder wurde Kaufmann und hatte Verbindungen nach Manchester / England. Auch hatte Guggenheimer Lehraufträge an der Baugewerbeschule in Kassel und der Gewerbeschule in Stuttgart. Nach den Erfahrungen in anderen Büros und der 2. Staatsprüfung im Jahre 1909 konnte er die Berufsbezeichnung „Regierungsbaumeister“ führen. Im gleichen Jahr gründeten Ernst Guggenheimer und der Schweizer Oscar Bloch die Bürogemeinschaft „Bloch und Guggenheimer“ in Stuttgart, die 26 Jahre bestehen blieb. Guggenheimer heiratete nach dem Ende des Ersten Weltkriegs Frieda Wilhelmine Schaper, protestantische Christin, doch erst Jahre später wurden die Söhne Walter Gerhard Robert (1925) und Werner Helmut Peter (1927) geboren. Guggenheimer wurde ab 1933 als jüdischer Unternehmer gelistet, Oscar Bloch wurde 1934 die Berufsausübung verboten. Da Bloch jedoch die Schweizer Staatsangehörigkeit hatte, konnten er und Guggenheimer noch weitere Aufträge ausführen. Nach dem Tod Oscar Blochs im Jahre 1937 leitete Guggenheimer die Firma weiter, wurde jedoch in den Adressbüchern ab 1939 nicht mehr als Architekt verzeichnet. Die Ehe mit Frieda Guggenheimer wurde geschieden³³⁵, sein Bruder emigrierte 1939 nach England.³³⁶ 1938 wurde die Stuttgarter Synagoge in der Nacht vom 9. zum 10. November, der Reichspogromnacht, in Brand gesteckt. Der Auftrag, die beschädigte Synagoge abzureißen, gehörte zu seinen letzten Tätigkeiten als Architekt während des Nationalsozialismus. Anschließend arbeitete er als Bauhilfsarbeiter und Hilfsgärtner und konnte einer Deportation entgehen. Guggenheimer tauchte unter und wurde versteckt. 1945 kehrte er nach Stuttgart zurück. Guggenheimer wanderte nicht zu seinem nach England emigrierten Bruder aus, sondern blieb und gründete 1945 ein neues Architekturbüro. 1946 heiratete er Susanne Peter. Von 1946 bis 1952 war er für die neu gegründete Israelitische Kultusvereinigung Württemberg tätig, teilweise im Vorstand. Von 1946 bis 1954 arbeitete Guggenheimer mit Hans Jauss zusammen³³⁷, mit dem er die neue Stuttgarter Synagoge plante und 1950–1952 baute. 1954 war Guggenheimer für den Wiederaufbau der Betsäle in Neustadt an der Weinstraße und

³³³ Zum Lebenslauf: Schmidt 2020, S. 25–32; Zelzer o.J. (1964), S. 263 sowie Ziegelmeier 1998/99, S. 15–16.

³³⁴ Ziegelmeier 1998/99, S. 15.

³³⁵ Laut Schmidt wurde Guggenheimer 1939 geschieden, Ziegelmeier gibt 1942 an, vgl. Schmidt 2020, S. 29;

³³⁶ Schmidt 2020, S. 29; Ziegelmeier 1998/99, S. 16.

³³⁷ Schmidt gibt den Beginn der Zusammenarbeit mit „vermutlich 1948“ an: Schmidt 2020, S. 31, Fußnote 84. Ziegelmeier hat im Rahmen seiner Seminararbeit mit dem seinerzeit noch lebenden Hans Jauss gesprochen und kann den Beginn datieren: 01.04.1946, Ziegelmeier 1998/99, S. 17.

in Kassel zuständig, 1955 wurde ein Betsaal in Freiburg von ihm in einem bestehenden Gebäude eingebaut.³³⁸ Im Rahmen der Stuttgarter Synagogenweihe wird Guggenheimer das Bundesverdienstkreuz verliehen. Nach Auflösung des Arbeitsverhältnisses mit Jauss übernahm Jauss die Betreuung des Synagogengebäudes, und Guggenheimer arbeitete 1954–56 in neuer Partnerschaft mit dem Architekten Helmut Voigt. Zum Ende des Jahres 1956 gab Guggenheimer seine Tätigkeit aus gesundheitlichen Gründen auf. Er verstarb am 12.09.1973 im Alter von 93 Jahren und wurde auf eigenen Wunsch auf dem Stuttgarter Waldfriedhof und nicht auf dem jüdischen Friedhof bestattet.

5.1.1 Ernst Guggenheimers Publikation von 1952 und Oscar Bloch

Ernst Guggenheimer nimmt mit seinem Synagogenbau 1952 Bezug auf seine Zeit der Zusammenarbeit mit Oscar Bloch (1881–1937), mit dem er ab 1909 für 26 Jahre ein erfolgreiches Architekturbüro – Bloch & Guggenheimer in Stuttgart – führte.³³⁹ In dieser Zeit, in der viele jüdische Geschäftsleute ihre Auftraggeber waren, wurde auch bereits mehrfach für die jüdische Gemeinde in Stuttgart gebaut.³⁴⁰ Noch 1933 hat Guggenheimer einen Betsaal in einem Eckhaus Hospital-/Gartenstraße für orthodoxe Gottesdienste eingerichtet.³⁴¹ In der Festschrift zur Weihe der Stuttgarter Synagoge 1952 schreibt Ernst Guggenheimer zum Neubau, dass es sich um den „Wiederaufbau der 1938 zerstörten Synagoge am alten Platz“³⁴² handelt, „soweit möglich und erforderlich, auf den Fundamenten der alten Synagoge [...]. [Ein] Brückenschlag vom Einst zum Heute“.³⁴³

Die Verknüpfung von alter mit junger Gemeinde, von alter mit neuer Zeit, war Guggenheimer an verschiedenen Stellen in der Festschrift ein Anliegen. Aus diesem Grund veröffentlichte er in der Synagogenfestschrift 1952 einen Text, der 1930 anlässlich der Stuttgarter Ausstellung „Kirchliche Kunst der Gegenwart“ geschrieben worden war:

Die mit Bildern ausgestattete Abteilung für jüdische Kunst wurde mit einem Vorwort aus meiner [Guggenheimers, K.L.] Hand versehen, das durch nachstehende Wiedergabe der Vergessenheit entrissen werden soll. [...] Es darf als seltene Fügung betrachtet werden, daß der von mir im Jahre 1930 niedergelegten Auffassung über Synagogengestaltung nunmehr nach über 20 weltbewegenden Jahren durch den Wiederaufbau der Stuttgarter Synagoge sichtbarer Ausdruck verliehen werden konnte.³⁴⁴

Guggenheimer bezieht sich mit diesem Text darauf, dass er bereits 1930 die theoretischen Grundlagen zum Synagogenbau schriftlich festgehalten hat. Dieser Text wurde im zur Ausstellung gehörenden Katalog, herausgegeben von Hans Herkommer³⁴⁵, veröffentlicht.

³³⁸ Rees-Dessauer 2019, S. 223, 224.

³³⁹ Schmidt, Dietrich W.: Bloch und Guggenheimer. Ein jüdisches Architekturbüro in Stuttgart (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 114), Stuttgart 2020.

³⁴⁰ Schmidt 2020, S. 113.

³⁴¹ Festschrift Stuttgart 1952, S. 24 sowie Zelzer 1964, S. 203 u. 392.

³⁴² Festschrift Stuttgart 1952, S. 1.

³⁴³ Ebda., S. 8.

³⁴⁴ Ernst Guggenheimer in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 1f.

³⁴⁵ Herkommer, Hans (Hg.): Kirchliche Kunst der Gegenwart, Stuttgart o.J. (1930).

Diese Publikation ist jedoch seinerzeit nicht unter dem Namen Ernst Guggenheimer publiziert worden, sondern unter dem Namen Oskar Blochs. Im Abschnitt der Jüdischen Kultbauten, dem dieser Text vorangestellt wurde, wird Blochs Entwurf für einen Synagogenwettbewerb in Zürich mit drei Modellabbildungen vorgestellt.³⁴⁶ Weder in der zeitgenössischen Dokumentation des Wettbewerbs³⁴⁷ noch in der jüngsten Publikation von Schmidt 2020 wird Guggenheimer als am Entwurf dieser Synagoge beteiligt erwähnt. Vielmehr beschreibt Schmidt, dass Guggenheimer sich in diesem Zeitraum – der Phase der Wirtschaftskrise – zunehmend aus dem gemeinsamen Architekturbüro zurückzog. Bloch, als gebürtiger Schweizer, hat während dieser Zeit am Wettbewerb in Zürich teilgenommen und für seinen Beitrag den 4. Platz erreicht.³⁴⁸ Dass in Folge des Rückzugs aus dem Büro auf Entwürfen des Zeitraums 1930 bis 1936 häufiger die Unterschrift Guggenheimers fehlt und der „Bürostempel [...] nun allein den Namen Blochs“³⁴⁹ trug, führt Schmidt neben wirtschaftlichen Gründen in der Familie des Vaters von Guggenheimer auch auf persönliche Gründe zwischen ihm und Bloch zurück.³⁵⁰ Zugleich wird die Einrichtung des orthodoxen Betsaals 1933, der explizit als Bauaufgabe Guggenheimers in der Festschrift erwähnt wird³⁵¹, bei Schmidt nicht erwähnt. So ist unklar, ob der Text von 1930 von Guggenheimer oder von Bloch stammt. Da Guggenheimer jedoch angibt, dass der Synagogenneubau „sichtbarer Ausdruck“³⁵² der 1930 geschriebenen theoretischen Grundlagen sein soll, ist die Urheberschaft von Interesse.

Am Ende der Festschrift von 1952 veröffentlicht Guggenheimer eine Übersicht über die Entwicklung der Synagogenarchitektur, die einen kurzen, aber sehr profunden Abriss der Geschichte des Synagogenbaus darstellt, mit genau den Bauten, die auch spätere Überblickspublikationen als bedeutsam darstellen: die Synagogen Fritz Landauers in Augsburg und Plauen, die Synagogen in Hamburg, Amsterdam und Wien. Auch verweist Guggenheimer auf den Wettbewerbsbeitrag von Oscar Bloch in Zürich, der im Katalog von Herkommer vorgestellt worden ist, benennt Bloch aber nicht – weder an dieser Stelle noch an anderer in der Festschrift – als seinen früheren Kollegen und Geschäftspartner. Die unterschiedlichen Zuordnungen deuten auf eine Differenz zwischen Guggenheimer und Bloch hin, sowohl in der Selbstdarstellung als auch in der Folgeliteratur. Guggenheimer zeigt an diesem kurzen Architekturüberblick, dass er sich auch schriftlich mit der Bauaufgabe Synagoge auseinandergesetzt hat. Der fünf Jahre nach Kriegsende geschriebene qualitative Überblick kann bedeuten, dass eine falsche Zuschreibung des Textes 1930 an Bloch möglich ist.

³⁴⁶ Herkommer 1930, S. 50 sowie Inhaltsverzeichnis.

³⁴⁷ Schweizerische Bauzeitung, 4. Okt. 1930, Bd. 96, Nr. 14, S. 170–172.

³⁴⁸ Schweizerische Bauzeitung, 4. Okt. 1930, Bd. 96, Nr. 14, S. 170–172, sowie Schweizerische Bauzeitung, 27. Sept. 1930, Bd. 96, Nr. 13, S. 161–165.

³⁴⁹ Schmidt 2020, S. 72.

³⁵⁰ Schmidt 2020, S. 72f.

³⁵¹ „Geschichtliches von der Stuttgarter Synagoge“, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 24.

³⁵² Guggenheimer, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 2.

5.1.2 Hans Jauss (1918–2008)

Hans Adolf Jauss wurde am 02.06.1918 in Stuttgart geboren, über seinen Lebenslauf liegen jedoch nur wenige Informationen vor.³⁵³ Er studierte von 1939 bis 1942 an der Staatsbauschule Stuttgart und heiratete am 23.12.1939 die ebenfalls aus Stuttgart gebürtige Anneliese Margarete Pleul (geb. 02.10.1922) im Standesamt Zwickau. Bis 1945 war Jauss bei den Baupionieren in Schwäbisch Gmünd stationiert. Seine Anstellung bei Ernst Guggenheimer begann er am 01.04.1946 und war als Bauleiter maßgeblich am Bau der Stuttgarter Synagoge beteiligt. Nachdem eine Büropartnerschaft nicht zustande kam, verließ Jauss das Büro am 31.03.1954 und machte sich selbstständig. Ab 1956 war er in Leonberg gemeldet. Auch als selbstständiger Architekt betreute er die Bauten der israelischen Kultusvereinigung Württemberg und Hohenzollern, die sich von Ernst Guggenheimer getrennt hatte. Die Umbauten an der Synagoge in Stuttgart, die Aufstockung des Verwaltungsgebäudes und die Umgestaltung des Eingangs- und Foyerbereichs gehen auf Hans Jauss zurück.

5.2 Baubeschreibung

Die Adresse der Synagoge lautet Hospitalstraße 36 [Abb. 103], ein Haupteingang ist an der zur Straße liegenden Fassade jedoch nicht vorhanden. Die Synagoge mit Gemeindehaus kann von dieser Straßenseite über eben jenes Gemeindehaus seitlich betreten werden, der eigentliche Haupteingang liegt an der Firnhaberstraße [Abb. 106]. Da der Synagogenbau verschiedenen Umbauten unterworfen wurde, die sich zunächst auf Raumerweiterungen bezogen, später aber auch das Erscheinungsbild der Synagoge stark veränderten, wird hier der Ursprungsbau beschrieben.³⁵⁴ Der ursprünglich von Guggenheimer geplante Bau ist in seiner Konzeption nicht mehr zu erkennen, das Erscheinungsbild der Synagoge aus den 1950ern wurde verfremdet und kann in seiner Zeitzugehörigkeit nicht mehr wahrgenommen werden.

Das Grundstück der Synagogengemeinde liegt zwischen zwei parallel verlaufenden Straßen: der Hospital- und der Firnhaberstraße. Die Synagoge war dreiseitig frei stehend, an der vierten Seite befand sich ein Gang, der mit seiner Überdachung in das Bauprogramm aufgenommen war. Die frei stehende Südseite, zur Fritz-Elsass-Straße orientiert, war lediglich wenige Meter von der angrenzenden Bebauung abgerückt [Abb. 105]. Der nördlich zur Langen Straße gelegene Gang war mit Oberlichtern gedeckt, hier war Platz für eine Sukka. Der Synagogenkörper und das dazugehörige Gemeindehaus schließen rechtwinklig aneinander.

Die Synagogenfassade von 1952, zur Hospitalstraße gelegen, ist schlicht und liegt zurückgezogen hinter einer Rasenfläche [Abb. 103]. Mittig der weiß verputzten Fassade ragt, vom Boden zum Dach reichend, ein Risalit hervor, der im oberen Bereich ein fast quadratisches Fenster besitzt, in dem ein gläserner Davidstern eingelassen ist. Unterhalb des Fensters befindet

³⁵³ Ziegelmeier 1998/99, S. 17 sowie Eintrag der Meldekartei Stuttgart 1945-60, schriftlich übermittelt durch das Stadtarchiv Stuttgart vom 16.07.2021.

³⁵⁴ Erste Umbauten fanden in den 1970er Jahren statt, hier wurde der Verwaltungstrakt um ein Stockwerk erhöht. Später wurde der Haupteingang an der Firnhaberstraße mit Glasgebäuden überdacht und der Eingangsbereich zur Straßenseite verschoben. 1998 wurde das Gemeindezentrum um einen weiteren Bau an der Firnhaberstraße ergänzt.

sich ein fensterloser, erkerähnlicher Vorbau, auf dessen Front mit hebräischer Inschrift versehene Gesetzestafeln gemalt sind. Seitlich des Mittelrisalits, an den zurückliegenden Fassadenseiten, befinden sich zwei schmale, längsrechteckige Fenster, die zweifach quer unterteilt sind. Ebenso wie das Davidsternfenster sind auch diese Seitenfenster mit Naturstein umfasst.³⁵⁵

Der zweite Eingang befindet sich an der Hofseite, Firnhaberstraße, mit dem repräsentativen Haupteingang; der Zugang war durch einen Garten zu erreichen. Der Synagogenbau präsentiert sich als querrrechteckiger Bau, der mit hellem Kalkstein verkleidet ist [Abb. 106]. Die Fassade wird durch drei schmale, längsrechteckige Fenster in der oberen Hälfte und drei breite, nur durch schmale Pfeiler-ähnliche Zwischenräume getrennte Portale gegliedert, die Fassade besitzt keine Gliederungselemente. Zwischen Fenstern und Portalen befindet sich eine eingravierte Inschrift auf Hebräisch: „Öffnet die Tore, damit ein Volk einziehe, das die Treue bewahrt hat.“ Zentral über der Fassade, oberhalb des abschließenden Kranzgesims, stehen steinerne Gesetzestafeln. Hierbei handelt es sich um eine Kopie der von Ernst Guggenheimer aus der Synagoge von 1861 geretteten Tafeln.

Seitlich der Portale liegen, je rechts und links, eingeschossige Vorbauten. Fensterlos, mit dem gleichen Material wie der Hauptbau verkleidet, bilden sie zusammen mit einer hohen Mauer, die mit einem Gitter verschlossen wird, einen kleinen Innenhof. Der Innenhof ist mit unregelmäßig geformten Natursteinplatten belegt, im Zentrum steht ein runder Springbrunnen.³⁵⁶ Die Fassade macht so einen zwar verschlossenen, aber einheitlichen Eindruck. Im dazugehörigen Grundriss sind zur Firnhaberstraße Fenster eingeplant gewesen [Abb. 107, 108]. Die Vorbauten dienten als Rabbinerzimmer, als Hausmeisterraum sowie als Toilettenräume.

Betritt man die Synagoge durch die drei zweiflügeligen Portale von dieser Seite, so gelangt man in einen Eingangsbereich, der als Vorraum zum Synagogeninnenraum, zu den Vorräumen und über eine Treppe hinauf zur Frauenempore führt. Der Bau misst rund 26 Meter mal knapp 16 Meter und hat eine Höhe von 12,5 Metern.³⁵⁷ Beim Synagogenraum handelt es sich um einen nicht exakt geosteten, südöstlich orientierten längsrechteckigen Raum, der an seiner Ostseite einen quadratischen Chor besitzt, der durch zwei Seitenräume gebildet wird [Abb. 107, 109]. Einer dieser beiden Räume wird in der Grundrissplanung als „Nebenraum“ bezeichnet, im anderen befindet sich eine Treppe. Dreiseitig umlaufend befindet sich an West-, Nord- und Südseite eine Empore [Abb. 110]. Der Hauptraum ist mit einer quadratischen, 9,30 Meter mal 9,30 Meter messenden, zwei Meter hohen Laterne bekrönt³⁵⁸, die jeweils in Dreierreihe liegende, quadratische Fenster in den Laibungswänden besitzt [Abb. 111]. Auch der Raum selbst ist quadratisch und misst 15,10 mal 15,10 Meter. Zentral im Raum, aber nicht in der rechnerischen Mitte, sondern leicht nach Osten verschoben, befindet sich, leicht erhöht, der Almemor [Abb. 112]. Vor dem um einige Stufen erhöhten Chorbereich, in dem sich der Toraschrein befindet, liegt das

³⁵⁵ 2019 wurde diese Schauseite einer Veränderung unterzogen: die ehemalige Grasfläche wurde mit Platten belegt, der weiß verputzte Bau wurde mit querliegendem Stein verkleidet. Vor dem Risalit befindet sich eine Skulptur des brennenden Dornbuschs, der Risalit selbst wird in der Dunkelheit indirekt beleuchtet. Zur Straße hin ist das Grundstück von einem kleinen Metallzaun abgeschlossen.

³⁵⁶ Ausgeführt von der Firma Schönfeld, Stuttgart. Willi Schönfeld hat in den 1950er Jahren verschiedene Brunnen im öffentlichen Raum hergestellt.

³⁵⁷ Ziegelmeier 1998/99, S. 8.

³⁵⁸ Maße Ziegelmeier 1998/99

Kantorlesepult. Die Sitzreihen sind zur Ostseite hin ausgerichtet. Oberhalb des Toraschreins befindet sich ein längsrechteckiges, fast quadratisches Fenster, dem der außen sichtbare, mit Buntglas ausgeführte Davidstern eingelegt ist [Abb. 109]. An Nord- und Südseite liegen oberhalb des Emporenbereichs drei längsrechteckige Fenster, im Bereich der hinteren Frauenempore zwei weitere. Diese Fenster sind, ebenso wie die Fenster unterhalb der quadratischen Erhöhung, mit gelblich-rötlichem Buntglas versehen. Der Farbverlauf nimmt von unten nach oben an Intensität zu [Abb. 113]. Das Glas wird von massivem Metall gefasst. An der Brüstung der Frauenempore ist die Zwölf-Stämme-Symbolik in Sgraffito-Technik angebracht [Abb. 110, 113]. Ebenso wie die Glasgestaltung des Davidsterns, die Vierungsfenster und die hebräischen Inschriften wurden die Sgraffiti von Karl Löffler gestaltet.³⁵⁹ Der Toraschrein ist als aus der Wand ragendes Tor gestaltet, das an den Rändern umfassen ist [Abb. 115]. Der gesamte Aufbau ist mit Mosaiken mit geometrischen Motiven in grünlich-gelblichen und naturfarbenen Tönen unter Verwendung von Gold verziert, als Gestalter wird in der Festschrift „Bildhauer Müller, Kreßbronn“ angegeben.³⁶⁰ Berthold Müller, der sich nach seinem Geburtsort Müller-Oerlinghausen umbenannte, baute 1946 eine Mosaik-Werkstatt in Kressbronn auf.³⁶¹ Ebenso wie der Toraschrein ist auch das Kantorlesepult mit Mosaiken verziert, und beide, Toraschrein und Lesepult, sind mit hebräischen Inschriften versehen. Entwürfe für zwei Toravorhänge hat die Goldschmiedin Alice Bloch (1913–2005) gefertigt, die bereits für die Saarbrücker Synagoge Toraschmuck und Kultgegenstände angefertigt hatte.

Die Brüstung des Almehems besteht, ebenso wie die Bankreihen, aus dunklem Holz. Die Decke des Hauptraums ist quadratisch kassettiert, die Deckenerhöhung weist ebenfalls ein Muster mit Quadraten auf, jedoch ohne Kassettierung.

5.2.1 Die Synagoge von 1861 auf demselben Grundstück

Ein Blick auf die 1861 eingeweihte, 1938 zerstörte Stuttgarter Synagoge zeigt, wie weit der Assimilationsprozess der jüdischen Gemeinde zur damaligen Zeit fortgeschritten war. Die Vorkriegsgemeinde war nach ihrer Gründung 1832 innerhalb weniger Jahrzehnte schnell gewachsen und hatte sich schon bald zur größten Gemeinde des damaligen Königreichs Württemberg entwickelt. Der Synagogenbau in der Stuttgarter Innenstadt war repräsentativer Ausdruck einer reformierten Gemeinde. So gab der damalige Rabbiner mit seinen Einweihungsworten „geliebtes Stuttgart, unser[em] Jerusalem“³⁶² Anlass zur Diskussion. Durch die Gleichsetzung Stuttgarts mit Jerusalem zeigt er an, dass die Zeit des Wartens auf eine

³⁵⁹ Guggenheimer dankt besonders „Kunstmaler Löffler, [der ihm, K.L.] bei der künstlerischen Gestaltung des Inneren tapfer, begabt und mit seltenem Einfühlungsvermögen zur Seite stand.“ Guggenheimer 1952, S. 9.

³⁶⁰ Festschrift Stuttgart 1952, S. 3.

³⁶¹ Bertold Müller-Oerlinghausen (1893–1979) war als Plastiker, Bildhauer und Glasfenstergestalter hauptsächlich in der katholischen Kirchengestaltung tätig. So stammt das Altarkreuz in St. Antonius in Schneidmühl/Pila von Müller-Oerlinghausen, die Kirche ist ein Bau Hans Herkommers. In den 1930er Jahren verlegte er seinen Schwerpunkt von der Plastik zum Mosaik. 1936 eröffnete er in Berlin eine Mosaikwerkstatt, für die Hans Scharoun einen Ausstellungspavillon baute. Nach Zerstörung der Werkstätten 1944, hat er in Kressbronn nahe Stuttgart eine Werkstätte aufgebaut, die „Mosaik-Werkstätten Berthold Müller“. Müller-Oerlinghausen hat viele Porträtbüsten angefertigt, neben der Porträtbüste von Max Weber, dem Mann seiner Cousine (1939) auch ein Porträt Adolf Hitlers (1939): Henze, Wolfgang: Bertold Müller-Oerlinghausen. Das Gesamtwerk, Stuttgart/Zürich 1990, S. 11 und 119.

³⁶² Zelzer 1964, S. 46.

endgültige Heimkehr in die eigentliche Heimat beendet sei. Diese Gleichsetzung führte zu Widerspruch:

Arme Glaubensgenossen Württembergs! Wohin soll dies führen, wenn ein Mann alle religiösen Anordnungen in Händen hat, welcher sich nicht scheut, öffentlich die erwartete Ankunft des Erlösers zu leugnen, dessen Trachten mehr als das aller Missionäre, dahin geht, systematisch die Grundpfeiler des Judentums zu erschüttern, zu zerstören?³⁶³

Der Grund für die Bezeichnung Stuttgarts als Jerusalem kann gewesen sein, dass die für den Bau der Synagoge nötigen Rechte gegeben waren:

Zur Entstehung einer solchen Synagoge [...] das Recht [nötig], nicht nur die Religion ungehindert auszuüben, sondern auch alle Anstalten errichten zu dürfen, welche die Pflege und die Ehre derselben erfordert. Diese Gewissensfreiheit verdanken wir aber unserm hochverehrten Könige, welcher der Erste unter Deutschlands Fürsten die israelitische Kirche zum Rande [sic!] einer Staatskirche erhob und ihr alle Rechte und Befugnisse der übrigen im Staate bestehenden Kirchen einräumte.³⁶⁴

Und auch die Ausstattung der Gemeinde mit einer Orgel widersprach dem traditionellen, orthodoxen Glaubensverständnis, demnach „keine Orgel in den Synagogen erklingen möge, solange nicht die Erlösung durch den Messias vollzogen ist.“³⁶⁵ Die Bezeichnung der Synagoge als Tempel, die Referenz auf Jerusalem und die Einführung einer Orgel waren schon 1844 bei der Einweihung der Synagoge in der Poolstraße in Hamburg von Johann Hinrich Klees Wülbern, Anlass zu Kontroversen.³⁶⁶

Am 26. Mai 1859 wurde der Grundstein des Synagogenbaus in der Innenstadt Stuttgarts gelegt. Kurz darauf verstarb der Architekt Adolf Breymann (1807–1859), und in Folge übernahm dessen Assistent (Christoph) Adolf Wolff (1832–1885) die Fertigstellung. Dieser scheint die ursprünglichen Baupläne, wenn nicht revidiert, so zumindest doch überdacht zu haben, denn er unternahm Reisen „im Auftrag der jüdischen Gemeinde nach Mannheim und Frankfurt(Main) [...], um die dortigen Synagogen zu besichtigen; auch die Wilhelma in Cannstadt sollte Anregung bieten.“³⁶⁷ Bereits bei der Weihe wurde der ausgeführte Stuttgarter Bau als maurisch beschrieben,³⁶⁸ und insbesondere der Zinnenkranz, das Profil des dominanten Blendbogens der Fassade sowie die Arkadenbögen erinnern daran [Abb. 116].

Die alte Synagoge lag, hinter einer kleinen Rasenfläche und mit einem kleinen schmiedeeisernen Zaun abgetrennt, leicht zurückgezogen. Betreten wurde die Synagoge durch

³⁶³ „Der Israelit“ vom 10. Dezember 1862: Stuttgart und Jerusalem, in: Alemannia Judaica - Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum, Stand: 18. Mai 2020, URL: https://www.alemannia-judaica.de/stuttgart_synagoge_a.htm#Die%20Synagogen%20der%20Gesamtgemeinde (Zugriff 29.04.2021).

³⁶⁴ „Der Israelit“ vom 14. Mai 1861: Stuttgart, 7. Mai (1861), in: Alemannia Judaica 2020, URL https://www.alemannia-judaica.de/stuttgart_synagoge_a.htm#Die%20Synagogen%20der%20Gesamtgemeinde (Zugriff 29.04.2021).

³⁶⁵ Zelzer 1964, S. 46.

³⁶⁶ Lenhard, Philipp: Der Hamburger Tempelstreit. Kontinuität und Neuanfang in Dibre Haberith, in: Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, 21.09.2017. <<https://dx.doi.org/10.23691/jgo:article-24.de.v1>> [Zugriff am 30.04.2021].

³⁶⁷ Zelzer 1964, S. 45.

³⁶⁸ Allgemeine Zeitung des Judentums vom 18. Dezember 1860, in: Alemannia Judaica 2020, URL: https://www.alemannia-judaica.de/stuttgart_synagoge_a.htm#Die%20Synagogen%20der%20Gesamtgemeinde (Zugriff 29.04.2021).

zwei seitliche Portale, in ihrer Ausgestaltung an das Portal im Löwenhof der Alhambra angelehnt³⁶⁹, die zwei zur Straße führende Arkadengänge abschlossen. Zur Gartenfläche geöffnet, bildeten die Arkaden einen kleinen Hof vor der Synagoge. Von den eingeschossigen Arkaden war je eine für Frauen und eine für Männer vorgesehen. Die Synagoge war frei stehend, wenn auch nah an die Nachbarbebauung herangestellt. Das Mauerwerk war steinsichtig.

Die Hauptfassade war zugleich die Ostseite, mit einem Erker zur Hospitalstraße wurde der Sitz des Toraschreins nach außen angezeigt. Die Fassade war durch einen Mittelrisalit mit Erker und zwei zurückliegenden Seitenteilen rhythmisiert. Der Erker, durch vorgelegte Halbsäulen und darüberliegenden Hufeisenbögen verziert, war mit einer Halbkuppel bedeckt. Das Obergeschoss wurde mithilfe von auf dem Gesims ruhenden Doppelhalbsäulen gestaltet, die einen verzierten Rundbogen trugen. Zwischen Halbkuppeldach des Erkers und Rundbogen lag ein großes Rundfenster mit Rosette. Das Dach der Synagoge war spitz zulaufend und durch einen umlaufenden Fries geschmückt, obenauf befand sich ein niedriger Zinnenkranz. An der Firstspitze waren zwei steinerne Gesetzestafeln angebracht. Auf dem Hauptdach befanden sich, auf Tambouren ruhend, zwei über dem Synagogeninnenraum liegende Kuppeln. Dem orientalisierenden Anklang entsprach die Innenraumgestaltung. Der am östlich liegenden Toraschrein orientierte Längsraum war im Untergeschoss durch einen Stützenwechsel mit Hufeisenbögen gegliedert. Das Emporengeschoss war durch auf den Pfeilern aufliegende Säulenbündel gestaltet, die Halbkreisbögen trugen. Die Kapitellausbildung orientiert sich, ebenso wie an den Portalen und den Arkaden im Außenbau, an der Alhambra.

Die äußere Gestaltung war jedoch zwischen neuromanischer und maurischer Formensprache angelegt. Eine Grundähnlichkeit besteht zur neuromanischen Fassadengliederung der Mannheimer Synagoge (1855), die wiederum in der Folge der Synagoge in Kassel (1839) von Albert Rosengarten (1809–1893) stand [Abb. 117, 118]. Rosengarten, als einer der ersten jüdischen Architekten und Synagogenbauer in Deutschland, versuchte durch seinen Stil „eine Gleichberechtigung zu erreichen, die viele Juden, besonders in den Städten, in den Lebensgewohnheiten schon erreicht hatten.“³⁷⁰ Dies entsprach dem Lebensgefühl der Stuttgarter Gemeinde Mitte des 19. Jahrhunderts, die sich als integriert in die christliche Gesellschaft verstand.

Dass auch die Wilhelma in Cannstatt, zwischen 1839 und 1864 errichtet, besichtigt wurde, verdeutlicht jedoch, dass die Stuttgarter Gemeinde auf der Suche nach der für sie passenden Architektur unsicher war. Denn die Gebäude der Wilhelma, auch die „Alhambra am Neckar“ genannt, wurden im maurischen Stil erbaut. Dies zeigt den Zwiespalt der Gemeinde zwischen einem auffallenden, exotischen Stil, der im 19. Jahrhundert einige Zeit für Synagogen-Individualität stehen sollte, in Wirklichkeit aber dem Bereich der Phantasiearchitektur entsprang, und dem Wunsch nach Integration. Die Kontextualisierung von Synagogenbauten mit einem architektonischen Stil, der – wie in Cannstatt – für Badekultur und Lustgärten stand, wurde zusehends als unpassend empfunden. Doch die maurischen Reminiszenzen Stuttgarts wurden

³⁶⁹ Hammer-Schenk 1971, S. 391.

³⁷⁰ Hammer-Schenk 1988, S. 184.

von zeitgenössischen Synagogen andernorts übertroffen. Insbesondere die Synagoge Ludwig Försters von 1858 in Wien Leopoldstadt, auch Leopoldstädter Tempel genannt [Abb. 121], ist hier beispielhaft zu nennen.

Die Wahl einer Architektur in der Weiterführung der Architektur Rosengartens steht für den Weitblick der Gemeinde, mit integrativer Architektur stärker ihrem Lebensgefühl – der weit gediehenen Eingliederung in die deutsche Gesellschaft – Ausdruck verleihen zu können, auch wenn islamisierende Elemente mitverwendet wurden.

5.2.2 Vergleich der Bauten in der Hospitalstraße von 1861 und 1952

Die neue Synagoge wurde auf den Fundamenten des Vorgängerbaus errichtet, das Kellergeschoss wurde auf die seitlichen Fundamente der alten Synagoge gesetzt, ebenso wurde das angrenzende Verwaltungsgebäude teilweise auf den Fundamenten und Umfassungswänden des früheren Baus errichtet.³⁷¹ Die Festschrift von 1952 beinhaltet eine Abbildung der Neuen Synagoge in Stuttgart von der Firnhaberstraße aus, auf die sich Guggenheimer als Vorbild bezieht, wenn er vom Wiederaufbau der 1938 zerstörten Synagoge spricht.³⁷² Die aufwendige Gestaltung dieser Fassadenseite lässt erkennen, dass es sich hier um die Hauptfassade der Synagoge sowie den eigentlichen Haupteingang handelt. Guggenheimer dankt in seiner Ansprache zur Einweihung der Stadtverwaltung und den städtischen Ämtern Stuttgarts, „daß der Eingang von der Firnhaberstraße her erfolgt. Die gleichzeitige Erweiterung und Verbreiterung der Grünanlage hat [...] dem Bauwerk eine gesteigerte Wirkung verschafft.“³⁷³

Ein Vergleich der Schauffassaden von 1861 und der Firnhaberstraße von 1952 zeigt, wie sich Guggenheimer von der „Wucht der Fassade mit maurischer Kuppel“³⁷⁴ gelöst hat, auch wenn bei der alten Synagoge die Kuppeln nicht das baudominante Merkmal waren. Lediglich die beiden eingeschossigen Trakte der neuen Synagoge, die vom Synagogenbau wegführen und einen kleinen Innenhof umschließen, erinnern an die Seiteneingänge von 1861, wenn auch von Guggenheimer an die Westseite versetzt, was darauf hinweist, dass Guggenheimer Wert auf die Raumabfolge der Synagoge mit einem kleinen Vorhof legte. Wie an der Fassade von 1861 hat auch Guggenheimer 1952 das Dach der neuen Synagoge mit steinernen Gesetzestafeln bekrönt [Abb. 106, 116].³⁷⁵ Es finden sich zurückhaltende Reminiszenzen an den Vorgängerbau. So verfügt der Nachkriegsbau, ebenso wie sein Vorgängerbau, über einen Mittelrisalit mit vorgelagertem Erker, schmal durchfensterte Seitenteile und ein oberhalb des Erkers liegendes, großes Fenster, nunmehr allerdings kein Rundfenster mit Rosette, sondern ein nahezu quadratisches. Es handelt sich um Andeutungen an die zerstörte Synagoge, ein Blick in die

³⁷¹ Ziegelmeier 1998/99, S. 19.

³⁷² Guggenheimer 1952, S. 1

³⁷³ Ebda., S. 10.

³⁷⁴ Guggenheimer/Bloch 1930, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 1

³⁷⁵ Zelzer schreibt, dass Guggenheimer die Tafeln 1938 aus den Trümmern geborgen hat und Gemeindepfleger Theodor Hirsch ihn unterstützt hat. Ernst Guggenheimer schreibt, dass die Gesetzestafeln „ihre Rettung Herrn Theodor Hirsch, früher Stuttgart, jetzt USA, und dem Verfasser“ verdanken, Dietrich W. Schmidt schreibt, „gemeinsam mit dem Gemeindevorsteher Louis Hirsch [gelang es,] die Tora-Tafeln [...] zu retten.“ Sie wurden im Neubau an der Nordseite des Synagogeninnenraumes eingelassen: Zelzer 1964, S. 394; Festschrift Stuttgart 1952, S. 3 und Schmidt 2020, S. 28f.

Innenräume zeigt, dass Guggenheimer eine Hinwendung an die Zeit der ungeklärten Stilepoche im Synagogenbau fern lag. Dies entspricht den 1930 veröffentlichten Vorstellungen Blochs/Guggenheimers über Synagogenarchitektur:

[...] denn der immer größer werdende Kreis der Verstehenden weiß, daß nicht die Pracht des Innenraumes, nicht die Wucht der Fassade mit maurischer Kuppel, dem Wesen des jüdischen Kultus gerecht wird. Die Synagoge wird heute im Grundplan als Neubeseelung der Jahrhunderte alten Überlieferung sich an nichts anderes halten können, als an die heilige Lade und den Tisch, an dem die Gesetze vorgelesen werden. Diese beiden sind die natürlichen Brennpunkte, von denen die Baugestaltung ihren Ausgang nimmt. Die Bundeslade an der Ostwand – ihr beigegeben die rituellen Lichter, der oder die siebenarmigen Leuchter, die ewige Lampe, die Totenlichter. Der Vorleserpult in der Mitte des Raumes. Um ihn sammeln sich die Sitzreihen. Jeder Anwesende hat gleichen Anteil am Inbegriff des jüdischen Gottesdienstes, dem Vorlesen der Heiligen Schrift. So ist der nach außen streng durch den Vorhof abgeschlossene kubische Raum – der Saal – der sinnfällige bauliche Ausdruck für die Synagoge – den jüdischen Tempel.³⁷⁶

Hier – 1930 – wird die Grundlage einer originär jüdischen Architektur vorausgesetzt und die Anklänge an die Kirchenarchitektur sowie die übergestalteten orientalisierenden Bauten abgelehnt. Die Aussage, dass die Synagoge „sich an nichts anderes [wird] halten können, als an die heilige Lade und den Tisch, an dem die Gesetze vorgelesen werden“³⁷⁷, zeigt das Grundprinzip der „natürlichen Brennpunkte, von denen die Baugestaltung ihren Ausgang nimmt“³⁷⁸, was nichts anderes bedeutet, als die Synagoge von innen nach außen zu bauen. Hierin stimmt er mit den von Edwin Oppler 1863 postulierten Forderungen hinsichtlich des Synagogenaufbaus überein und verweist zugleich auf die Diskussionen um Position des Lesepultes in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts.³⁷⁹ Die von Bloch entworfene Synagoge in Zürich war jedoch keine orthodoxe, mit dem Lesepult als zentralem Mittelpunkt gestaltete Synagoge. Vielmehr zeigt der quadratische Synagogenraum eine deutliche Trennung von Toraschrein und Almemor durch Positionierung in einem Chor an der Ostseite und entspricht somit der „neuen“ Tradition des reformierten Synagogenbaus. Der Stuttgarter Neubau von 1952 stellt hingegen das Lesepult in den Mittelpunkt: „Die neue Synagoge bedeutet Rückkehr zur Orthodoxie.“³⁸⁰ Guggenheimers Anliegen beim Bau der neuen Synagoge war weniger die repräsentative Außenwirkung, wie sie noch beim Bau im Jahre 1861 eine Rolle gespielt hat, als vielmehr die Einhaltung ritueller Grundlagen hinter einer schlichten Fassade. Hier trifft sich Guggenheimer mit der Bauweise orthodoxer Synagogen vor 1933, wo eine besondere äußerliche Betonung abgelehnt wurde.³⁸¹

Wenn nun der äußere Aspekt nach 1945 ein nebensächlicher geworden ist³⁸² und die Stuttgarter Gemeinde in dieser Zeit nicht mehr die Akzeptanz durch eine bauliche Repräsentation sucht, welches Lebensgefühl, welche gesellschaftliche Positionierung wird in der Architektur ausgedrückt? Die Synagoge von Breymann und Wolff war mit ihrer Architektur in einen Diskurs

³⁷⁶ Guggenheimer/Bloch 1930, in: Festschrift 1952, S. 1.

³⁷⁷ Ebda.

³⁷⁸ Guggenheimer/Bloch, in: Festschrift 1952, S. 1.

³⁷⁹ Hammer-Schenk 1979, S. 106; Eilitz 1971, S. 127–310.

³⁸⁰ Zelzer 1964, S. 394.

³⁸¹ Carlebach, Joseph: Die Architektur der Synagoge, in: Jeschurun, Heft 3/4, 16. Jahrgang, März/April 1929, S. 109–131.

³⁸² „Steine, Mauern, Bauten aus Menschenhand sind vergänglich, Herzen sind sterblich, aber unvergänglich ist der Glaube und unvergänglich lebt der Gottesgedanke.“, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 9.

über die richtige Stilwahl des Synagogenbaus eingebunden. Dementsprechend war die Frage nach dem rechten Stilmittel, um die Position in der Gesellschaft auszudrücken, im Zuge der Bauplanung eine Frage höchster Priorität. Dass diese Diskussionen in einer Zeit stattfanden, in der eine allgemeine und gesamtgesellschaftliche Suche nach passenden Architekturformen stattfand, war nicht von Nachteil, sondern sie waren Teil der Entwicklung. Die mit dem Erstarren des Bürgertums vermehrt erbauten Profangebäude und auch die Gebäude der technischen Innovationen, wie bspw. der Eisenbahn und ihren Bahnhöfen, verlangten nach einem entsprechenden architektonischen Ausdruck, dem der Anspruch, ein Gebäude nach den funktionalen Maßstäben zu errichten, auch äußerlich Ausdruck verlieh.

Die mit den neuen Bauaufgaben verbundene Frage „In welchem Style wollen wir bauen?“³⁸³ war keine Frage, die ausschließlich, sondern eine Frage, die mitunter den Synagogenbau betraf und wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts öffentlich und kontrovers diskutiert. Es ging um mehr als nur eine optische, äußerliche Diskussion. Der gesellschaftliche Status der Gemeinde zeigt sich in der Verwendung vielfältiger Formen, identifizierbar, aber nicht darauf festzulegen. Insbesondere die Fassade mit erhöhtem Mittelteil sowie die mit Friesen verzierten Abschlüsse waren auch an anderen öffentlichen Gebäuden dieser Zeit europaweit zu sehen. Sowohl das *Kommunehospitals* in Kopenhagen (1863) von Hans Christian Hansen [Abb. 119] als auch das Strafgefängnis in Oslo (1851) von Heinrich Ernst Schirmer [Abb.120] verwenden diese Bauelemente als Würdeformeln. Wiederum islamisierende Formen zeigt das Heeresgeschichtliche Museum in Wien (1856) von Theophil von Hansen, dessen überkuppelter Eingangsbereich nicht von einer Synagoge der Zeit zu unterscheiden ist [Abb. 124]. Die nicht eindeutig zuzuordnende Verwendung unterschiedlicher Stilmittel im Synagogenbau ermöglichte die Verwendung von unterschiedlichen aktuellen Architekturströmungen [Abb. 122, 123]. Architektonisch nahmen die Gemeinden teil an den Diskussionen und Fragestellungen der Gesamtgesellschaft. Knapp 90 Jahre später wird erneut eine Synagoge geweiht. Stellt der Bau des 19. Jahrhunderts architektonisch den Prozess einer Integration dar, wird die Synagoge nach der Schoah Teil einer Gesellschaft zu Beginn der Demokratie Deutschlands.

5.3 Die deutsche Nachkriegsgesellschaft am Beispiel Stuttgarts

Sowohl Martha Gellhorn, die sich als amerikanische Reporterin gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland aufhielt und Gespräche mit Deutschen führte³⁸⁴, der Zeitzeuge Primo Levi, der literarisch eine Skizze der deutschen Nachkriegsmentalität zeichnet³⁸⁵, als auch die ab 1950 vom Institut für Sozialforschung in Frankfurt/Main unter der Leitung Theodor W. Adornos initiierten Gruppeninterviews: Sie alle zeugen von wenig Einsicht in eine gesamtdeutsche Verantwortung. Mangelnde Schuldeingeständnisse und ein mangelndes Verständnis von Kausalzusammenhängen sind Zeichen eines beginnenden Verdrängungsprozesses. Im

³⁸³ Hübsch, Heinrich: In welchem Style wollen wir bauen? Karlsruhe 1828.

³⁸⁴ Gellhorn, Martha: Das Gesicht des Krieges. Reportagen 1937–1987, Zürich 2012 und hier: Das Deutsche Volk. April 1945, S. 278–319.

³⁸⁵ Levi, Primo: Atempause. Eine Nachkriegsodyssee, Frankfurt/Main 1982.

Zusammenhang mit dem früh einsetzenden Synagogenbau bzw. den dazugehörigen Planungen drängt sich die Frage auf, in welcher Geisteshaltung sich die deutsche Bevölkerung der Nachkriegszeit befand. Was war aus den antisemitischen Vorurteilen geworden, die tief in der deutschen Gesellschaft verwurzelt waren? Der lange andauernde deutsche Antisemitismus war, spätestens seit dem Nationalsozialismus, „Erziehungsideal, Wissenschaftsauftrag, Kulturanspruch, Norm des Alltags“³⁸⁶. Was wurde aus dieser grundlegenden Prägung und der Erkenntnis über das Ausmaß der Schoah?

Niemand ist ein Nazi. Niemand ist je einer gewesen.[...] Oh, die Juden? [...] Sie wurden weggebracht. Ich habe sechs Wochen lang einen Juden versteckt. Ich habe acht Wochen lang einen Juden versteckt. (Ich hab einen Juden versteckt, er hat einen Juden versteckt, alle Kinder Gottes haben einen Juden versteckt.) Wir haben nichts gegen Juden; wir sind immer gut mit ihnen ausgekommen. [...] Man müsste es vertonen. Dann könnten die Deutschen diesen Refrain singen, und er wäre noch besser. Sie reden alle so.³⁸⁷

Frank Stern untersuchte 1991 den Umgang mit der nationalsozialistischen Schuld der Deutschen und verfolgte die Umwandlung von anti- zu philosemitischen Ressentiments in den Jahren nach Kriegsende, die das Fortdauern der jüdenfeindlichen Vorurteile in der deutschen Gesellschaft belegen.³⁸⁸ So klaffte schon bald zwischen dem offiziellen Anspruch, durch ein pauschalisierendes Lob des Judentums die Wandlungsfähigkeit zur Demokratie zu bezeugen, und der Wirklichkeit, nämlich lediglich die gleichen Stereotypen in neuer Gewandung zu repräsentieren, bezüglich des Umgangs mit Jüdinnen und Juden in Deutschland eine große Lücke.³⁸⁹ Die Situation, dass sich nun in den DP-Lagern viele Menschen jüdischen Glaubens aufhielten, führte gemäß Tätigkeitsbericht der Bundesregierung 1950 zu großen Versorgungsschwierigkeiten.³⁹⁰

5.3.1 Der gesellschaftliche Umgang mit der jüdischen Kultusvereinigung und den DP-Lagern in Stuttgart

In Stuttgart hatte sich, neben der Stadtgemeinde, eine weitere jüdische Gemeinde in den Lagern in Stuttgart West und Stuttgart Degerloch gegründet. Hier entstand, unabhängig von der jüdischen Kultusvereinigung der Innenstadt, ein intensives religiöses Leben. Beide Gemeinden, Stadtgemeinde und Lagergemeinde, entwickelten sich unabhängig voneinander und hatten nur wenige Überschneidungspunkte. Und obwohl alle sich in unmittelbarer Nähe zueinander befanden, wurden sie von unterschiedlichen Rabbinern betreut. Die Mitglieder der Lager lebten ihr Leben separiert von der deutschen Umwelt, was sich auch auf den Kontakt zur jüdischen Kultusvereinigung auswirkte. Hinsichtlich der Herkunft unterschieden sich die jeweiligen

³⁸⁶ Stern, Frank: Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, 14), Gerlingen 1991, S. 14.

³⁸⁷ Gellhorn 2012, S. 278f.

³⁸⁸ Stern 1991.

³⁸⁹ Vgl. Eitz/Stötzel 2009.

³⁹⁰ Deutschland im Wiederaufbau. Ein Tätigkeitsbericht der Bundesregierung, hg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn o.J. (1950), S. 104.

Mitglieder stark, da in den DP-Lagern größtenteils osteuropäische jüdische Mitglieder lebten, die Stadtgemeinde sich hingegen vorwiegend aus wenigen überlebenden deutschen jüdischen Mitgliedern zusammensetzte. Beide Personengruppen trennte nicht zuletzt eine unterschiedlich gelebte Religiosität zwischen den Polen von Orthodoxie und Reformjudentum. Eine damit verbundene innere und äußere Distanz beider Gemeinden hielt bis zur Auflösung der jüdischen DP-Camps an.³⁹¹ Die Mitglieder der DP-Lager, die nicht auswanderten, schlossen sich nach und nach der Stadtgemeinde an. Lag 1946 der Anteil der osteuropäischen Mitglieder in der jüdischen Gemeinde im Vergleich zu den deutschen Mitgliedern bei ungefähr 40 Prozent, war bereits drei Jahre später der Anteil auf das Doppelte angewachsen und ließ die deutschen Mitglieder sich als Minderheit in der eigenen Gemeinde fühlen, was wiederum zu Schwierigkeiten innerhalb der Gemeinde führte.³⁹²

In Stuttgart beabsichtigte man zwar die Integration der jüdischen DPs, doch wurde den DPs zunächst kein Stimmrecht zugestanden. Nach ihrem [dem Gemeinde-, K.L.] Statut im Jahr 1946 war nur wahlberechtigt, wer mindestens eine dreijährige Mitgliedschaft vorweisen konnte.³⁹³

Die Forderung nach dreijähriger Mitgliedschaft in der Gemeinde im Jahr 1946 lässt auf Abgrenzungstendenzen innerhalb der Stadtgemeinde schließen. Die unterschiedlichen Herkünfte und Lebensgeschichten der jeweiligen Mitglieder erschwerten das Zusammenwachsen der Gemeinde. Diese innergemeindlichen Probleme, die zu überwinden schwierig genug war, waren eingebettet in eine nicht-jüdische deutsche Gesellschaft, die mit den überlebenden Jüdinnen und Juden nicht umzugehen wusste. Insbesondere die sogenannten Displaced Persons wurden, in einer Zeit der Versorgungsschwierigkeiten aller, zu Projektionsflächen der Deutschen. Antisemitismus war nach Ende des Zweiten Weltkriegs offiziell nicht mehr gesellschaftsfähig, und so wurden die vorhandenen Feindseligkeiten nun anders verteilt. Ab diesem Zeitpunkt wurde deutlich zwischen *fremden* und *deutschen* Juden unterschieden, und vormals pauschal auf alle jüdischen Menschen gerichteten Vorurteile wurden nun gegen die DPs gewandt.³⁹⁴ Schnell wurde nach Kriegsende zwischen den „alten Juden“³⁹⁵ und den fremden, neuen unterschieden.

Die unterschiedliche Betreuung und Behandlung der Lager- und der Stadtgemeinde in Stuttgart wurde 1998 von Dietrich und Schulze-Wessel aufgearbeitet. Anhand der Aktenauswertung treten große Unterschiede hinsichtlich der Beurteilung von Mitgliedern der DP-Lager und der Jüdinnen und Juden der Stadtgemeinde seitens der Stadtverwaltung zutage, die

³⁹¹ Dietrich 1998, S. 85.

³⁹² Ebda., S. 115.

³⁹³ Ebda.

³⁹⁴ Um den virulenten Vorurteilen auf die Spur zu kommen, führte ab 1950, zu einem Zeitpunkt, an dem wieder neue Synagogen gebaut wurden, das Institut für Sozialforschung in Frankfurt/Main, unter der Leitung Theodor W. Adornos, Gruppeninterviews mit Deutschen über den Nationalsozialismus, den Holocaust und der Verantwortung der Teilnehmenden daran, durch. Die Aussagen vermeintlich unwissender Gesprächsteilnehmer wurden aufgezeichnet und veröffentlicht. Tenor der Gespräche ist eine deutliche Unterscheidung zwischen „auswärtigen Juden“ und „alten Juden“. Theodor W. Adorno: Schuld und Abwehr. Soziologische Schriften II.2 (Gesammelte Schriften, 9.2), Frankfurt/Main 1975, S. 252, Protokoll 13.

³⁹⁵ Adorno 1975, S. 252.

als symptomatisch für die Situation der damaligen Behördenstrukturen hochgerechnet werden können.³⁹⁶

Während die Stadtverwaltung für die Fürsorge der deutschen Juden Verantwortung übernahm, ließ man diese Haltung in der Regel für die ausländischen Juden nicht erkennen bzw. handelte erst aufgrund von Anweisungen der für die Versorgung verantwortlichen Alliierten. Jüdische DPs wurden folglich auch von der Verwaltung eher als Last denn als Gäste, denen man die Zeit des Übergangs soweit wie möglich erleichtern wollte, betrachtet.³⁹⁷

So, wie die Stuttgarter Behörden in der Betreuung von Stadt- und Lagergemeinde und somit zwischen deutschen und osteuropäischen Juden Unterschiede machten und in dieser Polarisierung latente Vorurteile ausgelebt werden konnten, so überdauerten die antisemitischen Überzeugungen innerhalb der Gesellschaft und wirkten nicht nur in den ersten Jahren der Nachkriegszeit fort.³⁹⁸

Andererseits gab es bereits ab Ende der 1940er-Jahre Tendenzen, gegen diese Unwissenheit anzugehen und für eine Verständigung zwischen Christen und Juden zu sorgen. Zeitgleich mit den Planungen zum Synagogenbau, die auf das Jahr 1948 zurückgehen – zu einem Zeitpunkt, an dem man „über die endgültige Größe und Plätzezahl“³⁹⁹ von Gemeinde und Synagoge nur Vermutungen hegen konnte –, wurde in Stuttgart bereits am 6. Dezember (1948) eine christlich-jüdische Gesellschaft gegründet. Auch hier nahm Stuttgart eine Vorreiterrolle ein, denn es war nach München und Wiesbaden erst die dritte Gründung einer solchen Gesellschaft.⁴⁰⁰ Die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit verdankte ihre Entstehung, ebenso wie die mitgegründeten Gesellschaften dieser Zeit, einer amerikanischen Initiative. Ihre Zielsetzung orientierte sich am amerikanischen Vorbild und sollte im vereinsmäßigen Zusammenschluss der Verständigung von Christen und Juden dienen und Hilfestellung leisten bei der Eruiierung der Gemeinsamkeiten. Doch in Stuttgart, wie auch andernorts, mangelte es an einer eindeutigen „Vorstellung von Aufgabe und Zielsetzung christlich-jüdischer Zusammenarbeit in Deutschland nach Auschwitz.“⁴⁰¹ So weist Foschepoth als konstitutiven Charakter dieser Institutionen die Hoffnung auf Wiederherstellung der deutschen Reputation nach:

³⁹⁶ Die „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“, genannt UNRRA, verwaltete bis zur Ablösung 1947 durch die „International Refugee Organization“ (IRO) die Lager, die durch eine große strukturelle Selbständigkeit geprägt waren. So fanden unter Einfluss des Zentralkomitees der befreiten Juden in Bayern Wahlen in den Lagern statt, so daß sich das ZK „der amerikanischen als auch der britischen Zone [...] zu einer Art Staatsgebilde mit gewählter ‚Regierung‘, einer Art ‚Bundesrat‘ und eigenen ‚Ministerien‘“ entwickelte. Vgl. Dietrich 1998, S. 34f., bes. S. 38f.

³⁹⁷ Dietrich 1998, S. 113.

³⁹⁸ Dass viele Vorurteile der damaligen Zeit selbst 1990 noch, zumindest sprachlich, virulent waren, kann man an einer Veröffentlichung des Archivs der Stadt Stuttgart: „Der Fremde in der Nachkriegszeit“ von Ulrich Müller aus dem Jahr 1990 sehen. Die Schrift Müllers setzt sich mit den Displaced Persons in Stuttgart und Baden-Württemberg von 1945-1951 auseinander und zeigt, wie stereotype Zuschreibungen erhalten geblieben sind: „Bisher war nur von polnischen Juden die Rede, die auch etwa 72 Prozent der jüdischen DPs in der amerikanischen und britischen Zone ausmachten. [...] Die Stadtverwaltung versprach sich von der Beschäftigung der Polen vor allem ein Zurückgehen der Diebstähle. [...] Dazu kam es freilich nicht, und es sollte sich auch zeigen, daß es unter den Polen Leute gab, die jede Art von Arbeit in Deutschland boykottieren wollten.“, in: Müller, Ulrich: Fremde in der Nachkriegszeit. Displaced Persons – Zwangsverschleppte Personen – in Stuttgart und Württemberg-Baden 1945–1951 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 49), Stuttgart 1990, S. 62 und 73.

³⁹⁹ Guggenheimer 1952, S. 2.

⁴⁰⁰ Foschepoth, Joseph: Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (Eine Publ. Des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Bad Nauheim), Göttingen 1993, S. 245.

⁴⁰¹ Foschepoth 1993, S. 80.

Was blieb, war nicht der Demokratisierungsgedanke der Amerikaner, [...] sondern der Wunsch, den deutschen Namen mit welchen Mitteln auch immer von dem Makel der nationalsozialistischen Vergangenheit zu befreien, das nationale Ansehen der Deutschen wiederherzustellen und damit den Weg der Bundesrepublik Deutschland zu anerkannter Staatlichkeit und Souveränität moralisch abzusichern.⁴⁰²

Im Falle Stuttgarts bedeutete dies den Versuch, mittels gesellschaftlich angesehener Mitglieder in erzieherischer, religiöser und politischer Hinsicht tätig zu werden. Diesem Vorhaben war allerdings aufgrund eines schnell zutage tretenden Desinteresses zunächst wenig Erfolg beschieden, „so daß aus der Stuttgarter Gründung nicht gerade ein Musterbeispiel christlich-jüdischer Zusammenarbeit“⁴⁰³ wurde. Besondere Ergebnisse sah der Stuttgarter Geschäftsführer bereits dann erreicht, wenn ein „frohe[r] Nachmittag für die alten Menschen“⁴⁰⁴ von der Gesellschaft durchgeführt wurde: „Da kamen sie dann, die Flüchtlinge aus den Lagern [...]“.⁴⁰⁵ Foschepoths Ergebnisse für Stuttgart schließen sich den Darstellungen Schulze-Wessels/Dietrichs an und belegen das Vorhandensein latent antisemitischer Strömungen in der Stuttgarter Gesellschaft, die bis zu den höchsten Stellen reichte.⁴⁰⁶ Starke Kritik wird an der Person des Stuttgarter Oberbürgermeisters Arnulf Klett festgemacht. 1948 wollte Klett auf der Tagung des Internationalen Rats der Juden und Christen eine Rede halten, die den Wunsch nach Verdrängung der deutschen Schuld sowie einer Negation der wirklichen Ausmaße der Schoah offenbarte:

Kletts Rede ist ein eindrucksvoller und beklemmender Beleg zugleich für die Nachkriegsmentalität der Deutschen. Auffallend sind das hohe Maß an Selbstgerechtigkeit und der mangelnde Wirklichkeitssinn, die große Verständnislosigkeit gegenüber den Opfern von einst und die Forderung nach größerem Verständnis für die Deutschen, die Verbindung von Fremddanklage und Selbstmitleid [...], schließlich die Instrumentalisierung der Juden zur Rehabilitierung der Deutschen.⁴⁰⁷

Es fiel in Kletts Verantwortungsbereich, dass der Bitte der Israelitischen Kultusvereinigung um einen Baukostenzuschuss mit der Begründung, dass „auch die anderen Konfessionen der Stadt keinen Anspruch auf Fördermittel der Stadt hätten“⁴⁰⁸, nur zum Teil entsprochen wurde. So zeigt sich in Stuttgart der Widerspruch zwischen philosemitischen Bekundungen und der Schwierigkeit, an gestellten Maßstäben gemessen zu werden. Offiziell vertrat Klett im Juli 1945 einen Standpunkt, der „auf die moralische Schuld und Verpflichtung“⁴⁰⁹ den überlebenden Jüdinnen und Juden gegenüber verwies. Dies war ihm möglich, da er annahm, dass es sich „zahlenmäßig um nicht allzu viele Juden handelt.“⁴¹⁰ Ernst Guggenheimer berichtet, dass in Stuttgart „eine

⁴⁰² Ebda., S. 14.

⁴⁰³ Foschepoth 1993, S. 89.

⁴⁰⁴ Peter Schmidt: Geschäftsbericht für das Jahr 1952/53. Zit. nach: Foschepoth 1993, S. 90.

⁴⁰⁵ Ebda.

⁴⁰⁶ Schulze-Wessel hingegen fördert mit ihrer Arbeit den offiziellen Charakter eines latenten Antisemitismus zu Tage, den sie anhand einer Analyse deutscher Polizeiakten nachweist. Julia Schulze-Wessel: Zur Reformulierung des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Eine Analyse deutscher Polizeiakten aus der Zeit von 1945 bis 1948. In: Dietrich/Schulze-Wessel 1998.

⁴⁰⁷ Foschepoth 1993, S. 93. Ebda.: „Die Rede, die der Stuttgarter Oberbürgermeister vor dem internationalen Publikum halten wollte, wurde jedoch zensiert und ist daher nicht gehalten worden.“ Der jedoch erhaltene Redetext wird von Foschepoth in Auszügen zitiert und befindet sich im Bundesarchiv Koblenz bei den Unterlagen des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Foschepoth 1993, S. 230, Fußnote 26.

⁴⁰⁸ Ziegelmeier 1998/1999, S. 13.

⁴⁰⁹ Dietrich 1998, S. 110.

⁴¹⁰ Schreiben OB Klett vom 5. Juli 1945, entnommen bei: Dietrich 1998, S.101.

Einigung erzielt werden [konnte], daß statt der zuerst geplanten größeren Synagoge eine solche kleineren Ausmaßes geschaffen werden sollte.⁴¹¹

Häufig bot sich im Zusammenhang mit den offiziellen Feierlichkeiten der Synagogenweihen die Möglichkeit zur Selbstdarstellung führender Politiker und der Hinweis auf die guten Beziehungen zu den jüdischen Gemeinden:

Mit einem Juden befreundet zu sein, oder derartige Beziehungen aus der Erinnerung zu rekonstruieren, rückte den Betreffenden quasi automatisch an die Seite der Sieger.⁴¹²

Die Weihefeier der Stuttgarter Synagoge gab dem damaligen Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, Reinhold Maier, die Gelegenheit zur Selbstreputation: Er schilderte, dass er zum Zeitpunkt der Reichspogromnacht in Berlin war, „mit einem prominenten Mitglied der Stuttgarter jüdischen Gemeinde“⁴¹³. Im Allgemeinen geht es bei der Rede des Ministerpräsidenten weniger um die bedeutende Tatsache, dass Stuttgart Ort einer der frühesten Synagogenweihen nach der Schoah ist, als vielmehr um die politisch korrekte Präsentation der eigenen Person. Bei gleicher Gelegenheit verweist Arnulf Klett auf eine hinter der Judenverfolgung liegende Christenverfolgung:

Es ist kein Zufall, daß der Antisemitismus letztlich auch der Antichrist ist. Die Verbrecher, die das Judentum verfolgten, waren im Begriff, auch die christliche Kirche und die Ideale des Christentums auszurotten.⁴¹⁴

Klett und Maier verdeutlichen, wie sehr ihre Reden zur Synagogeneinweihung den eigentlichen Bedeutungsgrund verkennen. Während Maier die Gelegenheit nutzt, sich selbst darzustellen, verweist Klett auf das Schicksal der Christen und negiert (ebenso wie zuvor Maier) die Einzigartigkeit der geschehenen Verbrechen, die große Schuld der Deutschen am Nationalsozialismus. Klett differenziert deutlich zwischen deutschen und nicht-deutschen Juden, indem er auffordert, „unser Verhältnis zu den Juden, insbesondere zu unseren Landsleuten und Mitbürgern jüdischen Glaubens, zu prüfen.“⁴¹⁵

Die Entwicklung in Stuttgart zeigt, unter welchen Bedingungen sich Stadt- und Lagergemeinden finden mussten. So ist es aufgrund ihrer Heterogenität zu diesem Zeitpunkt nicht möglich, von *der* Gemeinde Stuttgarts zu sprechen. Hier stimmt sie mit allen anderen nach 1945 in Deutschland neu gegründeten Gemeinden überein. Seitens der Städte und Länder war der Synagogenbau eine Möglichkeit, die Überwindung des Nationalsozialismus auf positive Weise in der Öffentlichkeit deutlich und sichtbar darzustellen. Hier konnte über den demokratischen Aufbauwillen und die Läuterung der Deutschen Auskunft gegeben werden. In der Regel wurde dieses Ereignis publizistisch begleitet und gab allen Politikern die Möglichkeit, ihren Namen positiv mit der neuen jüdisch-deutschen Geschichte zu verbinden:

⁴¹¹ Festschrift Stuttgart 1952, S. 2.

⁴¹² Stern 1991, S. 16.

⁴¹³ Maier, Reinhold, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 10–12, S. 11.

⁴¹⁴ Klett, Arnulf, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 14.

⁴¹⁵ Ebda.

Es ging dabei primär meist auch gar nicht um die überlebenden Juden, sondern um ein politisches Bekenntnis.⁴¹⁶

5.4 Einordnung

Die Synagoge in Stuttgart hatte zur Grundbedingung, auf den Fundamenten der alten Synagoge von 1861 erbaut zu werden, doch dies schränkte die Flächennutzung ein. Die Synagoge von Breymann und Wolff war an allen vier Seiten ansichtig, Abbildungen der Westseite (heutige Firnhaberstraße) sind nicht vorhanden. Das Motiv einer Postkarte nach einem zeitgenössischen Stich um 1890 zeigt, dass die Fassadengestaltung seitlich wiederholt wurde, mit zwei Erhöhungen des Traufgesims in Form von angedeuteten Dachfirsten. Dies entsprach den zwei dahinterliegenden Kuppeln. Breymann und Wolff verwendeten diese zwei Kuppeln, die keine Innenraumkonzeption überhöhen, um städtebauliche Präsenzwirkung zu entfalten.

Das Büro Oscar Bloch und Ernst Guggenheimer hat sich vor 1933 an mindestens fünf Synagogenentwürfen oder Umbauten beteiligt, obwohl Bloch, nicht nur wie am Wettbewerbsentwurf für Zürich gezeigt, federführend gewesen zu sein scheint. Schmidt konstatiert, dass es einen Entwurf Blochs von 1913 für den Synagogenbau in Crailsheim gab⁴¹⁷, der Bau wurde jedoch nicht verwirklicht. Für einen Umbau in Schwäbisch Gmünd 1925 wird das Büro Bloch&Guggenheimer angegeben, ebenso für den Umbau 1928 der Synagoge in Ulm – ein Entwurf Adolf Wolffs – und für einen Entwurf in Horb am Neckar 1926–28.⁴¹⁸ Ebenfalls 1926–28 haben Bloch und Guggenheimer in Schwäbisch-Gmünd die frühere Zweiglesche Gold- und Silberwarenfabrik zu einer Synagoge umgebaut, einen länglichen Ziegelmauerbau unauffälliger Prägung.⁴¹⁹ Bei der Umgestaltung der Ulmer Synagoge von 1873 haben Guggenheimer und Bloch den historistischen Bau durch geringe Veränderungen purifiziert, sodass der Ulmer Bau letztlich Ähnlichkeiten mit der Bingener Synagoge von 1905 aufwies.

Doch ihren Schwerpunkt legten Bloch und Guggenheimer, bis in die Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts, auf historistische Wohnbauten in und um Stuttgart, stilistisch bestimmt durch die Wünsche der Auftraggeber [Abb. 125].⁴²⁰ Einen stilistischen Wendepunkt stellt die Villa Edgar Oppenheimer von 1929 dar, bei der auf die klassizistischen Fassadendetails und -gliederungen gänzlich verzichtet wird [Abb. 126]. Die Stuttgarter Weißenhof-Siedlung von 1927 hatte auch hierauf Auswirkungen, auch wenn die mit Kalkstein verkleidete Villa insbesondere durch das Walmdach konservative Grundzüge hatte. In Folge wurde das Architekturbüro seitens der Stadt Stuttgart mit einem größeren Bauauftrag im Wohnsiedlungsbereich der Kolonie „Im Eiernest“ beauftragt, deren kubische, nur durch Fenstersetzung gegliederte Gestaltung zeitgenössisch zu

⁴¹⁶ Stern 1991, S. 17.

⁴¹⁷ Das steht im Widerspruch zum Artikel in „Der Israelit“ von 1909, dass der „Bau einer neuen Synagoge am hiesigen Platze [...] nun genehmigt worden [sei] und es dürfte somit bald mit den Bauarbeiten begonnen werden: Der Israelit, 12.10.1909, in: Alemannia Judaica 2020, URL: http://www.alemannia-judaica.de/crailsheim_synagoge.htm#Zur%20Geschichte%20der%20Bets%20C3%A4le/der%20Synagogen (Zugriff 26.04.2021)

⁴¹⁸ Schmidt 2020, S. 118, Fußnote 323.

⁴¹⁹ Alemannia Judaica 2020, URL: http://alemannia-judaica.de/schwgmueund_synagoge.htm (Zugriff 03.05.2021).

⁴²⁰ Schmidt 2020, S. 50–52.

Recht in direkte Verbindung mit der Weißenhof-Siedlung gebracht wird [Abb. 127].⁴²¹ Weitere acht Einfamilienhäuser in Hanglage wurden zwischen 1930 und 1933 im Westen Stuttgarts von Bloch und Guggenheimer erbaut [Abb. 128], diese gehörten zum diffamierend benannten Ensemble „Klein-Palästina“ in Stuttgart.⁴²² Guggenheimer und Bloch waren nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch-architektonisch auf der Höhe der Zeit und wussten die jeweiligen Ansprüche der Bauauftraggeber zu bedienen.

Guggenheimer, der nach Kriegsende wieder in seine Heimatstadt und in seinen früheren Beruf zurückkehren konnte, war hinsichtlich der Architektur vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Der allgemeine Wiederaufbau war eine von divergierenden Meinungen der Architekten geprägte Zeit. Bereits in den 1930er-Jahren gab es in Stuttgart den Kreis der dem Traditionalismus verpflichteten Architekten der Stuttgarter Schule, die später einflussreich auf die nationalsozialistische Architektur gewirkt hat. Zugleich bestand die Initiative des Werkbundes und der internationalen Architektur in der Stuttgarter Weißenhof-Siedlung, die hierzu ein starker Kontrapunkt war.

Block gegen *Ring* war die architektonische Auseinandersetzung verschiedener Vereinigungen im „Klima politischer Polarisierungen, die in dieser Zeit um 1929 sämtliche gesellschaftlichen Lebensbereiche erfaßten [...]“.⁴²³ Der traditionell und völkisch orientierte *Block* war die Antwort auf die avantgardistische *Ring*-Gruppierung. Richard Döcker, der Bauleiter der Weißenhof-Siedlung und Mitglied des *Rings* gewesen war, wurde 1946 Generalbaudirektor Stuttgarts. Moderne versus Traditionalismus – dies war auch das Thema des Stuttgarter Wiederaufbaus. Mit der Absicht, Paul Schmitthenner (ehemaliges Gründungsmitglied des *Blocks*) wieder an der Technischen Hochschule Stuttgart in der Architekturabteilung einzusetzen, war jener Gegensatz erneut vorhanden. So schreibt Hugo Häring, dass die „Baugesinnung, die an der TH herrscht [...] die Baugesinnung des Nachwuchses. [...] [bestimmt, K.L.] Sie ist heute restlos und eindeutig schmitthennerisch-bonatzisch, wie die gesamte württembergische Architektenschaft.“⁴²⁴ So war Stuttgart, neben Düsseldorf, nach Kriegsende zum Ort eines weiteren Architektenstreits geworden.⁴²⁵

Die Aufgabe Guggenheimers bestand darin, in dieser Situation eine Synagoge zu bauen, es wurde „ein Prüfen und Wägen, ein Entwerfen und Verwerfen, ein Ringen um die endgültige Lösung“⁴²⁶. In dieser Architekturphase zwischen Traditionalismus und Moderne orientiert sich Guggenheimer mit seiner Synagoge an der von ihm und Bloch gebauten Villa Oppenheimer von 1929.⁴²⁷ Die Villa, ebenso mit Naturstein verkleidet wie die Synagoge von 1952, ist zwar bereits frei von dekorativen Architekturelementen, doch das Walmdach sowie die Fenstereinfassung durch Sohlbänke und Steinrahmungen zeigen klassizistische Reminiszenzen. Die

⁴²¹ Schmidt 2020, S. 69.

⁴²² Schmidt, Dietrich W./Plate, Ulrike: Im Sog der Weißenhofsiedlung: Wohnhaus-Ensemble in Stuttgarter Halbhöhenslage. „Klein-Palästina“ der jüdischen Architekten Bloch&Guggenheimer von 1930, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3 (2017), S. 203–207.

⁴²³ Durth 1986, S. 55.

⁴²⁴ Hugo Häring zitiert nach: Durth 1986, S. 345.

⁴²⁵ Durth 1986, S. 340f.

⁴²⁶ Ebda., S. 9.

⁴²⁷ Das Haus Dr. O. in Stuttgart. Architekten Bloch & Guggenheimer, in: Moderne Bauformen: Monatshefte für Architektur und Raumkunst, 28 (1929), S. 515–536.

Vergleichbarkeit liegt in der Wahl des Außenmaterials und seiner Flächigkeit, der Fensterrahmung und Fenstersetzung [Abb. 106, 126, 129].

Guggenheimer plant für die Israelitische Gemeinde Württembergs einen Bau, der nicht innovativ, aber auch nicht zu rückwärtsgewandt ist, und geht stilistisch kein Risiko ein. Die Synagoge erhält durch die mit Stein verkleidete Fassade klassizistische Würde und die Ausstrahlung verhaltener Modernität. Damit enthebt Guggenheimer den Bau einer eindeutigen Zuordnung und ermöglicht zugleich der Gemeinde, sich im neuen Stadtbild sakral zu präsentieren. Knufinke ordnet der Stuttgarter Synagoge eine Ähnlichkeit zur Hamburger Synagoge von Felix Ascher und Robert Friedmann von 1931 [Abb.58] zu⁴²⁸, neben Plauen der letzte synagogale Großbau vor Machtergreifung der Nationalsozialisten. Auch in Hamburg liegen seitlich von der zurückgezogenen Fassade zwei flache Geschosskuben. Doch während die Hamburger Synagoge noch den Monumentalcharakter der Großsynagogen aufweist, ist die Stuttgarter Synagoge durch die filigranen Fensteröffnungen und die zurückhaltend gestalteten Türöffnungen weitaus schlichter, sodass eine formale Ähnlichkeit lediglich auf der Anordnung der Gebäudeteile beruht. Auch wenn Grundzüge vergleichbar sind, ist die Hamburger Synagoge ein dominanter Massivbau, der Stadtraumpräsenz entfaltet. Im Vergleich der Synagogen in Hamburg und Stuttgart wird deutlich, dass Guggenheimer sich auch von der Horizontalität der 1930er-Jahre gelöst hat.

Die zur Stadtseite liegende Ostfassade wurde von Guggenheimer weniger anspruchsvoll gestaltet. Durch das Davidstern-Fenster ist das Gebäude eindeutig als jüdisches Kultgebäude zu erkennen [Abb. 103], dennoch spricht es eine zurückhaltende Sprache. Hier handelt es sich nicht um eine zur Stadt hin orientierte selbstbewusste Darstellung wie 1861, sondern vielmehr möchte man den Wunsch nach Nicht-Erkennen vermuten. Im Entwurfsplan angelegte Elemente, wie bspw. oberhalb der Fenster geplante Gesimse oder ein nicht bis unter das Dach gezogener Risalit, der mit einem Dach bedeckt wäre, wurden nicht gebaut.

Dem konträr repräsentiert sich der Synagogeninnenraum als ausgewogen und harmonisch. Beinahe mittig im Raum liegt der Almemor, der durch diese traditionelle Anordnung eine besondere Betonung erhält und als Hinweis auf die Zusammensetzung der Gemeinde gedeutet werden kann. Ein Gegengewicht bildet der Chorraum mit Toraschrein, der neben der stufenweisen Erhöhung des Raumes an dieser Stelle selbst noch einmal um eine Stufe erhöht wurde. Guggenheimer schenkte dem Innenraum besondere Beachtung, wenn auch hier Zurückhaltung zu sehen ist. Dennoch zeigen die aufwändigen Mosaikverzierungen, die Darstellung der zwölf Stämme und die Andeutung von Kapitellen [Abb. 113, 114] bei den zwei Rundpfeilern, die die ansonsten frei schwebende Empore stützen, dass im Inneren gerade keine Neutralität angestrebt war. Und obwohl Mosaik in den 1950er-Jahren beliebte Gestaltungsmittel waren⁴²⁹, weist der Innenraum der Synagoge keine Zeiteigenschaft auf, sondern verweist auf den Art-Deco-Stil [Abb.111]. Und auch die Fenster lassen vielmehr an die Vergitterung von

⁴²⁸ Knufinke, Ulrich: Synagoge Stuttgart, in: Stadtarchiv Stuttgart 2018, URL: <https://www.stadtllexikon-stuttgart.de/article/eb59f7b2-c52e-4c55-b205-1c1cb213eaa6/1/Synagoge.html> (Zugriff am 26.04.2021).

⁴²⁹ So hat sich der Gestalter der Mosaik, Berthold Müller-Oerlinghausen, einen Namen mit Mosaik-Tischen im Zeitraum Ende der 1940 bis in die 1960er Jahre gemacht und ist unter diesem Stichwort auch noch im Handel zu finden.

Frauenemporen im maurischen Stil denken als an eine Glasfenstergestaltung der damaligen Zeit. Insbesondere diese drei Elemente – Mosaik, Vergitterung und die Kapitellanklänge der zierlichen Pfeiler – erwecken den Eindruck eines Versuchs, an die Vorkriegszeit und somit an die zerstörte Synagogentradition anzuknüpfen. So waren gerade die Mosaik der großen Vorkriegssynagogen in Essen und Augsburg Mittel der Inszenierung, wo Gewölbe mit Netzmuster durch „goldglänzendes, venezianisches Glasmosaik“ gestaltet waren⁴³⁰ und für ein beeindruckendes Raumgefühl sorgten [Abb. 131]. Und auch die Unterscheidung zwischen Außendarstellung, der zur nicht jüdischen Umwelt gewandten Seite und der im Inneren freien Verwendung stilistischer Bezüge entspräche der Haltung der Architektur der früheren Zeit. Guggenheimer nannte das Ergebnis seines „Prüfen[s] und Wägen[s], [...] Entwerfen[s] und Verwerfen[s]“ einen „Brückenschlag vom Einst zum Heute“⁴³¹. Guggenheimer greift auf Bewährtes zurück, die Zusammenarbeit mit Berthold Müller-Oerlinghausen knüpft über die Verbindung zu Hans Herkommer an die Zeit mit Bloch ebenso an wie das Verwenden des Textes aus den 1930er-Jahren. Zugleich war Guggenheimer zum Zeitpunkt der Planung und des Baus der Stuttgarter Synagoge über die Entwicklung der Synagogenarchitektur nach 1945 im Bilde. Er benennt Erich Mendelsohn⁴³², Fritz Nathan und Georg Adler, die in die USA und nach Südafrika auswandern konnten und die, im weitesten Sinn, mit Guggenheimer bekannt waren oder mit denen er zusammengearbeitet hat: „Erich Mendelsohn [...] wird ein Architekt von Weltgeltung und baut ähnlich wie Architekt Nathan [...] und andere nach USA übersiedelte Baumeister in der neuen Welt modern gestaltete Synagogen.“⁴³³ Und auf Jerusalem, Haifa und Tel Aviv bezogen vermutet Guggenheimer, dass als „sicher angenommen werden [darf], daß nicht nur der Synagogenbau selbst, sondern eine allgemeine, jüdisch-betonte Kunst heranreift.“⁴³⁴ So versucht Guggenheimer einen Brückenschlag zu einem Zeitpunkt, an dem deutlich wurde, dass der Antisemitismus in Deutschland nach wie vor virulent war. Er sucht eine bauliche Verbindung zum Synagogenbau der Vorkriegszeit und bietet denjenigen, die überlebt haben, einen Ankerpunkt. Diejenigen Überlebenden, die aus den vormaligen DP-Lagern in die Innenstadt-Gemeinde kamen, weil sie „glaubten, aus politischen oder sonstigen Gründen einen derartigen Schritt [in die alte Heimat] nicht wagen zu können“⁴³⁵, bindet er durch seine Innenraumgestaltung architektonisch ein und versucht auch hier, Heimat zu schaffen. Guggenheimer hat die architektonische Entwicklung nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland im Blick gehabt und bleibt stilistisch dennoch verhalten modern. Die Stuttgarter Synagoge, die auf so viele Personen hin konzipiert wurde, wie benötigt wurden – eine größere schien auch nicht im Sinne Kletts gelegen zu haben –, zeigt, dass nicht mit Zuwachs gerechnet wurde.

⁴³⁰ Klotz 2001, S. 50.

⁴³¹ Ernst Guggenheimer: Festschrift Stuttgart 1952, S. 8.

⁴³² Erich Mendelsohn saß seinerzeit im Gremium des Synagogenwettbewerbs in Zürich, an dem Bloch 1930 teilgenommen hat. Fritz Nathan hat in Stuttgart gearbeitet und Georg Adler war Mitarbeiter im Büro Bloch & Guggenheimer gewesen: Schmidt 2020, S. 72, 130 sowie zu Mendelsohn: Schweizerische Bauzeitung, 4. Okt. 1930, Bd. 96, Nr. 14, S. 170-172, S. 172.

⁴³³ Guggenheimer 1952, S. 30.

⁴³⁴ Guggenheimer 1952, S. 31.

⁴³⁵ Deutschland o.J. (1950), S. 104.

6 Erfurt (1952): *Gleiche unter Gleichen*

Nach den Synagogen in Saarbrücken und Stuttgart wurde in Erfurt am 31.08.1952 eine Synagoge mit angeschlossenem Gemeindehaus eingeweiht [Abb. 3]. Auch wenn die Planungen bereits zu einem früheren Zeitpunkt einsetzten, fand die Weihe im neuen Staat der Deutschen Demokratischen Republik statt. Und, ob Ost oder West: Die Grundlagen beider Staaten basierten auf der gleichen Geschichte. Ihr Umgang mit dieser neuesten gemeinsamen Vergangenheit war unterschiedlich, eine Aufarbeitung wurde mithilfe von verschiedenen Perspektivbetrachtungen versucht. Und auch der Umgang mit den Menschen, die jüdischen Glaubens und jüdischer Herkunft waren und es geschafft hatten, der Schoah zu entkommen, war unterschiedlich, gesellschaftlich und architektonisch. Sowohl im Westen als auch im Osten waren diese Gruppe und die Neugründungen ihrer religiösen Gemeinden unter staatlicher Beobachtung und dem Versuch der Manipulation, die dem positiven Ruf der beiden deutschen Staaten diene, ausgesetzt.

Die zwölf Jahre andauernde Herrschaft der Nationalsozialisten und der Krieg hatten die gesellschaftlichen Strukturen des Kommunalwesens und ihre zivilgesellschaftlichen Gemeinschaftsformen in Deutschland, wenn nicht zerstört, so doch in jeglicher Hinsicht untergraben. Nach Neugründung von BRD und DDR, unter Beibehaltung der Besatzungsstrukturen, sollten die neuen Staatsgesellschaften auch hinsichtlich ihrer Architektur die Überwindung des Nationalsozialismus und durch ihre Neubauten das „Gesicht“ der Staaten dokumentieren. Beide Staaten haben nach anfänglichen Vergleichbarkeiten diese (Bau-) Aufgabe unterschiedlich gelöst.

Aufgrund der zunächst ungeklärten Situation in den Besatzungszonen und der differenten Politik der Besatzungsmächte in Bezug auf überlebende Jüdinnen und Juden in Deutschland sowie der Auswanderungsmöglichkeiten der DPs war nach Kriegsende die größte jüdische Gruppe innerhalb der amerikanischen Besatzungszone zu finden. Viele ostdeutsche Städte waren – wie westdeutsche auch – lediglich Durchgangsstationen auf dem Weg zur Auswanderung. So lebten nach einer Volkszählung in der SBZ, der sowjetischen Besatzungszone, 1946 weniger als 5000 Jüdinnen und Juden in Ostdeutschland, von denen mehr als die Hälfte in Berlin lebten.⁴³⁶ Entsprechend klein waren die wenigen Gemeinden, die sich neu bzw. wieder gründeten. Voraussetzungen für diese Neugründungen waren oftmals individuell und personenbezogen. Häufig war das Bedürfnis, die alten Friedhöfe instand zu setzen und die wenigen Rückkehrerinnen und -kehrer zu versorgen, eng an die Gemeindegründung geknüpft, denn viele Organisationsfragen ließen sich nur institutionell als Körperschaften des Öffentlichen Rechts klären. Und ebenso wie im Westen gab es auch im Osten diejenigen, die, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht, in Deutschland verblieben oder sich ganz bewusst aus politischen Gründen für ein Verbleiben in der sowjetischen Zone entschieden:

⁴³⁶ Mertens, Lothar: Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die Jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch die Partei und Staat 1945–1990 (Haskala Wissenschaftliche Abhandlungen, hg. vom Moses Mendelsohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien, 18, zugl. Bochum, Univ. Habil. 1996), Hildesheim 1997, S. 28;

Diesen letztgenannten Gruppen und anderen, die dieses Aufbaumotiv für sich auch entwickelten, war bei aller Unterschiedlichkeit gemeinsam, daß sie am Aufbau eines demokratischen, antifaschistischen und später auch sozialistischen Deutschlands teilnehmen wollten.⁴³⁷

Dem 1950 in Westdeutschland gegründetem Zentralrat der Juden in Deutschland schloss sich auch der 1947 gegründete Landesverband der Jüdischen Gemeinden in der DDR (ursprünglich SBZ) an.⁴³⁸ Bis dahin hatten sich neben Ost-Berlin, Leipzig, Chemnitz, Dresden, Erfurt, Halle, Magdeburg und Schwerin – die Gemeinden, die bis 1990 bestanden – auch Gemeinden in Aschersleben, Bitterfeld, Dessau, Eisenach, Gera, Görlitz, Jena, Mühlhausen, Plauen und Prenzlau gegründet.⁴³⁹

Eine (kleine) Welle der Neuerrichtung von Synagogen, wie sie in der BRD stattfand, gab es in der DDR – auch aufgrund der noch geringeren Mitgliederzahl jüdischer Gemeinden als im Westen – nicht.⁴⁴⁰ Neben dem Umbau und Weißen der *Taharahäuser* zu Synagogen auf den jüdischen Friedhöfen in Dresden 1950 [Abb. 132] und Halle 1953 wurde lediglich in Erfurt 1952 eine Synagoge neu erbaut, Architekt war Willy Nöckel.

In Chemnitz/Karl-Marx-Stadt wurde 1961 ein jüdisches Gemeindehaus gebaut, Architekt war Karl Gerlach. Somit gab es zwei explizite Neubauten für jüdische Gemeinden in der DDR und im hier behandelten Zeitraum.

6.1 Willy Nöckel (1906–1952)

Willy Nöckel wurde am 23. 06. 1906 als Sohn von Oktav Viktor und Hedwig Marie-Olga, geborene Heucke, Nöckel in Rohda, einem Stadtteil von Erfurt, geboren. Außer seiner Eheschließung mit Hedwig Grete Frieda Luise Ida Haase am 16.09.1943 ist auf seiner Meldekartei nichts verzeichnet bzw. nicht zugänglich, da es Daten der DDR-Zeit umfasst.⁴⁴¹ Nöckel hatte zunächst ein Büro in der Meyfartstraße 16, auf Plänen des Jahres 1951 taucht die Adresse „Uhlandstraße 8a“ auf. Willy Nöckel hat als Mitglied eines Architektenkollektivs an den Planungen des Regierungsviertels in Erfurt teilgenommen, gemeinsam mit Karl Zöll und Hans Benge, wo sein Name auf Entwurfszeichnungen steht.⁴⁴² Im Architekturführer DDR, Bezirk Erfurt, von 1978 taucht der Name Willy Nöckel lediglich im Zusammenhang mit der Erfurter Synagoge auf.⁴⁴³ Willy Nöckel starb am 17.12.1952, dem Jahr der Einweihung der Erfurter Synagoge.

Goldbogen, Nora: Juden in der DDR. Erwartungen–Realitäten–Wandlungen, in: Ginzel, Günther B. (Hg.): Der Anfang nach dem Ende. Jüdisches Leben in Deutschland, Düsseldorf 1996, S. 123–149, S. 125.

⁴³⁸ Brenner 2012, Teil II, S. 176.

⁴³⁹ Mertens 1997, S. 31.

⁴⁴⁰ Offenberg, Ulrike: „Seid vorsichtig gegen die Machthaber“. Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945–1990, Berlin 1998.

⁴⁴¹ Informationen des Erfurter Stadtarchivs Erfurt, zugestellt am 29.03.2021

⁴⁴² Anne Palmowski, Stadtarchiv Erfurt, Schreiben vom 29.03.2021.

⁴⁴³ Hüter, Karl-Heinz et al.: Architekturführer DDR: Bezirk Erfurt, hg. von der Bauakademie der DDR, Institut für Städtebau und Architektur, Berlin 1978, S. 52.

6.2 Baubeschreibung

Der Neubau der jüdischen Gemeinde von 1952 besteht aus zwei aneinander anschließenden Gebäudeteilen: Synagoge und Gemeindehaus [Abb. 137]. Der querrrechteckige Synagogenkörper, ebenso mit einem Spitzdach versehen wie das Gemeindehaus, überragt dieses um rund einen Meter. Beide Gebäudeteile sind rechtwinklig verbunden, wobei das Gemeindehaus einen leicht konkaven Schwung zum heutigen Max-Cars-Platz aufzeigt. Der Synagogenbau misst laut Plänen rund 24 mal 12 Meter, das Gemeindehaus misst rund 18 Meter (bzw. 13 Meter an der konkaven Seite) mal ca. 11 Meter. Die Höhe der Synagoge beträgt wenig mehr als 13 Meter, die des Gemeindehauses 12 Meter. Das Ensemble befindet sich auf einem Eckgrundstück am Juri-Gagarin-Ring, Max-Cars-Platz und der Kartäuserstraße. Am Juri-Gagarin-Ring schließt das Synagogengebäude an der Westwand unmittelbar an eine Wohnbebauung an [Abb. 136], die bereits zu Zeiten der sogenannten „Großen Synagoge“ von 1884 bestand. In direkter Nachbarschaft der Gemeinde befindet sich noch die Originalbebauung des 19. Jahrhunderts. Stadteinwärts, entlang des Juri-Gagarin-Rings in Richtung Altstadt, stehen große Gebäuderiegel, die ab 1950 bis in die 1960er-Jahre hinein gebaut wurden. Von den Straßenseiten abgewandt bilden Synagoge und Gemeindehaus einen Innenhof [Abb. 140]. Die Firsthöhe der Synagoge entspricht der des angrenzenden Gebäudes, das Synagogendach ist jedoch tiefer gezogen, sodass die Traufhöhe des Nachbarhauses ein Stockwerk über der der Synagoge liegt [Abb. 136].

Der Eingang der Synagoge befindet sich straßenseitig am Juri-Gagarin-Ring am westlichen Ende der Nordseite. Die Straßenfassade als Hauptansichtsseite ist durch unterschiedliche Fenstersetzungen in drei Teile gegliedert, jedoch ohne die Fassadenfläche vertikal teilende bauliche Elemente; lediglich die Regenrinnen gliedern die Dreiteilung [Abb. 3, 136].

Das Eingangsportal am westlichen Ende wird durch drei nebeneinander liegende, kassettierte Holztüren mit einem gemeinsamen, sich nach oben verbreiternden, getreppten Türsturz gebildet. Das Portal besteht aus Naturstein, der sich heute in der Farbgebung von der Wandfläche unterscheidet, ursprünglich jedoch annähernd gleich war [Abb. 136]. Dieser Stein findet sich ebenso an den Fensterlaibungen und Sohlbänken. Oberhalb des hervorkragenden Türsturzes befindet sich ein Davidstern, über diesem wiederum liegen drei rechteckige Fenster, in der Breite der Türsetzung entsprechend.

Der mittlere Teil der Fassade wird durch sechs große, längsrechteckige Fenster dominiert. Das linkerhand liegende Fassadenstück ist mit drei kleinen Fenstern – entsprechend denen oberhalb des Portals – sowie drei größeren, darunterliegenden versehen. Die frei liegende Ostfassade des Gebäudes wird durch das große Spitzgiebeldach geprägt, in dessen Giebelseite ein Rundfenster mit eingelassenem Davidstern liegt [Abb. 141]. Unterhalb des Rundfensters liegen drei längsrechteckige Fenster, die den größten Fenstern der Nordseite entsprechen. Westlich schließt sich, leicht zurückversetzt und an der Straßenseite konkav geschwungen, das Gemeindehaus an [Abb. 137]. Das Gemeindehaus ist in Form und Struktur der Synagoge ähnlich und hat im

Untergeschoss wenig größere Fenster als im Obergeschoss. An seiner Westseite befindet sich ein weiterer Eingang.

Betritt man die Synagoge von ihrem Haupteingang her, gelangt man in einen Vorraum, von dem aus der Synagogenraum durch drei Türen mit geradem Türsturz und über eine Treppe die Frauenempore betreten werden können. Im Synagogenraum blickt man beim Eintritt zur Ostseite des Raumes, an dem sich in direkter Blickachse, dem Eingang zentral gegenüberliegend, der Toraschrein befindet [Abb. 142, 143].

Fest installierte Holzsitzeihen stehen quer zur Ostseite und werden mittig durch einen Hauptgang sowie seitlich durch kleinere Gänge vor den Wänden gegliedert. Dieser so definierte Raumteil nimmt zwei Drittel der Grundfläche des Synagogenraums ein [Abb. 144, 145]. Ein Raumdrittel wird durch Wandvorsprünge und durch eine zweistufige Erhöhung abgesondert und bildet einen chorähnlichen Raum [Abb. 143]. Dieses Raumsegment wird durch eine steinerne Mauerbrüstung, die je seitlich Zugänge durch Öffnungen bekommt, vom Hauptraum zusätzlich abgetrennt. Der Effekt eines Chores wird durch einen dreiseitig verlaufenden, geschlossenen Umgang verstärkt, auf dem sich eine Empore befindet. In diesem Chorraum befindet sich, um zwei weitere Stufen erhöht, der Almemor, der nach Westen ausgerichtet ist und der seitlich, durch zwei niedrige steinerne Brüstungen, gerahmt wird [Abb. 146]. Davor ist ein, zum Toraschrein hin ausgerichtetes, weiteres Lesepult angebracht.

Der marmorgefasste Toraschrein, von steinernen Gesetzestafeln bekrönt, ragt von der Wand hervor. Er hat einen hölzernen Rundbogen als oberen Abschluss. Hinter dem Rundbogenabschluss, der weit über die Brüstung der Empore in die Raumhöhe ragt, befindet sich eine kleine Orgel [Abb. 147]. Dies lässt den Rückschluss zu, dass es sich von der Planung der Funktion her um eine Chor-Empore handelt. Hinter dieser Empore verlaufen an der Ostwand die außen sichtbaren, längsrechteckigen Fenster, deren oberer Abschluss im Hauptraum zu sehen ist. Das giebelseitige Rundfenster ist im Innenraum nicht zu sehen. Unterhalb der Empore befinden sich Nutzräume.

Am westlichen Ende, weit unter die Decke gehoben, liegt die Frauenempore, die nur wenig über den Eingangsbereich ragt. Der Hauptteil der Empore befindet sich über dem Foyer der Synagoge [Abb. 142]. Die Sitzreihen der Frauenempore verlaufen quer zum Raum und steigen tribünenartig nach hinten an.

Der Sakralraum der Synagoge ist bis auf zwei siebenarmige Leuchter, das Ewige Licht sowie den Toraschrein mit seinem bestickten Parochet schmucklos. Der Almemor wird von einer hebräischen Inschrift verziert [Abb. 143].

Straßenseitig wird der Raum mit den fünf außen sichtbaren längsrechteckigen Fenstern beleuchtet, die schmuck- und farblos aus Milchglas bestehen. Die Frauenempore wiederum hat an der Südwand vier und an der Westwand drei kleinere, längsrechteckige Fenster. Die drei befinden sich straßenseitig oberhalb des Eingangs. Der Hauptraum erhält hofseitig durch drei weitere, hochliegenden Fenster Licht, die in Größe und Setzung denen der Frauenempore auf dieser Seite entsprechen.

An der Anschlussstelle zwischen Synagoge und Gemeindehaus befinden sich keine Fenster, aber äquivalent zur gegenüberliegenden Fensterreihe Mauereinschnitte, die die Fensterstruktur der gegenüberliegenden Seite aufgreifen. Über der Frauenempore befinden sich runde Deckenlampen, ansonsten wird der Raum lediglich durch je drei doppelte Wandleuchten zwischen den Fenstern und Fensternischen an den Längswänden beleuchtet. An der Decke verlaufen drei querrrechteckige Balken, der Raum, in dem sich Toraschrein und Almemor befinden, ist ohne Querbalken. Auch der Wandverputz, im Hauptraum grob, ist im Sakralbereich glatt. Dieser Sakralbereich ist durch Mauerführung, die vom Hauptraum abtrennt, Stufen und Wandgestaltung deutlich vom Sitzbereich unterschieden. Beleuchtet wird dieser Raum hauptsächlich durch die siebenarmigen Leuchten, die den Almemor flankieren [Abb. 143].

Das rechtwinklig an die Synagoge anschließende Gemeindehaus hat einen Eingang im Hof, von der Straße abgewandt. Es ist, wie die Synagoge, mit einem Satteldach gedeckt. Das gesamte Gebäude hat einen straßenseitig konkaven Mauerschwung. Im Innenhof befindet sich eine Sukka. Der Haupteingang liegt mittig der Wand und wird seitlich von Fensterreihen flankiert. Oberhalb des waagerechten Türsturzes des Eingangs ragt ein kleiner steinerner Balkon [Abb. 148], ein Austritt hervor, der durch unauffällige Steinkonsolen verziert wird, die aufgrund ihrer geringen Größe keine Tragefunktion besitzen. Die Balkonbrüstung ist schmiedeeisern. Die Fenster, die sich zum Austritt hin öffnen, ziehen sich über die Fassade bis in den zweiten Stock hoch und entsprechen in der Kleinteiligkeit und Anzahl der Fensterfelder den großen Fenstern des Synagogenraums. In Kombination mit zwei seitlich des Eingangs, der durch eine schmale Steinfassung gerahmt wird, angebrachten kleinen Leuchtern erhält das Obergeschoss einen Piano-Nobile-Charakter. Im Untergeschoss sind gemäß Planungsunterlagen Büros und, angrenzend an die Synagoge, ein Wochentagbetaum vorgesehen, im Obergeschoss eine Wohnung und ein großer Sitzungssaal. Von diesem Gebäudeflügel kann die Synagoge über die Wochentagsynagoge betreten werden.

6.3 Die Vorkriegssynagoge von 1884

Erfurt weist in seinem Umgang mit den jüdischen Bewohnern eine vergleichbare Geschichte auf wie andere Städte, die vom frühesten gemeinsamen Miteinander-Leben hin zu Vertreibungen und Pogromen zeugt. Auch in Erfurt finden sich anhand baulicher Überreste aus dem 11. Jahrhundert Dokumente jüdischer Gemeinden. So spricht man neben der heutigen Synagoge von einer Alten und einer Neuen Synagoge von 1840 und von der Großen Synagoge des späten 19. Jahrhunderts. Der älteste Synagogenbau, Alte Synagoge genannt, wird in die Zeit des 11. Jahrhunderts datiert und ist die „älteste, bis zum Dach erhaltene Synagoge in Mitteleuropa“.⁴⁴⁴ Zeitweise standen bis zu fünf Synagogen in Erfurt, die Alte Synagoge mit wiederentdeckter und rekonstruierter Mikwe in der Nähe wird heute als Erinnerungsort und Museum genutzt. Diese Synagoge liegt inmitten des historischen Stadtkerns. Nach Vertreibungen und einem

⁴⁴⁴ Jüdische Geschichte und Gegenwart in Erfurt. Jüdisches Leben, URL: https://juedisches-leben.erfurt.de/jl/de/mittelalter/alte_synagoge/index.html (22.04.2021).

Siedlungsverbot innerhalb der Stadt konnten jüdische Personen sich erst im Zuge des napoleonischen Code Civil zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder längerfristig in Erfurt ansiedeln und im Rahmen der Gemeindegründung erneut eine Synagoge bauen. Diese „Kleine Synagoge“, die, direkt an der Gera gelegen, der talmudischen Aufforderung nach fließendem Wasser nachkommt, wurde 1840 geweiht. Die erhaltene Kleine Synagoge ist ein im klassizistischen Stil erbauter rechteckiger Baukörper, dessen Toraschrein-Nische als Erker herausragt [Abb. 139]. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wirtschaftlich expandierenden Stadt Erfurt war sie, walmdachgedeckt und mit Rundbogenfenstern versehen, bereits kurze Zeit später zu klein.

So wurde auf dem Grundstück der heutigen Synagoge, am früheren Kartäusering, 1884 die „Große Synagoge“ gebaut und geweiht. Das Grundstück lag in direkter Nähe zu einem Kartäuserkloster und innerhalb der Stadtmauern von 1650. Baupläne der Synagoge, die sich im Stadtarchiv befinden, sind auf den 23.04.1883 datiert. Hier ist noch der Flussverlauf der Wilden Gera zu sehen, der Straßename lautete „Kartäuserufer“.⁴⁴⁵ Die Ringstraße Kartäusering wurde 1889 auf dem Flussverlauf der „Wilden Gera“, einem Teilabschnitt der Gera angelegt, die aufgrund ihrer vielen Verläufe im Stadtzentrum zu Hochwasserzeiten die gesamte Stadt überschwemmte. Mit Ausbau eines Flutgrabens konnten die Wilde Gera zugeschüttet und die frühere Flussfläche als Straßenring angelegt werden. So konnten mit diesem Straßenring die äußeren Stadtteile der seit Mitte des 19. Jahrhunderts rapide wachsenden Stadt mit dem Zentrum verbunden werden. Die alte innere sowie die neue äußere, Ringstraße garantierten so die Verbindung der Stadtteile, die neue Ringstraße konnte zugleich „als Promenade Erholungsfunktion erfüllen“.⁴⁴⁶ So kann die Lage der Großen Synagoge [Abb. 133] als Teil eines Stadterneuerungsprojektes angesehen werden und gehörte somit zu einem im späten 19. Jahrhundert modernen Teil der Stadt und eines Stadtplanungskonzeptes, denn die „entsprechende baulich-architektonische Fassung der Ringbereiche [...] wurde für die Stadt zu einem Jahrhundertprojekt.“⁴⁴⁷

Architekt des als „Große Synagoge“ bezeichneten Vorkriegsbau war Siegfried Kunitzky, der zwei Jahre zuvor, 1882, in Frankfurt am Main die Synagoge am Börneplatz gebaut hatte. Deren Kuppel ist charakteristisches Zeichen eines Gemäldes von Max Beckmann, und diese, wie auch die Fensterformen und die Fassadenquergliederung, gestaltete Kunitzky in Erfurt ähnlich wie in Frankfurt⁴⁴⁸.

Die Synagoge war, wenn auch mit wenig Abstand zur angrenzenden Bebauung, frei stehend, mit einfarbigem Mauerwerk im Erdgeschoss und zweifarbig gestaltetem Obergeschoss [Abb. 134]. Hier wies das Mauerwerk die farbigen Mauerstreifen vieler zeitgenössischer Synagogen des 19. Jahrhunderts in Deutschland, aber beispielsweise auch in Ungarn, auf, heutzutage am

⁴⁴⁵ Stadtarchiv Erfurt Signatur 1-2/25099.

⁴⁴⁶ Escherich, Mark: Städtische Selbstbilder und bauliche Repräsentation. Eine Untersuchung zu ihrem Zusammenhang am Beispiel der Planungs- und Baugeschichte der Stadt Erfurt von 1918 bis 1933 (Weimar, Univ., Diss. 2007), Weimar 2007, S. 18.

⁴⁴⁷ Escherich 2007, S. 18.

⁴⁴⁸ Max Beckmann „Synagoge“, 1919, vgl. Korn 1988, S.375.

bekanntesten bei der Berliner Synagoge in der Oranienburger Straße von 1866.⁴⁴⁹ Die Große Synagoge war ein zur Straße hin längs gerichteter Baukörper, dessen Fassadenseite von zwei Turmansätzen flankiert wurde. Die Maße der Fassadenbreite betragen laut Plan fast 28 Meter, der Bau erstreckte sich in einer Tiefe von rund 35 Metern.⁴⁵⁰ Der Hauptbau hatte eine Dachform zwischen Spitz- und Flachdach: Zwei seitliche Dachschrägen werden nicht von einer Spitze, sondern von einem Flachdach abgeschlossen. Auf der flachen Dachfläche, zur Fassade verschoben, befand sich die Zwiebelkuppel. Der Fassade vorgesetzt, den Haupteingang sowie das dominierende Rundbogenfenster im Obergeschoss einrahmend, befanden sich zwei Halbsäulen, die im unteren Bereich als Pilaster, im oberen Bereich als Dreiviertelpfeiler vorgesetzt waren. Das Dach überragend, trugen beide Pfeiler über einem kleinen Tambour je eine Zwiebelkuppel. Diese Wandpfeiler können als *Jachin* und *Boas*-Allegorie verstanden werden. Gemäß Hammer-Schenk sind solche „Aufsätze vor 1870, bei Bauten, die nicht im arabischen Stil errichtet wurden, relativ selten.“⁴⁵¹ Der Erfurter Bau kann weder eindeutig dem von Hammer-Schenk arabisch benannten Stil⁴⁵² zugeordnet werden noch dem neuromanischen. So lässt sich auch hier eine entfernte Ähnlichkeit der Großen Synagoge mit den Synagogen neuromanischer Bauart in Folge Albert Rosengartens feststellen [Abb. 118], aber auch mit dem Leopoldstädter Tempel von 1858 von Ludwig Förster [Abb. 121]. Beide bilden die Pole des Synagogenbaus der Zeit zwischen neoislamischen Anklängen und neuromanischem Stil. Gemeinsam ist ihnen der überhöhte Mittelteil, wobei dieser in der Wiener Vorstadt – typisch für die Synagogen im neoislamischen Stil – flach abschließt, in Kassel hingegen ein Spitzdach hat. In Erfurt findet sich eine Mischform beider, was eine Besonderheit darstellt. Kunitzky hat verschiedene Elemente verwendet, die die Große Synagoge keinem eindeutigen Stil zuordnen lässt, sondern sie als Mischform zwischen den neoislamischen Einflüssen und den neuromanischen Anteilen der Synagogen in der Tradition Rosengartens auszeichnet.

Der interessanteste Aspekt ist jedoch, dass die Synagoge nicht geostet war, sondern Toraschrein und Almemor, dem Haupteingang gegenüberliegend, an der Südseite angeordnet wurden. Nur Anbauten hinter dem Synagogenabschluss und hinter dem Toraschrein folgen dem Grundstücks- und angrenzendem Straßenverlauf und sind südöstlich verschoben [Abb. 135]. Betrachtet man die Fassadengestaltung, die neuromanische und neoislamisierende Elemente aufweist, eine über der Fassade errichtete Kuppel ohne überhöhende Funktion eines inneren Raumdetails besitzt, eine Orgel im Synagogenraum und innerhalb des Stadtbildes einen Ort bekam, der für das neue Erfurt stand, so ist dieser Bau Ausdruck einer selbstbewussten reformierten jüdischen Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Die Synagoge war zwar ohne deutliche symbolische Kennzeichnung, jedoch aufgrund ihrer im Erfurter Stadtbild einzigartigen Erscheinung eindeutig als jüdisches Gotteshaus erkennbar, zumal die Kuppel die Wirkung eines

⁴⁴⁹ Die Synagoge in Eisenach von 1885 weist diese Zweifarbigkeit an den Eckkissen auf. Die bei der Verwendung von Mauerstein häufig genutzte Möglichkeit der Zweifarbigkeit der Fassadengestaltung taucht in Erfurt auch beim Evangelischen Ratsgymnasium, Mitte 19. Jahrhundert, auf sowie bei der alten Hauptpost von 1886, wohingegen die im 19. Jahrhundert erbauten Kirchen in und um Erfurt diese Mauergestaltung nicht vorweisen.

⁴⁵⁰ Lageplan zum Neubau einer Synagoge vom 23.04.1883, in: Stadtarchiv Erfurt Signatur 1-2/25099.

⁴⁵¹ Hammer-Schenk 1974, S. 235.

⁴⁵² Zu den Begrifflichkeiten *maurisch*, *neoislamisch* und *orientalisierend*: Künzl 1973, S. 9f.

Turms ersetzt. Die Große Synagoge wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 abgebrannt und zerstört. 1939 erwarb die Stadt das Synagogengrundstück⁴⁵³.

6.4 Planungsphase

Nach Kriegsende kehrten von den zuvor in Erfurt lebenden rund 1200 Jüdinnen und Juden – bereits von 1931/32 bis 1933 reduzierte sich die Zahl um 400, sodass 1933 nur noch ungefähr 800 jüdische Bürger in Erfurt lebten – nur 20 zurück.⁴⁵⁴ Unter ihnen war Max Cars, der zuvor Verwalter des Neuen Friedhofs gewesen war.⁴⁵⁵ Cars nahm sich der Belange der Wiederkehrenden an und bat zunächst bei der Stadt Erfurt um Feststellung, wo die „notwendigen Geräte, die bei Beerdigungen gebraucht werden“, geblieben sind.⁴⁵⁶ Nur wenige Tage nach dem Schreiben an den Oberbürgermeister schrieb Cars einen weiteren Brief, jetzt mit dem Zusatz „Leiter der Synagogengemeinde Erfurt.“⁴⁵⁷ Er blieb Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde bis 1961. In der folgenden Zeit kümmerte sich Cars um die Organisation von Räumlichkeiten zum Abhalten der Gottesdienste und fand in der Innenstadt, in einem Altbau in der Straße Anger 30/32, Räumlichkeiten, die bis zur Einweihung der Synagoge 1952 genutzt werden müssen,

In einem Schreiben Max Cars' an Stadtrat Möbus vom 30.01.1946 wird Bezug genommen auf geführte Gespräche über Wiedergutmachungsansprüche der Synagogengemeinde Erfurt. Zugleich wird erwähnt, dass die von der Stadt zur Verfügung gestellten Räume für Gottesdienstzwecke unzureichend waren und eigenständig neue Räume gesucht worden waren, für deren Erstrenovierung und Unterhalt nunmehr die Jüdische Gemeinde die Stadt um Unterstützung bittet.⁴⁵⁸ Auf diese Bitte hin schrieb der Oberbürgermeister von Erfurt am 16.02.1946 an den Vorstand der Synagogengemeinde eine Antwort: Entgegen der Schilderungen Offenbergs zur Situation, dass in Erfurt „die wenigen Überlebenden des Naziterrors fürsorglicher auf [-genommen wurden, K.L.] als in anderen Ländern“, und dass „Thüringen das erste Land [war], das ein Wiedergutmachungsgesetz erließ, um Juden ihr von den Nazis ‚arisirtes‘ Eigentum zurückzuerstatten“, erfolgte die Antwort des Oberbürgermeisters ablehnend. Nicht nur, dass die Schilderungen Cars hinsichtlich einer Zusage der Stadt, für geeignete Gottesdiensträume zu sorgen, der Aussage Offenbergs widersprechen, die schildert, dass die „ersten Juden in Hotels“ untergebracht wurden und ihnen später „ihre früheren Wohnungen oder

⁴⁵³ Jüdische Geschichte und Gegenwart in Erfurt, URL: <https://juedisches-leben.erfurt.de/jl/de/19jh/gsynagoge/index.html> (Zugriff 08.04.2021).

⁴⁵⁴ Die Personenangaben unterscheiden sich, ich beziehe mich auf die Eröffnungsrede zur Synagogenweihe 1952. Vgl. Unterlagen Stadtarchiv Erfurt 5/942-20, Eröffnungsrede ohne Angabe des Redners, wahrscheinlich Max Cars. Offenbergs spricht von 16 Rückkehrerinnen und -kehrern, die Seite „Jüdische Gemeinden“ von 15 ebenso Mertens 1997, S. 27.

Zur Wiedergründung der jüdischen Gemeinde in Halle schreibt Mertens: „Eine der wichtigsten Aufgaben des Vorstandes war die Wiederherstellung der Trauerhalle auf dem Friedhof an der Dessauer Straße um die Bestattungen der Toten wieder in angemessener Art und Weise durchführen zu können.“ Mertens 1997, S. 31. Diese Trauerhalle wurde 1953 zur Synagoge geweiht und liegt auf dem Jüdischen Friedhof, von einer Mauer umgeben. Diese Mauer mit Eingangstor hielt den Attentäter von Halle 2019 zurück.

⁴⁵⁵ Schreiben Max Cars' an den Oberbürgermeister der Stadt Erfurt z. Hd. Gartenbaudirektor Multhaupt vom 10.08.1945. Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

⁴⁵⁷ Schreiben Max Cars' an Dr. Merzbach, Theresienstadt, vom 17.08.1945. Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

⁴⁵⁸ Schreiben Max Cars' an den Oberbürgermeister der Stadt Erfurt z. Hd. Stadtrat Möbius vom 30.01.1946. Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

Häuser von enteigneten Nazis zur Verfügung“ gestellt wurden, sie „großzügige Lebensmittelrationen“ bekamen und eine „Halle als Synagoge nutzen“ konnten: Die Antwort des Oberbürgermeisters karikiert diese Aussagen und steht bezeichnend für den behördlichen Umgang mit den wiedergegründeten jüdischen Gemeinden. Denn weder wird anerkannt, dass die Gemeinde einen finanziellen Ausgleich für die zerstörte Synagoge bekommen sollte, wie es das Thüringer Wiedergutmachungsgesetz ermöglicht, noch werden in diesem Fall Ansprüche auf Grund des Tumultschadengesetzes akzeptiert. Vielmehr wird der jüdischen Gemeinde dargelegt, dass keine Entschädigungen gezahlt werden müssen.⁴⁵⁹ Auf diese Auslegung des Thüringer Wiedergutmachungsgesetzes seitens der Stadt Erfurt antwortete Max Cars im Namen des Vorstandes am 24.03.1946, nachdem der Brief des Oberbürgermeisters, datiert auf den 16.02.1946, bei der Gemeinde erst am 11.03.1946 eingegangen war. Die Gemeinde lehnte die dargelegten Gründe der Stadt, „die Einrichtungskosten für die neue Synagoge und die laufende Miete aus städtischen Mitteln aus städtischen Mitteln“⁴⁶⁰ nicht zahlen zu können, „da für einen Ersatzanspruch die rechtliche Grundlage fehlt“⁴⁶¹, ab. Die jüdische Gemeinde geriet in die Lage einer Bittstellerin: „Aus all diesen Gründen bitten wir, die geltend gemachten Bedenken fallen zu lassen [...]“⁴⁶² Die Stadt Erfurt antwortete erneut, „daß eine vertragsmäßige Verpflichtung der Stadt Erfurt zur Wiederherstellung der Synagoge keinesfalls vorliegt. Die bloße mündliche Zusage des Stadtbaurates kann eine derartige Verpflichtung nicht begründen.“ Das Schreiben endet mit dem Hinweis, „daß die Frage durch die Landesregierung für das ganze Land Thüringen einheitlich geregelt werden muß“⁴⁶³, der Vorgang wurde an das Landesamt für Kommunalwesen weitergeleitet. In den Unterlagen des Stadtarchivs findet sich hierzu ein Schreiben, das aus dem Jahr 1949 stammt. Hier schreibt der Innenminister des Landes Thüringen, Willy Gebhardt, dass er

⁴⁵⁹ Auszüge aus dem Schreiben „Der Oberbürgermeister der Stadt Erfurt an den Vorstand der Synagogen-Gemeinde Erfurt [...] 16.2.46:

„1) Ansprüche auf Grund des Thüringer Wiedergutmachungsgesetzes v. 14.9.45 (Reg.BI.v.4.10.45)⁴⁵⁹

Nach diesem Gesetz sind Grundstücke der Synagogengemeinden mit allem Zubehör und dinglichen Rechten an solchen Grundstücken von dem jetzigen Eigentümer, Besitzer oder Inhaber dem früheren Eigentümer zurückzugewähren, wenn diese Gegenstände dem früheren Eigentümer nach dem 30.1.33 durch Maßnahmen des Staates oder der NSDAP oder ihrer Angehörigen verwerflicherweise weggenommen worden sind. Die Herausgabe hat nach §7 in dem Zustand zu erfolgen, in dem sich die Sache z.Zt. der Beschlagnahme befand. Das ist der Zeitpunkt der Verkündung des Gesetzes (§3): also am 4.10.45. Da die Synagoge zerstört und nur das Grundstück [sic!] übriggeblieben ist, hat die Synagogengemeinde also hiernach zunächst nur einen Anspruch auf Herausgabe des Grundstücks gegen den jetzigen Eigentümer oder Besitzer. Nach §7 Abs.2 hat jedoch ein Wertausgleich zu erfolgen, wenn der Wert des Grundstücks seit der Wegnahme herabgemindert ist. Da jedoch der Übernehmer des Grundstücks dieses erst nach der Zerstörung der Synagoge erworben haben dürfte, so ist eine Wertminderung durch die Zerstörung ‚Seit der Wegnahme‘ nicht erfolgt. (...)

2) Ansprüche auf Grund des Tumultschadengesetzes (TSG)

[...] Der Sinn des TSG ist, daß der Staat Existenzschäden ausgleichen will, die durch innere Unruhe entstanden sind. Der Grund für eine solche gesetzgeberische Maßnahme ist und kann nur der sein, daß der Staat sich zur Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und Sicherheit verpflichtet fühlt und im Hinblick auf das Versagen seiner Sicherheitsorgane dem Staatsbürger einen Schadensausgleich in den Fällen großer Härte gewähren will. Der Anspruch ist also ein Schadensersatzanspruch für das Versagen der staatlichen Sicherheitsorgane im Falle von Unruhen, deren der Staat nicht Herr werden konnte.

Im Falle der Synagogenzerstörung lagen aber keine derartigen inneren Unruhen vor, deren der Staat nicht Herr werden konnte. Der Staat duldete vielmehr diese Aktion, wenn sie nicht gar von ihm oder der NSDAP vorbereitet oder gewollt war. Somit griffen also die Sicherheitsorgane auf Grund staatlicher Weisung nicht ein. Damit entfällt aber die Begründung für die Gewährung eines Schadensersatzanspruches, denn ein Versagen der staatlichen Sicherheitsorgane [...] liegt überhaupt nicht vor.“ Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

⁴⁶⁰ Auszüge aus dem Schreiben „Der Oberbürgermeister der Stadt Erfurt an den Vorstand der Synagogen-Gemeinde Erfurt [...] 16.2.46, S.3.

⁴⁶¹ Ebda.

⁴⁶² Schreiben der Synagogengemeinden, im Auftrag Cars, vom 24.03.1946. Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

⁴⁶³ Antwortschreiben des Oberbürgermeisters der Stadt Erfurt vom 30.03.1946. Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

bei einer gelegentlichen Aussprache mit dem Herrn Oberbürgermeister der Stadt Erfurt diesen gebeten [hat], dass, falls ein geeignetes Objekt im Rahmen der Stadt Erfurt festgestellt wird, die Stadtverwaltung Erfurt Ihnen dieses Gebäude [...] zur Verwendung in Vorschlag bringt.⁴⁶⁴

Am 12.07.1950 schrieben der Landesverband Thüringen der jüdischen Gemeinden und die Synagogengemeinde Erfurt an den Rat der Stadt Erfurt und setzten die Adressen des Ministers für Wiederaufbau Dr. Bolz, Berlin sowie den „Herrn Ministerpräsidenten der Deutschen Demokratischen Republik, Referat für jüdische Angelegenheiten, Berlin“ unter das Schreiben. In diesem Schreiben bittet die Gemeinde, nicht ohne auf das Schicksal der Synagogenzerstörung, den bereits getätigten Wieder- und Neuaufbau christlicher Kirchen und das zur Synagoge wiederhergestellte und umgewandelte Friedhofsgebäude der Synagogengemeinde in Dresden im Juni desselben Jahres hinzuweisen, um Übernahme der Baukosten.⁴⁶⁵ Die Gemeinde kann schließlich am 01.09.1950 einen Antrag auf Baugenehmigung stellen⁴⁶⁶, die „Finanzierung erfolgt zur Hälfte durch die Regierung der DDR und zur anderen Hälfte durch die Landesregierung Thüringen.“⁴⁶⁷ Als „Ort der Bauausführung“ wird: „Erfurt, Kartäuserstrasse 14“ angegeben. Der Haupteingang der Synagoge war jedoch nach Bauausführung der Kartäuserring, die offizielle Adresse der 1952 geweihten Synagoge lautet heute Max-Cars-Platz 1. Ebenso wie schon am Ende des 19. Jahrhunderts war das Synagogengrundstück auch in der Nachkriegszeit wieder Teil neuer Stadtplanungen.⁴⁶⁸ 1951 umfasste die Jüdische Gemeinde Erfurt 130 Mitglieder, zu der nach Zusammenschluss der thüringischen Gemeinden zum Landesverband Thüringen noch 108 Mitglieder im Umkreis gehörten.⁴⁶⁹

6.4.1 Die Vorentwürfe

Im Stadtarchiv Erfurt befinden sich verschiedene Akten der Planungs- und ersten Bauphase der Erfurter Synagoge, darunter auch Pläne mit Vorentwürfen, weitere Vorentwürfe befinden sich im Archiv der „Kleinen Synagoge“ von 1840 in der Stadtmitte. Nach der schwierigen Frage zum Wieder- bzw. Neuaufbau der Synagoge sowie der erneuten Nachfrage zum Vorgang der Kostenerstattung und -beteiligung konnte die Gemeinde am 01.09.1950 den Bauantrag stellen. Nach dem Schreiben des Thüringer Landesverbandes und der Jüdischen Gemeinde Erfurt an den Rat der Stadt Erfurt zum Wiederaufbau vom 12.07. liegen den Akten als Vorentwürfe bezeichnete Entwurfszeichnungen des Architekten Willy Nöckel vom 14.07.1950 bei. Die Gemeinde schien zu diesem Zeitpunkt den Ausgang der Kostenübernahme positiv gesehen zu haben. Auch scheint die Rückgabe des Grundstücks erfolgt zu sein, es finden sich zu diesem

⁴⁶⁴ Land Thüringen: Der Minister des Innern, Weimar, 02.05.1949. Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

⁴⁶⁵ Eine dezidierte Darstellung zur Frage der Wiedergutmachung findet sich bei Mertens Davidstern 1998, Kapitel IX: „Die Frage der Wiedergutmachung, 1. Diskussionen vor der Staatsgründung“, S. 219ff.

⁴⁶⁶ Stadtarchiv Erfurt 5/942-20.

⁴⁶⁷ Formular des Antrags auf Baugenehmigung, eingereicht am 01.09.1950, unterschrieben von Günther Singer, Sekretär und Kantor der Gemeinde, in: Stadtarchiv Erfurt 5/942-17; vgl. zu Singer: Offenberg 1998, S. 56.

⁴⁶⁸ Zwischenzeitlich hieß der Kartäuserring auch Mao-Tse-Tung-Ring, nach dem Besuch Juri Gagarins 1963 wurde der Ring umbenannt: Erfurter Chronik: Erfurter Strassennamen in ihrer historischen Entwicklung. Anlässlich der 1250-Jahr-Feier der Stadt Erfurt 1992, Erfurt 1992, S. 91.

⁴⁶⁹ Mertens 1997, S. 36,

Vorgang jedoch keine Unterlagen in den Akten des Stadtarchivs. Nach Einreichen des Bauantrags am 01.09.1950 gibt es detailliertere Pläne mit gleichem Datum, wiederum von Willy Nöckel. Zu diesen Entwürfen gibt es in den Unterlagen auch vier Fotografien, die ein Gipsmodell des Entwurfs zeigen [Abb. 149–152]. Zugleich stellt Willy Nöckel an den Rat der Stadt Erfurt, Abt. Bauaufsichtsamt, einen Antrag zwecks Befreiung von bestehender Bauordnung, da „das Synagogengrundstück nach den Plänen des Stadterweiterungsamtes später Eckgrundstück wird [...]“⁴⁷⁰ Zum Zeitpunkt von Planung und Bau der Synagoge war das Grundstück beidseitig in Häuserzeilen zu integrieren, erst nach der Einweihung wurde die Häuserzeile an der Ecke Kartäuserring und Kartäuserstraße abgerissen und eine freie Sicht auf die Ostseite der Synagoge ermöglicht. Bis zu diesem Zeitpunkt verlief an der Ostseite der Gebäude nur ein schmaler Gang.

Die ersten von Nöckel vorgestellten Entwürfe, die sehr detailliert ausgearbeitet sind, gehen von einem gänzlich anderen Bauvorhaben aus als dem letztlich ausgeführten [Abb. 153]: Dort, wo heute das Gemeindehaus steht, war der Synagogenkorpus geplant, und vice versa am anderen Ende der Synagoge das Gemeindehaus [Abb. 154]. Die größte Unterscheidung liegt im ursprünglich als Rundbau konzipierten Synagogenbau, dem an der Ostseite ein flacher rechteckiger Annexbau vorgelagert sein sollte. Da der Eingang zum Gemeindehaus an der Kartäuserstraße lag (und auch heute noch liegt), war der Platz, der sich hinter dem Synagogenkörper auf dem sich verbreiternden Grundstück befand, für einen Hof vor dem rechteckigen, leicht geschwungenen Gemeindehaus gedacht. Der Haupteingang der Synagoge war am Kartäuserring geplant. Der Rundbau hätte eine flache Kuppel haben sollen, der eine weitere, kleine Kuppel ohne Tambour aufgesetzt worden wäre. Auf einem aufragenden Stab hätte ein Davidstern alles bekrönt. Längsrechteckige Fenster mit rundbogigem Abschluss hätten den Innenraum beleuchtet. Über eine einseitig konvex geschwungene kleine Freitreppe wäre man über ein Vestibül, das sich mit drei hohen Bögen zur Straße öffnet, in die Vorhalle der Synagoge gelangt. Drei Portale hätten in den Synagogenraum im Erdgeschoss und eine Treppe auf die Frauenempore geführt.

Dem Eingang gegenüberliegend wären an der Ostseite Toraschrein und Almemor auf einem gerundeten Podest positioniert. Der Annexbau an der Ostseite hätte die Wochentagsynagoge beherbergt, unter der, laut Plan, eine Garage vorgesehen war. Zu betreten gewesen wäre der Betraum durch die Hauptsynagoge. Der Rundbau wäre durch die flacheren, rechteckigen Anbauten gerahmt worden. Das ursprünglich geplante Gemeindehaus war eingeschossig mit tief gezogenem, mit Schindeln bedecktem Dach mit mehreren, breiten Dachgauben, das Gebäude des Haupteingangs hätte mit seinem Dachfirst, der Firstrichtung der umgebenden Bebauung entsprechend ausgerichtet, bis an den Kuppelanfang gereicht.

Im Außenbau wäre der Synagogenkorpus durch massive Pilaster strukturiert gewesen, zwischen denen die hohen Rundbogenfenster liegen sollten. Diese Pilaster hätten keine Stützfunktion innegehabt, da die geplante Kuppel nicht aufgelegt hätte; vielmehr kragen die Pilaster deutlich hervor. Alle sichtbaren Fenster sind, außer an den Gauben, rundbogig und wirken kleinteilig wie Sprossenfenster. Die Anlage wäre in einer Gesamtlänge von knapp 27

⁴⁷⁰ Schreiben Willy Nöckel an das Bauaufsichtsamt, Stadtarchiv Erfurt Signatur 5/942-17.

Metern wesentlich länger geworden und hätte mit einer geplanten Höhe – ohne aufragenden Davidstern – von 19,5 Metern das jetzige Synagogengebäude um mehr als 6 Meter überragt. Nach den Vorentwürfen vom Juni 1950 existieren ausgearbeitete Grundrisse für dieses Modell vom September 1950, die den Vorentwürfen genaue Maße hinzufügen. So scheint es, dass dieses Modell zunächst Zustimmung gefunden hat, ansonsten wären detailliertere Arbeiten nicht angefertigt worden.

Neben diesen Planungen zur Synagoge als Rundbau gibt es im Stadtarchiv Erfurt weitere Pläne, die undatiert und ohne Architektennennung sind, beschriftet mit „Neubau einer Synagoge in Erfurt, Bauherr Synagogengemeinde Erfurt.“⁴⁷¹ [Abb. 157] Im Ausstellungsraum der „Kleinen Synagoge“ sind identische Pläne veröffentlicht, diese jedoch mit Datierung auf den 8. Mai 1948 und mit dem Stempel von Willy Nöckel versehen. Diese frühesten Entwürfe kommen den Plänen und dem ausgeführten Bau nahe und zeigt einen querliegenden Baukörper mit Spitzdach sowie einen dreigeschossigen Baukörper, dessen Fassade zur Straßenansicht liegt. Hier befindet sich in einem durch ein Gesims von den zwei Obergeschossen getrennten Erdgeschoss der Eingang mit zwei Rundportalen. In den Obergeschossen liegen je vier Fenster, das Dach zeigt ein Mansarddach mit Fußwalm, wobei das Dachgeschoss hinter einem gestuften Gesims zurückspringt. Neben diesem Ansichtsplan gibt es noch einen Grundrissplan, und beide Pläne unterscheiden sich hinsichtlich des Materials von den anderen Plänen und weisen eine schlechtere Qualität und somit Erkennbarkeit der Maße auf. Der Synagogenraum wäre hier querrrechteckig, dem das Gemeindehaus als tieferer Bauriegel an der westlichen Seite vorgesetzt wäre. Im Synagogenraum sind Sitzreihen eingezeichnet – „Großer Betsaal, 204 Sitze“⁴⁷² –, und die Ostseite wird durch ein in der Länge wenig tiefes, querrrechteckiges Feld gestaltet. Das Gemeindehaus verfügt im Vorraum über eine Treppe sowie über verschiedene kleinere Räume. An der Westseite liegt zwischen Gemeindehaus und angrenzender Bebauung ein Durchgang, an der Ostseite schließt die Synagoge direkt an die Nachbarbebauung an.

Der letztendlich ausgeführte Bau stimmt mit Details dieses Entwurfs überein. Die weiteren in der Akte befindlichen Pläne sind auf Juni 1951 datiert und zeigen den Bau größtenteils so, wie er letztlich auch ausgeführt wurde. Es gibt jedoch drei unterschiedlich geplante Details: Zum einen sollten der Gebäudesockel sowie die Ecken des Gebäudes durch Mauerstein hervorgehoben werden, die Dachgauben des Gemeindehauses wurden durchgestrichen⁴⁷³, sind jedoch ausgeführt worden. Das interessanteste Detail ist jedoch die in den Entwürfen geplante Gestaltung der Westseite [Abb. 158]. Hier hätte, dem Rundfenster an der Ostseite entsprechend, ein Fenster mit Davidstern eingebaut werden sollen, im ersten Stock drei kleine längsrechteckige Fenster und im Erdgeschoss ebenfalls drei nebeneinander liegende größere längsrechteckige Rundbogenfenster. Daraus lässt sich schließen, dass in der Planungsphase vorgesehen war, die gesamte Synagoge frei stehend zu bauen. Nicht nur die Bebauung der Ostseite hätte, wie geschehen, abgerissen werden sollen, sondern auch die westliche. Die Synagoge mit Gemeindezentrum wäre ein frei stehender Baukörper mit größerer Stadtraumpräsenz geworden.

⁴⁷¹ Stadtarchiv Erfurt, Signatur

⁴⁷² Ebda.

⁴⁷³ Es gibt ein Modell der letztlich ausgeführten Synagoge, bei dem die Dachgauben nicht vorhanden sind.

6.5 Einordnung

Die Synagogen in Saarbrücken und Stuttgart wurden zeitgleich mit der Erfurter Synagoge erbaut. Diese drei Synagogen symbolisieren den Beginn der Neubauphase im Synagogenbau in Deutschland nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges und des Nationalsozialismus. Von einer Entwicklung synagogaler Architektur kann zu diesem Zeitpunkt nicht die Rede sein.

Ein Blick auf den letztlich gebauten Entwurf der Erfurter Synagoge zeigt, dass es sich scheinbar um einen weniger innovativen, sprich um die Findung der Synagogen-Architektur bemühten Bau handelt als bei den zeitgleich gebauten Synagogen. In Erfurt handelt es sich um eine Synagoge im Haus-Typus, einen Bau, der von der Wohnarchitektur kaum zu unterscheiden ist. Nur die großen Fenster des Hauptraums an der Nordfassade, der dreiteilige Eingang sowie das Rundfenster mit Davidstern an der Giebelseite zeigen, in Verbindung mit dem tiefgezogenen Dach, an, dass es sich um einen anders definierten Bau handelt. Bereits die Kleine Synagoge von 1840, in der Erfurter historischen Stadtmitte gelegen, war an die städtische Architektur angelehnt – was jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht weiter ungewöhnlich war. Die Synagoge Kusnitzkys von 1884 hingegen verdeutlicht, dass die jüdische Gemeinde Ende des 19. Jahrhunderts aufgrund der in ganz Preußen bürgerrechtlichen Gleichstellung willens war, diese Emanzipation baulich zum Ausdruck zu bringen. Durch die Verwendung sowohl neoromanisierender als auch neoislamischer Elemente grenzt Kusnitzky die Synagoge von kirchlichen Gebäuden ab, in einer Zeit, in der die äußeren Differenzierungen zwischen Juden und Christen hinsichtlich der Lebensgewohnheiten, Kleidung und Sprache nivelliert waren.

Die Erinnerung an eine scheinbare Gleichberechtigung wurde bei der Weihe 1952 beschworen:

[...] häufig wurden jüdische Männer durch das Vertrauen, welches sie sich bei der Bürgerschaft erworben hatten [,] in die Städtischen Körperschaften gewählt und arbeiteten mit am Gemeinwohl der Stadt. Jüdische Mitbürger waren die Gründer heimischer Industrien und haben am wirtschaftlichen Aufschwung und dem Ansehen der Stadt beigetragen.⁴⁷⁴

Die feierliche Einweihung der Neuen Synagoge fand am 31. August 1952 statt, dokumentiert wurde die Weihe durch einen Filmbeitrag in der Wochenschau der DDR: „Der Augenzeuge“.⁴⁷⁵ Auch in der Tagespresse wurde die Weihe besprochen.⁴⁷⁶ Während der Filmbeitrag vom Einzug in die Synagoge und dem Einzug der Torarollen berichtet, gibt der Artikel den Wunsch des anwesenden stellvertretenden Ministerpräsidenten Otto Nuschke wieder, „daß dieses neue Gotteshaus dem inneren und äußeren Frieden diene und der Geist wahrer Humanität und Toleranz der stete Begleiter in eine lichtvolle Zukunft sein möge.“⁴⁷⁷ Weiter wird Julius Meyer⁴⁷⁸

⁴⁷⁴ Einweihungsrede o.D., o. Verfasser. Manuskript im Stadtarchiv Erfurt Signatur 5/942-20.

⁴⁷⁵ URL: <https://progress.film/record/4623> (Zugriff am 17.04.2021). Dank an Frau Anne Palmowski für diesen Hinweis.

⁴⁷⁶ Zeitungsartikel „Niemals wieder einen 9. November 1938! Einweihung der neuerbauten Landessynagoge in Erfurt.“ O.T., o.D., in: Stadtarchiv Erfurt Signatur 5/942-20.

⁴⁷⁷ Ebda.

⁴⁷⁸ Julius Meyer war von 1945 bis 1953 Gemeindevorsteher der Jüdischen Gemeinde zu Berlin und Präsident des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in der SBZ bzw. DDR, 1954 Auswanderung nach Brasilien. Offenberg 1998, S. 24.

zitiert, „daß die jüdische Minderheit der Regierung jederzeit bei der Schaffung einer glücklichen Zukunft unseres Volkes [des Volkes der DDR, Anm. K.L.] zur Seite stehe.“⁴⁷⁹ Die Differenzierung zwischen „Volk“ und „Jüdische[r] Minderheit“ liest sich im Manuskript der Jüdischen Gemeinde anders, wo es heißt:

Wir sind wieder Bürger mit voller Gleichberechtigung und geschützt durch die in der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik festgelegten Artikel und Gesetze.⁴⁸⁰

Der Redner der Gemeinde dankt bei der Weihe „der Besatzungsmacht, unserer Regierung und der früheren Thüringischen Landesregierung“⁴⁸¹ sowie dem 1946 verstorbenen Oberbürgermeister Hermann Jahn, nicht jedoch dem damals amtierenden.

Bei Betrachtung der Entwicklung der jüdischen Gemeinden in der jungen DDR, insbesondere ihrer Anerkennung als Verfolgte des Nazi-Regimes, fällt auf, dass die Herausarbeitung der Verfolgung und Tötung jüdischer Menschen nicht im Sinne der antifaschistischen Geschichtsbetrachtung vorkommen sollte:

Einer der frühesten realen Reibungspunkte entstand bei der Bewertung der nationalsozialistischen Judenverfolgung und ihrer Einordnung als Opfer des Faschismus. Symptomatisch dafür war die Diskussion auf der ersten Vollsitzung des Hauptausschusses ‚Opfer des Faschismus‘ in Berlin am 23. Juni 1945, auf dem den jüdischen Verfolgten zunächst die Anerkennung als ‚Opfer des Faschismus‘ verweigert wurde.⁴⁸²

Begründet wurde diese Verweigerung damit, dass Juden nicht gegen den Faschismus gekämpft hatten und somit keine politisch Verfolgten waren. Eine Unterscheidung und damit auch Anerkennung der „rassisch“ Verfolgten wurde erst später getroffen. Zugrunde gelegt wurde jedoch zu diesem Zeitpunkt die Ein- und Unterordnung des jüdischen Schicksals in die allgemeine Gründungsgeschichte der DDR. Opfer wurden in erster Linie unter dem Aspekt des Kampfes gegen den Faschismus verstanden. Insofern war eine architektonische Herausarbeitung der jüdischen Minderheit durch einen deutlich erkennbaren Sakralbau, in einer Zeit, in der antisemitische Vorurteile in der Politik wieder artikuliert wurden, nicht erwünscht.⁴⁸³

Nach einer Veränderung der politischen Situation Anfang der 1950er-Jahre, die nahezu alle Länder des Ostblocks betraf, setzte eine Auswanderungswelle ein, die die ohnehin nicht zahlreichen jüdischen Gemeinden in ihrer Mitgliederzahl erheblich schwächte und infolge derer sich viele Gemeinden zusammenschlossen.⁴⁸⁴ Erst Mitte der Fünfzigerjahre konsolidierten sich die ostdeutschen Gemeinden erneut.

⁴⁷⁹ Zeitungsartikel „Niemals wieder einen 9. November 1938! Einweihung der neuerbauten Landessynagoge in Erfurt.“ O.T., o.D. Stadtarchiv Erfurt Signatur 5/942-20.

⁴⁸⁰ Einweihungsrede o.D., o. Verfasser. Manuskript im Stadtarchiv Erfurt Signatur 5/942-20.

⁴⁸¹ Nach Inkrafttreten der Verfassung der DDR 1949 wurden schließlich 1952 die Länder im Zuge einer Verwaltungsreform aufgelöst, Thüringen wurde in drei Bezirke aufgeteilt.

⁴⁸² Goldenbogen 1996, S. 130.

⁴⁸³ Auf der Tagung des SED-Parteivorstandes 1948 hieß es hinsichtlich von Wiedergutmachungsmitteln für die jüdischen Gemeinden: „Die Arbeiterklasse hätte die Kosten der Rückerstattung zu tragen, die einzig jüdischen Kapitalisten zugeute käme; auf diese Weise würden kapitalistische Eigentumsverhältnisse restauriert.“ Offenberg 1998, S. 70.

⁴⁸⁴ „Während die drei Neugründungen in Aschersleben, Bitterfeld und Dessau, sich bald den Gemeinden in Halle bzw. in Magdeburg angliederten, Görlitz ab Mitte der fünfziger Jahre zum Einzugsgebiet der Dresdener Gemeinde gehörte und Prenzlau in der Mecklenburgischen Landesgemeinde aufging, schlossen sich die vier thüringischen Gemeinden in Eisenach, Gera, Jena und Mühlhausen mit der Erfurter Gemeinde zum Landesverband Thüringen zusammen.“ Mertens 1997, S. 35f.

Im Zusammenhang mit den stalinistischen antijüdischen Aktivitäten in der Sowjetunion, z.B. den Vorwürfen gegenüber jüdischen Ärzten, aber vor allem der Prozeß in der Tschechoslowakei gegen den aus einer jüdischen Familie stammenden Parteisekretär Rudolf Slansky, kam es im Verlauf des Jahres 1952 in fast allen Ostblockstaaten zu ähnlichen Reaktionen. Erhoben wurde der irrationale Vorwurf einer Länder übergreifenden ‚trozkistisch-titoistisch-zionistischen‘ Verschwörung, einer gleichsam ‚Jüdischen Weltverschwörung‘, wie wir es aus früherer Nomenklatur gekannt hatten, in diesem Fall gegen die kommunistische Idee. Das Mißtrauen des Staates gegenüber den jüdischen Gemeinden und deren Kontakten zu internationalen westlichen jüdischen Hilfsorganisationen ließ für viele Mitglieder antijüdische Maßnahmen auch in der DDR und dem Ostteil Berlins befürchten.⁴⁸⁵

Insofern verwundert es nicht, dass die Synagoge Erfurts als ein der Umgebung gleichgestellter Bau angesehen wird. Zwar wurden auch die westlichen Synagogen nicht auffallend durch jüdische Symbole gekennzeichnet, jedoch wurde zumindest in architektonischer Hinsicht bis dato – Saarbrücken, Stuttgart – eine Unterscheidung zur Wohnbebauung getätigt. Das Beispiel Stuttgarts verdeutlicht, wie sehr sich die kommunale Ebene mit einem intakten jüdischen Gemeindeleben schmücken wollte. Im Westen wurde hierin der Beweis für einen reflektierten Umgang mit Faschismus und Holocaust gesehen. Den Gemeinden in der DDR kam eine vergleichbare Reputation nicht zugute, vielmehr war man hier an der Gleichschaltung aller Opfer des faschistischen Regimes interessiert. So verwundert es nicht, dass die Neue Synagoge nach außen „gleichgeschaltet“ war mit einer Wohnhaus-Architektur.

Und wie die Aktenlage der Planungsphase der Erfurter Synagoge zeigt, muss es Diskrepanzen nicht nur hinsichtlich der Kostenübernahme und Grundstücksrückgabe gegeben haben, sondern auch hinsichtlich der baulichen Gestaltung.

Nachdem sich nach Kriegsende die Jüdische Gemeinde Erfurt wieder gegründet hatte, war der erste Entwurf Willy Nöckels gänzlich anders als der Vorkriegsbau. Nöckel, gebürtiger Erfurter, der zum Zeitpunkt der Reichspogromnacht über 30 Jahre alt war, wird die Vorkriegssynagoge gekannt haben. Außer für den Synagogenbau ist Nöckel als Mitglied eines Architektenkollektivs, gemeinsam mit Karl Zöll und Hans Benge, dokumentiert. Karl Zöll war wesentlich älter und ist als Architekt des 1924 in Erfurt erbauten Lichtspielspieltheater Alhambra bekannt. Dieses Architektenkollektiv war mit Planungen für das Regierungsviertel des Thüringer Landtags in Erfurt beteiligt.⁴⁸⁶ Im Architekturführer DDR, Bezirk Erfurt, von 1979 ist Nöckel lediglich als Architekt für den Synagogenbau verzeichnet.⁴⁸⁷

6.5.1 Der Rundbau in der Synagogenarchitektur

Der zweite Entwurf von Willy Nöckel bestand aus einem Rundbau mit rechteckigen Annexbauten. Das Gebäude in Stuttgart, wie in Erfurt auf dem Grundstück der zerstörten Synagoge erbaut, konnte geostet erbaut werden. Nöckel, der wie Max Cars und rund 20 weitere Mitglieder der Gemeinde aus Erfurt stammte, wird, wie diese Gemeindemitglieder, gewusst haben, dass die

⁴⁸⁵ Kirchner, Peter: Akzeptanz oder Widerspruch? Zwischen Religion und Kultur. Porträt der Ostberliner Jüdischen Gemeinde, in: Ginzel 1996, S. 86–122, S. 89f.

⁴⁸⁶ Schriftliche Auskunft Anne Palmowski, Stadtarchiv Erfurt, vom 29.03.2021.

⁴⁸⁷ Hüter et al. 1979.

Synagoge Kusnitzkys nicht geostet war. Die Bauaufgabe der neuen Synagoge auf dem Dreiecksgrundstück, das im Osten schmaler ist als im Westen, musste also die Breite des Grundstücks nutzen, um eine Ostung des Sakralbaus zu erreichen. Zugleich stand Nöckel ausreichend Raum zur Verfügung, um ein Bauensemble zu errichten, das eine deutliche Unterscheidung von profanen und sakralen Elementen ermöglicht hätte. Nach einem schlichten Entwurf aus dem Jahr 1948 nutzt Nöckel die Fläche in der zweiten Planung für einen Rundbau als deutlich erkennbaren Sakralbau.

Der Rundbau in der Synagogenarchitektur hat viele Vorbilder, angefangen bei der von Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff 1789 als „Judentempel“ bezeichneten Synagoge im Wörlitzer Park. Diese zu Beginn des Synagogenbaus jenseits einer Dorfarchitektur in Deutschland erbaute Synagoge [Abb. 159] besticht durch die den Anforderungen der Almemor-Positionierung entsprechenden baulichen Möglichkeiten. So bot der ursprüngliche Bau die Ostung des Raumes durch den Toraschrein und die allseitige Hör- und Sichtbarkeit des Lesepultes und der Toralesung in der Mitte des Zentralbaus. [Abb. 160]. Wenn auch der Bauauftrag, die Lage innerhalb der Gartenanlage und die besondere Nähe zum Schloss des Auftraggebers Fürst Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau landschaftsarchitektonischen Inszenierungscharakter hatten, war die jüdische Gemeinde Dessau Geburtsort Moses Mendelssohns und einer der Orte, von dem die *Haskala* ausging.⁴⁸⁸ Erdmannsdorffs Synagogenbau war der erste ausgeführte „kreisrunde“⁴⁸⁹ jüdische Sakralbau, blieb jedoch zunächst ohne Nachfolger. Zuvor hatte es 1781, im Rahmen von Planungen für Kassel, einen Entwurf Heinrich Christian Jussows gegeben, der sich am Pantheon in Rom orientierte, jedoch nicht ausgeführt wurde [Abb. 161], da die Synagoge „im Stadtbild eine Stellung eingenommen [hätte], die in so krassem Widerspruch zur sozialen Lage der Juden gestanden hätte, daß sie in dieser Form unausführbar war.“⁴⁹⁰ Die Wörlitzer Synagoge konnte als fürstliche Auftragsarbeit die Extraversion innerhalb eines Stadtgefüges umgehen. Auch wenn der Zentralbau als Ausdruck ambitionierter und dennoch nicht kirchlich festgelegter Architektur im Barock und Klassizismus möglich war, waren jüdische Gemeinden noch nicht in der gesellschaftlichen Position, eine städtebaulich so herausragende Architektur zu beauftragen. Lediglich die jüdische Gemeinde Berlin war bereits Ende des 18. Jahrhunderts so weit, dass sie sich einen dominanten Zentralbau als Synagoge hat vorstellen können: Nachdem der Bau der St. Hedwigskathedrale in Berlin – geplant 1747 zunächst von Friedrich dem Großen als echtes Pantheon für alle Religionsgemeinschaften und errichtet bis 1773 – zum Erliegen gekommen war, bot die jüdische Gemeinde an, den Bau zu übernehmen⁴⁹¹, was jedoch nicht geschah. Dass in der Folge Synagogen tatsächlich als Rundbauten errichtet wurden, kann mit den Kontexten von Vergleichsbauten zusammenhängen. Ebenso wie die Hedwigskathedrale als erster katholischer Kirchenbau in Berlin nach Ende der Reformation wurde auch in Darmstadt 1827 die erste

⁴⁸⁸ Zur Intention Fürst Leopolds III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau zum Bau der Synagoge und die Lage der jüdischen Gemeinde innerhalb des Fürstentums: Brülls, Holger: Synagogen in Sachsen-Anhalt, Berlin 1998, S. 48–71.

⁴⁸⁹ Ebda., S. 61.

⁴⁹⁰ Hammer-Schenk 1988, S. 163.

⁴⁹¹ Elbern, Victor H./Reuther, Hans: Die St.-Hedwigskirche zu Berlin. Bauwerk und innere Ausgestaltung, in: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, 49, (1998), S. 99–140, S. 108.

katholische Kirche, St. Ludwig, von Georg Moller in Anlehnung an die Hedwigskathedrale, respektive das Pantheon, erbaut. In beiden Fällen handelte es sich um die Kirchen der religiösen Minorität.

Unweit Darmstadts wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Lustschloss Fürst Georg Augusts in der Biebricher Aue errichtet, hier wurde zentral in die Gesamtanlage ein alles verbindender Rundbau gesetzt.⁴⁹² Der Zentralbau der Lustschlossanlage als Pantheonid zeigt die Offenheit der Interpretationsmöglichkeiten sowohl des Pantheons als auch von Rundbauten generell. So verwundert es nicht, dass, beinahe am Ufer gegenüber von Schloss Biebrich, die Jüdische Gemeinde in Mainz zitathaft den Aufbau der Schlossanlage für ihre Synagoge übernimmt: ein dominanter Rundbau mittig von Annexbauten. Und da, wo in Biebrich die Kuppel des Pantheons als Zitat fehlt, wird sie in Mainz verwendet. Nach der Weihe in Mainz 1912 [Abb. 47] wird in Offenbach 1913 eine ähnliche Synagoge [Abb. 48] geweiht: auch hier zentral in der Mitte der überragende Rundbau, flankiert von rechteckigen Anbauten. In Regensburg wird 1912 von Joseph Koch und Franz Spiegel eine Synagoge auf nicht ganz rundem, ovalem Grundriss erbaut, der zwei runde Türme vorgestellt waren. Die Kuppel war ursprünglich als Rundkuppel konzipiert, wurde dann jedoch flacher angelegt und mit deutlich nach oben geschwungenem Abschluss gebaut, der von einem hoch aufragenden Stab mit Davidstern bekrönt war. Der Rundbau, der zur Straßenseite lag, schloss nach hinten mit Rechteckbauten ab. Zwei rechteckige Bauten umklammern hingegen die 1914 von Ernst Cohn erbaute Synagoge in Bad Wildungen, die wie eine gestauchte Version der Mainzer Synagoge wirkt [Abb. 162]. Ebenso wie in Mainz und Wörlitz gliedern auch hier am Außenbau Pilaster zwischen den Fenstern die Fassade auf klassizistische Weise. Die Wörlitzer „Residenzsynagoge“⁴⁹³ als Gnadengeschenk des Fürsten an die Jüdische Gemeinde entsprang einer voremanzipatorischen Zeit, in der eine derart auffällige Synagogenarchitektur innerhalb der Gartenanlage sehr an die Staffagen der Landschaftsgartengestaltungen erinnert. Die Mainzer Gemeinde wählte ihren klassizistischen Entwurf, mit Querverweisen von Schloss Biebrich bis hin zum Vestatempel in Rom⁴⁹⁴, als Zeichen traditioneller Verbundenheit und Gleichwertigkeit im Gesellschaftsgefüge.

Dass diese Bauform zu Beginn des 20. Jahrhunderts nun tatsächlich deutungs offen und somit für Synagogen zu verwenden war, zeigt die Ähnlichkeit der Offenbacher Synagoge mit dem Bahnhof in Köln-Deutz aus demselben Jahr [Abb. 49].⁴⁹⁵ Alle Gebäude verbindet die Funktion der Sammlung und Zusammenkunft.

Eine der letzten Vorkriegssynagogen war zugleich der letzte Synagogenrundbau vor dem Nationalsozialismus: die Synagoge in der Prinzregentenstraße von Alexander Beer von 1930. Pläne zum Synagogenbau fertigte Beer 1925 an, die allerdings kurz vor Baubeginn 1929 abgeändert wurden [Abb. 163]. Zuvor als längsrechteckige Synagoge geplant, deren westliche

⁴⁹² Vgl. Schloss Solitude bei Stuttgart von 1769 und das Seeschloss Monrepos bei Ludwigsburg von 1804.

⁴⁹³ Brülls 1998, S. 51.

⁴⁹⁴ „Erdmannsdorffs Freund und Biograph Rode teilt über die Synagoge [in Wörlitz, K.L.] mit, sie sei »vom Fürsten [...] nach der Idee des Vestatempels zu Rom, so wie dieser nemlich jetzt aussieht, erbauet worden.«“ Brülls 1998, S. 61.

⁴⁹⁵ Die 1914 fertiggestellte Stadthalle in Hannover von Paul Bonatz und Friedrich Scholer ist ebenfalls ein in Orientierung an das Pantheon erbauter Versammlungssaal, erweitert durch einen ringförmigen Anbau und weitere, flankierende Anbauten. Ein Jahr zuvor, 1913, wurde die Jahrhunderthalle in Breslau von Max Berg errichtet, auch diese ein konzentrischer Bau zur Versammlung.

Fassade zur Prinzregentenstraße lag, wurde letztlich hinter einem quer zur Straße liegenden dreiteiligen Vorbau ein mächtiger Zentralbau mit hoher, geschweifter Kuppel erbaut.⁴⁹⁶ Der Vorbau bestand aus einem aufragenden Mittelteil mit Spitzgiebel zur Straßenseite, großem Rundfenster und drei sehr hohen Portalen sowie zwei niedrigeren Anbauten, deren Dachfirste quer zur Straße verliefen. Große Rechteckfenster haben den Rundbau der Synagoge erhellt, der im Inneren eine der Rundung entsprechende Empore hatte, die von bis unter das Dach reichenden, massiven Pfeilern getragen wurde. Diese Pfeiler, die zugleich die Kuppel trugen, standen im Innenraum nahe der Wand und ermöglichten somit, dass der Bau von außen stützenlos glatt gemauert war. An der Ostseite schloss sich ein rechteckiger Anbau an, der kleinere Funktionsräume beinhaltete. Und obwohl der konzentrische Rundbau auf ideale Weise einen in der Mitte stehenden Almemor aufnehmen könnte, waren in Alexander Beers Synagoge beide liturgischen Elemente im Osten gruppiert. Die Notwendigkeit einer Bauplanung des ursprünglich längsrechteckig geplanten Baus kann Beer dazu veranlasst haben, sich von Entwürfen Eduard Knoblauchs für die Synagoge in der Oranienburger Straße von vor 1855⁴⁹⁷ inspirieren zu lassen. Die für die Oranienburger Straße detailliert ausgearbeiteten Pläne zeigen eine klassizistische, im Außenbau pilastrierte Synagoge und mit einer hochaufragenden Kuppel. Der Rundbau hätte es Knoblauch ermöglicht, auf schwieriger Grundstückslage unkompliziert die geplante Synagoge zu osten. Bereits hier war kein Almemor in der Raummitte vorgesehen.

Der Erstentwurf Willy Nöckels in Erfurt hätte somit in einer langen Traditionslinie von Synagogenbauten gestanden [Abb. 149–152 bis 163]. Sein Rundbau, mit den deutlichen Außenpfeilern, hätte die Pilaster von Vorgängerbauten aufgegriffen, die beigefügten niedrigeren Rechteckbauten wären assoziativ mit Mainz, Offenbach und Berlin verbunden. Und auch die Gestaltung des Eingangsbereiches mit den drei Portalen des Vestibüls zeigt einen Verweis auf die Portalgestaltung der Berliner Synagoge Alexander Beers. Der Rundbau wäre ein deutlicher Sakralbau geworden, der ohne direkte synagogale Vorbilder in Thüringen eine besondere Wirkung bekommen hätte. Die hoch aufragende Kuppelspitze mit Davidstern wäre ein weithin sichtbares Zeichen der jüdischen Gemeinde geworden. Bereits 1884 hatte sich die jüdische Gemeinde Erfurts dazu entschieden, von traditionellen Bauweisen abzuweichen, und hat mit der Orgel, der Gruppierung von Toraschrein und Almemor im Süden des Baus ihre Progressivität gezeigt. Und auch wenn Nöckels Rundbau keinerlei Rückgriff auf die Architektur Kusnitzkys aufweist, wäre die Wirkung eine vergleichbare gewesen. Der Dreieckszuschnitt des Grundstücks wäre auf gute Art genutzt worden, und bereits Knoblauch und Beer hatten in Berlin den Rundbau für schwierige Grundstücksbedingungen vorgesehen.

⁴⁹⁶ Dass diese Änderung aus Gründen der Bauordnung geschah, ist nachzulesen in: Ausst.-Kat. Berlin 1983, S. 148.

⁴⁹⁷ Pläne ohne Datum, zeitlich vor die Pläne des ausgeführten Baus 1957–1859 datiert, angegeben mit 1855: Ausst.-Kat. Berlin 1983, S. 14, 87.

6.5.2 Christliche Sakralarchitektur im Kontext

Die Jüdische Gemeinde Erfurt hat sich im gleichen Zeitraum wiedergegründet wie der Großteil der jüdischen Gemeinden in den vier Zonen der Siegermächte: nur kurze Zeit nach Ende des Nationalsozialismus, im Jahre 1946. Zu diesem Zeitpunkt war die Haltung der späteren DDR hinsichtlich der jüdischen Gemeinden keinesfalls eindeutig, sondern schwankend.⁴⁹⁸ Eine oftmals gemeinsame „Haft- oder KZ-Zeit“ von jüdischen Gemeindevertretern und Staatsfunktionären⁴⁹⁹ bewirkte vielfach ein inhaltliches Einvernehmen, wandelte sich jedoch im Laufe einer antisemitischen Zuspitzung im Jahr 1952 und den darauffolgenden Fluchtbewegungen in den Westen. Erst nach Stalins Tod entspannte sich das staatliche Verhältnis zu den wenigen Jüdinnen und Juden in der DDR. Die Verbindung der ostdeutschen zu den westdeutschen Gemeinden blieb jedoch weiterhin einer andauernden Beobachtung durch den Staat unterworfen. Die kulturpolitischen Direktiven der ersten Phase der DDR bzw. der SBZ gründeten sich, vergleichbar mit den Wiederaufbauplänen im Westen, auf Planungen der Exilorganisation der KPD in Moskau mit formulierten „Maßnahmen zur ideologischen Umerziehung des deutschen Volkes im antifaschistisch-demokratischen Geist“ im September 1944.⁵⁰⁰ Kulturpolitik wurde Teil dieser ideologischen Umerziehung. Nach dem, wie Wilhelm Pieck es ausdrückte, „Versagen der Intelligenz im Kampf gegen den Faschismus“ sollte nun die Formulierung eines architektonischen Leitbildes Aufgabe der Partei sein.⁵⁰¹ Und Architekten, die die Stadt- und Sozialraumplanung der 1920er-Jahre in Deutschland und später in der Sowjetunion vorangetrieben hatten, wurden nun negativ beurteilt. So stießen „Projekte führender Vertreter des Neuen Bauens, die wie beispielsweise Ernst May Ende der 20er Jahre in die Sowjetunion gegangen waren, um am Aufbau der Industriestädte mitzuarbeiten [...] auf Ablehnung.“⁵⁰² Für den Arbeiter- und Bauernstaat wurde funktionalistische Architektur, aber auch die Architektur einer großbürgerlichen Elite oder gar Reminiszenzen an Repräsentativbauten, die nicht im Zusammenhang mit dem Staat standen, abgelehnt. Und auch der Berufsstand der Architekten hatte sich den Direktiven unterzuordnen:

Kern ist: niemand – auch nicht die Architekten – kann bei einer allgemeinen Verplanung lediglich individuellen Neigungen nachgehen oder danach bauen. Es geht nicht nach persönlichen Wünschen oder nach dem, was dem einzelnen früher wichtig erschien, sondern es geht nach den Aufgaben, die der Wirtschaftsplan umreißt und die dem Gesamtwohl dienen.⁵⁰³

Hierin können die Gründe der Ablehnung des Rundbauentwurfs Nöckels zu finden sein. Statt individueller Entwürfe wurde ein Architekturideal propagiert, das auf dem nach sozialistischem Vorbild genannten sozialistischen Realismus fußte. Kurt Liebknecht verdeutlichte die vorgegebene Stilrichtung mit einem Rückgriff auf traditionalistische Architektur.

⁴⁹⁸ Brenner 2012, S. 175–182.

⁴⁹⁹ Mertens 1997, S. 53.

⁵⁰⁰ Palutzki, Joachim: Architektur in der DDR, Berlin 2000, S. 12.

⁵⁰¹ Die Grundprinzipien der zukünftigen politischen Leitlinie wurden auf der ersten zentralen Kulturtagung der KPD in Berlin 1946 festgelegt: Palutzki 2000, S. 15.

⁵⁰² Palutzki 2000, S. 23. Siehe zu May das Kapitel über die Synagoge in Hamburg und Klaus May.

⁵⁰³ Walter Pisternik in: Bauplanung und Bautechnik 4 (1949), S. 103, zit.n. Palutzki 2000, S. 29.

Und je früher wir uns damit beschäftigen, desto eher werden wir auch verstehen, wie wichtig die Kenntnis dieser Traditionen für die Schaffung einer neuen deutschen Architektur ist. Ich knüpfe in diesem Zusammenhang auf die letzte wirkliche Architekturepoche an, den Klassizismus.⁵⁰⁴

Eben dieser Architekturepoche hat Nöckel mit seinem Rundbau entsprochen, denn er hat sowohl klassizistische Reminiszenzen als auch Traditionsrückgriffe angewandt. Doch dort, wo ein „Schloß als Symbol reaktionären Preußentums galt“⁵⁰⁵, konnte eine jüdische Gemeinde sich nicht über den propagierten architektonischen Durchschnitt erheben. Das Ergebnis ist eine Ausarbeitung des ersten Entwurf Nöckels aus dem Jahr 1948, der noch grob den Entwurf des Gemeindezentrums skizziert.

Auch der christliche Kirchenbau dieser Zeit ist durch architektonische Zurückhaltung gekennzeichnet. Erfurt war bis 1933 reich an Kirchen, da die Pfarrbezirke kleinteilig strukturiert waren.⁵⁰⁶ 1950 wurde im Erfurter Stadtbereich eine Bartning-Notkirche, die Cyriakkapelle einer evangelisch-unierten Gemeinde, gebaut, in den umliegenden Landgemeinden wurden wenige weitere Kirche neu erbaut, hier jedoch zumeist katholische Kirchen, da mit den schlesischen Flüchtlingen viele Katholiken nach Thüringen gekommen waren. So wurde 1952 in der Nähe von Erfurt die St. Marienkirche in Vieselbach gebaut [Abb. 164] sowie 1956 St. Antonius in Gispersleben eingeweiht.⁵⁰⁷ Beide Kirchenbauten schließen sich stilistisch an die Tradition der Stadt- und Landkirchen Erfurts der Vorkriegszeit an, die größtenteils als schlichte Langbauten mit Kirchturm erbaut wurden. Die Schlichtheit der Nachkriegsarchitektur hängt zum einen mit einer großen, den gesamten Bausektor betreffenden Materialknappheit zusammen, aber auch damit, dass der „Neubau von Kirchen als im öffentlichen Raum sichtbarer Ausdruck einer lebendigen christlichen Gemeinde [...] aus staatlicher Sicht möglichst verhindert werden“ sollte.⁵⁰⁸

Bei Betrachtung der schlichten Dorfkirche St. Marien von der Westseite her fällt im Giebfeld ein Rundfenster auf, dem ein Kreuz eingelegt ist. Die mit Satteldach gedeckte Kirche verfügt an Nord- und Südseite über schlichte Längsfenster und weist in ihrer Gestaltung stilistische Ähnlichkeiten zur Erfurter Synagoge auf. Und auch die Kirche in Gispersleben zeigt, in noch reduzierterer Form, diese Merkmale: ein Rundfenster im Giebelbereich, längsrechteckige Fenster am Langhaus sowie ein hohes Giebeldach.

Otto Bartning setzte mit seinem Bau St. Johannis in Rostock von 1950 eine Entwicklung fort, die, auf Entwürfen des frühen 20. Jahrhunderts basierend, ab 1947 weiterentwickelt wurde. Der prägnante Entwurf von Giebeldach, schlichter Fassade sowie der typisierten Kombination von

⁵⁰⁴ Kurt Liebknecht auf einer Arbeitstagung mit freien Architekten 1950, zit. n.: Palutzki 2000, S. 53f.

⁵⁰⁵ Kurt Liebknecht zum Abriss des Berliner Stadtschlusses: Palutzki 2000, S. 54.

⁵⁰⁶ Liste von Sakralbauten in Erfurt, URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Sakralbauten_in_Erfurt (Zugriff 22.03.2021).

⁵⁰⁷ Die Chronik von Vieselbach, URL: <https://melchendorf.de/index.php/startseite/vieselbach.html> (Zugriff 22.03.2021). Die Chronik der Marienkirche auf der Seite der Pfarrgemeinde berichtet, ebenso ist es auf der Seite von St. Josef zu lesen, dass die Kirchen mit viel Eigenleistung errichtet wurden – das entspricht dem Konzept Bartnings, der den Kirchenbau durch eine hohe Eigenleistung der Gemeinden kostengünstiger machte. Der Hinweis, vor allem die Tatsache, dass für den Bau in Vieselbach, der ab 1946 geplant wurde, „Abbruchsteine vom Buchenwald geholt“ worden sind, zeigt die mangelnde Aufarbeitung der Nachkriegszeit: Der frühere Steinbruch Buchenwald befindet sich nur rund 12km von Vieselbach entfernt und war Teil des Konzentrationslagers Buchenwald.

⁵⁰⁸ Schädler, Verena: Beispiele katholischer Kirchenneubauten in der frühen DDR, in: Krauskopf, Kai/Lippert, Hans-Georg/Zaschke, Kerstin (Hg.): Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960, Dresden 2009. S. 279–300, S. 279.

Rundfenster im Giebelbereich und längsrechteckigen Fenstern an der Westfassade findet sich in Folge an vielen Orten auf dem Gebiet der jungen DDR, aber auch im Westen, so in Worms, Pforzheim, Gießen und an anderen Orten [Abb. 165]. Und auch wenn nicht alle Entwürfe auf dem Gebiet der DDR von Bartning gestaltet wurden, so entspricht der Typus, der sich hier finden lässt, dem Typus der Notkirche, beispielsweise in St. Benedikt in Eichenbarleben von 1953, der Marienkirche Sittichenbach von 1956 und der Christ-König-Kirche in Lobnitz (1956).⁵⁰⁹

So ordnet sich die Synagoge Erfurts als jüdisches Gotteshaus in diese Tradition mit einigen formalen Ähnlichkeiten ein. Allerdings kamen der jüdischen Gemeinde und ihren Mitgliedern selbst eine weitaus komplexere Rolle und Funktion innerhalb der DDR zu als christlichen Gemeinden. Und so, wie „die jüdische Gemeinschaft im Westen als Garant der Demokratie gegenüber dem westlichen Ausland [diente], so wurde die kleine jüdische Gemeinschaft im Osten für die Selbstrechtfertigung der DDR gegenüber der Bundesrepublik instrumentalisiert.“⁵¹⁰ Bei dem 1952 in der Tschechoslowakei durchgeführten Schauprozess gegen Mitglieder der Kommunistischen Partei waren zehn von vierzehn Angeklagten und letztlich acht der elf Hingerichteten jüdischer Herkunft, der in der Sowjetunion von Stalin betriebene Antisemitismus war Auslöser von gezielten Ausgrenzungen jüdischer Funktionäre in den Staaten des sowjetischen Einflussbereiches. Seitens der DDR wurde diese Entwicklung sorgsam beobachtet.

6.5.3 Synagoge und Volkshäuser

So war es von Bedeutung, die Architektur jüdischer Gemeinden Teil der DDR werden zu lassen und jegliche Sonderrolle zu vermeiden. Einerseits war der Neubau der Synagoge Ausweis des liberalen Umgangs mit den „Opfern des Faschismus“, was durch die Dokumentation „Der Augenzeuge“ zum Ausdruck gebracht wurde, doch zugleich musste der Sonderstatus der jüdischen Gemeinschaft aufgelöst werden. Baulich gelang dies weniger durch die Anlehnung an den Kirchenbau als vielmehr durch die Zuordnung zum Typus „Kulturhaus“. Die Erfurter Synagoge weist Ähnlichkeiten mit den zeitgleich erbauten Kulturhäusern in Kleinstädten auf, nicht nur, was ihre Entsprechung an die geforderte Rückbesinnung auf den architektonischen Traditionalismus anbelangt. Der Verbindung von Synagoge mit Gemeindehaus wird auf der Ebene der Kulturhäuser in Form einer Verbindung von Saal und Gemeinschaftshaus entsprochen. Und ebenso wie bei der Synagoge bedient das Kulturhaus die Bedürfnisse genau definierter Gruppen, seien es die Dorfbewohner oder Werktätigen von örtlichen Großbetrieben.⁵¹¹ Das Kulturhaus war ein entweder staatlich oder von Großbetrieben initiiertes Ort der kulturellen Übereinkunft, der als Teil der Alltagskultur die Gesellschaft prägen sollte und dies auch tat. Außerdem waren die Synagogen ebenso wie die Kulturhäuser zunächst architektonische Kinder

⁵⁰⁹ „Die anfangs geringen Konstruktionsmöglichkeiten für die Formgebung des Kirchenraumes durch Beschränkung auf traditionell gemauerte Wände und entsprechende Deckenausbildung schlossen in der Deutschen Demokratischen Republik Sensationen des »modernen Kirchenbaus« ebenso aus, wie sie den Architekten geziemt auf die Kunst verwiesen, nach ehernen Gesetzen form- und materialgerecht zu gestalten.“ Egon Körner, zit. n: Schädler 2009, S. 292.

⁵¹⁰ Brenner 2012, S. 176.

⁵¹¹ Berkemann, Karin: Porträt: Das Kulturhaus Zinnowitz, in: Moderne regional o.J., URL: <https://www.moderne-regional.de/tag/kulturhaus/page/2/> (Zugriff 29.06.2022).

des 19. Jahrhunderts, deren Baustil sich an den jeweils geltenden Normen und Regionalstile anpassen musste. Der Gedanke und der Ursprung des Kulturhauses liegen im Volks- und Gewerkschaftshaus des 19. Jahrhunderts. Eng mit der Entwicklung der Gewerkschaften verknüpft, „zielte die Kulturpolitik der organisierten Arbeiterbewegung [...] auf vollkommen neue Formen des Zusammenlebens ab [...]“⁵¹² Abhängig von der Größe der Stadt oder des errichtenden Werks war auch die Größe des dazugehörenden Kulturhauses. So bildete sich in den frühen 1950er-Jahren neben dem Format des Kulturhauses als Großbau, bspw. Kulturhaus Maxhütte in Unterwellenborn (1952–55), Kulturpalast „Wilhelm Pieck“ in Bitterfeld (1952–54), Kulturhaus AMO Magdeburg (1950–51), auch das Kulturhaus der Kleinstädte aus.

Die in kleineren Gemeinden erbauten Kulturhäuser dieser Zeit, etwa in Bandelin im Landkreis Vorpommern-Greifswald von 1953 [Abb. 166], das Kulturhaus in Großhennersdorf im Landkreis Görlitz Anfang der 1950er-Jahre [Abb. 167], das Kulturhaus in Obhausen von 1950 [Abb. 168] oder in Lebus, ebenfalls Anfang der 1950er-Jahre, weisen allesamt die Zweiteiligkeit der Gebäudeelemente auf, die rechtwinklig aneinandergesetzt sind. Diese beiden Gebäudeteile sind nach Funktionen getrennt, nach Versammlungshalle und Bereichen mit Küchen, Bibliotheken oder Schulungsräumen. Hier besteht Übereinstimmung mit dem jüdischen Gemeindezentrum in Erfurt, bei dem die Trennung der Funktionen durch die rechtwinklige Anlage gegeben ist.

Die Baukonzeption dieser Kulturhäuser war seit einem Programm 1949 durch ein „regionalplanerisches Konzept“ festgelegt und somit sowohl inhaltlich als auch architektonisch kontrolliert.⁵¹³ Und auch bei der Umsetzung der mit sozialistischem Ideal verbundenen Architektur gab es Auseinandersetzungen „um angemessene gegenständliche Manifestationen und Repräsentationen der neuen Gesellschaft.“⁵¹⁴ So leuchtet es ein, dass ein Synagogenentwurf Nöckels mit Zentralbau und Kuppel in einer stilistischen Orientierungsphase der DDR, in der doch die „Kuppel des Volks- und Festhauses [...] als Symbol der Einheit und des ‚Wir‘-Wollens“⁵¹⁵ eine Gemeinschaft von Arbeitern und Bauern bekrönen sollte, nicht möglich war.⁵¹⁶ Vielmehr sollte der Bau der jüdischen Gemeinde in die Architektur der sozialistischen Gemeinschaft eingegliedert werden. Dort, wo organisierte kulturelle Betätigungen grundsätzlich nicht in „Gaststätten, Wohnungen und Kirchen und innerhalb eingetragener Vereine“⁵¹⁷ möglich war, mussten neue, kontrollierbare Orte gefunden werden. Und so, wie ein individueller Sonderbau nicht mehr möglich war, musste auf ein „serielle[s] Typenprodukt mit örtlichen Anpassungsvarianten“⁵¹⁸ zurückgegriffen werden. Als Präsident der Deutschen Bauakademie propagierte Kurt Liebkecht den seriellen Typenbau und hielt den Wunsch von Architekten nach Originalität für einen Ausdruck kapitalistischen Konkurrenzkampfes:

⁵¹² Hain, Simone: Die Salons der Sozialisten. Geschichte und Gestalt der Kulturhäuser in der DDR, in: Simone Hain/Stephan Stroux: Die Salons der Sozialisten, Berlin 1996, S. 89–149. S. 90.

⁵¹³ Hain/Schroeter/Stroux 1996, S. 121

⁵¹⁴ Ebda., S. 122.

⁵¹⁵ Stadtbürgermeister von Friedrichshain Gustaf-Adolf Werner, zitiert nach: Hain/Schroeter/Stroux Salons 1996, S. 109.

⁵¹⁶ Vgl. auch Flierl, Bruno: Das Kulturhaus in der DDR, in: Gabi Dolff-Bonekämper/Hiltrud Kier (Hg.): Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert, München/Berlin 1996, S. 151–170.

⁵¹⁷ Flierl 1996, S. 111.

⁵¹⁸ Ebda.

Allerdings schrecken die Architekten oft davor zurück, das von einem anderen Aufgenommene aufzugreifen, da sie befürchten, eines Plagiats beschuldigt zu werden. Diese Einstellung ist begründet in individualistischen Hemmungen unserer Architekten, die nach besonderer [...] künstlicher Originalität streben und dabei vergessen, daß sie ja nicht für sich bauen, sondern für die Gesellschaft.⁵¹⁹

Die Eingliederung der wenigen überlebenden Jüdinnen und Juden in der DDR in das Konzept der Faschismusopfer und in die sozialistische Gesellschaft – in der sie aus Gründen der Staatsrepräsentation in Konkurrenz zur als weiterhin nationalsozialistisch belastet definierten BRD als Gruppe notwendig waren – wurde mit dem Bau in Erfurt realisiert. Zugleich sollte die Architektur im erzieherischen Sinn auf die jüdische Gemeinde zurückwirken, wenn in Gestalt der Synagoge die Gleichheit zu den Kulturhäusern beschworen wurde: Architektur als pädagogisches Instrument und Erziehungssystem, um „die angestrebte sozialistische Umgestaltung der Lebensverhältnisse bewirken zu können.“⁵²⁰

7 Das Jüdische Gemeindehaus in Chemnitz (1961): *Kein weiterer Bedarf*

Als der nächste Synagogenneubau in Ostdeutschland geplant wird, hat die DDR auch architektonisch-stilistisch ihre Sprache gefunden. So wurde in Chemnitz ein Neubau ab 1957 geplant, als Architekt wurde vonseiten der Jüdischen Gemeinde ein zu diesem Zeitpunkt sehr erfahrener Chemnitzer Architekt ausgewählt und beauftragt: Karl Gerlach. Dies ist neben der Tatsache, dass ein jüdisches Gemeindezentrum gebaut wird, insofern interessant, da es nur noch wenige Bauaufträge für freie Architekten in der DDR gab. Gerlach war bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Bauten der Jüdischen Gemeinde in Chemnitz beteiligt. Bauaufträge durch die Sowjetische Armee schon im Jahre 1945 sprechen dafür, dass er nationalsozialistisch unbelastet gewesen zu sein scheint. Zum Zeitpunkt der Weihe des Jüdischen Gemeindehauses war Gerlach 71 Jahre alt, der Synagogenbau gehört somit zu seinen späten Bauten.⁵²¹ Gerlach verstarb 1970. Inwieweit er in ein Architektur-Kollektiv eingebunden war, ist unbekannt.

Nach Chemnitz konnten im Mai 1945, nach der Befreiung durch die Sowjetische Armee, rund 60 jüdische Chemnitzer zurückkehren. Ebenso wie andernorts im sowjetischen Verwaltungsbereich wurden sie zu den Opfern des Faschismus gezählt.⁵²² Wie am Beispiel Erfurts aufgezeigt wurde, gehörte damit die jüdische Bevölkerung der DDR zu einem weiteren Erzählstrang der umgebenden Mehrheitsgesellschaft, dem sie sich auch baulich unterordnen und

⁵¹⁹ Liebknecht, Kurt: Fragen der Deutschen Architektur, in: Fragen der deutschen Architektur und des Städtebaus. Referate gehalten anlässlich des ersten Deutschen Architektenkongresses in Berlin, Dezember 1951, hg. von der Deutschen Bauakademie, Berlin 1952, 7–49, S. 16f.

⁵²⁰ Lippert, Hans-Georg: Klassisches Erbe. Zum Begriff der Nationalen Tradition in der frühen DDR, in: Krauskopf/Lippert/Zaschke (Hg.): Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960. Dresden 2009, S. 327–357, S. 339.

⁵²¹ Ausführer Betrieb war Hugo Duderstädt Nachf., Baugeschäft Lessingplatz 16, Karl-Marx-Stadt, vgl. Bauantrag, Unterlagen Stadtarchiv Chemnitz: (Bestand A 0309 Rat der Stadt bis 1990/Stadtbauamt, u.a.) BA 7260, B4.

⁵²² Rotstein, Siegmund: Die Jüdische Gemeinde Chemnitz/Karl-Marx-Stadt. Der steinige Weg des Neubeginns, in: Jürgen Nitsche/Ruth Röcher (Hg.): Juden in Chemnitz. Die Geschichte der Gemeinde und ihrer Mitglieder, Dresden 2002, S. 161–169, S. 161.

anschließen musste. Unter Leitung Siegbert Fechenbachs gründete sich die Chemnitzer Jüdische Gemeinde neu⁵²³, die Gemeinde „war eine neue Gemeinde. Aber es wurde an die alte, die zerstörte Gemeinde angeknüpft.“⁵²⁴ Die jüdische Gemeinde Chemnitz/Karl-Marx-Stadt⁵²⁵ war neben Leipzig und Dresden eine der wenigen Gemeinden des früheren Landesverbandes Sachsen, die nach dem Holocaust stark genug war, sich neu zu gründen, und die in der Nachkriegszeit über Gotteshäuser verfügte.⁵²⁶

Das 1961 eingeweihte jüdische Gemeindehaus in Chemnitz wurde im Jahr 2000 für einen Neubau der stark gewachsenen jüdischen Gemeinde abgerissen. Vor dem Zuzug jüdischer Neubürger aus der ehemaligen Sowjetunion zählte die Nachkriegsgemeinde 1989 nur noch 12 Mitglieder.⁵²⁷

Chemnitz hatte mit seinem am 22. Oktober 1961 geweihten Jüdischen Gemeindehaus den zweiten, neu erbauten Sakralbau einer jüdischen Gemeinde [Abb. 169]. Über den Bau ist wenig bekannt, als eigenständiger Bau einer Jüdischen Gemeinde der DDR ist er bislang in den Bearbeitungen der Synagogenarchitektur nicht aufgetaucht. Auch wenn es sich um einen Betsaal in einem Gemeindehaus mit Wohneinheiten handelte, steht er in Bezug auf das Bauvolumen bundesrepublikanischen Gebäuden in nichts nach. Die Planungsphase begann 1952 und zog sich bis zur Weihe neun Jahre hin. Zu Beginn galt es die Grundstücksfrage zu klären. Hierbei wurde über mögliche Standorte mit der Stadt verhandelt, da im Rahmen von Rückgabeverfahren die jüdische Gemeinde ehemalige Grundstücke, die Hohe Straße 9 und den Stephanplatz 3, zurückerhalten hatte. Stephanplatz 3 war der Ort der zerstörten Synagoge von Wenzel Bürger (1869–1946), 1899 geweiht.⁵²⁸ Dieses repräsentativ in der Innenstadt gelegene Grundstück sowie das daran angrenzende Grundstück des ehemaligen Israelitischen Gemeindeamtes waren der Gemeinde, da die Aufgabe der Grundstücke Zwangsverkäufe und Enteignungen der 1940er-Jahre gewesen waren, zurückerstattet worden.⁵²⁹ Die Stadt hatte aufgrund der prominenten Lage in der Stadtmitte großes Interesse an diesen Grundstücken. Denn das Stadtzentrum nahm gemäß der „Sechzehn Grundsätze des Städtebaues“ vom 27. Juli 1950 des Ministerrates der DDR eine besondere städteplanerische Bedeutung ein. Einer zentralistischen Auffassung entsprechend war das „Zentrum der Stadt [...] der politische Mittelpunkt für das Leben seiner Bevölkerung. Im Zentrum der Stadt liegen die wichtigsten politischen administrativen und kulturellen Stätten.“⁵³⁰ Religiöse kulturelle Stätten gehörten nicht dazu. So konnte die Stadt 1957

⁵²³ Ebd., S. 162 sowie: Rotstein, Siegmund/Richter, Gert: Jüdische Gemeinde und Kultur in Chemnitz nach 1945. Jüdische Gemeinde und ihr Wirken für die Synagoge, in: Neue Synagoge Chemnitz. Festschrift zur Einweihung der Synagoge und des Jüdischen Gemeindezentrums Chemnitz, Chemnitz 2002, S. 45–55, S. 48.

⁵²⁴ Rotstein 2002, S. 162.

⁵²⁵ In Folge Chemnitz genannt.

⁵²⁶ In Leipzig war die orthodoxe Synagoge, die Brodyer Synagoge, erhalten geblieben und konnte nach Wiederherstellungen wieder genutzt werden, in Dresden gab es das umgebaute und umfunktionierte *Tahara*-Haus in der Fiedlerstraße.

⁵²⁷ Seifert, Peter: Geleitwort, in: Nitsche/Röcher 2002, S. 9.

⁵²⁸ Das Grundstück war seit 1896 im Besitz der Jüdischen Gemeinde Chemnitz gewesen: Pfalzer, Stephan: Entstehung und Entwicklung der Chemnitzer Jüdischen Gemeinde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in: Nitsche/Röcher 2002, S. 13–21, S. 19.

⁵²⁹ Spurensuche: Jüdische Mitbürger in Chemnitz. Stätten ihres Lebens und Wirkens, Orte der Erinnerung. Hrsg. v. Stadtarchiv Chemnitz. O.O. u.J. (Chemnitz 1999), S. 25–28 sowie S. 72.

⁵³⁰ Die sechzehn Grundsätze des Stadtbaus. Zit. n. Schätzke, Andreas: Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945–1955 (Bauwelt Fundamente 95), Wiesbaden 1991, S. 41.

schließlich die Grundstücke gegen ein Grundstück in der Stollberger Straße tauschen.⁵³¹ Es findet sich eine Aktennotiz der Chefarchitekten-Stadtplanung vom 07.02.1957, in der es heißt, dass Manfred Kleinberg, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, am 06.02.1957 persönlich mitgeteilt hat, dass die Gemeinde sich für das Grundstück auf der Stollberger Straße entschieden hat.⁵³²

7.1 Karl Gerlach (1890–1970)

Über Karl Gerlach ist nur wenig bekannt. Er wurde am 18.02.1890 in Kirchartdt in Baden geboren.⁵³³ Am 02.08.1924 zog Gerlach mit seiner Frau Agnes Martha Almut, geborene Wenzel (09.10.1876 in Illmenau in Thüringen), von Reichenbach im Vogtland nach Chemnitz. Gerlach war, wie seine Ehefrau, evangelisch. Der Umzug kann darin begründet gewesen sein, dass Gerlach seit November 1924⁵³⁴ für das Architekturbüro Naumann & Kalitzki gearbeitet hat, nach Auflösung des Büros war Gerlach, von 1927 bis 1929, „engster Mitarbeiter“⁵³⁵ Bruno Kalitzkis.⁵³⁶ Kalitzki war jüdischen Glaubens und errichtete bis in 1930er-Jahre einige Gebäude für die Jüdische Gemeinde Chemnitz,⁵³⁷ Karl Gerlach soll in dieser Zeit der Zusammenarbeit an Umbauten für das *Tahara*-Haus in Chemnitz beteiligt gewesen sein.⁵³⁸ In diese Zeit fällt auch der Bau für die Landeskirchliche Gemeinschaft Chemnitz, das 1927 erbaute Gemeinschaftshaus Lutherplatz mit 1000 Sitzplätzen wurde aufgrund seiner Raumgröße zum landeskirchlichen Zentrum in Sachsen. Auf der Homepage wird Karl Gerlach als Architekt benannt⁵³⁹; als Mitarbeiter Kalitzkis wird er hier in Assistenz gearbeitet haben, denn an anderer Stelle wird Kalitzki als Architekt benannt.⁵⁴⁰ Durch die Zusammenarbeit mit Kalitzki war Gerlach mit der Jüdischen Gemeinde bekannt, zu deren Vorsitz 1938 auch Alfred Kalitzki, der Bruder des Architekten, gehörte. Gerlach wurde 1938, nach der Pogromnacht, mit der Herrichtung eines Gebäudes für die Jüdische Gemeinde mit Räumen für Unterricht und Gottesdienst beauftragt.⁵⁴¹ Nachdem ein für den Umbau geplantes Gebäude zu baufällig war, wurde Gerlach mit dem Neubau einer – wie er schilderte – Synagoge beauftragt.⁵⁴² Hierbei handelte es sich um einen Mehrzweckraum für rund 100 Personen für Gottesdienst und Schulunterricht.

⁵³¹ Spurensuche 1999, S. 72; auch StaCh, BA 7260/11845, B62.

⁵³² StaCh, BA 7260/11845, B62.

⁵³³ Auszug Melderegister Stadtarchiv Chemnitz.

⁵³⁴ Nitsche, Jürgen: Wahrheit, Gerechtigkeit, Wohltätigkeit, Friede, in: Sebastian Liebold/Wolfgang Uhlmann (Hg.): Chemnitz. Streiflichter der Stadtgeschichte, Markleeberg 2018, S. 50–53, S. 52.

⁵³⁵ Kassner, Jens: Der Architekt Bruno Kalitzki und das Israelitische Gemeindeamt an der Hohen Strasse, in: Juden in Chemnitz 2002, S. 126–129, S. 128.

⁵³⁶ Die Nennung Karl Gerlachs in der Mitarbeiterliste, in: Neue Werkkunst: Bruno Kalitzki. Einleitung von Leo Adler, 24, Berlin/Leipzig/Wien 1929, o.S.

⁵³⁷ Ebda.

⁵³⁸ Nitsche 2018, S. 52.

⁵³⁹ Landeskirchliche Gemeinschaft Chemnitz Lutherplatz: Geschichte, 2002, URL: <https://www.lkgchemnitz.de/wer-sind-wir/geschichte> (Zugriff 29.06.2022).

⁵⁴⁰ Kassner 2002, S. 128.

⁵⁴¹ Nach eigener Aussage besitzt Jürgen Nitsche eine schriftliche Stellungnahme Karl Gerlachs zu diesem Vorgang, in welcher Gerlach beschreibt, dass der Bauauftrag für einen Synagogenneubau von der Chemnitzer Sicherheitsabteilung der SS kam, vgl. Nitsche 2018, S. 52.

⁵⁴² Nitsche 2018, S. 52f.

Karl Gerlach beendete seinen Bericht mit dem Hinweis, dass sein Architektenvertrag „vermutlich die einzige Urkunde der Welt“ gewesen wäre, „auf der der Davidstern und das Hakenkreuz nebeneinander gestempelt“ waren.⁵⁴³

Für März 1941 ist Gerlach als Architekt für Sozialen Wohnungsbau in der Nähe von Chemnitz, genauer in Glösa, verzeichnet.⁵⁴⁴ Ebenso war Gerlach bereits im Juni 1945 mit Wiederaufbauten in Chemnitz beauftragt. Hierzu gehörten das Carola-Hotel Chemnitz, in dem ein Kino für die sowjetische Besatzungsarmee eingebaut wurde⁵⁴⁵, der Gasthof Marmorpalast⁵⁴⁶ und der Einbau eines Kulturraumes in der Deutschen Handelszentrale Industrietextilien.⁵⁴⁷ Karl Gerlach wird von der Landeskirchlichen Gemeinschaft Chemnitz, für die er bereits um 1920 tätig war, als Aktivist der Nachkriegszeit benannt, der geholfen hat, das im März 1945 ausgebrannte Gemeinschaftshaus wieder aufzubauen.⁵⁴⁸ Im März 1954 wird Karl Gerlach anlässlich einer geplanten Ausstellung, „die das Nationale Komitee für den Aufbau der deutschen Hauptstadt anlässlich des deutschen Kirchentages in Leipzig [...] durchführen will“⁵⁴⁹, vom Stadtplanungsamt Chemnitz, Abteilung Wiederaufbau, angeschrieben und gebeten, Auskunft über Baumaßnahmen an kirchlichen Gebäuden zu geben. Eine Antwort Gerlachs ist nicht erhalten, jedoch wird Karl Gerlach in einem Schreiben des Stadtplanungsamtes Chemnitz an den Rat der Karl-Marx-Stadt im Mai 1953 als Architekt des „Kirchgemeindesaals für die Christuskirche, Richterweg 100“ erwähnt.⁵⁵⁰ Die dazugehörige Reichenhainer Kirche wurde ebenfalls instandgesetzt, Bauzeit des evangelischen Gemeindesaals war 1954–56.⁵⁵¹ Am 15.08.1955 heiratete Gerlach seine zweite Ehefrau Alma Rosa geb. Uhlig in Illmenau. Gerlach, der zu Beginn des Jahres 1957 als Architekt von der Jüdische Gemeinde beauftragt wurde, baute das Jüdische Gemeindehaus in der Stollberger Straße, das 1961 eingeweiht wurde. Karl Gerlach starb am 01.10.1970 in Karl-Marx-Stadt/Chemnitz.

7.2 Baubeschreibung

Im Gegensatz zur Synagoge in Erfurt, die als Synagoge geplant wurde, scheint man der jüdischen Gemeinde in Chemnitz keinen erkennbaren Sakralbau zugestanden zu haben. Das Gemeindehaus lag, von der Straße zurückgezogen, ohne jedoch versteckt gewesen zu sein, auf einem weiträumigen Grundstück mit kleiner Toreinfahrt. Auf der Fläche hatte sich zuvor das sogenannte „Guldenhaus“ befunden, ein in den 1930er-Jahren und 1945 zerstörtes städtisches Altersheim. Das Grundstück wurde erst 1957 enttrümmert.⁵⁵²

⁵⁴³ Ebda., S. 53. Eine Nachfrage bei Nitsche nach der Möglichkeit der Einsichtnahme in dieses Dokument wurde nicht beantwortet. Dem Stadtarchiv Erfurt ist eine solche Stellungnahme Gerlachs unbekannt. Telefonische Auskunft Jutta Aurich, Stadtarchiv Chemnitz, vom 12.08.2021.

⁵⁴⁴ StaCh, Nr. P02 Plan A- Planarchiv, Sig. 0220. Auszug vom 18.06.2021.

⁵⁴⁵ StaCh, Nr. P 01 Planarchiv Altbestand, 1_1024. Auszug vom 18.06.2021.

⁵⁴⁶ StaCh, A 0603 Historische Bauakten, Nr. 10521. Auszug vom 18.06.2021.

⁵⁴⁷ Für den Zeitraum 1954–1967; StaCh, A 0603 Historische Bauakten, Nr. 10553. Auszug vom 18.06.2021.

⁵⁴⁸ Landeskirchliche Gemeinschaft Chemnitz Lutherplatz: Geschichte, 2002, URL: <https://www.lkgchemnitz.de/wer-sind-wir/geschichte> (Zugriff 29.06.2022).

⁵⁴⁹ Schreiben der Abteilung Aufbau – Stadtplanung, Unterschrift i.A. Dietz (Baurat). In: StaCh BA 7260/11845, B2.

⁵⁵⁰ StCh BA 7260/11845, Bl. 10.

⁵⁵¹ 660 Jahre Reichenhain. Festschrift. Heimatverein Chemnitz-Reichenhain (Hg.), Chemnitz 2006, S. 22.

⁵⁵² Spurensuche 1999, S. 72.

Das zweigeschossige Gebäude der Jüdischen Gemeinde mit ausgebautem Spitzdach, quer zur Straße hinter einer großen Rasenfläche liegend, stellte sich als eine Mischung zwischen Wohn- und Repräsentationshaus dar. Je sieben Fenster gliederten Erdgeschoss und oberes Stockwerk in Reihen, die Fenster des Erdgeschosses waren größer als die des Obergeschosses. Das glatt verputzte Gebäude stand leicht erhöht, der Keller lag nicht vollständig unter der Erde. Das Gebäude hatte einen mit Bruchstein gemauerten Sockel. Zur Straßenseite befanden sich kleine, vergitterte Kellerfenster oberhalb des Sockels, an der Südseite war das Kellergeschoss ebenerdig und bot einen Eingang, an der Westseite – der Hofseite – war der Sockel selbst durchfenstert. Das Gebäude hatte eine Straßenfassade, die als Hauptansicht wahrgenommen wurde, und eine Hof-Fassade [Abb. 170]. Während der Straßenfassade eine Repräsentationsfunktion zukam, befand sich der Haupteingang hofseitig an der Rückseite.

Stärkstes architektonisches Dekorations- und Repräsentationsmerkmal war ein Risalit an der Straßenfassade. Mit je drei der sieben Fenster pro Etage ragte er mittig der Straßenfassade vor und schloss mit dem Giebel ab. Der Abstand zwischen den Fenstern war in diesem Bereich geringer als bei den seitlichen Mauerflächen, auch fielen die Fenster des Erd- und Obergeschosses ebenso groß aus wie die des Untergeschosses. Zwischen den Fenstern verliefen vertikale Mauerstreifen wie Pilaster, die von schmalen Querbändern, unter- und oberhalb der Fenster aufliegend, strukturiert wurden. Der Risalit war genauso verputzt wie der gesamte Bau, die Fassadengliederung bestand aus Werkstein.⁵⁵³ Oberhalb des ersten Stockwerks, unter dem Dach, verlief ebenfalls ein quer aufliegendes Mauerband, dem sich jedoch das Kranzgesims anschloss. Das Dach ragte an dieser Stelle, wie der Pilaster, leicht hervor. Der Bruchstein-Sockel war in diesem Bereich erhöht und schloss die Kellerfenster mit ein. Am ansonsten zur Straßenseite gänzlich schmuck- und dekorationsfreien Gebäude nahm der Risalit eine deutliche Dekorationsfunktion ein. Das Gebäude war zur Straßenseite 20,88 m breit und in den Hof hinein 10,04m tief.

Die Hof-Fassade war fast symmetrisch aufgebaut, im mittigen Eingangsbereich befand sich ein mit zwei Eingängen versehener Vorbau. Dieser entsprach der Lage des Risalits an der Frontseite, trat jedoch stärker hervor und war weniger breit. Die mit Rundbögen versehenen Eingangstüren führten mit dem rechten Eingang zu einem dahinter liegenden Treppenhaus und dem linken in einen kleinen Vorraum, von dem aus der Synagogenraum betreten werden konnte. Rechts und links des Risalits ist das Gebäude schlicht durchfenstert, mit größeren Fenstern im Untergeschoss (mit je 12 Segmenten unterteilt) und kleinen, in Form entsprechenden im Obergeschoss (mit je 8 Segmenten), rechterhand befanden sich schmale rechteckige Fenster, die auf der anderen Seite fehlten.

Die Eingangstüren waren mit einem halbrunden Abschluss versehen und steingerahmt, mit herausragendem Abschlussstein im Bogen. Über jedem Eingang befand sich eine Laterne. Im Obergeschoss des Vorbaus gab es zwei Fenster, die in Bezug auf die Größe denen des Untergeschosses entsprachen, durch die dahinter verlaufende Treppe jedoch im Verhältnis 1:2

⁵⁵³ Erläuterungsbericht Karl Gerlach, in: StaCh BA 7260, B6.

unterteilt waren. Sie waren mit einem kleinen schmiedeeisernen Gitter verziert. Im ersten Stock befand sich hinter den Fenstern rechts das Treppenhaus, links ein Badezimmer.

Die Giebelseiten des Hauses, Nord- und Südwand, waren im Erd- und Obergeschoss der Fensterung der Ostseite angepasst und hatten noch drei weitere kleine Fenster im Giebelfeld.

Zur Straßenseite hatte das Gemeindehaus den beschriebenen Risaliten. Im Untergeschoss befand sich hinter der betonten Dreierreihe der Fenster das Sitzungszimmer und nicht, wie anzunehmen wäre, der Betsaal. Im Ersten Stock des straßenseitigen Fassadenrisalits waren die Fenster mit den gleichen kleinen Fenstergittern versehen wie auf der Hofseite.

Die Fenster des Risalits selbst waren im Untergeschoss teilweise mit hellem Buntglas gefüllt, während die Fenster des Betsaales mit Weißglas gefüllt waren. Im Obergeschoss lagen rechts hinter den betonten, aber farblosen Risalitfenstern ein Zimmer (nicht das Wohnzimmer) sowie auf der anderen, linken Seite ein Wohnzimmer, in dem es ein Risalitfenster und ein einfaches Fenster gab.

Das Gebäude war unterkellert, die südliche Kellerseite war ebenerdig, sodass ein Teil des Untergeschosses als Garage genutzt werden konnte. An den Keller angebaut war ein Raum, der im Hof mit einem kleinen Fenster herausragte und auf den Plänen als „Bunker“ beschriftet ist. Im Hof stand ein kleines, nicht unterkellertes Garagengebäude. Zwischen Gebäude und Dach war ein Gesims, das Satteldach war mit kleinen Fenstergauben versehen. Es gibt Baupläne mit leichten Veränderungen, die die Raumaufteilung im Dachgeschoss oder die technische Ausrüstung des Gebäudes⁵⁵⁴, betreffen, nicht jedoch den Raumzuschnitt des Betsaales.

Das Erdgeschoss durch die Eingangstür betretend gelangte man in den Flur, der mit Garderobe und Zugängen zu den Toiletten ein Foyer bildete [Abb. 173]. Zugleich öffnete sich das Foyer in einen Flur, der zum Betsaal führte, der – wie beschrieben – auch durch einen gesonderten Eingang verfügte. Der Betsaal mit einer Größe von 60,56m² bot Sitzplatz für rund 72 Personen, ohne feste Bestuhlung. Der Saal, der zugleich als Gemeindesaal fungierte, war geostet, der Toraschrein lag zur Straßenseite und befand sich hier zwischen zwei Fenstern. Freiliegende Betonbinder unter der Decke unterteilten den Raum in drei Bereiche, ein Bereich war der des Toraschreins und des Lesepultes, das vor dem Toraschrein platziert war. Der Schrein war ein schlichter Holzschrein, mit Vorhängen verschlossen und von einem schlichten, flachen Spitzdach bedeckt. Die Raumaußenwand zur Nordseite war ebenfalls mit zwei Fenstern bestückt. Außer dem Betsaal befand sich im Erdgeschoss ein Sitzungszimmer mit 25,3m². Das Sitzungszimmer war vom Betraum mit einer hölzernen Falttür getrennt, die sich nach Bedarf öffnen ließ, sodass eine Raumgröße von rund 86m² zur Verfügung stand [Abb. 174, 175]. Das Sitzungszimmer lag hinter dem Risalit der Fassade. Der Boden war in beiden Räumen mit dunklem Parkett ausgelegt. Zwei Büros und eine Teeküche befanden sich ebenfalls im Erdgeschoss. Aus dem Grundrissplan geht hervor, dass im Erdgeschoss einige Wände nicht tragend waren und nach Bedarf – wie später verdeutlicht wird – zu entfernen gewesen wären. Im ersten Obergeschoss befanden sich zwei Wohnungen, im Dachgeschoss weitere Schlafzimmer [Abb. 176].

⁵⁵⁴ Grundrisspläne, datiert vom 15. Jan. 1960 und 20.09.1960, in: Archiv Jüd. Gemeinde Chemnitz.

7.3 Planungsphase von Gemeindehaus und Synagoge

Baubeginn des Jüdischen Gemeindehauses war der 04.10.1957.⁵⁵⁵ Erst am 22.10.1961 konnte der Bau geweiht werden und die Zeit der baulichen Provisorien war vorüber.⁵⁵⁶ „Jedes Jahr wurde ein Bauabschnitt durchgeführt“,⁵⁵⁷ ein Grund dafür lag in der schwierigen Materialbeschaffung.⁵⁵⁸ Ursprünglich gab es Pläne, neben dem Gemeindehaus auch eine dazugehörige Synagoge zu bauen. Das bis 1961 erbaute Gemeindehaus sollte so lange eine Stellvertreterfunktion innehaben, bis die eigentliche Synagoge erbaut worden wäre. In einer Randnotiz ist davon zu lesen, denn die „Grundfläche der neuen Synagoge wird voraussichtlich etwa 2/3 der alten Synagoge (rd. 56,00 x 22,00 m) betragen. Bis zur Erstellung der Synagoge ist ein Bethaus vorgesehen [...]“⁵⁵⁹ Im Erdgeschoss des Gemeindehauses waren ein Betsaal und Verwaltungsräume geplant, beide sollten nach Fertigstellung der Synagoge zu einem Wohnbereich umgestaltet werden:

Das gesamte Erdgeschoß soll nach Errichtung der Synagoge zu 1 Zwei- und 1 Dreiraumwohnung umgestaltet werden. Aus diesem Grunde soll das Erdgeschoß so geplant werden, daß der spätere Einbau der Wohnungen ohne Schwierigkeiten erfolgen kann.⁵⁶⁰

Im selben Schreiben heißt es, dass die Lizenz zur Errichtung „bereits durch den Stellv.Ministerpräsidenten[sic] Dr. Nuschke für die Errichtung des geplanten Bethauses erteilt sei und mit dem Bau je nach den Witterungsverhältnissen sofort begonnen werden soll“⁵⁶¹. Ergänzend zu dieser Aktennotiz gibt es ein Schreiben der Wohnungs- und Grundstücksverwaltung vom 04.03.1957 an den Rat der Stadt, dass die Jüdische Gemeinde das Grundstück in der Stollberger Straße in zwei Parzellen teilen möchte.⁵⁶² Hierfür legt Gerlach am 13.03.1957 einen Entwurf vor:

Der von der Jüd. Gemeinde beauftragte Projektant, Herr Arch. Gerlach, legte am 13.3. einen Entwurf für das [...] geplante Versammlungsgebäude mit Wohnungen und Garagen der Jüdischen Gemeinde [...] vor. Bevor zu dem Projekt Stellung genommen werden kann, ist die Erarbeitung des Teilbebauungsplanentwurfes [...] erforderlich, da auch die Einordnung der Synagoge dabei berücksichtigt werden muß. [...] Herr Arch. Gerlach hat weiterhin am 14.3. durch Fernsprecher davon Kenntnis gegeben, daß auf Wunsch der Jüd. Gemeinde auf die Heranziehung eines Teiles vom Flurstück 1893 [...] Abstand genommen werden und für das Projekt Synagoge und Versammlungsgebäude lediglich das Flurstück 2357 Verwendung finden soll.⁵⁶³

⁵⁵⁵ StaCh BA 7260, B89.

⁵⁵⁶ Diamant, Adolf: Chronik der Juden in Chemnitz, heute Karl-Marx-Stadt: Aufstieg und Untergang einer jüdischen Gemeinde in Sachsen, Frankfurt/Main 1970, S. 152.

⁵⁵⁷ Ebda., S. 157.

⁵⁵⁸ Schreiben Karl Gerlachs an den Rat des Stadtbezirkes IV vom 27.12.1959: „Da die Holzbauwerke derart geringe Mengen Binder nicht liefern, lag die Notwendigkeit vor, einen passenden Binder bei der BHG Almittelweida zu beschaffen, der allerdings nicht zur Gebäudetiefe des vorhandenen Nebengebäudes passt.“ In: StaCh BA 7260, B99.

⁵⁵⁹ Aktennotiz Chefarchitekt-Stadtplanung vom 07.02.1957, in: StaCh BA 11845, B62.

⁵⁶⁰ Ebda., b[sic]62.

⁵⁶¹ Aktennotiz Chefarchitekt-Stadtplanung vom 07.02.1957, in: StaCh BA 11845, B62.

⁵⁶² Schreiben der Wohnungs- und Grundstücksverwaltung des Rates der Stadt Karl-Marx-Stadt vom 04.03.1957 an den Rat der Stadt / Chefarchitekt-Stadtplanung, in: StaCh BA 11845, B64.

⁵⁶³ StaCh BA 11845, B65.

Die Planung scheint gesichert gewesen zu sein, denn Gerlach beschreibt in seinem Erläuterungsbericht, in welchem Standort, äußere Gestaltung des Gemeindehauses, Fassadenausführung u.a. aufgelistet werden,⁵⁶⁴ dass die „Straßeneinfriedung [...] zunächst vor dem Grundstück des eigentlichen Gemeindehauses ausgeführt [wird], während vor dem Synagogen-Teilgrundstück zunächst nichts geschehen soll.“⁵⁶⁵

Ausgearbeitete Pläne für die Synagoge sind nicht (mehr) vorhanden, im Stadtarchiv Chemnitz findet sich lediglich ein „Teilbebauungsplan Stollberger Strasse“, der die Teilung der Parzelle 2357 zeigt [Abb. 171].⁵⁶⁶ Hier sieht man zwei Satteldach gedeckte Bauten, die getrennt voneinander auf dem Grundstück angeordnet wurden. Der Grundstückverlauf ist zur Kenntlichmachung eingefärbt und deutlich zu erkennen, sodass ausgeschlossen werden kann, dass es sich um eine Nachbarbebauung handeln könnte. Diese beiden Gebäude stehen im rechten Winkel zueinander und sind mit einem Weg oder, da als bauliches Element in den Plan eingezeichnet, einem Gang miteinander verbunden. Ein Gebäude, das in seiner gezeichneten Position dem erbauten Gemeindehaus entspricht – und dessen Dach in einem kräftigeren Rotton eingefärbt ist als das des zweiten Gebäudes –, liegt mit der Firstrichtung parallel zum Verlauf der Straße. Das zweite Gebäude hätte mit seiner Firstrichtung den im Bebauungsplan gezeichneten Nachbargebäuden entsprochen, die Giebelseite wäre geostet gewesen. Dieser Ostung entspricht der im Gemeindehaus erbaute Betsaal, sodass davon auszugehen ist, dass das zweite eingezeichnete Gebäude für die Synagoge vorgesehen war. Dieses Gebäude wäre größer geworden als das Gemeindehaus. Unter diesem Plan vom 20.03.1957 steht mit der Unterschrift des Gemeindevorsitzenden Hans Kleinberg und Datum vom 29.03.1957:

Mit der aus diesem Lageplan ersichtlichen Stellung des Gemeindehauses und der Synagoge erklären wir uns einverstanden.⁵⁶⁷

In keiner Publikation ist bislang die Rede von einem geplanten Synagogenneubau.⁵⁶⁸ Lediglich im Heft „Spurensuche“ von 1999 findet sich ein Hinweis darauf, dass es Verhandlungen „mit der Stadt zum Wiederaufbau einer Synagoge am Stephanplatz“⁵⁶⁹ gegeben hat. Im Jahre 1958 konstatierte Hans Kleinberg: „Wir sind eine kleine Kille (die aschkenasische Form des Wortes ‚Kehilah‘ – Gemeinde) [Erläuterung im Original] von 30 Menschen und bauen jetzt ein neues Gemeindehaus.“⁵⁷⁰ Diese Gemeindegroße könnte ein Grund dafür gewesen sein, dass von einem weiteren Neubau abgesehen wurde, nachdem sich die Gemeindegroße verfestigt hatte.

Die Phase von 1955–61 wird im Rahmen der Klassifizierung einer architektonischen Baugeschichte der DDR auch Zeit des „Sieg[es] der sozialistischen Produktionsverhältnisse“⁵⁷¹ genannt, was die schwierigen Materialbeschaffungen impliziert. Die nach dem Tod Stalins begonnene Kehrtwende, die sich auch architektonisch niederschlug, da es eine Abwendung der

⁵⁶⁴ Ebda., B6.

⁵⁶⁵ Ebda.

⁵⁶⁶ StaCh Akten BA 7260/11845, B66.

⁵⁶⁷ StaCh Akten BA 7260/11845, B66.

⁵⁶⁸ Vgl. Diamant 1970, Juden in Chemnitz 2002, Neue Synagoge Chemnitz 2002.

⁵⁶⁹ Spurensuche 1999, S. 15.

⁵⁷⁰ Hans Kleinberg, zit.n. Spurensuche 1999, S. 72.

⁵⁷¹ Schätzke 1991, S. 11.

skulpturalen Dekoration von Architektur, des traditionalistischen Historismus, bedeutete, schlug sich auch in baupragmatischen Lösungen nieder. Der Anspruch „einer zugleich ‚sozialistischen‘ und ‚nationalen Architektur‘ [...], richtete sich nach außen, besonders aber nach innen. Es sollte zur Stiftung nationaler Identität [...]“⁵⁷² beitragen. Der besonderen Bedeutung von Architektur konnte die Sakralarchitektur in dieser Bauphase nicht nachkommen, da sie nicht Teil des sozialistischen Gesellschaftsbildes war. So mussten die wenigen sakralen Neubauten zwar im favorisierten Architekturstil gebaut werden, eine besondere – vor allem finanzielle – Förderung gehörte jedoch nicht dazu. Eine Auflistung der Abteilung Aufbau/Stadtplanung Karl-Marx-Stadt im Rahmen einer Ausstellung, anlässlich des Kirchentages in Leipzig vom Mai 1954, zählt 23 Baumaßnahmen auf, die seit 1945 an kirchlichen Gebäuden durchgeführt wurden.⁵⁷³ Hierbei handelte es sich sowohl um Instandsetzungsarbeiten als auch um Wiederaufbauten. Eine in Helbersdorf erbaute Kapelle, die Heilig-Geist-Kapelle der damaligen St. Nikolai-Thomas-Gemeinde⁵⁷⁴, wurde lediglich als „Kirchlicher Versammlungsraum“ betitelt. Bei nur zwei von insgesamt 23 Bauvorgängen wurde ein städtischer bzw. staatlicher Zuschuss vermerkt. So können auch finanzielle Aspekte ein Grund für den Verzicht auf einen Synagogenbau gewesen sein. Ein Schreiben der Stadtplanung vom 14.03.1957, das sich auf ein Projekt „Synagoge“⁵⁷⁵ bezieht, spricht die Einordnung der Synagoge in den Bebauungsplan an. Hier wird der Verzicht der Gemeinde auf Mitnutzung eines Nachbargrundstückes festgehalten:

Die Frage der Mitinanspruchnahme eines Teiles vom Flurstück 1898 ist insofern von Bedeutung, als damit der wertmäßige Ausgleich [...] der beiden jüdischen Flurstücke [...] östlich vom Stephanplatz erfolgen soll. Bei Verzicht auf diese Teilfläche [...] wird ein Teilausgleich in Geld erfolgen müssen. Ob dies praktisch durchführbar ist, kann von hier aus nicht beurteilt werden.⁵⁷⁶

Es ist unklar, ob die Gemeinde selbst auf den Synagogenbau verzichtet hat, ob es ihr nahegelegt wurde oder ob dem eine Kombination aus schwieriger Baumateriallage, geringer Gemeindegröße und mangelnde Finanzierungsmöglichkeiten zugrunde lag. Auch das Alter des Architekten, der zum Zeitpunkt der Weihe 71 Jahre alt war, kann eine Rolle dabei gespielt haben, dass das Bauvorhaben nicht stringenter verfolgt wurde.

7. 4 Einordnung

Im Erläuterungsbericht des Architekten Gerlach zum Neubau des Gemeindehauses steht, dass sich die äußere Gestaltung „nach den umliegenden geplanten Wohnhausbauten der Arbeiterwohnhausgenossenschaft zu richten“⁵⁷⁷ hat. Da dieses Gemeindehaus ursprünglich auf langfristige Sicht ein reines Wohnhaus werden sollte, verwundert es nicht, dass es nicht deutlich

⁵⁷² Schätzke 1991, S. 75.

⁵⁷³ StaCh, BA 11845, B2; B3 und b3

⁵⁷⁴ Heute zur Bonhoeffer-Gemeinde gehörend.

⁵⁷⁵ StaCh, BA 7260, B65.

⁵⁷⁶ StaCh, B65 und b65.

⁵⁷⁷ StaCh BA 7260, B6.

sakraler gestaltet wurde. Der im Haus untergebrachte Betsaal, der nach Errichtung der eigentlichen Synagoge zurückgebaut werden sollte, war multifunktional angelegt. Seine rituell notwendige Ostung erforderte die Grundfläche der gesamten Tiefe, die jedoch der Außengestaltung mit Mittelrisalit entgegenstand. So ist der Betsaal von außen nicht erkennbar gewesen und die Würdeformel der Fassadengestaltung entsprach nicht dem inneren Aufbau im Sinne einer jüdisch-rituellen Notwendigkeit: Hinter dem herausgehobenen Mittelteil lag im Erdgeschoss das Sitzungszimmer. Im Sinne einer sozialen Gemeinschaft innerhalb der DDR – wie sie im Zusammenhang mit den Volkshäusern angesprochen wurde – wurde die Bedeutsamkeit allerdings passend dargestellt. Der Betsaal konnte durch eine Falttür überdeckt erweitert werden, sodass das Sitzungszimmer Teil des Betsaales werden konnte. Eine sakrale Kennzeichnung des Gebäudes mittels farbiger Glasfenster stand jedoch nur dem Erweiterungsraum, dem Sitzungszimmer, zur Verfügung. Dass der eigentliche Betsaal zurückgebaut werden sollte, zeigt auch der schlichte Toraschrein, der ohne weitere Einbauten vor der Ostwand des Raumes als Möbel stand.

Bruno Kalitzki, Gerlachs Arbeitgeber der Vorkriegszeit, war 1933 für die Jüdische Gemeinde Chemnitz ein letztes Mal tätig. Er richtete ein jüdisches Zentrum in der Hohe Straße 9 ein, das im Januar 1934 fertiggestellt wurde.⁵⁷⁸ Hier, wo sich das Jüdische Gemeindeamt befand, das erst im Zeitraum zwischen 1952 und 1954 abgerissen wurde⁵⁷⁹, wurde ein Logenheim eingerichtet, in dem eine Bibliothek, ein Kindergarten, ein Jugendheim und ein Logensaal untergebracht waren.⁵⁸⁰ Der Logensaal war ein Saal überdeckt, der geteilt werden konnte, sodass bei kleineren Personengruppen zwei Räume zu Verfügung standen. Auf die gleiche Art konzipierte Gerlach seinen Betsaal im Jüdischen Gemeindezentrum der Nachkriegszeit.

Eine vergleichbare Lösung des erweiterbaren Betsaals findet sich im deutschen Synagogenbau des bearbeiteten Zeitraums lediglich bei der 1965 von Alfred Staral erbauten und später abgerissenen Synagoge in Kassel.

Eine eindeutig Gerlach zuzuordnende Architektur – abgesehen vom Jüdischen Gemeindehaus – gibt es nicht; vielfach war er in der Vorkriegszeit entweder an der Architektur Kalitzkis und in der Nachkriegszeit an Um- bzw. Wiederaufbauten beteiligt. Eine Aufarbeitung seiner Arbeiten liegt nicht vor. Die den Akten zu entnehmende Planung einer Synagoge, zu der es lediglich einen Teilbebauungsplan des Stadtviertels gibt, zeigt einen längsrechteckigen Bau mit Satteldach. Es kann davon ausgegangen werden, dass die einzige Synagoge in Chemnitz und der weiteren Umgebung somit dem Typus der Hausarchitektur entsprochen hätte. Wenn auch beide Bau-Elemente mit Abstand zueinander gestanden hätten, hätte der Ensemble-Charakter der gängigen Lösung sakraler Bauten der Architekturentwicklung der DDR dieser Zeit entsprochen. Eine sakrale Hausarchitektur, die im rechten Winkel zum Gemeindezentrum steht, entspricht der Erfurter Synagoge. In Erfurt, ebenso wie bei den bereits besprochenen Volkshäusern, sind beide Elemente allerdings miteinander verbunden. Gerlachs Synagoge wäre,

⁵⁷⁸ Kassner 2002, S. 129.

⁵⁷⁹ Ebda. Dass dieses Gebäude nicht von vornherein als Betsaal und Synagoge in Betracht gezogen wurde, sondern im Planungszeitraum einer neuen Synagoge abgerissen wurde, spricht für die Tatsache, dass ein repräsentativeres Gotteshaus in Planung war.

⁵⁸⁰ Jüdisches Gemeindeblatt für Mittelsachsen (Jüdische Zeitung für Mittelsachsen), Bd. 4, Nr. 2, 31.02.1934.

denn das Gemeindehaus wurde ja zunächst vorläufig bis zum Bau der Synagoge gebaut, zeit- und regionaltypisch unauffällig errichtet worden. Ein Blick auf die zeitgleich errichteten Synagogen im Westen – Essen (1959), Berlin (1959), Münster (1961), Paderborn (1959), Bremen (1961) [Abb. 15–21] – zeigt, wie heterogen die Architektur zu diesem Zeitpunkt war. Gerlachs Bau ließe sich mit den frühen Synagogen des Westens vergleichen, doch auch hier zeigt bereits Gerle mit seiner 1953–55 erbauten Synagoge in Recklinghausen [Abb. 4] und einer Orientierung an der Architektur der 1920er-Jahre eine modernere Formensprache als Gerlach 1961. Die Dekoration des Hauses in der Stollberger Straße durch einen Mittelrisalit der Fassade entspricht dem Sozialistischen Klassizismus staatlicher DDR-Architektur, wenn auch auf Wohnhausformat reduziert, und steht in der Tradition profaner Repräsentationsbauten, wie bspw. Rathäusern.

Rund 3 km vom Jüdischen Gemeindezentrum entfernt wurde 1953–55 die Heilig-Geist-Kapelle [Abb. 177] der Bonhoeffer-Gemeinde geweiht⁵⁸¹. Diese übereck, aus zwei getrennt stehenden Gebäuden bestehende kleine Anlage erinnert nicht nur an die Synagoge von 1952 in Erfurt, sondern zeigt, dass das Konzept der Trennung von Sakralgebäuden mit Gemeindehäusern üblich war. Es zeigt auch hier in seiner Schlichtheit den Stellenwert sakraler Architektur in den 1950er- und 1960er-Jahren in der DDR am Beispiel Chemnitz'. Die Tatsache, dass eine jüdische Gemeinde baulich nicht aus der Menge der Volksbauten herausragen durfte, hat sich seit dem Bau in Erfurt nicht verändert. Obwohl das Jüdische Gemeindehaus der Wohnarchitektur zugeordnet werden sollte, versucht Gerlach es mit seiner Strukturierung des Mittelrisalites in den Kontext öffentlicher Gebäude zu stellen. Hiermit orientiert er sich an der Bautradition der historistischen Architektur der DDR, die zu diesem Zeitpunkt noch den Vorrang hatte, wie das 1958 in Chemnitz erbaute Hotel Trabant [Abb. 178]. Die durch die Vorgaben begrenzte Kreativität, die Bündelung architektonischer Kräfte in Kollektiven⁵⁸² und der edukative Anspruch an Architektur zum Erreichen eines sozialistischen Lebenssystems zeigten stilistische uniformierte Wirkung.

Eine Auseinandersetzung mit dem Typus Synagoge ist nicht zu erkennen, auch keine Annäherung an Vorgängerbauten der Vorkriegszeit. Das von Gerlach erbaute Jüdische Gemeindehaus lässt sich stilistisch der frühen Phase der Synagogen und Jüdischen Gemeindehäusern der Nachkriegszeit zuordnen, und dies entspricht auch dem frühen Planungsbeginn. Vergleicht man das Chemnitzer Jüdische Gemeindezentrum mit dem kurz zuvor erbauten in West-Berlin und der Synagoge in Essen, beide aus dem Jahr 1959, zeigt sich eine deutliche architektonische Diskrepanz zwischen Ost- und West-Deutschland.

⁵⁸¹ Architekt war „BDA John“, wie auf einer Bautafel am Bauplatz zu lesen war. Abbildung: Steffi Heynig, Bonhoeffer-Kirchgemeinde Chemnitz sowie: Festschrift zur „Feier der Grundsteinlegung für den Neubau einer Kapelle in Helbersdorf durch die St. Nikolai-Thomas-Gemeinde“ 29. Nov. 1953.

⁵⁸² Zervosen, Tobias: Architekten in der DDR. Realität und Selbstverständnis einer Profession. Bielefeld 2016.

8 Dortmund, Bonn, Münster (1956–1961): *Neubeginn ohne Traditionsrückgriff*

Während in Ostdeutschland zwischen 1952 und 1961 zwei Gebäude für Jüdische Gemeinden neu erbaut wurden, wurden 16 neue Synagogen im Westen gebaut – Jahre, in denen es sowohl für einige Architekten möglich war, sich innerhalb der Baugruppe weiterzuentwickeln, als auch, die Gesamtgruppe auszubilden. Einer der prägenden Architekten war Helmut Goldschmidt. Mit seiner Synagoge in Dortmund [Abb. 5] von 1956 verwirklicht er seinen ersten großen synagogalen Neubau. Im Westen Deutschlands beginnt nun die Phase des verstärkten Synagogenneubaus, die Bauvorhaben und Einweihungen mehren sich.

Helmut Goldschmidt, dessen Vater Moritz Goldschmidt (1897–1954) ab 1946 erster Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde von Köln war⁵⁸³, hat die ersten Aufbauten zur Einrichtung von Beträumen in Köln durchgeführt. Goldschmidt hat in Köln den Betraum des früheren Schwesternheims des „Israelitischen Asyl[s] für Kranke und Altersschwache“ in der Ottostraße umgebaut, sodass am 06. April 1949 der Betsaal feierlich eingeweiht werden konnte.

Die älteste jüdische Gemeinde Deutschlands, die Synagogengemeinde Köln, hatte am 6. April einen großen Feiertag: es war ihr vergönnt, eine neue Synagoge einzuweihen, eine Synagoge, die dieser Gemeinde würdig ist. Helmut Goldschmidt, ein junger Architekt, Sohn des ersten Vorsitzenden der Synagogengemeinde Kölns, stellte zum zweiten Mal [sic!] unter Beweis, daß er in die Fußstapfen des bedeutenden Architekten Mendelsohn tritt. Das ist nicht zuviel gesagt. Es ist diesem Architekten gelungen, aus einem kleinen Raum, der etwa 280 Menschen faßt, ein Kunstwerk in des Wortes wahrster Bedeutung zu schaffen, einen Tempel zu bauen, aus dem schon Wärme entgegenstrahlt, wenn man ihn betritt.⁵⁸⁴

Die Besprechung in der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden des bereits 1959 abgerissenen Synagogenraums zeigt, wie der frühe Umbau als Zeichen einer Kontinuität gewertet wurde. Besonders der Hinweis auf den „Tempel“ zeigt ein Synagogenverständnis, das dem des Reformjudentums entspricht.

Zur gleichen Zeit hat Goldschmidt in Koblenz (1952) die Trauerhalle des Jüdischen Friedhofs zur Synagoge umgestaltet⁵⁸⁵ und später in Dortmund (1956), Bonn (1959) und Münster (1961) Jüdische Gemeindezentren gebaut. Neben der Einrichtung des Betsaals in der Ottostraße war Goldschmidt ab 1945 zunächst mit der Sicherung der teilzerstörten alten Synagoge in der Roonstraße von 1899 vom Emil Schreiterer und Bernhard Below beschäftigt. Auf Wunsch des früheren Kölner Oberbürgermeisters und späteren Bundeskanzlers Konrad Adenauer wurde die Synagoge in der Roonstraße entgegen ursprünglichen Plänen wiederaufgebaut:

⁵⁸³ Ginzel, Günther B./Güntner, Sonja (Hg.): „Zuhause in Köln ...“. Jüdisches Leben 1945 bis heute, Köln/ Weimar/Wien 1998, S. 54.

⁵⁸⁴ Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland. 4. Jg./1/15.4.1949, S.22. Die Angabe, dass der Raum 280 Personen fassen konnte, darf bezweifelt werden, ein Foto des Synagogenraums zeigt 90 Sitzplätze für Männer sowie hinter einer Absperrung zwei sichtbare Reihen à acht Plätzen für Frauen: Zuhause in Köln 1998, S. 58f, S. 94f. und 98. Vgl. auch Hagspiel 2010, S. 289-290.

⁵⁸⁵ Bauplanung 1949, Beginn der Umbauten 1951, Nutzung ab 1952, Gebrauchsabnahme erst 1955. Hagspiel 2010, S. 306.

Damals hieß es zuerst: Das wird man nie mehr brauchen, und man soll das auch gar nicht wieder aufbauen. Es stand im Raum, das zu verkaufen. [...] Aber wer prompt dagegen war, das war Adenauer. Der hat gesagt, auf keinen Fall wird so ein Grundstück verkauft. Ich dachte, ich reiße das alles ab und baue ein modernes Gemeindezentrum. Und da hat Adenauer angerufen und gesagt: Nein, das wird wieder so aufgebaut, wie es war, das gehört zum Kölner Stadtbild [...].⁵⁸⁶

In Wuppertal (1962) und Mönchengladbach (1967) [Abb. 182, 183] hat Goldschmidt in bestehende Gebäude durch rückwärtige Erweiterungen Synagogenräume eingefügt. Geplant war auch ein jüdisches Gemeindezentrum mit Altenheim, Kindergarten und Synagoge in Köln-Sülz.⁵⁸⁷ Dieses Bauprojekt, das sich von 1957–66 hinzog, wurde letztlich nicht errichtet.

Da man seitens der Synagogengemeinde bald bemerkte hatte [sic], dass die Anzahl der Rückwanderer weit hinter den Schätzungen zurückbleiben würde, überredete Helmut Goldschmidt die Synagogengemeinde, das Projekt in der Blankenheimer Straße nicht weiter zu verfolgen und statt dessen ein kleineres Altenheim an anderer Stelle zu errichten.⁵⁸⁸

Die hier geplante Synagoge, die letzten Endes nicht erbaut wurde, wäre der erste Synagogenneubau der Stadt Köln geworden. Zeitgleich fanden die Arbeiten für die Bonner Synagoge statt, der Kölner Entwurf entsprach in der Gestaltung der Bonner Synagoge. Lediglich die Toraschrein-Apsis wäre quadratisch gestaltet anstatt, wie in Bonn, halbrund.

War der Kölner Bau in der Ottostraße von 1949 in seiner Art ein Provisorium und der Koblenzer ein Umbau eines zur Verfügung stehenden Gebäudes, so zählt die Dortmunder zu den Bauten, die neu als Synagogen und jüdische Gemeindehäuser errichtet wurden. Das Ensemble in Dortmund ist der erste Bau Goldschmidts, der in dieser Form Synagoge, Gemeindehaus und Altenheim in einem Neubau verbindet. Zugleich ist der Dortmunder Bau die erste neu erbaute Synagoge in Nordrhein-Westfalen, das sich in den Folgejahren zu einem Zentrum jüdischer Gemeindeneubauten entwickelte.

Die Vielzahl der Synagogenbauten – Neu- und Umbauten – verbindet Goldschmidt mit den Architekten Hermann Guttman und Karl Gerle, die beide ähnlich vielbeschäftigt im Synagogenbau in Deutschland waren. Innerhalb des Gesamtwerkes nehmen sie bei Goldschmidt, einem Architekten, der eine Vielzahl von Bauprojekten hat durchführen können⁵⁸⁹, allerdings einen kleinen Teil ein. Und neben Hermann Zvi Guttman und Ernst Guggenheimer war Goldschmidt der dritte jüdische Architekt, dem die Bauaufgabe ebenso vertraut war wie den beiden anderen. Während sich Guggenheimer noch 1952, im architektonisch zwischen den beiden Polen Traditionalismus und Moderne unentschiedenen Stuttgart, für eine stilistisch klassizistisch orientierte Synagoge entscheidet, gelangten Goldschmidt und Guttman bei ihren Gestaltungen zu größeren Freiheiten. Bei Goldschmidt findet sich nichts vom vorsichtigen

⁵⁸⁶ Helmut Goldschmidt in: Ginzel/Güntner 1998, S. 113; Mensing, Hans Peter: „... ich werde Eure Synagogen wieder aufbauen ...“. Konrad Adenauer – das Judentum und Israel, in: Beiträge zur rheinisch-jüdischen Geschichte, hg. vom MiQua-Freunde e.V. und MiQua. LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier, 10 (2019), Köln, S. 9–37, S. 21f. Sowie Jüdische Lebenswelten im Rheinland. Kommentierte Quellen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Bearb. von Elfi Pracht-Jörns. Köln/Weimar/Wien 2011, S. 328f.

⁵⁸⁷ Hagspiel 2010, S. 301.

⁵⁸⁸ Ebd., S. 302.

⁵⁸⁹ Im „Verzeichnis der nach eigenen Entwürfen ausgeführten Bauten“ von Helmut Goldschmidt im Besitz der Familie Goldschmidt finden sich für den Zeitraum 1946 bis 1974 707 Mietwohnungen, 404 Eigentumswohnungen, 952 Eigenheime sowie Geschäftshäuser, Restaurants, Hotels, Altersheime, ein Krankenhaus und Fabriken.

Abwägen der Stilmittel. Und wenn auch nicht namentlich erwähnt, so wird Goldschmidts Dortmunder Synagoge neben der Synagoge von Klaus May und Karl Heinz Wongel in Hamburg in der deutschen Übersetzung Cecil Roths „Jewish Art. An illustrated history“ 1964⁵⁹⁰ publiziert.

8.1 Helmut Goldschmidt (1918–2005)

Ich habe gar nicht gewusst, dass ich Jude bin oder ein anderer Nicht-Jude. Wer hat sich dafür interessiert? Aber auf einmal war das so [...]. Den Komplex, den man dadurch bekam, den bin ich bis zum heutigen Tag nicht losgeworden.⁵⁹¹

Helmut Goldschmidt [Abb. 180] wurde am 16. Oktober 1918 als Sohn des Kaufmanns Moritz und Maria, geborene Nett⁵⁹², Goldschmidt in Magdeburg geboren. Der Vater stammte aus Köln, hier ist Helmut Goldschmidt aufgewachsen. Da Helmut Goldschmidt aufgrund seines jüdischen Glaubens das Realgymnasium in Köln-Lindenthal nicht regulär beenden konnte, hat er nach dem Abschluss der Mittleren Reife 1935 eine Zeichenlehre beim jüdischen Architekten Hans Krebs absolviert und war bereits in dieser Zeit bauzeichnerisch an Bauten in Köln beteiligt.⁵⁹³ Da er nicht offiziell studieren konnte und durfte, haben seine Eltern versucht, ihm eine inoffizielle Ausbildung zu vermitteln: Nach seiner rund zwei Jahre dauernden Lehre konnte Goldschmidt anschließend für beinahe weitere zwei Jahre nach Berlin gehen. Hier hatte er Privatunterricht bei Paul Zucker (Architekt und Kunsthistoriker) und Robert Hauser (Bautechniker). In Berlin trug er den Nachnamen seines nicht jüdischen Großvaters, der ihn schützen sollte, und hat so Vorlesungen bei Peter Behrens hören können. Ende 1938 hat er im Büro von Max August Breuer volontiert, der zuvor Bauleiter des bereits exilierten Robert Stern gewesen war. Stern war ein Bekannter des Vaters Moritz Goldschmidt und hatte 1927 die Synagoge in Köln-Ehrenfeld und die Eingangsbauten zum Jüdischen Friedhof in Köln-Bocklemünd erbaut. Von 1939 bis 1941 war Goldschmidt zur Vorbereitung einer möglichen Auswanderung nach Palästina. Er absolvierte eine Ausbildung – einen *Hachschara*-Kurs – auf landwirtschaftlichen Gütern in Brandenburg und Schlesien. Auch hier arbeitete er im Bereich Bauplanung. Nachdem er nach Köln zurückgekehrt war, verdiente Goldschmidt, als sehr guter Pianist, mit Jazz-Konzerten in Kölner Lokalen seinen Unterhalt. Am 1. Dezember 1942 wurde Helmut Goldschmidt von der Kölner Gestapo verhaftet, sein Vater konnte versteckt werden. Goldschmidt wurde 1943 nach Auschwitz deportiert. Durch den Einfluss seiner nicht jüdischen Mutter wird Goldschmidt als „politischer Häftling und Mischling 1. Grades“ eingestuft und nach Buchenwald deportiert.⁵⁹⁴ Hier hat er im Konzentrationslager als Zwangsarbeiter in der Bauabteilung gearbeitet. So hat er für die Gewehrfabrik Gustloff-Werke und die Eisenbahnlinie Weimar – Buchenwald mitgeplant. Hier hat er „die Sabotage-Taktik der

⁵⁹⁰ Cecil B. Roth: *Jewish Art. An Illustrated History*, Tel Aviv 1961, deutsch als: *Die Kunst der Juden*, Frankfurt/Main 1964, Farbdruck zw. S. 112 u. 113; s. bes. Kapitel 17 u. 18.

⁵⁹¹ Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora. *Geschichte online: Helmut Goldschmidt*, URL: <https://www.buchenwald.de/1215/> (Zugriff 16.05.2021)

⁵⁹² *Hagspiel* 2010, S. 243.

⁵⁹³ *Ebda.*, S. 263.

⁵⁹⁴ Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, URL: <https://www.buchenwald.de/1215/> (Zugriff 29.06.2022).

Häftlinge aufs Genialste angewandt“⁵⁹⁵. Neben der Tätigkeit als Architekt hat Goldschmidt in Buchenwald Musik gemacht, sodass nach Befreiung des Lagers durch die Amerikaner am 11. April 1945 Goldschmidt die Aufgabe der musikalischen Truppenveranstaltungen im Staatstheater in Weimar angetragen wurde.⁵⁹⁶

Nach Kriegsende hat er in Mayen, wo seine Eltern die letzten Kriegsjahre verbracht haben und wo der Vater versteckt überleben konnte, einen großen Teil des Wiederaufbaus geleistet und sein erstes Architekturbüro eingerichtet. Zwischen 1946 und 1949 hat Goldschmidt Geschäftshäuser, Cafés, Fabriken und eine katholische Kirche in Rothenbach bei Müllenbach/Eifel errichtet. Gleichzeitig hat er in Köln den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde unterstützt. In Mayen hat der dort gebürtige Oswald Mathias Ungers vor seinem Architekturstudium ein Praktikum bei Goldschmidt absolviert, um im Anschluss daran bei Helmut Goldschmidt in Köln als Architekt zu beginnen. Beide gründeten eine gemeinsame Firma – Goldschmidt und Ungers – und arbeiteten von 1951–54 zusammen. Seine Erfahrungen im Synagogenbau sammelte Goldschmidt gemäß dem Prinzip „learning by doing“⁵⁹⁷, nachdem er in den Gemeinden durch seine ersten Gebäude bekannt geworden war. Kontakte zu seinen Kollegen Hermann Zvi Guttmann und Karl Gerle haben bestanden, vor allem zu Guttmann, doch über Synagogenbau ausgetauscht haben sie sich nicht. Als Vorbilder und beeinflussende Strömungen nannte Goldschmidt neben LeCorbusier, Gropius und Erich Mendelsohn den Internationalen Stil. Goldschmidt hat kurz nach dem Krieg begonnen, Literatur über und von Architekten zu sammeln und eine Bibliothek aufzubauen, die auch Ungers zugutekam. 1974 hat sich Helmut Goldschmidt, dessen Schaffensschwerpunkt im Wohnungsbauwesen lag, aus dem Berufsleben zurückgezogen, und verstarb am 06.08.2005 in Köln.

8.2 Dortmund (1956)

Nachdem im Sommer 1945 die ersten Jüdinnen und Juden nach Dortmund zurückgekehrt waren, erfolgte im August die Neugründung der Jüdischen Gemeinde mit 40 bis 50 Mitgliedern.⁵⁹⁸ Die ersten Gottesdienste wurden in Privatwohnungen abgehalten, bereits 1946 wurde ein Trümmergrundstück am Schwanenwall hergerichtet und diente als Synagoge und Gemeindehaus.⁵⁹⁹ Die Gemeinde wuchs bis 1955 auf ungefähr 300 Mitglieder an⁶⁰⁰ und wurde zu groß für die Räumlichkeiten am Schwanenwall. So erwarben die Gemeinde und der

⁵⁹⁵ Hagspiel, Wolfram/Mader, Ruth: Helmut Goldschmidt, in: Polis, 12 (2000), 2, S. 34–39, S. 35.

⁵⁹⁶ Hagspiel/Mader 2000, S. 37.

⁵⁹⁷ Gespräch mit Helmut Goldschmidt am 08.09.1998.

⁵⁹⁸ Pfeiffer, Ernst: Die Juden in Dortmund, Dortmund 1986, S. 136; Jüdische Geschichte und Kultur in NRW. Ein Handbuch – zusammengestellt von Benno Reicher, hg. vom Sekretariat für gemeinsame Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen (Kulturhandbücher NRW, 4), Essen 1993, S.78.

⁵⁹⁹ Einweihung am 5. Oktober 1949: Jüdisches Gemeindeblatt, 4. Jg./27/14.10.1949, S. 14.

⁶⁰⁰ Zur Entwicklung des Mitgliederstandes der Dortmunder jüdischen Gemeinde bzw. der Jüdischen Kultusgemeinde Groß-Dortmund nach 1945: Maör 1961, Anlage IV für 1945/46 bis 1959; Meyer, Hans Chanoch (Hg.): Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen. Eine Sammelschrift, Frankfurt/Main 1962; Dam, Hendrik George van: Bewährungsprobe des Rechtsstaates. Die jüdischen Gemeinden am Rhein nach 1945, in: Ausst.-Kat. Köln 1963; zur Geschichte der Gemeinde in Dortmund und Umgebung sowie der alten Synagoge Hiltropwall: Birkmann, Günter/Stratmann, Hartmut: Bedenke vor wem Du stehst. 300 Synagogen und ihre Geschichte in Westfalen und Lippe, Essen 1998, S. 48–59.

Landesverband der Jüdischen Gemeinden Westfalens das Grundstück in der Prinz-Friedrich-Karl-Straße. Hier wurde am 2. September 1956 das neue Gemeindehaus mit Synagoge und Altersheim eingeweiht.

Die Kultusvereinigung Dortmund ist gleichzeitig die Rechts- oder zumindest Funktionsnachfolgerin der in unmittelbarer Nähe von Dortmund gelegenen früheren selbständigen jüdischen Gemeinden. Diese sind: Dortmund-Hörde, Castrop-Rauxel, Unna, Lünen, Fröndenberg, Schwerte, Siegen, Witten, Hamm. Alle diese Gemeinden gehören heute zur Jüdischen Kultusgemeinde Groß-Dortmund.⁶⁰¹

8.2.1 Baubeschreibung

Das Dortmunder Gemeindezentrum wurde von Helmut Goldschmidt als dreiteiliger Baukomplex, der Synagoge, Gemeindehaus und Altersheim umfasst, in L-Form erbaut [Abb. 181]. Der Haupteingang des Gesamtkomplexes liegt an der Prinz-Friedrich-Karl-Straße (Abb. 184). Die Synagoge liegt, nach Osten ausgerichtet, linkerhand, das Gemeindehaus zur Straßenseite rechterhand. Beide Gebäudeteile werden durch einen mittig liegenden Zwischentrakt verbunden. An der Südseite liegt in Verlängerung der Synagoge das Altenheim [Abb. 185]. Gemeindehaus und Synagoge sind je mit einem flachen Satteldach gedeckt, die Firstrichtung beider Baukörper von Ost nach West entspricht der anliegenden Nachbarbebauung. Das Altenheim verfügt über ein Flachdach mit Glaskuppelfenstern.

Der Synagogenkörper wird an seiner nördlichen Schauseite vertikal von sieben Betonrippen unterteilt, die vom Boden bis zur Dachtraufe reichen [Abb. 186].⁶⁰² Zwischen den Rippen ist der Bau rot verklindert. Im Klinkerfeld der ersten und zweiten Betonrippe (Richtung Ost nach West) befindet sich in den oberen zwei Dritteln ein großes Buntglasfenster. Zwischen zweiter und fünfter Rippe wird der Baukörper durch schmale querrrechteckige Bandfenster im unteren Bereich gedrittelt. Ähnlich schmale Fenster befinden sich im sechsten und siebten Feld im oberen Drittel. An der südlichen Hofseite des Gebäudes ist der Baukörper vergleichbar gestaltet [Abb. 187].⁶⁰³ An der verklinderten Ostwand befindet sich ein weiß verputzter Erker [Abb. 188]. Zwischen Synagoge und Gemeindehaus liegt der Zwischentrakt. Seine gläserne Fassade ist hinter Synagoge und Gemeindehaus zurückgezogen und über einige Stufen mit breitem Abtritt vor dem Eingang zu erreichen [Abb. 186]. Durch die Glasfront sind Foyer und Treppenhaus einsehbar. Oberhalb der Glasfassade, die sich bis zum ersten Obergeschoß erstreckt, liegt zurückgesetzt eine hell verklinderte Wand, die von der Dachhöhe der Synagoge zum höherliegenden Dach des Gemeindehauses schräg ansteigt. Das Gemeindehaus ist viergeschossig und an seiner Fassade in vier Abschnitte unterteilt [Abb. 184, 189]. Dominanter Bauteil ist der weit hervorstehende, großflächig durchfensterte Gemeindesaal im ersten Obergeschoss. Die Abschnitte darüber und darunter sind fensterlos und verklindert. Der oberste Abschnitt liegt aus der Fassadenachse schräg nach hinten verschoben, mit Balkon und asymmetrisch gesetzten Wänden. An der frei

⁶⁰¹ Schreiben an den Regierungspräsidenten in Arnsberg, betr. Wiedergutmachung vom 29.4.1957, in: Archiv Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen.

⁶⁰² Fischer, Katja: Das Neue Dortmund nach 50 Jahren – 25 Architekturbeispiele, Dortmund 1999, S. 56.

⁶⁰³ Ein Klinkerfeld wird durch einen aufragenden Kamin verdeckt und ist fensterlos.

stehenden Westseite des Gebäudes sind alle vier Stockwerke in unterschiedlicher Setzung durchfenstert. Der Abschnitt des Gemeindesaals ist, im Gegensatz zur Verklinkerung der restlichen Stockwerke, verputzt. Die Südseite ist der Straßenfassade ähnlich gestaltet. Hier, an der Südseite, liegen der Innenhof mit der *Sukka* und das Altenheim. Das Hofniveau liegt unterhalb des Straßenniveaus, sodass vom Eingangsfoyer eine breite Treppe hinabführt und das Untergeschoß des Gemeindehauses frei liegt. Das zweigeschossige Altenheim erstreckt sich entlang des Hofes [Abb. 185]. Die Zimmer mit Loggien befinden sich im Obergeschoss, während im Untergeschoss die Gemeinschafts- und Verwaltungsräume mit Türen zum Innenhof untergebracht sind [Abb. 187].

Betritt man das jüdische Gemeindezentrum, so steht man in dem großzügig durchfensterten Foyer mit einer Freitreppe. Durch eine Doppeltüre im Erdgeschoss gelangt man in den Synagogenraum. Rechts und links eines Mittelganges liegen die Bankreihen. Im Obergeschoss befindet sich die dreiseitig umlaufende Frauenempore. Erd- und Obergeschoss bieten 112 Männer- und 70 Frauensitzplätze. Die Betonrippen des Baukörpers sind sowohl im Innenraum als auch an der Außenfassade frei liegend und sichtbar. Der Dachstuhl ist offen, mit sichtbaren Dachbindern. Die Wände sind, auch unterhalb der Fenster, ebenso wie die Straßenfassade steinsichtig, die Decke ist zwischen den weißen Betonrippen mit blauen Schallschutzplatten verkleidet.

Der gesamte Raum ist auf die gestaltete Ostwand ausgerichtet. Diese ist dreifach unterteilt. Seitlich ist sie weiß verputzt mit dominanter, schwarzer, in Sgraffito-Technik aufgebrachter Schrift in Hebräisch.⁶⁰⁴ In der Mitte befindet sich eine fast deckenhohe, flache Nische. Diese wird nach oben schmaler und hat, dem Deckenverlauf folgend, einen spitzen Abschluss. Schwarz umrahmt und weiß verputzt, ist die Ostwand der Nische holzverkleidet. In der Mitte der Holzverkleidung gibt es eine weiße Aussparung, die in ihrem Verlauf der Nische entspricht. Vor diesem Wandelement steht der Toraschrein. Er ist kupferverkleidet und wird von Gesetzestafeln bekrönt. Diese werden durch die dahinterliegende Aussparung der Holzverkleidung betont und erhöht [Abb. 191]. Durch die an Nord- und Südwand liegenden hohen Glasfenster, die in Blautönen gehalten sind und zurückhaltend mit Symbolik versehen wurden, wird die Ostwand eingerahmt [Abb. 193, 194]. Vor dem Toraschrein befindet sich der Almemor, beide liegen um einige Stufen über der Bodenhöhe. Seitlich des Toraschreins stehen zwei siebenarmige Leuchter, oberhalb der Gesetzestafeln befindet sich ein *Ner Tamid*. Die ursprüngliche Beleuchtung bestand aus Messing-Tellerlampen und wurde später durch Glaskörper ersetzt [Abb. 192]. Die in den Raum ragende, holzverkleidete Frauenempore ist über das Treppenhaus zu erreichen. Über dieses gelangt man auch in den im ersten Obergeschoss des Gemeindehauses liegenden

⁶⁰⁴ Der Text ist eine Zusammensetzung aus mehreren Psalmen:

Ich freue mich, wenn sie zu mir sagen: Ins Haus des Herrn lasset uns gehen.

Froh war ich über deine Verheißung, wie wenn man große Beute findet.

Horch auf die Stimme meines Flehens, mein König und mein Gott, wenn ich zu dir bete.

Herr, höre am Morgen meine Stimme, denn am Morgen richte ich [mein Gebet] zu dir und schaue empor.

Ich rufe dich an, denn du wirst mich erhören o Gott; neige mir dein Ohr, höre meine Worte.

Wenn mein Fuß auf ebenem Boden steht, dann will ich in Versammlungen den Herrn preisen.

Ich habe den Herrn stets vor Augen; denn er ist zu meiner Rechten, ich wanke nicht.

Ich aber komme durch deine große Huld in dein Haus und werfe mich in deinem heiligen Tempel in der Furcht vor dir nieder. (Übersetzung Arie Moses, Kantor Dortmund).

Gemeindesaal. Überdies sind im Keller des Gemeindehauses eine Küche und ein Tagungsraum, im Erdgeschoss ein Verwaltungszimmer und unterhalb des Daches zwei Wohnungen und ein Unterrichtsraum untergebracht.

8.3 Bonn (1959)

Am 09.08.1956 stellt die „Synagogengemeinde Bonn Stadt – und Land“ einen Bauantrag beim Bauaufsichtsamt der Stadt Bonn, elf Jahre nach Wiedergründung der Gemeinde. Die Gemeinde, die sich am 03.11.1945 neu gegründet hatte, nannte sich zunächst Jüdische Kultusgemeinde Bonn, nach endgültiger Konstituierungssitzung am 02.03.1946 nannte sie sich dann „Synagogengemeinde Bonn“. Die Hinzufügung „Stadt und Land“ machte in Folge deutlich, dass diese jüdische Gemeinde nicht nur für die in Bonn lebenden Jüdinnen und Juden handelte, sondern als Rechtsnachfolgerin auch der zerstörten Gemeinden um Bonn herum. Außer in Bonn hatte sich ebenfalls eine Synagogengemeinde Siegkreis gegründet, die vormaligen Gemeinden „Mondorf, (Hennef-)Geistingen, Ruppichteroth, Eitorf, Rosbach, Königswinter, Honnef, Bornheim, Heimerzheim, Rheinbach, Meckenheim, Ahrweiler, Andernach, Remagen, Flammersheim, Wesseling, Alfter und Hersel“ konnten sich nicht neu gründen⁶⁰⁵. Und auch die Gemeinde Siegkreis konnte nicht den erforderlichen *Minjan* aufbringen und sah – obwohl die finanziellen Mittel bereitgestanden hätten – von einem eigenen Synagogenbau ab. Die Gemeindemitglieder nahmen dann an den Hohen Feiertagen in Bonn teil.⁶⁰⁶ Nach der Gründung Israels und damit verbundenen Auswanderungen, ebenso wie in die USA, verringert sich die Mitgliederzahl. Sterbefälle und wenige Geburten verstärken die Abnahme, sodass zu Beginn der 1950er-Jahre die Gemeinde hauptsächlich die Funktion der Friedhofsfürsorge innehat. Erst nachdem wieder jüdische Studenten in Bonn lebten, die Gemeinde Bonn 1953 Körperschaft des öffentlichen Rechts wurde und zudem die Synagogengemeinde Siegkreis sich zunehmend verwaltungsmäßig durch Bonn vertreten ließ, wuchs die Gemeinde erneut, sodass ein Neubau geplant wurde.⁶⁰⁷ Da in allen Belangen der Bonner Raum und das Umland abgedeckt werden sollten, verstand sich die Gemeinde als Einheitsgemeinde, die sowohl liberale als auch orthodoxe Ansprüche abzudecken versuchte.

8.3.1 Planungsphase und Baubeschreibung

Die Eigentümerin des Grundstücks, auf dem die neue Synagoge [Abb. 14] erbaut werden sollte, war die Jüdische Gemeinde Bonn. Bereits am 29. Mai 1956 stellte der Architekt Helmut Goldschmidt beim Bauaufsichtsamt Bonn eine Voranfrage und reichte erste Pläne ein. Goldschmidt erbat Dispens für die Überschreitung der hier gemäß Bebauungsplan zulässigen Bebauung, da der geplante Gebäudeabstand zum Nachbargrundstück statt der erforderlichen 5

⁶⁰⁵ Wagner, Pedro: Neubildung der Synagogengemeinde Bonn, in: Ausst.-Kat. Siegburg 1983, S. 382.

⁶⁰⁶ Wagner 1983, S. 385.

⁶⁰⁷ Ebda., S. 390f.

m nur 3 m betragen würde. Auf der Rückseite des Schreibens wird handschriftlich erläutert, dass grundsätzlich keine Bedenken bestehen, da „eine Kirche im Landhausgebiet möglich“ sei.⁶⁰⁸ Die Adresse des Neubaus lautete zu diesem Zeitpunkt „Wörthstraße“.

Erste Baupläne vom Mai 1956 werden am 16. November 1956 genehmigt. Auf diesem Lage- und Grundrissplan ist ein sich vom ausgeführten Bau unterscheidender Entwurf zu sehen [Abb. 195]. Das rund 27 m lange und 9 m tiefe Gebäude ist ein längsrechteckiger Kubus mit halbrunder Apsis an der Ostseite. Die Straßenansicht des Plans zeigt eine Apsis von rund 4,90 m Höhe ohne Dach bei einer Gesamthöhe des Baus an dieser Stelle von 7 m.⁶⁰⁹ Die Anlage ist sowohl im Außenbau als auch im Grundriss in drei Elemente aufgeteilt: Es gibt einen Synagogenbau, ein Foyer mit Treppenhaus und einen Gemeindefrakt. Der dazugehörige Grundriss zeigt im Anbau einen mit „Rabbiner“ bezeichneten Raum – eine Art Appartement mit separatem Waschbecken, Toilette und abgetrenntem Schlafbereich – und Toiletten im Erdgeschoss sowie Büros im Obergeschoss. Die Synagoge sieht 70 Männersitzplätze im Erdgeschoss und 30 Frauensitzplätze auf einer Empore vor. Der Innenraum ist an der Ostseite um drei Stufen erhöht, in der Apsis befindet sich der Toraschrein, und vor den Stufen, in den Raum hineingerückt, befindet sich der Almemor. Zwischen Toraschrein und Almemor befinden sich keine Sitzplätze, beide Elemente sind an der Ostseite des Raumes konzentriert. Toraschrein und Almemor beanspruchen so eine Raumfläche in Bezug zum eingezeichneten Sitzbereich im Verhältnis 1:2. Licht erhält der Synagogenraum durch die Fenster an der Ostwand, die sich seitlich der Apsis befinden, und zehn kleinen, runden Oberlichtern an der Decke, davon vier über der Empore. Der gesamte Komplex ist im Grundriss ohne Unterscheidung in der Fluchtlinie, allerdings zeigt die Seitenansicht ein Dachgefälle zwischen Sakralbereich und Profanbereich: nach Osten und nach Westen steigen die Flachdächer in Form eines Schmetterlingsdaches an, beginnend über dem Eingangsbereich.

Zwei Jahre später, am 25. November 1958, wird ein zweiter Entwurf genehmigt, der jedoch ebenfalls bereits aus dem Jahr 1956 stammt. Dieser hat nun im Synagogenraum nach außen kragende Wandflächen [Abb. 196, 197, 200], deren sich öffnende Freiflächen mit Fenstern gefüllt sind, ein nach Norden herausragendes Treppenhaus und einen Balkon im ersten Obergeschoss an der Westseite des Profanbaus – die Maße von rund 27m bleiben bis auf eine Verlängerung von rund 50cm und der seitlichen Ausbuchtung des Treppenhauses um rund 1,20m annähernd gleich. Im Gemeindefrakt befinden sich jetzt im Obergeschoss eine Wohnung und im Erdgeschoss zwei Büros. Die zuvor geplanten Dachverläufe sind jetzt geändert: Während Anbau und Eingangsbereich Flachdächer haben, steigt das Dach zur Ostseite an, was durch die vorgestellten Mauerflächen von der Straßenseite nicht ersichtlich ist. Der Synagogeninnenraum wird nun durch die bodentiefen Seitenfenster und die Fenster seitlich der Apsis erhellt. Die Außenmauer an der Ostseite ragt rund 70cm vor und schließt die Fenster seitlich ab. Die Apsis selbst ragt mit 1,50m von diesem seitlichen Mauerabschluss hervor und insgesamt 2,25m von der Ostfassade.

⁶⁰⁸ Bauakten Bauaufsichtsamt Bonn, Akte 29772.

⁶⁰⁹ Die Maße der alten Synagoge: 25m lang, 22,2m breit und 22,5m hoch, allein das Mittelschiff war 8m breit und 12,5m hoch, die Seitenschiffe 3m breit und 7m hoch: Rauhut-Brungs, Leah/Wasser, Gabriele: Die Bonner Synagoge von 1879 (Verein für Geschichte und Kultur der Juden der Rheinlande e.V.), Bonn 2009, S. 6.

Die drei Stufen des vorherigen Plans werden jetzt durch eine Stufe vor dem Toraschrein, die ein kleines, winklig in den Raum zulaufendes Podest bildet, und zwei weitere Stufen vor dem Almemor aufgegliedert. Das Erdgeschoss hat nun 80 Männersitzplätze und 30 Frauensitzplätze.

Ein dritter Entwurf vom 30.07.1959, mit Genehmigung vom 17.08.1959, sieht im Obergeschoss zwei Sitzungsräume sowie eine Teeküche vor. Jetzt ragt ein großer Sitzungsraum aus der Gebäudeflucht hervor – der angedachte Balkon wird zum Erker, der um 1,50m herausragt [Abb. 199]. Auf diesem Plan verläuft die Empore konkav geschwungen. Dieser Schwung verdeutlicht, dass die Wandöffnungen durch konzentrische Kreisverläufe definiert werden: Der Mittelpunkt liegt auf dem Scheitelpunkt der Apsis. Die letzte Wandöffnung an der Westseite bestimmt in ihrer Verlängerung die Spannweite der Apsis und bildet so eine imaginäre Parabel.

Der ausgeführte Bau stimmt mit dem zweiten Entwurf vom 25.11.1956 größtenteils überein, der Gemeindebau wurde in der Version vom 30.07.1959, mit dem herausragenden Gemeindesaal, erbaut.

Die Synagoge ist an den Wänden mit Nussbaum und Ahorn holzverkleidet, der Schrein ist einem Möbel gleich in die Nische hineingestellt, ohne mit dieser jedoch baulich verbunden zu sein [Abb. 200].

Die Form dieses Heiligen Schreines weicht sehr von der gewohnten Art ab. Seine Front bilden 8 Schiebetüren, die seitlich hintereinander geschoben werden und den reich ornamentierten Vorhang, eine Nachbildung des verbrannten Vorhanges, für den Gottesdienst freigeben.⁶¹⁰

Diese Schiebetüren überlagern sich, sodass diese Schichtungen an die Fensteröffnungen der Außenwand erinnern und darauf Bezug nehmen. Die Glasfenster, die die Apsis umrahmen, sowie die bodentiefen Seitenfenster [Abb. 200] wurden vom „Bonner Glasmaler Jörres“⁶¹¹ gestaltet. In Bonn gab es die Fachwerkstatt für Glasmalerei von Karl und seinem Vater Gerhard Jörres, die im Bonner Raum sowohl in den 1930er-Jahren (Gerhard Jörres), als auch in der Nachkriegszeit (Karl Jörres) viele Kirchenfenster geschaffen haben.⁶¹² Der Eingang, der in das Foyer und Treppenhaus führte, war über zwei Stockwerke verglast und transparent, über der Eingangstür ragte weit ausladend ein Holzdach, das ebenso in die Eingangshalle führte und „anscheinend schwerkraftlos in der Glasfront“⁶¹³ schwebte. Seitlich des Eingangs sind zwei siebenarmige Leuchter – *Menoroth* – angebracht, die gemeinsam mit dem Davidstern in der Glasfront das Gebäude als jüdisches Gebäude kennzeichnen. Rückseitig war das herausragende Treppenhaus ebenfalls verglast, allerdings im unteren Bereich bis zur jeweiligen Brüstungshöhe des Stockwerks mit schwarzem Detopakglas.

⁶¹⁰ Goldschmidt, Helmut: Festschrift zur Einweihung der Neuen Synagoge in Bonn 26. Mai 1959. O.O. und o.J (Bonn 1959), S. 15; Rauhut-Brungs/Wasser 2009, S. 7.

⁶¹¹ Goldschmidt 1959, S. 15.

⁶¹² Forschungsstelle für Glasmalerei des 20. Jahrhunderts e.V., URL: <http://www.glasmalerei-ev.net/index.html> (Zugriff 25.05.2021).

⁶¹³ Goldschmidt 1959, S. 15.

8.3.2 Zusammenfassung Bonn

Die Bonner Synagoge in der Tempelstraße wurde am 26.05.1959 eingeweiht. Auch dieser Bau Goldschmidts, der einer Einheitsgemeinde als Gotteshaus dient, wurde multifunktional geplant. So wurden neben dem sakralen Bereich Räume für das alltägliche Gemeindeleben mitgeplant, wenn auch nicht in ausreichendem Maß. Ein Gemeindesaal war im Nachbarhaus auf dem Eckgrundstück Adenauerallee / Wörth- bzw. Tempelstraße geplant. Dennoch wurde das Gebäude bereits acht Jahre später als zu klein empfunden, sodass im Januar 1968 ein neuer Gemeindesaal angebaut wurde. Dass Helmut Goldschmidt diesen Anbau als unpassend empfand und es ablehnte, damit in Verbindung gebracht zu werden⁶¹⁴, ist nicht nachvollziehbar, da der Anbau, wenn nicht von ihm selbst, so doch aus seinem Büro stammt. Goldschmidt, der sich aus Platzgründen gegen die traditionelle Aufstellung des Almemors im Innenraum ausgesprochen hatte, schafft einen sakralen Ostbereich und richtet den gesamten Raum gen Osten. Das schafft er zum einen durch die Lichtführung der Fensterposition, die sich von Ost nach West „louver-like“⁶¹⁵ – Jalousien-artig – auffächern. Den Grad der Öffnung der Fenster bestimmt Goldschmidt durch konzentrische Kreise um den Scheitelpunkt der Apsis: Die Ostseite steht im Fokus, und nicht eine zweipolige Raumstruktur durch Almemor und Schrein. Diese Konstellation bewirkt Folgendes: „[V]on allen Plätzen aus hat man freie Sicht auf den Aron Hakodesh und das Leseputl.“⁶¹⁶ Goldschmidt versieht in seinem Grundriss vom Oktober 1956 – dem zweiten eingereichten Entwurf – den Raum zwischen Toraschrein und Leseputl mit der Kennzeichnung „Altar“⁶¹⁷ [Abb. 198], und das, obwohl in der „Synagoge [...] Priester, Altar, Leuchter, Schaubrottisch und Allerheiligstes des Tempels“⁶¹⁸ fehlen. Der Almemor steht um zwei, der Toraschrein um eine weitere Stufe erhöht. Der Almemor ist in schlichter Tischform gestaltet, der Toraschrein steht als gestaltetes Möbel in der Apsis.

8.4 Münster (1961)

Nachdem sich Überlebende in und um Münster wiedergefunden hatten, wurde die Jüdische Kultusgemeinde Münster mit zunächst 28 Mitgliedern neu gegründet. Der erste Betsaal wurde in Warendorf, 25 km von Münster entfernt, eingerichtet. Hier fand am 7. September 1945 mit Mitgliedern der britischen Armee der erste Gottesdienst statt. Da die Gemeinde größer wurde, fanden die Gottesdienst bald in Münster, in der Privatwohnung eines der Gründungsmitglieder, statt. 1950 konnte in der hergerichteten Marks-Haindorf-Stiftung, die sich gegenüber der alten Synagoge befunden hatte, ein Betsaal eingeweiht werden [Abb. 202]. Die Marks-Haindorfs-Stiftung war 1825 als Ausbildungsstätte „zur Förderung von Handwerk und Kunst unter den Juden

⁶¹⁴ Goldschmidt 08.09.1998.

⁶¹⁵ Wischnitzer 1964, S. 253

⁶¹⁶ Rauhut-Brungs/Wasser 2009, S. 8.

⁶¹⁷ Bauakten Bauaufsichtsamt Bonn, Akte 29772.

⁶¹⁸ Keßler 2007, S. 23.

und zur Ausbildung von jüdischen Lehrern gegründet⁶¹⁹ worden. Ab 1939, mit Vertreibung der jüdischen Bewohner aus ihren Wohnungen und Häusern, wurde die Stiftung zur Zwangsunterkunft, bis die Deportationen begannen. Trotz Zerstörungen im Krieg 1943 konnte die Stiftung zunächst hergerichtet und bis 1959 vollständig wiederhergestellt werden. Der hier eingerichtete Betraum hatte einen Toraschrein mit Toravorhang und davorstehendem Lesepult sowie nach Osten gerichteten Sitzreihen aus Holz. Dem Rundbogeneingang gegenüber befand sich ein großes, einfach buntverglastes Fenster mit weiteren Fenstern an der Wandseite.

Am 12. März 1961 konnte das neu erbaute jüdische Gemeindezentrum gegenüber der Stiftung eingeweiht werden [Abb. 203].⁶²⁰ Neben der Synagoge selbst wurden Räumlichkeiten für das Gemeindeleben, Unterrichts- und Jugendraum und eine Mikwa errichtet. Goldschmidt hat die verschiedenen Gebäudeelemente um einen Innenhof mit Brunnen gruppiert [Abb. 204], mit der Synagoge als alles überragendem Baukörper. Der Innenhof liegt mit seinem Ein- und Ausgang zur Klosterstraße einige Stufen erhöht und ist mit einem Gitter abgetrennt. Die Synagoge wirkt von außen basilikal, mit erhöhtem Mittelschiff mit Satteldach. Dieser Mittelbau wird jedoch von den flacheren, flankierenden Seitenschiffen beleuchtet, die durchfenstert sind. An der äußeren Ostwand [Abb. 205], der Fassade an der Klosterstraße, ist die Synagoge durch einen stilisierten siebenarmigen Leuchter aus Kupfer, an der Fassade zur Grünanlage durch einen Magen David gekennzeichnet [Abb. 206]. Das Gitter vor der Eingangstreppe zum Innenhof ist mit einer hebräischen Inschrift versehen. Die Synagoge wurde mit einer Betonrahmenkonstruktion erbaut, die „mit roten Klinkern ausgefacht“⁶²¹ ist.

Der Synagogeninnenraum wird durch die Gestaltung der Ostwand gerichtet [Abb. 207]. Durch das erhöhte Mittelschiff, das zugleich die Seitenschiffe an Länge überragt, bildet sich an der Ostwand ein Chor. Dieser Chor nimmt eine ähnliche Form ein wie in Dortmund, nämlich sich nach oben leicht verjüngend, wird durch die Seitenfenster gerahmt und ist deutlich konturiert. Die Ostwand des Chors ist mit einer Holzverkleidung mit Rombenmuster versehen, der davorstehende Toraschrein nimmt in seiner Gestaltung das Muster auf, indem seine äußeren Enden nach oben ansteigen. Der Schrein ist mit einem Vorhang geschlossen. Der Ostbereich ist über den Hauptraum um drei Stufen erhöht, und auf diese ist, wie mit einem Podest, der Almemor eingefügt, der sich somit erhöht über dem Hauptraum befindet. Das Lesepult ist ohne weitere Umrandung. Der Toraschrein ist um eine weitere Stufe erhöht. Die Frauenempore ragt stützenlos frei schwebend, ohne Verbindung zur Außenwand, in den Raum [Abb. 208]. Sie steigt nach hinten leicht an. Die Synagoge verfügt über 96 Plätze für Männer und 50 Plätze für Frauen.

⁶¹⁹ Festschrift zur Weihe der neuen Synagoge in Münster/Westf. 12. März 1961 – 24. Adar 5721, hg. von der Jüdischen Kultusgemeinde Münster, Düsseldorf o.J. (1961), S. 31.

⁶²⁰ Am 1. Juni 1949 wurde in der Klosterstraße auf dem Grundstück ein Mahnmal aufgestellt: Jüdische Geschichte 1993, S. 205.

⁶²¹ Goldschmidt, Helmut: Der Neubau der Synagoge, in: Festschrift zur Weihe der neuen Synagoge in Münster/Westfalen, o.O (Düsseldorf) 1961, S. 40–42.

8.5 Einordnung der Synagogen Goldschmidts

Die Dortmunder Gemeinde besaß mit ihrer ersten Nachkriegssynagoge zunächst ein Grundstück in der Dortmunder Innenstadt. Dieses gibt sie beim Neubau „zugunsten des veränderten Wiederaufbaus der Dortmunder Innenstadt“ auf. Damit setzt sie ein „Signal für das damals vielbeschworene ‚Neue Dortmund‘“⁶²². Sie setzt aber auch ein Signal für ihren Rückzug: heraus aus der repräsentativen Innenstadt, hinein in ein mit Schul- und Bürobauten durchsetztes Wohngebiet. Die Bauweise Goldschmidts verstärkt diese Aussage. Von der Straßenfront zurückgezogen, ist der Dortmunder Synagogenraum von außen als solcher nicht erkennbar. Keine Symbolik schmückt das Gebäude und macht es als sakral, geschweige denn als jüdisches Gotteshaus identifizierbar. Die Synagoge liegt aufgrund der rituellen Ostung quer zur Straße [Abb. 186]. Die Flächen zwischen den Betonbindern des Baukörpers sind verklinkert, lediglich eine ist mit einem großen Glasfenster versehen, und auch dieses Fenster ist kaum als Sakralfenster zu erkennen. Die Abgeschlossenheit des Synagogenraums hebt Goldschmidt allerdings durch die Transparenz des Eingangsbereiches auf. Die sich über zwei Stockwerke erstreckende Glasfassade bietet die Möglichkeit, durch das Gebäude hindurch bis in den Hof zu sehen. Eine vergleichbare Offenheit hat er bei seiner Synagoge in Bonn geschaffen. Diese Offenheit kontrastiert in Dortmund mit der Abgeschlossenheit der Synagoge und setzt einen Kontrapunkt: Es handelt sich nicht um eine Zurückgezogenheit der Gemeinde von der Außenwelt. Weiterhin kontrastieren mit der ruhigen Abgeschlossenheit des Synagogenkörpers die versetzten Ebenen des Gemeindehauses. Mit herausragendem Gemeindesaal und zurückfluchtendem Dachgeschoss, dessen Front aus der Achse verschoben ist, bricht Goldschmidt die glatte Aussage der Anlage auf. Die Gestaltung des Gemeindehauses betont durch ihre Gegensätzlichkeit die unterschiedlichen Aufgaben der einzelnen Baukörper. Goldschmidts Anliegen war es, die einzelnen Bestandteile der Gemeindezentren ihrer Funktion nach zu bauen, „eine Aufgabe von ihrem inneren Wesen her anzupacken und in strenger Entsprechung dieses Wesens zu lösen.“⁶²³

Die Geschlossenheit der Synagoge, die Offenheit des Eingangsbereiches und die Vielfalt des Gemeindehauses stehen in Dortmund gleichberechtigt nebeneinander. Goldschmidt hat sich mit seinen frei konzipierten Bauten von der Tradierung überlieferter synagogaler Architektur gelöst, während er beim Wiederaufbau in Köln sowie dem Umbau in Koblenz äußerlich an die Vorkriegsarchitektur anknüpfen musste. Seine neu erbauten Synagogen mit Gemeindehäusern stehen in keiner optischen Verbindung zur Geschichte der Synagogen der Vorkriegszeit. Spontane Reminiszenzen an zerstörte Synagogenarchitektur, ob nun allgemeiner Art oder konkreter Vorgängerbauten, oder versteckte Hinweise darauf lassen sich nicht erkennen.

⁶²² Fischer 1999, S. 58.

⁶²³ Goldschmidt 1959b, S. 14.

8.5.1 Historische und zeitgenössische Bezüge

Goldschmidt war, nicht nur durch seinen jüdischen Glauben, sondern auch durch seine verschiedenen Bauaufgaben mit der Synagogenarchitektur – unter anderem fungierte er als Gutachter zur Einschätzung kriegszerstörter Synagogen in der Nachkriegszeit⁶²⁴ –, mit der Thematik Synagogenbau vertraut. Und so, wie er sich eigentlich den Abriss der Vorkriegssynagoge in der Kölner Roonstraße vorgestellt hatte, hat er sich mit seiner Formensprache von der alten Synagogenarchitektur abgewandt. Bei Betrachtung der Bonner Anlage mitsamt ihrer Synagoge finden sich keine Rückverweise auf die alte Synagogenarchitektur.

Goldschmidt umgeht die Versuchung, mittels Architektur an die Vorkriegszeit anknüpfen zu wollen:

Unverkennlich ist der Hang der älteren Generation an die Vorbilder der großen zerstörten Synagogen der Jahrhundertwende, ihrer ‚demonstrativen‘ Architektur und ihrer malerischen Gestaltung. Ich habe versucht, mit der bestehenden Architektur Räume zu schaffen, die dennoch Ausdruck unserer Zeit sind.⁶²⁵

So stellt Goldschmidts Architektur wesentliche Unterscheidungsmerkmale im Vergleich zu Bauten seiner Architekturkollegen bereit – hier zeigt sich eine verändert intendierte Darstellung der Gemeinden. Wie Hermann Zvi Guttmann hält Goldschmidt bei seinen Gemeindezentren die strikte Trennung von sakralen und profanen Bereichen ein. Doch durch die nach außen kaum zu erkennen gegebene Funktion der einzelnen Gebäudeteile sowie eine fehlende Kennzeichnung durch jüdische Symbolik hebt sich diese Unterscheidung auf der Betrachterseite auf. Die Bonner Synagoge ist zurückhaltend mit jüdischer Symbolik gekennzeichnet [Abb. 196], die Gestaltung der Baukörper zeigt, dass es sich um ein Versammlungsgebäude besonderer Art zeigt. Goldschmidt hat sich der Bauaufgabe der Synagogen pragmatisch genähert, ohne das Besondere der Thematik zu vernachlässigen. Effekthascherei durch besondere Betonung der Symbolik lag Goldschmidt fern. Mit dieser Formensprache entspricht Goldschmidt den Bedürfnissen der Gemeinden, die bei allzu eindeutiger Kennzeichnung der Gebäude als jüdischem Gotteshaus Befürchtungen hegten:

Die Angst, man könne mit den Fenstern [, die im neuen Anbau der Bonner Gemeinde mit hebräischen Textstellen versehen werden sollten, K.L.] die nicht-jüdische Umwelt vielleicht zu sehr auf sich aufmerksam machen, ist Anlaß einer Diskussion bei Teilen der Gemeinde.⁶²⁶

Konträr zu derartigen Befürchtungen zeigt sich die Tatsache, dass die Dortmunder Synagoge auf „ausdrücklichen Wunsch des damaligen nordrhein-westfälischen Kultusministers wieder ein repräsentativer Bau“⁶²⁷ werden sollte. Häufig genug wurden große Synagogen aus den

⁶²⁴ Hinweis Richard Keuler, Erinnerungs- und Gedenkstätte „Ehemalige Synagoge Niederzissen“: Helmut Goldschmidt hat 1950/51 als Gutachter im Auftrag der Jüdischen Gemeinde Koblenz fungiert. Email vom 04.05.2021.

⁶²⁵ Redemanuskript Helmut Goldschmidt zur Weihe der Synagoge Roonstraße. Zit. n. Hagspiel 2010, S. 298.

⁶²⁶ Wagner 1983, S. 393.

⁶²⁷ Das neue Dortmund 1999, S. 58.

verschiedensten Gründen auf Wunsch der Lokalpolitiker errichtet, als Beispiele seien hier Berlin, Köln und Dortmund genannt. Den Bedürfnissen der Gemeinden entsprachen diese Wünsche nur bedingt. Goldschmidt wendet sich ab von einer zitatreichen, eindeutig zu klassifizierenden Synagogenarchitektur hin zu einer aufgrund ihrer Vieldeutigkeit nicht zu identifizierenden Architektur. Im Wohngebiet Dortmunds, ebenso wie in Münster, stehen die jüdischen Gemeindezentren angepasst an den Architektursprachduktus gemeinschaftlich genutzter Gebäude – so den Schulen oder öffentlicher Einrichtungen in der Umgegend [Abb. 209 und 210 im Vergl. mit Abb. 203 und 184]. Zu Münster sagt Goldschmidt: „In Form und Farbe gliedert sich das Gebäude in die heute allgemein übliche örtliche Bauweise ein.“⁶²⁸

Damit entsprechen die Fassaden formal gesehen den funktionalen Bedürfnissen vollumfänglich. Es wird deutlich, dass Goldschmidt seinen Schwerpunkt weniger auf die Aussage- und Anziehungskraft seiner Bauten von außen, sondern vielmehr auf die Innenräume gelegt hat. Diese zeichnen sich durch eine zurückhaltende sakrale Ausstrahlung aus. Die Innenräume von Dortmund, Münster und Bonn, aber auch Koblenz, Köln, Mönchengladbach und Wuppertal, entsprechen (entsprachen) in der gemeinsamen Unterbringung von Almemor und Toraschrein an der Ostseite der Synagoge den baulichen Forderungen des deutschen reformierten Judentums der Vorkriegszeit. Dieses hob die Trennung von Almemor und Toraschrein im Verlauf der nicht nur inhaltlichen, sondern auch architektonischen Umstrukturierungen auf [Abb. 191, 200, 207 im Vgl. mit Abb. 202].

Die Festlegung der deutschen Nachkriegsgemeinden, sich selbst als Einheitsgemeinden zu definieren, um sowohl reformierten als auch orthodoxen Mitgliedern zu entsprechen, bedingt nicht notwendigerweise eine Anpassung an die architektonischen Formen der Reformbauten der Vorkriegszeit. Dennoch kann der Positionierung an der Ostseite eine Aussagekraft bezüglich des Selbstverständnisses der Gemeinden unterstellt werden – oder dem Wunsch des Architekten: Goldschmidt, der die Positionierung von Toraschrein und Almemor in räumlicher Nähe zueinander bevorzugte, hat für Bonn zwei Entwürfe getätigt. Beide stammen aus dem Jahr 1956, eingereicht wird ein erster, wesentlich schlichterer Bau. Ob diese bauliche Einschränkung eine Zurücknahme baulicher Präsenz und Dominanz im Straßenbild bedeuten sollte, darf angezweifelt werden. Bonn als Hauptstadt der jungen BRD hatte auch hinsichtlich der Jüdischen Gemeinde und ihrer Synagoge eine Vorbildfunktion. Vielmehr zeigt der erste Entwurf, bei dem der Almemor noch weiter in den Raum hineinversetzt wird und sich einer orthodoxen Position annähert, dass Goldschmidt die Sitzreihen im Raum sehr zurückgenommen hat: Statt der „ca. 80 Plätze“ gibt es hier nur 70 Sitzplätze.

Die Dortmunder Synagoge mit ihrer eindrucksvollen Sgraffito-Inschrift an der Ostseite des Raumes zeigt in Verbindung mit der monumentalen Umrahmung mittels der Wandnische eine eindeutige Überhöhung des Toraschreins. Der gesamte Innenraum wird somit gerichtet [Abb. 191]. Eine ähnliche Gestaltung wiederholt sich in Münster und Bonn. Ein Blick auf die gesamte Baugruppe von Nachkriegssynagogen zeigt, dass nur wenige mit einem Almemor in der Mitte des Raumes erbaut wurden (beispielsweise die Synagogen in Stuttgart, Offenbach, Aachen,

⁶²⁸ Goldschmidt 1961, S. 41.

Hamburg).⁶²⁹ Die Entscheidung zur Positionierung des Almemors lag häufig in den Händen des Architekten, so wie bei Helmut Goldschmidt⁶³⁰, der den östlichen Aufbau bevorzugte – nicht zuletzt deshalb, da er somit auch bei kleinen Räumen keinen Platz verlor –, häufig jedoch in den Händen der Gemeinden, was daran erkennbar ist, dass die Architekten Gerle und Guttmann beide Möglichkeiten geplant und eingerichtet haben.

Goldschmidts Synagogen erhalten ihre Besonderheit nicht durch eine charakteristisch-synagogale Raumform, sondern durch geschickte Integration jüdischer Symbole zu einer auf die Heilige Lade hin konzipierten, feierlich-sakralen Monumentalität.⁶³¹

Korn sieht hierin einen Mangel, denn er fragt weiter, „was diese stimmungsvollen Gotteshäuser von Sakralräumen anderer Konfessionen unterscheidet“⁶³², und knüpft damit weniger an die Frage nach der Synagogenarchitektur im Allgemeinen an als vielmehr an die Diskussionen der Vorkriegszeit zwischen Orthodoxie und Reformjudentum. Ein Blick auf den nachkonziliaren katholischen Kirchenbau zeigt, dass hier Altaranordnungen Einzug hielten – die Positionierung in der Mitte des Raumes –, die bislang in synagogalen Innenräumen zu finden waren. Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts begonnene Liturgiereform⁶³³ manifestiert sich nun als Bauauforderung.⁶³⁴ Insofern wurden bereits ab den 1920er-Jahren und vermehrt in der Architektur der Nachkriegszeit auch seitens der katholischen Architektur die Raumformen angepasst.⁶³⁵ Grundsätzlich kann im Sinne Kornes bei den Synagogen Goldschmidts gefragt werden, was diese von den Sakralbauten anderer Konfessionen unterscheidet, bzw. – diese Frage steht dahinter – was diese zu originär jüdischen Sakralräumen macht. Wie gesehen ist die äußere Kennzeichnung der Synagogen durch Symbolik zurückhaltend, der innere Aufbau mit Almemor und Toraschrein an der Ostwand entspricht den reformierten Bautraditionen der Vorkriegszeit, die Architektur selbst ist ohne Rückbindung an die Synagogenbautradition.

Grundsätzlich ist zu überlegen, ob die Frage nach der Unterscheidung von der Architektur anderer Konfessionen immer noch oder erneut von Relevanz sein soll.

8.5.2 Richard Neutra, Erich Mendelsohn – amerikanische Vorbilder

Die Synagogen Helmut Goldschmidts weisen eine stilistische Unabhängigkeit auf, die nicht genutzt wird, um das Schaffen oder die Person des Architekten selbst in den Vordergrund zu stellen. Goldschmidt gehörte zur Gruppe der überlebenden deutschen Jüdinnen und Juden, die architektonisch durch die Synagogen der Vorkriegszeit geprägt waren. Und doch bricht, vor allem

⁶²⁹ Erst beim Synagogenbau der 1980er Jahren stellten die Architekten zunehmend den Almemor in die Raummitte.

⁶³⁰ Goldschmidt 08.09.1998.

⁶³¹ Korn 1988, S. 298.

⁶³² Ebda.

⁶³³ Vgl. Voigt, Wolfgang/Flagge, Ingeborg (Hg.): Dominikus Böhm 1880–1955 (Ausst.-Kat. „Raum ist Sehnsucht. Der Kirchenbaumeister Dominikus Böhm 1880–1955“, Deutsches Architekturmuseum Frankfurt/Main, 16. April bis 19. Juni 2005, Museum für Angewandte Kunst Köln, 24. September bis 11. Dezember 2005), Tübingen/Berlin 2005, S. 13.

⁶³⁴ Zu den Ursprüngen der katholischen Bewegungen: Ruster, Thomas: Die verlorene Nützlichkeit der Religion. Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik (zugl. Bonn, Univ., Habil., 1993), Paderborn/München/Wien 1997.

⁶³⁵ Vgl. Adolf, Adam: Theologische Grundlagen des modernen Kirchenbaus, Mainz 1968.

bei Goldschmidt, die Bautradition abrupt – ungeachtet der historischen Tatsachen – im stilistischen Sinn ab. Während Sievers ebenso wie Guggenheimer mit ihren Entwürfen zögern und sich für eine Form der klassischen Moderne entscheiden, greift Goldschmidt zu stilistisch sehr diversen Möglichkeiten. Mit seinem behutsamen Aufbau in Mayen hat Goldschmidt gezeigt, dass er seine Architektur situativ und an die örtlichen Gegebenheiten und Bedürfnisse angepasst hat. In Mayen entschied auch er sich für eine dezente Moderne in Kombination mit traditionellen Elementen. Lediglich solche Gebäude, die der Industrie zugeordnet werden können, wie das Sudhaus der Löwenbrauerei, können der weiß verputzten, funktionalistisch orientierten Architektur der 1930er-Jahre zugeordnet werden [Abb. 211]. Die Innenstadtgebäude, Geschäftshäuser, Restaurants sowie Wohnhäuser zeugen in der Verwendung von Hausteinen, Giebeln, Dachgauben und Konsolen vom Bemühen Goldschmidts, der Eifelstadt Mayen ein traditionelles Gepräge wiederzugeben resp. zu erhalten.

Insbesondere die Kirche in Rothenbach, 30km von Mayen entfernt, die im November 1950 eingeweiht wurde, entspricht mit ihrer Natursteinfassade, den dezenten Rundbogenfenstern und dem massiven Westturm dörflicher Tradition [Abb. 212].⁶³⁶ Dass Goldschmidt zeitgleich in Köln zeitgenössisch moderner baute, zeigt sein Entwurf in der Maastrichter Straße 6–8 in Köln von 1950 [Abb. 213]. Hier wendet er ein offen sichtbares Betonraster an, womit er eine bislang dem Industriebau zugehörige Erscheinung in der innerstädtischen Wohnarchitektur anwendet. Deutlich wird die skulpturale Wirkung gewählter technischer Mittel. Wo hier die Quadrate der vertikalen und horizontalen Betonstreben das Haus optisch strukturieren, ist es im Synagogenbau die Mauerführung, die Fenstersetzung und die Kombination von technischer Architektur mit funktionalen Elementen. Hagspiel beklagt zu Recht, dass „verwundert [...], wenn in der zahlreichen Ungers-Literatur der Name Helmut Goldschmidt vergeblich zu suchen ist“⁶³⁷. Oswald Mathias Ungers, der nach seinem Studium wieder bei Goldschmidt arbeitete und von ihm schon früh eine Partnerschaft angeboten bekam – ebenso Werner Steffens –, bildete mit beiden 1951 die Bürogemeinschaft „Goldschmidt – Steffens – Ungers“⁶³⁸. Die Prägung durch Goldschmidt wird ersichtlich, wenn man die Rasterstruktur in der Maastrichter Straße 6–8 betrachtet.

Bereits am Anfang, wo Goldschmidt das Koblenzer *Tahara*-Haus zur Synagoge umfunktioniert, findet sich in allen Synagogengebäuden das besondere Zusammenspiel baulicher Elemente in skulpturaler Funktion. Stets gilt es, das Gesamtgebäude zu betrachten, insbesondere deshalb, weil Goldschmidt die Ensembles in Einzelfunktionen zergliedert. Wie bei Guttmann werden Profanbereiche deutlich vom Synagogenbau unterschieden, immer jedoch durch Bindeglieder verbunden oder, wie in Münster, als Gefüge zusammengesetzt. Ein Blick auf Dortmund zeigt die zunächst dekonstruktivistisch wirkenden Baukörper, die in sich verschoben und gegeneinandergesetzt sind [Abb. 189]. Jeder Bereich erhält eine seiner Funktion gemäße Form. Die Einzelelemente ergeben ein Ganzes und stellen in dieser Form im deutschen Nachkriegssynagogenbau eine frühe Auseinandersetzung mit dekonstruktiven Elementen dar. Die flächige Kombination einzelner Bauelemente im Synagogenbau taucht zunächst beim

⁶³⁶ Die dörfliche Tradition wurde auch seitens des Bischöflichen Generalvikariats eingefordert: Hagspiel 2010, S. 254

⁶³⁷ Ebd., S. 249.

⁶³⁸ Hagspiel 2010, S. 248.

Entwurf Richard Neutras für den zweiten Wettbewerb in Wien-Hietzing von 1924 [Abb. 214] auf. Neutras Entwurf unterscheidet sich nicht nur von allen anderen eingereichten Entwürfen, sondern auch von allen in Europa bis zu diesem Zeitpunkt erbauten. Der Entwurf sah in der Höhe unterschiedliche, Flachdach gedeckte Baukörper vor, die sich an vier Seiten um einen Innenhof gruppieren. Einen sehr ähnlichen Entwurf baute Erich Mendelsohn später mit seinem Temple B'nai Amoona in St. Louis, Missouri von 1950⁶³⁹, wobei hier das Parabeldach der Synagoge das Ensemble deutlich überragt [Abb. 215]. Auch der Entwurf Temple Emanu-El in Grands Rapids in Michigan, erst nach dem Tod Mendelsohns 1954 fertiggestellt, entspricht dieser Reihe des sich über mehrere Bauteile erstreckenden Gemeindezentrums [Abb. 216]. Das Dach der Emanu-El-Synagoge ist „butterfly-wings“ gedeckt, wie es Goldschmidt zunächst in Bonn vorgesehen hatte. Mendelsohn greift hier Elemente auf, die er sowohl in Deutschland als auch bei seiner Park Synagoge in Cleveland, Ohio (1953) [Abb. 54] verwendet hat: insbesondere die Dreieckanlage, so wie bei seinem Jüdischen Jugendzentrum in Essen (1933) und seinem Haus des Deutschen Metallarbeiterverbandes in Berlin (1930), mit konkav zurückweichender Fassade. Konkav zurückweichend ist auch die Frauenempore in Bonn bei Goldschmidts Entwurf von 1959. Die Entwürfe Neutras und Mendelsohns sind dem Platzangebot amerikanischer Vororte angepasst, die teilweise von parkähnlichen Anlagen umgeben sind. Weder dieses enorme Platzangebot noch die Gemeindegroßen waren in Deutschland vorhanden. Dennoch orientiert sich Goldschmidt mit seinen Synagogen strukturell an den mit mehreren Baukörpern konzipierten Gebäuden jüdischer Gemeinden in den USA. Auch die Synagoge B'Nai Israel des Architekten Percival Goodman von 1951 reiht sich in diese Gruppe der auf eine Fläche hin konzipierten Gemeindezentren ein, auch die Farbigkeit der Glasfenster im Treppenhaus von Münster erinnern an die Verwendung der Glasfelder bei Goodman im Temple Beth Shalom von 1956 [Abb. 219, 220., 221]. Und obwohl zum damaligen Zeitpunkt keine theoretischen Schriften über die Architekturentwicklung zur Verfügung standen, hat sich Helmut Goldschmidt über Entwürfe und Synagogen in den USA informiert, die man mittels Zeitschriften einsehen konnte.⁶⁴⁰ An die Frage Korns anschließend, was die Synagogen Goldschmidts zu Synagogen macht, ist in Erweiterung der Einführung in die Synagogenarchitektur der synagogale Innenraum in den Blick zu nehmen. Traditionell war der Innenraum, den Nutzerinnen und Besuchern vorbehalten, der Ort eines Gestaltungswillens in Abkehr der christlichen Vorbilder. Doch weniger an einer dekorativen Gestaltung durch Ausmalung oder ornamentalen Gestaltungen entzündete sich im Zeitraum 1850 bis 1931 eine Diskussion um das Ureigene der Synagogen als vielmehr um die Stellung der Elemente wie Toraschrein und Almemor. Hier knüpfte Goldschmidt bei seinen Synagogen an die Tradition deutscher Reformsynagogen an.

⁶³⁹ Seit 1986 COCA, the Center of Contemporary Arts.

⁶⁴⁰ Goldschmidt 08.09.1998.

9 Offenbach, Düsseldorf, Hannover, Osnabrück, Würzburg (1955–70): *Als jüdischer Architekt im Nachkriegsdeutschland*

Hermann Zvi Guttman, Jahrgang 1917, war ein Jahr älter als Helmut Goldschmidt und ebenso wie dieser und Ernst Guggenheimer jüdischen Glaubens. Guttman war neben seinen Synagogen in umfassenderem Maße als die anderen Architekten mit Bauten für Jüdische Gemeinden beauftragt. Zu seinen Bauten gehörten neben den frei stehenden Jüdischen Gemeindezentren in Offenbach [Abb. 6,7], Düsseldorf [Abb. 11], Hannover [Abb. 22] und Osnabrück [Abb. 25] auch ein jüdisches Gemeindezentrum mit Synagoge als Anbau an ein jüdisches Altenheim in Würzburg (1970) [Abb. 26] sowie die erst nach seinem Tod eingeweihte Synagoge im jüdischen Altenzentrum in Frankfurt/Main (1977). Guttman nahm an Wettbewerben (Hamburg, Essen) [Abb. 30] teil, bekam Aufträge für Umbauten alter Vorkriegssynagogen – Bayreuth (1965), Fürth (1967), Augsburg (1963) – und baute Friedhofshallen in Hannover (1960) [Abb. 227] und Augsburg (1961) [Abb. 228]. Carol Herselle Krinsky gibt in ihrer Publikation an, dass Guttman 1964 in Zusammenarbeit mit dem (christlichen) Architekten Raymond Carpe eine siebte Synagoge in Villeurbanne, Frankreich, erbaut hat.⁶⁴¹ Die Aufarbeitung des Archivs Guttman hat allerdings keine Pläne zutage gebracht, die einen Entwurf Guttmans belegen könnten, vorhanden sind jedoch verschiedene Dokumente, die zumindest einen Kontakt nachweisen.⁶⁴² Ein Blick auf die in Villeurbanne gebaute Synagoge lässt jedoch keinen architektonischen Einfluss Guttmans auf den Bau vermuten. Vielmehr steht der kubische Entwurf Villeurbannes mit den massiven, dominanten vertikalen Streben der Fassade in der gezeigten Tradition der Nachkriegssynagogen in Frankreich.⁶⁴³ Überdies stammt das Jüdische Mahnmal in der Gedenkstätte Dachau von Guttman. Auch ein für Frankfurt geplanter kleiner Synagogenbau, in Verbindung mit dem Neubau eines Hochhauses im Röderbergweg, wurde von Guttman geplant, aber nicht erbaut, ebenso wie sein Entwurf aus den 1960er-Jahren für ein Gemeindezentrum in Frankfurt. Neben weiteren Entwürfen für Synagogen (Aachen, Essen, Berlin, Wien) und der beratenden Unterstützung bei Synagogenbauten war Guttman hauptsächlich im Wohnungs- und Geschäftsbau tätig. Im Archiv Guttmans, das er sorgfältig und in beeindruckendem Maße umfangreich angelegt hatte, wird deutlich, dass sich Guttman der besonderen Bedeutung seiner Bauten in Deutschland bewusst war.⁶⁴⁴ Neben einer geplanten Dissertation über jüdische Ritualbäder in „Deutschland, die er nicht

⁶⁴¹ „Krinsky erwähnt die Synagoge in ihrem Buch, nennt jedoch den Namen des Architekten nicht.“ Klei 2017, S. 286. Im Verzeichnis der Architekten wird jedoch Guttman als Architekt benannt. Vgl. Krinsky S. 435-438. S. 436.

⁶⁴² Klei 2017, S. 286–288.

⁶⁴³ Die Synagoge war in zweijähriger Bauzeit von „einer Gruppe junger Deutscher, von der ‚Aktion Sühnezeichen‘, [...] errichtet worden.“ Der Großteil der Gemeinde bestand aus emigrierten Deutschen, der Architekt wird mit „M. Carpe, Lyon“ angegeben: Kunst und Kirche /1964/XXVII/3, S. 138. Vgl. Grard, Dominique: Synagogue de la Fraternité, URL: http://lerizeplus.villeurbanne.fr/arkotheque/client/am_lerize/encyclopedie/fiche.php?ref=82 (Zugriff 26.08.2021).

⁶⁴⁴ Nachlass Guttman: Sammlung Hermann Zvi Guttman in der Stiftung Jüdisches Museum Berlin in Bearbeitung von Alexandra Klei 2018, sowie Klei 2017.

fertigstellte“⁶⁴⁵, plante er eine (schließlich posthum herausgegebene) Veröffentlichung über seine jüdischen Gemeindezentren und Synagogen.

Es war ihm ein Anliegen, auch in Schriftform festzuhalten, warum es für die wiedergegründeten, verhältnismäßig kleinen jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik (lediglich die Gemeinden in Berlin und Frankfurt zählen über 5000 Seelen)⁶⁴⁶ so wichtig, ja lebensnotwendig war, die Gotteshäuser mit Gesellschaftszentren zu koppeln. Er arbeitete an der Herausgabe eines Buches, das den Titel tragen sollte „Vom Tempel zum Gemeindezentrum“.⁶⁴⁷

Umfangreiches Material, das er bereits verschriftlicht hatte, sowie Zeitungsartikel haben seine Mitarbeiter Sophie Remmlinger und Klaus Hofmann unter diesem Titel zwölf Jahre nach dem frühen Tod Guttmanns herausgegeben. Es war das erste Buch in der Nachkriegszeit Deutschlands, in der ein jüdischer Synagogenarchitekt sich schriftlich mit dieser besonderen Bauaufgabe auseinandergesetzt hat. Guttmann plante nicht nur eine Überblicksdarstellung, sondern wollte sich mit der Architektur der Synagoge und ihren Elementen Toraschrein und Lesepult auseinandersetzen. Sophie Remmlinger (1920–2008), die ab 1963 Mitarbeiterin der Jüdischen Gemeinde Frankfurt war und verantwortliche Redakteurin des Frankfurter Jüdischen Gemeindeblattes, das von ihr von 1968 bis zu ihrer Pensionierung 1985 betreut wurde⁶⁴⁸, lernte Guttmann in seiner Zeit als Vorsitzender des Jüdischen Gemeinderates kennen.⁶⁴⁹ Klaus Hofmann, der „über ein Jahrzehnt ein enger Mitarbeiter von Hermann Guttmann und an vielen seiner Synagogenplanungen und -bauten beteiligt“⁶⁵⁰ war, betreute zuletzt die architektonischen Unterlagen Guttmanns nach dessen Tod.⁶⁵¹ Sophie Remmlinger war für die erste Archivierung des Bildmaterials Guttmanns und „die Niederschrift seiner Publikationen und Beschreibungen seiner Sakralbauten“⁶⁵² verantwortlich. Das Buch, wenn auch erst 1989 publiziert, basiert streckenweise auf den Texten Guttmanns, die wiederum auf der fundierten Kenntnis jüdischer Texte beruhen:

[E]r war ein „Ben Torah“, er kannte und schätzte unser jüdisches Gedankengut, wie nur wenige in unserer Mitte, und er bemühte sich erfolgreich, jüdische Tradition in echter Synthese mit Modernität zu verbinden.

Er war ein „Ben Torah“ und ein „Bar-Mithwah“ zugleich, stets darauf bedacht, seine religiöse Lebenspraxis mit seiner jüdischen Bildung in Einklang zu bringen.⁶⁵³

Im Buch selbst werden dann die synagogalen Bauten, zu denen neben den Synagogen auch die Gedenkstätte Dachau und die Friedhofsgebäude gezählt werden, gezeigt. Daran anschließend

⁶⁴⁵ Klei 2017, S. 38.

⁶⁴⁶ Stand vor der Veröffentlichung des Buches 1989 und vor dem Zuzug von Gemeindegliedern aus den GUS-Staaten.

⁶⁴⁷ Vorwort Sophie Remmlinger, in: Manuskript Remmlinger, Nachlass Remmlinger im Besitz der Verf. K.L.

⁶⁴⁸ Heute „Jüdische Gemeindezeitung. Das Magazin der Jüdischen Gemeinde Frankfurt“. Vgl. „60 Jahre jüdische Gemeinde Frankfurt“. Jubiläumsausgabe JGZ Frankfurt/Main 2008. „Bevor sie nach Frankfurt kam, war die gelernte Journalistin für Zeitschriften der Mannheimer Kommunistischen Partei tätig. [...] Auf Vorschlag von Ignatz Bubis erhielt sie 1996 für ihren Einsatz für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland das Bundesverdienstkreuz.“. Ebda.

⁶⁴⁹ Manuskript Remmlinger, S. 3 (5) und in: Guttmann 1989, S. 11.

⁶⁵⁰ Manuskript Remmlinger, S. 3 (5).

⁶⁵¹ Remmlinger/Hofmann schreiben oft von Hermann Guttmann, statt von Hermann Zvi Guttmann.

⁶⁵² Ebda.

⁶⁵³ „Ben Torah“ – er lebte im Sinne der Halacha, „Bar-Mithwah“ – Sohn der Gebete. Oberrabbiner Sigmund Szobel in: Guttmann 1989, S. 16.

werden Entwürfe und Modelle, die nicht erbaut wurden, vorgestellt und erstmalig veröffentlicht. Mit seinen zahlreichen Synagogenbauten sowie Synagogenumbauten, Friedhofshallen und Wettbewerbsbeteiligungen war Guttman neben Helmut Goldschmidt und Karl Gerle einer der Architekten, der den Synagogenbau Deutschlands nach 1945 grundlegend geprägt hat. Mit seiner beratenden Tätigkeit bei anderen Neubauten, so geschehen in Hamburg⁶⁵⁴, hat er Einfluss auch auf die Bauten seiner Kollegen genommen. So hat er zu Beginn seiner Berufstätigkeit ein gemeinsames Büro mit Ignaz Jacoby (Jakubowitz) geführt⁶⁵⁵, der später die Wiesbadener Synagoge gebaut hat. Die Tatsache, dass der Sohn Ignaz Jacobys, Alfred Jacoby, wiederum Synagogenarchitekt geworden ist, der maßgeblich die Architektur der zweiten Synagogenbauphase in Deutschland ab den 1990er-Jahren geprägt hat⁶⁵⁶, zeigt, wie stark Guttman mit dieser Architektur nachhaltig verbunden ist.

Auch wenn die Sakralbauten Hermann Zvi Guttmans gemessen am Gesamtbauvolumen der Nachkriegszeit gering sind, hat er doch aufgrund seiner besonderen Bearbeitung der Bauaufgabe „Synagoge“ Anteil daran gehabt, eine allgemeingültige Sakralarchitektur zu schaffen. Ein Architekt, der eine vergleichbare Bedeutung für den Kirchenbau gehabt hätte, wäre im Bewusstsein der – wenn nicht der gesamten, so doch zumindest der fachspezifischen – Öffentlichkeit. Hermann Zvi Guttman hingegen ist, wie seine Kollegen, weitgehend unbekannt. Die Publikation Kleis von 2017 basiert auf der Ordnung des Nachlasses und lässt mit ihrem historischen Schwerpunkt Raum für kunsthistorische Einordnungen und Bearbeitungen der Architektur Guttmans. Guttman hat sich bei seinen Synagogen auf einige wenige geometrische Grundformen zurückgezogen. Betrachtet man seine Synagogenbauten insgesamt, so ist eine Handschrift deutlich zu erkennen: „So suchte er dort symbolkräftige Sinngebung, wo bisher fast alle Architekten fündig geworden sind: in der Geometrie.“⁶⁵⁷

9.1 Hermann Zvi Guttman (1917–1977)

Für seine eigene Publikation hatte Hermann Zvi Guttman geplant, keine Biografie zu schreiben, sondern „ein paar charakteristische Details“ voranzustellen.⁶⁵⁸ Ausführlicher haben Remmlinger und Hofmann im Kontakt mit Gitta Guttman die Biografie ausgeführt.⁶⁵⁹ Erst Alexandra Klei stellt 2017 das Gesamtwerk Guttmans sowie sein Leben in einer monografischen Arbeit vor. Hermann Guttman⁶⁶⁰ wurde am 13.09.1917 als Kind von Jechiel und Esther (Chiel und Ester)⁶⁶¹, geborene Dränger, Guttman in Bielitz/Oberschlesien (heute Bielsko, Polen), geboren. Er hatte

⁶⁵⁴ Vgl. Brief der Architekten Wongel und May v. 25.4.1958, in: Grundbuch Eimsbüttel Akte 8363, Bauprüfabteilung.

⁶⁵⁵ Vgl. Lebenslauf Ignaz Jacoby, Kap.

⁶⁵⁶ Jacoby, Alfred: Synagogenbau in Deutschland nach dem Krieg, in: Kunst und Kirche, 4 (2001), S. 211–214.

⁶⁵⁷ Fritz Novotny: Zum Geleit, in: Guttman 1989, S. 8.

⁶⁵⁸ Guttman 1989, S. 13.

⁶⁵⁹ „Es verbindet mich auch heute noch eine herzliche Freundschaft mit seiner Familie.“ Sophie Remmlinger in: Manuskript Remmlinger, S. 3 (5) und Guttman 1989, S. 11.

⁶⁶⁰ Zur Namensnennung: „Hermann Zvi (Zwi) Guttman wurde [...] als Herman Elias Guttman geboren“, er führte „zunächst den Namen Zwi, vereinzelt ist auch Cwi zu finden. In allen anschließenden Veröffentlichungen wird dagegen Zvi verwendet [...]“: Klei 2018, S. 21. Remmlinger und Hofmann sprechen an manchen Stellen von Hermann Guttman und auf Architekturplänen steht „Hermann Guttman“.

⁶⁶¹ Guttman 1989, S. 13.

zwei Schwestern. Bielitz gehörte bis kurz nach Guttmanns Geburt, 1918, zum deutschen Kaiserreich und danach zu Polen und bildete „bis 1940 den Mittelpunkt einer deutschen Kultur- und Sprachinsel.“⁶⁶² Die Familie Guttman war strenggläubig jüdisch, beruflich war der Vater als Kaufmann tätig. Da die Familie deutschsprachig war, besuchte Guttman deutsche Schulen und begann nach dem Abitur 1938 an der Jagiellonen-Universität in Krakau ein Philosophie- und Germanistikstudium, da Juden nicht alle Studiengänge zugänglich waren.⁶⁶³ Mit Kriegsausbruch 1939 musste er das Studium abbrechen. Er floh nach Lemberg, das unter russischer Verwaltung stand, und studierte hier bis zum Einfall der deutschen Armee 1941 an der Polytechnischen Hochschule Architektur. Die Zeit zwischen 1941–44 wurde von Hermann Zvi Guttman so beschrieben, dass er mit Schwester Ruth und der Mutter in der Illegalität im Wald überlebt hat.⁶⁶⁴ Von 1940–41 „führten die Sowjets [...] große Deportationswellen gegen die städtische Bevölkerung durch. [...] Auch die Mitglieder der Familie Guttman wurden von den Sowjets deportiert und landeten in sibirischen Arbeitslagern.“⁶⁶⁵ Nach Kriegsende konnte die Familie über Usbekistan nach Kasachstan, wo der Vater 1945 verstarb, erneut nach Lemberg flüchten. Von hier kehrte die Familie nach Bielitz zurück, um anschließend über Prag, Brünn, Bratislava und Österreich nach Süddeutschland zu gelangen. Hier lebten Guttman und seine Familie von 1946–48 im DP-Lager Pocking. Ab dem Jahr 1948 konnte Hermann Zvi Guttman sein Studium an der Technischen Universität in München fortsetzen.⁶⁶⁶ Aus dieser Zeit sind Belege erhalten, die über die Studiendauer Auskunft geben. Nach einem Jahr konnte Guttman die Vor-Diplom-Prüfung ablegen.⁶⁶⁷ Am 16.03.1951 erlangte Guttman sein Staatsexamen als Diplom-Ingenieur der Technischen Hochschule München.⁶⁶⁸ An Entwürfen erhalten sind von der Diplom-Prüfung noch die Grundrisse, Schnitte und Aufrisse eines Geschäftshauses für die „Hauptprüfung Architekten“ am Lehrstuhl Martin Elsaessers; weitere Prüfungspläne zeigen Lageplan, Perspektiven, Grundrisse und Fassadenausschnitte einer Kuranlage mit Brunnenhaus und Wandelhalle.⁶⁶⁹ Während der Studienzeit in München lernte er Gitta Torenberg (1923) kennen, die 1949 als Ärztin in München promoviert wurde, beide heirateten 1952 und zogen 1953 nach Offenbach. Gitta und Hermann Zvi Guttman bekamen gemeinsam zwei Töchter. Bereits 1953 begann Guttman mit den Planungen der ersten Synagoge in Offenbach/Main, die 1956 eingeweiht wurde. 1954 führte er mit Ignaz Jacoby (Jakubowitz) ein gemeinsames Büro, die Planungen für die Synagoge geschahen in Bürogemeinschaft.⁶⁷⁰ Es folgten 1956 der Bau in Düsseldorf, 1963 in Hannover, 1969 in Osnabrück, 1970 in Würzburg in Kooperation mit Rudolf Schlick und Frankfurt/Main (s.o.) sowie der Bau von Friedhofshallen in Hannover und Augsburg im Jahr 1960⁶⁷¹. Hinzu kamen die Umbauten älterer Synagogen sowie die Teilnahme an

⁶⁶² Guttman 1989, S. 13. Zu Bielitz: Brillung, Bernhard: Die jüdischen Gemeinden Mittelschlesiens. Entstehung und Geschichte (Studia Delitzschiana, 14), Stuttgart/Berlin/Köln u.a. 1972, S.6.

⁶⁶³ Guttman 1989, S. 13.

⁶⁶⁴ Wischnitzer 1964, S. 250: "The fact that he survived is a miracle."

⁶⁶⁵ Klei 2017, S. 23–24.

⁶⁶⁶ Bescheinigung zur Aufnahme an der technischen Hochschule vom 07.05.1948, in: Sammlung Hermann Zvi Guttman. Bescheinigung 2017/308/22. Stiftung Jüdisches Museum Berlin.

⁶⁶⁷ Ebd. 2017/308/35: Brief des Diplomprüfungsausschusses vom 05.07.1949.

⁶⁶⁸ Ebd. 2017/308/50 und 2017/310/783-784.

⁶⁶⁹ Ebd. 2017/311/1 – 15.

⁶⁷⁰ Klei 2017, S.33 und Lebenslauf Ignaz Jacoby und Auskunft von Alfred Jacoby.

⁶⁷¹ Zu den genauen Weihedaten: Guttman 1989. Korrigiert werden müssen die Daten zu den Arbeiten in Hannover.

Wettbewerben und diverse Entwürfe. Von Guttmann stammt auch die jüdische Gedenkstätte im ehemaligen Konzentrationslager in Dachau, geweiht am 07.05.1967. Das Lebenswerk Hermann Zvi Guttmanns ist beispielhaft dokumentiert. Guttmann verstarb am 23.06.1977 vor Fertigstellung seiner letzten Synagoge in Frankfurt/Main⁶⁷². Seit 1978 ruht Guttmann auf einem Friedhof in Jerusalem.⁶⁷³

9.2 Offenbach (1955)

Nach der Schoah konnten lediglich zwei ehemalige Gemeindemitglieder nach Offenbach zurückkehren. Diese bildeten mit 21 weiteren Überlebenden die Grundlage der jüdischen Gemeinde in Offenbach⁶⁷⁴. Aufgrund dieser geringen Mitgliederzahl wollte die Gemeinde zunächst keine Synagoge errichten. Als die 1945 rund 30 Mitglieder zählende Gemeinde dann doch eine Synagoge bauen wollte, wurde Hermann Zvi Guttmann mit der Planung beauftragt. Früheste Pläne, die mit der letztendlichen Ausführung übereinstimmen, stammen aus dem Jahr 1953. Offenbach war die erste Gemeinde Hessens, die eine neue Synagoge errichtete. Gegenüber der alten Synagoge aus dem Jahr 1916 von Fritz Schwarz und Karl Wagner, an der Kaiser- Ecke Goethestraße, die die Gemeinde der Stadt überlassen hatte, wurde das neue Gemeindezentrum erbaut. Für den Neubau der alten Synagoge war 1911/12 ein Wettbewerb ausgeschrieben worden, zu dem lediglich hessische und in Hessen geborene Architekten zugelassen waren, mit dem Ergebnis, dass insgesamt 94 Entwürfe eingereicht wurden.⁶⁷⁵ Dies verdeutlicht das zu diesem Zeitpunkt große Interesse an einer solchen Bauaufgabe. Der ausgeführte Bau entsprach, wie bei der Besprechung zur Erfurter Nachkriegssynagoge gesehen, dem Prinzip eines von rechteckigen Annexbauten flankierten Synagogenrundbaus.

Der Baubeginn der Nachkriegssynagoge fiel in das Jahr 1955, die Einweihung der Synagoge fand am 2. September 1956 statt. Der erste Synagogenbau Guttmanns in Offenbach stellt gleichzeitig seinen kleinsten dar. Von der ursprünglichen Anlage, bestehend aus Synagoge und Gemeindezentrum, stehen nur noch Teile der ursprünglichen Außenmauer der Synagoge [Abb. 32]. Das Gemeindehaus mit Verbindungstrakt wurde im Rahmen eines Erweiterungsbaus von Alfred Jacoby entfernt. Nachdem die Gemeinde in den 1990er-Jahren von rund 100 auf über 800 Mitglieder angewachsen war, entstand ein neuer Raumbedarf. Der Umbau (1995–1997) wurde von Diskussionen um den Erhalt des Ursprungbaus begleitet. Der Plan der Gemeinde lautete zunächst, die gesamte Anlage durch einen Neubau zu entfernen. Durch Initiative des Journalisten

Remmlinger/Hoffmann geben für die Bauzeit der Friedhofshalle das Jahr 1961 an, für die Synagoge Hannover die Jahre 1961–63. Da aber in der Festschrift zur Einweihung der Synagoge die Grundsteinlegung derselben am 9. November 1960 angegeben ist sowie die Einweihung der Friedhofshalle zwei Monate zuvor, sind die Daten entsprechend zu korrigieren. Vgl. Prager, Norbert: Wiederaufbau, in: Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover, Hannover 1963.

⁶⁷² Die Synagoge Atereth Zvi – "die in Erinnerung an ihren Baumeister Hermann Zvi Guttmann den Namen Atereth Zvi erhielt" – wurde als Bestandteil des jüdischen Altenzentrums in Frankfurt am Main erbaut. Vgl. Guttmann 1989, S. 82–89.

⁶⁷³ Guttmann 1989, S. 14 sowie Klei 2017, S. 38.

⁶⁷⁴ Korn 1988, S.338.

⁶⁷⁵ Alemannia Judaica – Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum, 2013: URL: https://www.alemannia-judaica.de/offenbach_synagoge.htm (Zugriff 29.06.2022).

Jakob Anton Weinberger wurde die Synagoge unter Denkmalschutz gestellt, sodass zumindest der Synagogenbau selbst teilweise erhalten werden konnte. Eine gründliche Dokumentation des Baus ist nicht geschehen.

30 km von Offenbach entfernt lag die Synagoge in Butzbach in Hessen von 1926 von Jakob Lippert [Abb. 229]. Diese entsprach in ihren Proportionen denen der Offenbacher und „verdient eine gewisse Aufmerksamkeit, weil hier eine Gemeinde weitgehend in die Ortsgemeinde integriert gewesen zu sein scheint und zu einem akzeptierten Bestandteil dieses Ortes geworden war.“⁶⁷⁶ Bei der Synagoge in Butzbach handelte es sich um einen polygonalen Grundriss mit gelängten Seiten, so entsteht der Eindruck eines rechteckigen Grundkörpers mit abgeschrägten Ecken. Ein Vergleich mit der 30 Jahre später errichteten Offenbacher Synagoge zeigt, dass beide Bauten auf einem kleinen Sockel stehen. Ebenso wie in Butzbach befindet sich in Offenbach das Portal mittig auf der Westseite, in beiden Fällen ist über dem Portal ein Davidstern in einem Rundfenster eingelassen. Obwohl unterschiedlich in der Größenausführung, stimmt die seitliche Anbringung der Fenster bei beiden Bauten überein. Der Übergang zum Dach ist bei beiden Bauten durch einen Fries abgesetzt. Die glatte Fassadengestaltung der Offenbacher Synagoge Guttmanns ist mit diesem hinweishaften Vergleich in die Architektur der 1920er-Jahre einzuordnen, die von Guttmann 1961 in Augsburg gebaute Friedhofshalle [Abb. 6, 228, 229] weist eine noch stärkere Ähnlichkeit zum Bau Lipperts auf.

9.2.1 Baubeschreibung

Guttmann errichtete die dreiteilige Gesamtanlage auf einem frei stehenden, stadtzentralen Grundstück in der Kaiserstraße, ganz in Ufernähe zum Main [Abb. 7, 230]. Nur durch die Goethestraße von der alten Synagoge getrennt, wurde der Bau in direkter Verbindung zur Vorkriegsgemeinde erbaut [Abb. 231]. Der 1955 begonnene Bau gliedert sich in Synagoge, Verbindungstrakt und Gemeindehaus, man näherte sich dem Haupteingang von der Goethestraße. Die Anlage lag von der Straße zurückgezogen, mit dem Synagogenkörper als erstem Teil der Anlage. Der geostete Bau hatte einen rechteckig-ovalen Grundriss und stand, wie alle drei Baukörper, auf einem Sockel aus weißem Stein. An der Westseite konnte der Eingang über zwei Stufen betreten werden. Die Treppen wiesen, wie das Gebäude selbst, abgerundete Ecken auf. Der Eingang aus Glas war mit einem Rahmen aus schwarzem Granit versehen. Über dem Portal stand in Hebräisch ein Spruchrelief aus Granit: „An jeder Stelle, an der Du meinen Namen nennen wirst, werde ich kommen und Dich segnen“. Über dem Spruchband lag ein Rundfenster mit eingelassenem Davidstern aus Granit. Der Stern war mit farbigem Glas hinterlegt. Das kupfergedeckte, sehr flache Walmdach schloss über einem dreifach getreppten Gesims und einem in den Maßen dem Sockel entsprechenden glatten Fries an.

An der Nord- und Südseite der Synagoge befanden sich zwei große Fensterflächen, die vertikal fünffach unterteilt und mit schlichter Buntglasgestaltung gefüllt waren. Die Umrahmung aus Granit stand leicht vor, ebenso die vertikalen und eine horizontale Unterteilung. Die Fenster

⁶⁷⁶ Hammer-Schenk 1981, S. 522.

sind horizontal im Verhältnis 1:2 gegliedert, die Positionierung der Gliederung entspricht der Anbringung der Frauenempore im Inneren. Zwischen Synagogenkörper und Gemeindehaus lag ein Zwischentrakt [Abb. 232]. Die Südwand dieses würfelförmig angelegten Baus setzte am Scheitelpunkt der Ostseite des Synagogenraums an. Der Eingang lag an nördlicher Seite und war mit einem herausragenden Dach überfangen, zur Tür führten zwei Treppenstufen. Der Eingangsbau war zur Westseite durchfenstert.

Das Gemeindehaus schloss an den Zwischentrakt an [Abb. 233], die Südwände beider Baukörper bildeten eine Flucht, wohingegen die Nordseite der gesamten Anlage sich, an der Nordseite gestuft, nach Westen erweitert. Der Grundriss des Gemeindehauses ist rechteckig [Abb. 232], mit schlichten, rechteckigen Doppelfenstern. Gedeckt war der Bau mit einem flachen Walmdach.

Den Synagogenbau von der Westseite durch den Haupteingang betretend, gelangte man in einen kleinen Vorraum, von dem man in den Synagogenraum sowie über zwei seitliche Wendeltreppen in das obere Stockwerk gelangte. Im Vorraum lag auch das Handwaschbecken für rituelle Waschungen.

Der Synagogeninnenraum war rechteckig, die Süd- und Westseite leicht nach außen gebauht [Abb. 234]. Mittig im Raum befand sich der um eine Stufe erhöhte und nach Osten ausgerichtete Almemor, von einem einfachen Gitter umschlossen. Die Ostseite war durch zwei seitliche, über die gesamte Raumhöhe geschlossene Treppenaufgänge apsidial verkleinert, diese Raumfläche war durch zwei Stufen erhöht.

An der Wandseite befand sich, in die Wand eingelassen, der Toraschrein, der von zwei steinernen Löwen bekrönt wurde, die die Gesetzestafeln hielten. Boden und Wände waren bis zur Oberkante des Schreins mit rot-braunem Marmor verkleidet. Über dem Toraschrein befand sich das Ewige Licht, nach einem Entwurf Gutmans symbolisierte es „die jüdische Diaspora, künstlerisch ausgedrückt durch die Feuersäule und die Wolke, die das Volk Israel durch die Wüste und in das Gelobte Land führten.“⁶⁷⁷ Über dem Ewigen Licht, dem *Ner Tamid*, lag ein kleines Rundfenster, das die zum Segensgestus gespreizten Hände zeigte.

Der Synagogenraum war dreiseitig von einer freihängenden Frauenempore umgeben. Die Empore trennt die fünf vertikalen Fensterflächen der Außenwände, die so entstandenen kleineren Fenster waren in je sechs Rechtecke gegliedert, von denen wiederum je eins nochmals in sechs Rechtecke unterteilt war⁶⁷⁸. Im Untergeschoss waren die Sitzreihen zum Toraschrein hin orientiert, die Bankreihen auf der Frauenempore zur Raummitte. Der Synagogenraum bot 60 Männersitze und 30 Frauensitzplätze auf der Empore.

Durch eine nordöstliche Tür im Erdgeschoß gelangte man in einen kleinen Seitenraum, der in den Zwischentrakt/Eingangstrakt hinüberführte. Im Zwischentrakt untergebracht war neben sanitären Anlagen und Garderobe eine Treppe, die zu den Emporen des Synagogenraums und in das Obergeschoss des Gemeindehauses führte. Im Erdgeschoss des Gemeindehauses befanden sich Büros, im Obergeschoss [Abb. 232, 233] lag ein Festsaal⁶⁷⁹.

⁶⁷⁷ Guttman 1988, S. 27.

⁶⁷⁸ So ergeben sich zwölf Fensterfelder. Da Guttman bei seinem späteren Düsseldorfer Bau die Fenster des Eingangs mit den Symbolen der zwölf Stämme Israels verziert, liegt nahe, die Zahl der Fensterfelder symbolisch zu verstehen.

⁶⁷⁹ Von der ursprünglich mit drei Elementen konzipierten Anlage ist inzwischen nur noch die Synagoge rudimentär erhalten. Diese wurde bis auf die Außenmauern und das Emporengeschoss entkernt; die Außenmauer sind unterhalb der

9.3 Düsseldorf (1958)

1933 lebten ungefähr 5000 Jüdinnen und Juden in Düsseldorf, kurz vor Kriegsausbruch hatte sich die Zahl um mehr als die Hälfte auf 1800 verringert.⁶⁸⁰ Nach Ende des Zweiten Weltkrieges fanden sich 57 Überlebende der Schoah in Düsseldorf ein, um 1945 die jüdische Gemeinde neu zu gründen. Diese zählte dann 1958 insgesamt 850 Mitglieder und 1966 schließlich 1077 und gehörte somit zu den größten jüdischen Gemeinden der Bundesrepublik Deutschland.⁶⁸¹ In Düsseldorf befand sich der Sitz des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein ebenso wie die „Allgemeine Jüdische Wochenzeitung“⁶⁸². Beide Institutionen hatten nach Bauende ihre Adresse im Gemeindehaus des Düsseldorfer jüdischen Gemeindezentrums. Dieses Zentrum wurde zwanzig Jahre nach der Zerstörung der deutschen Synagogen am 7. September 1958 eingeweiht.⁶⁸³ Erbauer war der seinerzeit einundvierzigjährige Architekt Hermann Guttman.

9.3.1 Baubeschreibung

Das Grundstück des jüdischen Gemeindezentrums in Düsseldorf liegt an der Ecke Zieten- und Mauerstraße in einem reinen Wohngebiet. Zur Anlage gehört neben der Synagoge das Gemeindehaus mit lang gestrecktem Gemeindesaal. Obwohl Gotteshaus und Gemeindehaus zusammenhängend und durch einen kleinen Zwischenbau verbunden errichtet wurden, sind sie „als zwei individuelle Bauwerke zu betrachten.“⁶⁸⁴ [Abb. 235]

Die geostete, eingeschossige Synagoge hat einen ovalen Grundriss und liegt parallel zur Zietenstraße mit dem Haupteingang an der Mauerstraße [Abb. 244]. Zudem ist die Synagoge etwas von der Straße zurückversetzt, sodass sich vor dem Eingang ein Freiraum bildet. Zum Eingang führt eine sechsstufige Freitreppe.⁶⁸⁵ Der viertürige Eingang aus grauem Glas ist mit schwarzem Granit umrahmt. Über ihm befindet sich ein Band aus „schwarz-schwedischem Granit“⁶⁸⁶ mit Spruchrelief und zwei seitlichen Davidsternen. Eingraviert ist der 45. Psalm auf Hebräisch: „Ewiger, ich liebe die Stätte Deines Hauses, den Ort, wo Deine Ehre thront“.⁶⁸⁷

Emporen seitlich entfernt worden, die fehlende Stützkonstruktion wurde durch eingestellte Säulen ersetzt. Die gesamte Synagoge wurde von einer "linsenförmigen" Betonfläche umrahmt, das Dach wird von Säulen gestützt. Der Granit-Schriftzug ist abgenommen worden. Die vormals freie Sicht auf den Synagogenbau von der Kaiserstraße ist durch eine umrahmende Begleitbebauung verdeckt. Um die Synagoge herum sind verschiedene Gebäude errichtet worden, diese beziehen sich nicht auf die ehemalige Anlage. Vom ursprünglichen Gemeindezentrum wurde die Synagoge unter Denkmalschutz gestellt, nicht aber der Zwischentrakt und das Gemeindehaus.

⁶⁸⁰ Dam, Hendrik Georg van: Bewährungsprobe des Rechtsstaates. Die jüdischen Gemeinden am Rhein nach 1945, in: Monumenta Judaica. 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein, (Ausst.-Kat. Köln, Kölnisches Stadtmuseum, 15. Oktober 1963 bis 15. Februar 1964), 2 Bde., Köln 1963, S. 647–655, S. 647.

⁶⁸¹ Vgl. Lowenthal, E.G.: Werden – Vergehen – Wiedererstehen. Bild der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf, in: Die neue Synagoge in Düsseldorf. Zur Einweihung am 7. September 1958, Düsseldorf o.J. (1958), S. 3-12.

⁶⁸² Zunächst „Jüdisches Gemeindeblatt für die britische Zone“, dann „Jüdisches Gemeindeblatt für die Nord-Rheinprovinz und Westfalen“, ab 1949 „Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, danach „Allgemeine jüdische Wochenzeitung“, heute „Jüdische Allgemeine“.

⁶⁸³ Guttman 1989, S. 30.

⁶⁸⁴ Guttman, Hermann: Das Düsseldorfer Gemeindezentrum, in: Düsseldorf 1958, S. 28–31, S. 28.

⁶⁸⁵ Dieser Eingang war bis Anfang der 1980er Jahre der Haupteingang, er ist heute nicht mehr in Benutzung.

⁶⁸⁶ Schreiben und Zeichnung im Maßstab 1:20 Hermann Guttmans an das Bauaufsichtsamt Düsseldorf vom 25.11.1957, in: BAD Hausakten 1956, Bd.I.

⁶⁸⁷ Guttman 1958, S.30.

Oberhalb des Eingangs [Abb. 245] befindet sich ein Rundfenster mit eingefasstem siebenarmigem Leuchter, seitlich befinden sich zwei längsrechteckige Fenster [Abb. 246]. Hiervor sind Gitter angebracht, die mit den Symbolen der zwölf Stämme Israels versehen sind. Es sind auf dem rechten Fenstergitter von oben nach unten angebracht: eine Pflanze symbolisiert die Liebesäpfel für den Stamm Ruben, die Burg steht für den Stamm Simeon, der Brustschild des Priesters als Zeichen für den Stamm Levi sowie der Löwe für den Stamm Juda. Ein Schiff symbolisiert den Stamm Sebulon und der beladene Esel den Stamm Issachar. Auf dem linken Gitter befindet sich zuoberst eine Waage für den Stamm Dan, der ansonsten durch eine Schlange dargestellt wird. Die Zelte symbolisieren den Stamm Gad, der Fruchtbaum den Stamm Asser, die Hirschkuh steht für den Stamm Naphtal. Die Ähren deuten den Reichtum des Stammes Joseph an, sonst durch die Zeichen der Söhne Ephraim und Manasse dargestellt, ein Wolf symbolisiert den Stamm Benjamin. An der Nord- und Südseite der Synagoge liegen je neun längsrechteckige Buntglas-Fenster [Abb. 247]. Diese sind zwischen je zehn Betonpfeilern eingesetzt, die vom Postament bis unter das Dach reichen. Die Glasflächen liegen versetzt: Die mittleren Fenster stehen plan der Wand, die umrahmenden sind mit ihrer Innenseite zurückversetzt, sodass sich eine Staffelung zur Seitenwandfläche hin ergibt. Den oberen Abschluss des mit Travertin verkleideten Baus bildet ein hervortretendes, schmales Gesims. Daran angeschlossen ist das Traufgesims, über dem sich eine Flachkuppel erhebt. Die Kuppel ist kupfergedeckt und freigespannt, sie wird von den seitlichen Stahlbetonpfeilern gestützt. An der schmucklosen Ostseite werden die Fenster der Westfassade wiederholt, hier jedoch ohne symbolgeschmückte Gitter.

An der Ostseite des Synagogenkörpers schließt ein travertinverkleideter Verbindungs- bzw. Eingangstrakt an. Er verbindet die Elemente Synagoge, Gemeindehaus und Gemeindesaal. Der Zwischentrakt ist eingeschossig und flach gedeckt. Die Fassade des Gemeindehauses schließt an die Häuserfront der Mauerstraße an. Es handelt sich um ein fünfgeschossiges Haus mit ebenfalls travertinverkleidetem Erdgeschoss und zurückspringendem obersten Stockwerk. Das Erdgeschoss besitzt, wie die übrigen vier darüberliegenden Stockwerke, eine Fensterreihe mit sechs rechteckigen Fenstern. Die Fenstersetzung variiert, das Haus ist mit einem einfachen Walmdach gedeckt. An der Nordseite des Gemeindehauses liegt der eingeschossige Gemeindesaal. An seiner Westwand ist er mit drei großen Fenstern zu einem Garten geöffnet, in dem eine Sukka eingerichtet werden kann. Unter dem Garten liegt eine Tiefgarage, die von der Mauerstraße befahren werden kann.

Durch den Synagogenhaupteingang an der Zietenstraße gelangt man in einen Vorraum, von dem aus Treppen in das Unter- und das Emporengeschoss führen [Abb. 248]. An den Treppengeländern befinden sich Waschbecken für die rituellen Handwaschungen. Im Untergeschoss liegt ein kleines Foyer mit Sitzgelegenheit und einer Garderobe sowie Toilettenräume, Heizungs- und Abstellraum. Die Unterkellerung reicht bis zur Hälfte des Baukörpers.

Die Portalwand des Synagogeninnenraums verläuft konkav-konvex-konkav geschwungen. Der konvex gestaltete Türbereich nimmt den Schwung der Außenmauer auf, die seitlichen konkaven

Wölbungen bieten Platz für die rundgeführten Treppenläufe [Abb. 248, 250]. Den Synagogenraum betritt man durch eine zweiflügelige Holztür. Der Innenraum wird durch die Gestaltung der Ostseite gerichtet. An dieser liegen Toraschrein und Almemor auf einem Podest [Abb. 249]. Zum Raum hin ist dieses mit einem Gitter versehen, auf dem Gitter befindet sich das Kantorlesepult. Der Toraschrein wurde vor eine parabelförmige Wandöffnung gestellt, die mit einer Glasfläche zum Raum abschließt.

Dem Verlauf der Westwand entsprechend ist auch die Ostwand mit konvexem Schwung ausgebildet. Hier sind die Seitenbereiche parabelförmig in den Raum hineinragend und so ungleich deutlicher ausgeprägt als der geschwungene Eingangsbereich. Die Scheitelpunkte dieser seitlichen Parabelbögen bestimmen den apsidialen Raum, der mit dem Geländer eingefasst ist. Hinter diesem geschwungenen Wandverlauf befinden sich zwei Räume. Der rechte war zunächst für den Rabbiner vorgesehen⁶⁸⁸, im linken befindet sich ein Treppenaufgang zur Frauenempore sowie zum Foyer des Zwischentraktes. Die Empore verläuft an der Nord-, West- und Südseite. Im Westen liegt die Empore über dem Eingangsbereich. Die Empore ist an den Seitenbereichen für die Frauen vorgesehen, die Fläche an der Westseite ist für einen Chor und ein Harmonium bestimmt. An den Treppenzugängen an der Ostwand befinden sich parabelförmige Fensteröffnungen, die sich in die Treppengänge öffnen. Durch diese Mauerausparungen sieht man die Längsfenster der Ostwand [Abb. 251]. Die Empore hängt frei schwebend im Raum [Abb. 252, 253].

Der Übergang der Wände zur Decke ist durch zwei Gesimse betont, in denen eine indirekte Beleuchtung untergebracht ist. Die den Toraschrein umfassende Parabel kann von hinten beleuchtet werden und so den Innenraum ebenfalls indirekt beleuchten.⁶⁸⁹ Über dem Scheitelpunkt der Glasparabel ist ein Davidstern in die Wand eingelassen.⁶⁹⁰ In diesem Stern brannte ursprünglich das Ewige Licht. Die Synagoge bietet im unteren Bereich Sitzplätze für 250 Personen, die zum Thoraschrein ausgerichtet sind. Auf den Emporen ist Platz für 150 Personen. Vom Nordost-Ausgang der Synagoge gelangt man in den Zwischentrakt, der zugleich einen Eingang von der Zietenstraße bietet.⁶⁹¹ Von hier führt eine Treppe in den Keller mit Mikwa.⁶⁹² Vom Foyer gelangt man in den Gemeindesaal und das Gemeindehaus. In diesem befindet sich im Erdgeschoss ein geosteter Wochenbetsaal. Im ersten Stock ist eine milchige Küche untergebracht,⁶⁹³ im zweiten Stock eine Bibliothek sowie Büros, eine Sozialabteilung, ein Clubraum und ein repräsentatives Zimmer. Im obersten Stockwerk sind Gästezimmer für Besucher der Gemeinde eingerichtet.⁶⁹⁴

⁶⁸⁸ Der Raum wurde später als Abstellraum und Aufbewahrungsort für die Gebetbücher benutzt.

⁶⁸⁹ Zwischen der Ostwand des Innenraums und der Außenmauer liegt ein Zwischenraum von 90cm, in dem sich die technischen Anlagen befinden und der vom nordöstlichen Treppengang zu erreichen ist.

⁶⁹⁰ Guttman spricht von einem Zionsstern: Guttman 1958, S. 31.

⁶⁹¹ Hier befindet sich heute der geschützte Eingang der Synagoge, der ehemalige Haupteingang wird aus Sicherheitsgründen nicht mehr genutzt.

⁶⁹² Wasser für die Mikwa wird in einer Zisterne gesammelt. Hierzu wird Regenwasser vom Synagogendach aufgefangen. Dieses wird für ein Ritualbad im Eintauchbecken zur Hälfte mit Leitungswasser im Verhältnis von 50:50 vermischt.

⁶⁹³ Da kein Platz für eine zweite Küche vorhanden ist, ist die Küche rein milchig.

⁶⁹⁴ Zu den Umbauten: Aus Sicherheitsgründen wurde das Hauptportal geschlossen und wird nicht mehr als Eingang benutzt. Die ehemalige Glastür wurde ausgetauscht und durch ein Massivportal ersetzt. Der Garten nördlich der Synagoge mit der freien Zufahrt in die Tiefgarage wurde mit einer Mauer abgeschlossen. Als Haupteingang dient jetzt der frühere Nebeneingang im Zwischentrakt. Der Trakt wurde mit einem Glasvorbau erweitert und mit einer Pflörnerstelle versehen. Im Innenbau wurde das Dach des Zwischentraktes ersetzt und mit blauen Platten abgedeckt. Die

9.3.2 Die Besonderheit des Grundrisses

Guttman hat den Düsseldorfer Innenraum in reformierter Anordnung von Toraschrein und Almemor erbaut. Beide stehen durch ein halbhohes Gitter von den Gottesdienstbesuchern getrennt an der Ostseite auf einem kleinen Podest. Die parabolische Mauerführung ruft einen chorähnlichen Eindruck hervor.

Synagoge, Zwischentrakt, Wohnhaus und der sich anschließende Festsaal sind im rechten Winkel L-förmig zueinander gruppiert [Abb. 254]. Diese Anordnung von Synagoge, Zwischentrakt und Wohnhaus wird durch den Goldenen Schnitt rhythmisiert und festgelegt. Bei dem 1956 eingeweihten Gemeindezentrum in Offenbach arbeitete Guttman mit den Elementen Synagoge, Zwischentrakt und Gemeindehaus. Grundrissübereinstimmungen zwischen der Offenbacher und der Düsseldorfer Synagoge legen die Vermutung nahe, dass es sich in Düsseldorf um ein erweitertes Modell des Offenbacher Baus handelt, ebenso wie sich ein Entwurf für die Synagoge Hamburg als Erweiterung der Düsseldorfer Synagoge sehen lässt. Der Grundriss des Offenbacher Gemeindezentrums lässt erkennen, dass Guttman hier für Synagoge und Gemeindehaus von einer ähnlichen Grundrisskomposition ausging. Er hat der Gesamtanlage eine wiederkehrende Grundmaßeinheit – ein *Modul* – zugrunde gelegt. In Düsseldorf hat Guttman dieses Verfahren erweitert, indem er die Einzelelemente des Gemeindezentrums in komplexerer Weise in Beziehung zueinander gesetzt hat. Hier wird durch Verwendung des Goldenen Schnittes nicht nur die Anordnung der Gebäudeteile zueinander festgelegt, beispielsweise liegt der Zwischentrakt an zentraler Schnittstelle zwischen Synagoge, Gemeindehaus und -saal, sondern auch die Positionierung des Synagogenchors ist davon abhängig. Guttman hat in detaillierter Grundrissplanung die einzelnen Gebäudeelemente in Bezug zueinander gesetzt [Abb. 263]. Die Gestaltung des Innenraums wird von der Determinante der Linienführung festgelegt, wie die parabolische Mauerführung der Ostseite zeigt. Hätte Guttman den Düsseldorfer Bau, wie geplant, mit einem Almemor im Raummittelpunkt gebaut, so wäre auch deren Position durch die Linienführung bestimmt gewesen.⁶⁹⁵ Das Verwenden des Goldenen Schnittes kann dahin gehend gelesen werden, harmonische „Verhältnisse nicht nur innerhalb *eines Raumes* [...], sondern auch in der *Beziehung mehrerer Räume oder Raumgruppen*[Hervorhebung im Original] zueinander [...]“ herzustellen.⁶⁹⁶ Die Bauten Guttmans vermitteln durch diese Maßstäbe eine Prägnanz, die auf den Betrachter einwirkt, ohne jedoch dominant zu sein.

Damit ist die wesentliche Frage berührt, *wie Proportionen in der Architektur erfahrbar werden*. Das Wesen und die ureigenste Funktion der Architektur als Befriedigung der elementaren menschlichen Bedürfnisse nach Schutz und Geborgenheit liegen im *Räumlichen* [Hervorhebung im Original].⁶⁹⁷

Orgel auf der Empore wurde abmontiert – zuerst aus technischen Gründen, inzwischen wird sie aus rituellen Gründen nicht mehr aufgestellt. Das in die Wand eingelassene Ewige Licht ist nicht mehr in Benutzung und wurde durch ein neues oberhalb des Toraschreins ersetzt.

⁶⁹⁵ Vgl. nicht ausgeführten Bauplan: Synagogengemeinde Düsseldorf. Synagoge und Gemeindehaus M. 1:1000. BL.NR: 2E, Frankfurt/M. im März 1956. Nachlass Remmlinger.

⁶⁹⁶ Naredi-Rainer, Paul von: Architektur und Harmonie. Zahl, Maß und Proportion in der abendländischen Baukunst, Köln 1995, S. 177.

⁶⁹⁷ Naredi-Rainer, 1995, S. 140.

Die in der Tradition der Sakralarchitektur begründete Anwendung des Goldenen Schnitts zeugt von Gutmans universalem Anspruch. Sein Anliegen war es, „Geborgenheit, nach der unsere Zeit verlangt“,⁶⁹⁸ zu schaffen.

9.3.3 Die Jüdische Gemeinde und die Planungsphase des Neubaus

Zum Zeitpunkt des Planungsbeginns⁶⁹⁹ 1953/54 gab es unterschiedliche Synagogenbauprojekte. Saarbrücken, Erfurt und Stuttgart waren bereits eingeweiht, Guttman selbst war mit dem Bau der Offenbacher Synagoge beschäftigt, die am selben Tag eingeweiht wurde wie Helmut Goldschmidts erster großer Synagogenneubau in Dortmund (02.09.1956). Karl Gerle errichtete in dieser Zeit die Synagoge in Recklinghausen und war in Aachen 1955 mit dem Umbau des „Haus des Bergwerks“ zum Synagogengebäude engagiert. Zu diesem Umbau hatte auch Hermann Zvi Guttman Entwürfe eingereicht. Planung und Bau der Düsseldorfer Synagoge stehen in Zusammenhang mit der Situation jüdischer Gemeinden der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen. Hendrik George van Dam, bis 1973 Generalsekretär des im Jahre 1950 gegründeten Zentralrates der Juden in Deutschland, nannte die Neugründung der jüdischen Gemeinden in Deutschland die „Bewährungsprobe des Rechtsstaates“.⁷⁰⁰ Innerhalb dieses war die Gründung des Zentralrates der Juden in Deutschland von hoher politischer Bedeutung.⁷⁰¹ Die Namensgebung stand im Gegensatz zur „Bezeichnung als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“, was eine „deutliche Abkehr von der Identität der deutschen Juden“⁷⁰² der Vorkriegszeit bedeutete. Innerhalb der ein Jahr zuvor konstituierten Bundesrepublik Deutschland war er eine politische Vertretung derjenigen, die nach wie vor in Deutschland lebten, noch nicht ausgewandert waren oder zurückgekehrt waren, und war somit Vertretung aller, auch derjenigen, die zuvor in Lagern gelebt hatten und hier teilweise noch lebten. Diese bereits bei der Besprechung der Synagoge in Stuttgart exemplarisch angesprochene Situation der doppelten Gemeindegründungen ließ sich regional zuordnen. So waren die großen Lager hauptsächlich in Süddeutschland zu finden, in Bayern und Hessen. Ebenso gab es Lager in Berlin und in Niedersachsen (Bergen-Belsen).

Das hatte bedeutende Folgen für die Zusammensetzung der jüdischen Gemeinden nach Ursprung und Sprache. Die Mitglieder der Gemeinden Nordrhein-Westfalens bestanden in ihrer Mehrheit aus Menschen, die in Deutschland geboren waren, so daß sich dort verhältnismäßig schnell jüdische Gemeinden nach altem Muster bilden konnten. In Köln, Düsseldorf und Dortmund bildeten sich jüdische Zentren.⁷⁰³

Durch die Etablierung Bonns als Hauptstadt der Bundesrepublik erhielten die jüdischen Gemeinden im Bundesland Nordrhein-Westfalen erhöhte Aufmerksamkeit seitens der Politik

⁶⁹⁸ Guttman, 1989, S. 33.

⁶⁹⁹ Klei 2017, S. 352.

⁷⁰⁰ Van Dam 1963, S. 647.

⁷⁰¹ Der „Lackmus-Test der deutschen Demokratie“: Brenner 2012, S. 160.

⁷⁰² Brenner 2012, S. 153.

⁷⁰³ Van Dam 1963, S. 649.

sowie eine „starke Förderung durch [...] die Behörden des Landes, unabhängig von der Zusammensetzung der entsprechenden Kabinette.“⁷⁰⁴ Dies mag den Neubau von Synagogen gefördert haben, die vor allem in Nordrhein-Westfalen errichtet wurden, da die jüdischen Gemeinden und ihre Mitglieder nicht vom rasch einsetzenden „Wirtschaftswunder“ profitieren konnten, oder zumindest nur indirekt, „weil die Wiedergutmachung [...] ohne wirtschaftliche Erholung nicht möglich gewesen wäre.“⁷⁰⁵ Zu geschwächt waren die Gemeinden und ihre Mitglieder, als dass sie, bis auf wenige Ausnahmen, hätten teilhaben können am Wiedererstarben wirtschaftlicher Prozesse. Nur durch eine verbindende Organisation konnten die heterogen zusammengesetzten Gemeinden ihren Bedürfnissen gemeinsam Ausdruck verleihen. Insofern konzentrierten sich im Rheinland Vertretungsstrukturen. Da hier die Gemeindemitglieder mit über 80% deutsch-jüdischer Herkunft waren – in „Bayern machten die Ostjuden im Jahre 1949 insgesamt 93,7% der jüdischen Gesamtbevölkerung aus“⁷⁰⁶ –, fiel, oftmals allein durch sprachliche Grundlagen, eine Nähe zu politischen Strukturen leichter. 1952 verlagerte der Zentralrat seinen Sitz nach Düsseldorf, der Hauptstadt des Bundeslandes. Hier gründete Karl Marx die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ und gab sie ab 1946 heraus. Beide Einrichtungen bekamen ihren Sitz im neu erbauten Gemeindezentrum in der Zietenstraße. In der Nähe Düsseldorfs, in Köln, war ebenfalls ab 1952 die Israel-Mission vertreten, „die Vertretung des Staates Israel, die mit der Durchführung des Luxemburger Wiedergutmachungsabkommens“⁷⁰⁷ betraut war. Die Anforderungen an eine repräsentative Wirkung, die Integration unterschiedlichster Gruppenbedürfnisse sowie die Kombination verschiedenster Funktionen an einem Ort, einem Jüdischen Gemeindezentrum, ließen die jüdische Gemeinde in Düsseldorf ab 1953 nach einem Architekten suchen, der dieser anspruchsvollen Aufgabe gewachsen war. Und während van Dam 1963 die Wiedererrichtung der Wormser Synagoge unter Erinnerungsaspekten⁷⁰⁸ beurteilt⁷⁰⁹, nämlich als kulturhistorisch bedeutsames Bauwerk mit musealem Charakter, so hatten die neuen Jüdischen Gemeindezentren konkrete soziale Aufgaben und Funktionen: den Erhalt jüdischer Gemeinschaften, die Betreuung hilfsbedürftiger Überlebender, auch das Garantieren der Friedhofsfürsorge, die Unterrichtung der wenigen Kinder. Dies geht auch aus dem geplanten Raumprogramm hervor, mit dem die Gemeinde den Ministerpräsidenten Nordrhein-Westfalens, Karl Arnold, 1955 anschreibt:

Das Verwaltungsgebäude soll außer den Zwecken der Synagogengemeinde als Sitz für alle in Düsseldorf befindlichen jüdischen Organisationen dienen. Hierzu gehören der Zentralrat der Juden in Deutschland, der Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Nordrhein, der Jüdische Frauenbund für das Bundesgebiet, die Arbeitsgemeinschaft Jüdischer Gewerbetreibender sowie die Arbeitsgemeinschaft Jüdischer Juristen für das Bundesgebiet und Berlin.⁷¹⁰

⁷⁰⁴ Van Dam 1963, S. 649f.

⁷⁰⁵ Ebd., S. 652.

⁷⁰⁶ Brenner 2012, S. 164.

⁷⁰⁷ Van Dam 1963, S. 651.

⁷⁰⁸ Ende des Wiederaufbaus und Neuweihe war 1961.

⁷⁰⁹ Van Dam 1963, S. 651.

⁷¹⁰ Schreiben des Vorstands der Synagogengemeinde (Alfred Sieradz, Adolf Weinberg) und der Gemeindevertretung der Synagogengemeinde (Karl Marx) an den Ministerpräsidenten des Lande Nordrhein-Westfalen, in: Stadtarchiv Düsseldorf, Bauvorhaben der jüdischen Synagogengemeinde, 1946-1987, Signatur 1-1-1-4329.0000, Abschrift, Blatt 3.

Klei schreibt davon, dass „die Jüdische Gemeinde Düsseldorf zu dieser Zeit in einer schwierigen Situation“⁷¹¹ war, sie „lebte weitgehend isoliert und auf ihre inneren Angelegenheiten bezogen“⁷¹². Das Schreiben des Vorstandes an den Ministerpräsidenten, wo es heißt, dass man glaube,

erwähnen zu dürfen, daß die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen ein besonderes Interesse an der Förderung dieses Bauprojektes für eine würdigere und räumlich ausreichende Synagoge mit dem dazugehörenden Verwaltungsgebäude haben wird, nachdem es unserer Initiative gelang, die bereits erwähnten zentralen Organe des jüdischen Lebens in der Bundesrepublik in die Landeshauptstadt Düsseldorf zu ziehen⁷¹³,

zeigt die Jüdische Gemeinde hingegen als einen ernst zu nehmenden Faktor im Gefüge des Bundeslandes. Bei diesen divergenten Zustandsbeschreibungen zeigt sich die Aufspaltung jüdischen Lebens in eine äußere Gestalt als Teil der jungen Bundesrepublik Deutschland und der inneren Verfasstheit ihrer Mitglieder. Wie richtig jedoch der Vorstand mit der Bedeutung eines Neubaus der Synagoge und der Ansiedlung jüdischer Organisationen lag, zeigt das Grußwort des Bundeskanzlers Konrad Adenauer zur Einweihung, denn die Bundesregierung sah

in dem Wiedererstehen jüdischer Gotteshäuser einen sichtbaren Beweis für die Erfolge ihrer Wiedergutmachungspolitik und eine Bestätigung der in der Bundesrepublik gewährleisteten Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der kulturellen Betätigung.⁷¹⁴

Aus diesem Grund gab es zuvor im Planungs- und Bauverfahren verschiedene Beteiligte und Faktoren: Beispielsweise ist das Verfahren der Wiedergutmachung auch in Düsseldorf, vorwiegend in Bezug auf den Synagogenneubau, ein dominantes Thema gewesen, dem sich Klei und auch Donate Strathmann widmen.⁷¹⁵ Das Finanzierungsverfahren der Synagoge, das formal unabhängig vom Wiedergutmachungsverfahren vor allem der ehemaligen Synagoge mit dazugehörendem Grundstück in Düsseldorf ablief, war dennoch mit diesem Vorgang verknüpft, denn in beiden Fällen war die Stadt Düsseldorf Ansprechpartner. Hier lag die Schwierigkeit, denn die Jüdische Gemeinde Düsseldorf war zwar Rechtsnachfolgerin der Vorkriegsgemeinde, aber nicht Erbin des jüdischen Besitzes der Vorkriegszeit.

Anspruch auf dessen [des deutschen Judentums vor dem Nationalsozialismus, K.L.] Vermögenswerte erhebe stattdessen das jüdische Kollektiv in Gestalt des jüdischen Volkes – vertreten durch hierfür eigens etablierte Nachfolgeorganisationen, in erster Linie die im Mai 1947 in New York vorläufig unter der Bezeichnung Jewish Restitution Successor Organization inkorporierte [...] wirkende IRSO.⁷¹⁶

⁷¹¹ Klei 2017, S. 354

⁷¹² Feuser-Weyrich: Die jüdische Gemeinde Düsseldorf, S. 228, zit. n. Klei 2017, S. 3540

⁷¹³ Blatt 3, StAD 1-1-1-4329.0000, in: Stadtarchiv Düsseldorf (StAD), Bauvorhaben der jüdischen Synagogengemeinde, 1946-1987.

⁷¹⁴ „Bundesrepublik Deutschland – Der Bundeskanzler“, in: Neue Synagoge 1958, S. 19.

⁷¹⁵ Strathmann, Donate: Auswandern oder Hierbleiben? Jüdisches Leben in Düsseldorf und Nordrhein 1945–1960. (Düsseldorfer Schriften zur neueren Landesgeschichte Nordrhein-Westfalens, 63; zugl. Paderborn, Univ.Diss.: Von der Liquidationsgemeinde zum Zentralpunkt jüdischen Lebens?), Essen 2003; vgl. Klei 2017, S. 352 – 359.

⁷¹⁶ Brenner 2012, S. 27. Der Jewish Restitution Successor Organization (IRSO) in der amerikanischen Zone entsprach die Jewish Trust Corporation (JTC) in der britischen.

So kollidierte denn auch die erneute Gründung jüdischer Gemeinden in Deutschland mit der Erwartungshaltung der nicht in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden, die sich zunehmend „von 1945 an [...] als Teil eines sich nationalisierenden jüdischen Kollektivs, als Teil einer politischen jüdischen Nation“⁷¹⁷ verstanden. So fand die Übertragung der Vermögenswerte von als erbenlos erachtetem materiellem Gut nach Israel statt, da der „an den Juden Europas verübte Genozid absolut [war]. Er richtete sich gegen *alle* Juden und erfolgte *überall* [Hervorhebung im Original, K.L.] dort, wohin die deutsche Wehrmacht gelangt war“⁷¹⁸. So waren die jüdischen Gemeinden nicht nur damit konfrontiert, auf eine deutsche Nachkriegsgesellschaft zu stoßen, in der Antisemitismus weiterhin virulent war und mancherorts ausgelebt wurde, sondern auch mit der innerjüdischen Ächtung, in eben diesem Land zu leben.

So standen sich anhand der Kontroversen hinsichtlich des restituierten Gemeindeeigentums zwei jüdische Arten von Zugehörigkeit entgegen: die eine sah jüdische Zugehörigkeit nach dem Holocaust kollektiv transformiert und forderte eben dieses Eigentum im Namen des jüdischen Volkes ein; die andere stieß sich an dieser kollektiven Konstruktion allein schon dadurch, als sie mittels des juristischen Konstrukts der Rechtsnachfolge das restituierte Gemeindeeigentum für sich beanspruchte.⁷¹⁹

Im Fall Düsseldorf bedeutete dies, dass sich die Stadt Düsseldorf in einem Vergleich mit der Jewish Trust Corporation über die Ansprüche an den Vermögenswerten einigte, nicht mit der Jüdischen Gemeinde.⁷²⁰ Die Mittel für den Synagogenneubau wiederum kamen vom Land⁷²¹ Nordrhein-Westfalen⁷²², die Stadt beteiligte sich über den Grundstücksankauf und am Innenausbau.⁷²³ Die finanzielle Unterstützung, die bereits 1947 von Karl Arnold in Aussicht gestellt wurde, der seinerzeit Oberbürgermeister von Düsseldorf war,⁷²⁴ wurde nichtsdestotrotz in Ratssitzungen diskutiert, auch inwieweit man bei weiteren Anfragen seitens der Gemeinde „zum Ausdruck [...] [bringen solle], dass Düsseldorf bereits [...] erhebliche Beträge“ für die Wiedergutmachung aufgewandt hätte.⁷²⁵

Es bestand einerseits aufgrund der Bündelung vieler jüdischer Einrichtungen in der Stadt Düsseldorf der Bedarf an genügend großem und den Bedarfen entsprechendem Platzangebot, sodass nach verschiedenen Verhandlungen über den genauen Ort schließlich fünf Grundstücke übereck in der Zieten- und Mauerstraße bebaut wurden.⁷²⁶ Andererseits gab es viele „Player“, deren Belange und mit dem Bau verbundenen Erwartungen berücksichtigt werden mussten – unter anderem der selbstverständliche Wunsch nach „einem der Würde [...] entsprechenden

⁷¹⁷ Ebda., S. 28.

⁷¹⁸ Ebda.

⁷¹⁹ Ebda., S. 30.

⁷²⁰ StAD 1-1-1-4329.0000, Blatt 9, ebenso 27 (Rückseite), eine Abschrift in 0-1-4-16042.0000, in:

⁷²¹ Zeitgleich mit dem Verfahren um die Wiedergutmachungsleistungen in Düsseldorf liefen ähnliche Verfahren in Hagen.

⁷²² StAD 1-1-1-4329.0000, Blatt 20, Schreiben der Synagogengemeinde Düsseldorf an den Oberstadtdirektor der Landeshauptstadt, am 14.01.1947.

⁷²³ StAD 1-1-1-4329.0000, Blatt 29, 32, 35, 36.

⁷²⁴ „Wir aber wollen an dieser Stelle und in dieser Stunde nicht übersehen, daß der Wunsch der Jüdischen Gemeinde – bald wieder ein Gotteshaus zu erhalten – vollauf gerechtfertigt ist und auch die möglichste Unterstützung der Stadt Düsseldorf finden wird.“ Karl Arnold anlässlich der Einweihung der Gedenktafel auf dem vormaligen Synagogengrundstück am 6. November 1946, in: StAD Akte 1-1-1-4329.0000.

⁷²⁵ StAD 1-1-1-4329.0000, Blatt 27.

⁷²⁶ Klei 2017, S. 356, Strathmann 2003, S. 191.

Neubau, [...] [keinen] Prunkbau, wie es die alte Synagoge war [...], aber doch im Innern wie Äussern eindrucksvollen Bau.“⁷²⁷

Im Oktober 1954 wurden fünf Architekten mit der Bitte um Entwurfszusendungen für den Bau der Synagoge mit Gemeindezentrum angeschrieben (Hermann Zvi Guttmann, Gerhard Rehder, Hans Schwippert, Jakob Walter und Emanuel Lindner⁷²⁸), doch daraufhin eventuell eingegangene Entwürfe liegen nicht vor oder sind nicht erhalten.

Der Kölner Architekt Helmut Goldschmidt, mit dem die Gemeinde im Rahmen der Herrichtung des bis zum Neubau genutzten Betraumes in Kontakt stand⁷²⁹, wurde nicht angefragt, obwohl er zu dieser Zeit mit dem großen Neubau in Dortmund beschäftigt war. Auch Karl Gerle war bereits in Nordrhein-Westfalen aktiv – Aachen, Recklinghausen, Minden –, wurde jedoch ebenfalls nicht angefragt.

Da Hermann Zvi Guttmann als einziger Architekt eines anderen Bundeslandes angefragt wurde, wird hier ebenfalls ein persönlicher Kontakt bestanden haben. Klei fragt, warum „diese Architekten ausgewählt wurden“, ⁷³⁰ und vermutet, dass die Anfrage aufgrund der räumlichen Nähe erfolgte und aufgrund des „Interesse[s] an einem Neubau mit modernem Erscheinungsbild.“⁷³¹ Wahrscheinlich erscheint zunächst der Wunsch nach einem namhaften Architekten, der einen repräsentativen Entwurf bieten konnte. Hinzu kommt, dass Guttmann zu diesem Zeitpunkt noch Diplom-Ingenieur war und der Zusatz „Architekt“ erst auf Plänen ab 1958 auftaucht.⁷³² Der Hinweis Kleis', dass zumindest „drei von ihnen – Schwippert, Rehder und Lindner – [...] während des NS in Deutschland tätig gewesen“⁷³³ waren, rückt diese zumindest sprachlich in die Nähe des Nationalsozialismus, ohne dass diese Verbindung von ihr weiter ausgeführt wird.

Gerhard Rehder hatte sich während der 1930er- und 1940er-Jahre mit dem Neubau von Kinos für die Ufa einen Ruf als Kinosaal-Architekt erworben. Auch nach 1945 war er Architekt vieler Kinobauten im Ruhrgebiet, auch in Düsseldorf.⁷³⁴ Emanuel Lindner war ebenfalls zum Zeitpunkt der Anfrage der Jüdischen Gemeinde an einem Wettbewerb für ein Kino in Duisburg beteiligt.⁷³⁵

Der genaue Verlauf der Architektenwahl ist unklar, denn Emanuel Lindner, der wohl einen Entwurf eingereicht hat, bekam zunächst im November 1954 eine Zusage⁷³⁶, um dann im Februar 1955 eine Absage zu erhalten, mit dem Hinweis, der eingereichte Entwurf würde von der Landesregierung nicht bezuschusst werden.⁷³⁷ Es existiert ein Schreiben an den

⁷²⁷ Vorstand der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf an den Ministerpräsidenten und Innenminister NRWs am 19.03.1954. Zit. n. Strathmann 2003, S. 190 sowie Fußnote 133.

⁷²⁸ Klei 2017, S. 360.

⁷²⁹ Strathmann 2003, S. 190.

⁷³⁰ Klei 2017, S. 362.

⁷³¹ Ebda., S. 363.

⁷³² Baupläne im Bauaufsichtsamt Düsseldorf (BAD), Hausakten betr. Zietenstraße Nr. 50, 1955-1960, Akte 1 im Vergleich zu denen von Akte 1956, Bd.I.

⁷³³ Klei 2017, S. 363.

⁷³⁴ Klein-Wiele, Holger: Kinoarchitektur der fünfziger Jahre im Ruhrgebiet (Architektur, 3; zugl. Bochum, Univ., Diss., 2004), Berlin 2006, S. 140: „Balli, Berlin-Köpenick (1933/34); Kamera, Berlin-Wilhelmshagen (1938); Lumina, Berlin-Zehlendorf (1938/39); Ruhr-Lichtspiele, Mülheim/Ruhr (1948); Capitol, Trier (um 1949); Alhambra, Düsseldorf (um 1949); Kapitol, Koblenz (1950); Atrium, Wuppertal-Elberfeld (um 1950); Residenz, Duisburg (1951/52); Astoria, Bielefeld (1951); Titania, Düsseldorf (1952); Astoria, Osnabrück (1953); Evita, Essen-Steele (1953); Emscher-Lichtspiele, Essen (1954).“

⁷³⁵ Klein-Wiele 2006, Kat. 153 a/b, S. 284.

⁷³⁶ Klei 2017, S. 363.

⁷³⁷ Klei 2017, S. 363f.

Oberstadtdirektor Walther Hensel vom 30.08.1956, in dem ein Überblick über das Planungs- und Entschädigungsverfahren gegeben wird. Hier wird berichtet, dass die „von dem neu bestellten Architekten ausgearbeiteten Pläne [...] in den nächsten Tagen dem Kultusministerium vorgelegt werden [sollen], so daß dann der Antrag [auf Baukostenzuschuss, K.L.] einer Entscheidung zugeführt werden kann.“⁷³⁸ Somit standen Entwürfe in direktem Zusammenhang mit der Zusage der Baukostenübernahme. Wer der neu bestellte Architekt war, geht aus diesem Schreiben nicht hervor. Die Zusammenarbeit mit Hermann Zvi Guttmann wurde nach Strathmann im Februar 1955 vertragsreif⁷³⁹, eine Vollmacht seitens der Gemeinde an ihn als ausführenden Architekten findet sich auf Mai 1956 ausgestellt.⁷⁴⁰ Zuvor hatte bereits im August 1955 Gerhard Rehder die Vollmacht ausgestellt bekommen.⁷⁴¹

Das Schreiben Hensels kann sich nicht allein auf Guttmann als neuen Architekten beziehen, denn erste Baupläne im Bauaufsichtsamt Düsseldorf zeigen detailliert ausgearbeitete Entwürfe von „Dr.Ing. Gerhard Rehder, Architekt BDA Düsseldorf/Dipl. Ing. Hermann Guttmann, Frankfurt in Arbeitsgemeinschaft, Synagoge mit Gemeindehaus und Altersheim Mauerstraße 37/41 – Zietenstraße 48/50 aus dem Jahr 1955.“⁷⁴² Hinsichtlich der im Schreiben an Hensel benannten, sich bis Ende 1956 hinziehenden Vertragsauflösung ist unklar, ob es sich um Rehder oder Lindner handelt und warum die Zusammenarbeit mit Rehder ebenfalls beendet wurde.⁷⁴³ Klei stellt die Vermutung an, dass „Rehders Bautätigkeit im NS und seine damals öffentliche antisemitische Haltung eine Rolle spielten.“⁷⁴⁴ Damit mutmaßt sie, dass eine Veröffentlichung Rehders in der Deutschen Bauzeitung aus dem Jahr 1939 bekannt war.⁷⁴⁵ Bei dieser Veröffentlichung handelte es sich jedoch um eine Besprechung von Kinogebäuden in der Mark Brandenburg, die auf die besonderen Konstruktionsbedingungen von „Lichtspielhäusern“ im Umfeld von Wohnarchitektur eingeht,⁷⁴⁶ ein von Klei hergestellter Zusammenhang ist nicht ersichtlich.

Hermann Zvi Guttmann dankt am Ende zur Feier der Weihe seinem „Kollegen [...] Architekt Otto Esser und dessen Assistenten Wolff,⁷⁴⁷ die die Bauaufsicht vor Ort hatten.“⁷⁴⁸ Gerhard Rehder wird nicht erwähnt, obwohl Grundzüge der Planung auf die gemeinsamen Entwürfe zurückgehen.

Obwohl es in einem Artikel der Rheinischen Post vor Baubeginn im April 1956 hieß: „Es wird kein Kuppelbau mehr errichtet werden“⁷⁴⁹, dauerte aufgrund „der technischen Schwierigkeiten

⁷³⁸ StAD Akte 0-1-4-16042.0000.

⁷³⁹ Strathmann 2003, S. 193.

⁷⁴⁰ Vollmacht der Synagogengemeinde an „Herrn Architekten Diplom-Ingenieur Hermann Guttmann“ vom 15.05.1956, in: BAD, Zietenstraße 50, Hausakten 1956, Bd. I.

⁷⁴¹ Vollmacht Gerhard Rehder vom 22.08.1955, in: BAD Hausakten, 1955-1960, Akte 1.

⁷⁴² BAD Hausakten 1955-1960, Akte 1, vgl. Sammlung Guttmann Berlin, Pläne 1.1.1955/2017/11/361 – 2017/311/397.

⁷⁴³ Schreiben vom 25.08.2956 – Amt 31, „Herrn Beigeordneten Menken mit der Bitte um Kenntnisnahme“ in: StAD Akte 0-1-4-16042.0000.

⁷⁴⁴ Klei 2017, S. 368

⁷⁴⁵ Ebda., S. 366.

⁷⁴⁶ Rehder, Gerhard: Lichtspielhäuser in der Mark Brandenburg, in: Deutsche Bauzeitung, 47 (1939), S. 857–861.

⁷⁴⁷ Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 12/9.1958.

⁷⁴⁸ Schriftverkehr zwischen Otto Esser und dem Bauaufsichtsamt. In: BAD, Akte 1956, Bd.I.

⁷⁴⁹ Rheinische Post, 26. April 1956: Neue Synagoge für jüdische Gemeinde. In: StAD Akte 0-1-4-16042.0000.

des Kuppelbaus⁷⁵⁰ der erste Bauabschnitt ein ganzes Jahr. Grundsteinlegung war am 09. November 1956, Richtfest am 30.10.1957.

9.3.4 Die Entwürfe der Arbeitsgemeinschaft Gerhard Rehder und Hermann Guttmann

1955 sind Guttmann und Rehder eine Bürogemeinschaft für den Synagogenbau in Düsseldorf eingegangen. Gerhard Rehder war seinerzeit im Bund der Architekten engagiert und hier Vorsitzender einer Ausstellungskonzeption, die 1950 von BDA-Architekten in Nordrhein-Westfalen 381 ausgewählte Arbeiten zeigte. Die Schau umfasste den Zeitraum 1945 bis 1950, „mit den ersten Schritten zum Wiederaufbau.“⁷⁵¹ Die Ausstellung diente dem Zweck, besondere Architekturbeispiele vorzustellen, Synagogen waren nicht darunter. Eröffnungsredner der Ausstellung war Gerhard Rehder. Er wollte die gezeigte Nachkriegsarchitektur nicht mit der Architektur anderer Länder verglichen sehen,

die in glücklicher und gleichmäßiger Beständigkeit haben ihr Leben nahezu ungestört führen und entwickeln können, und die über ganz andere finanzielle Möglichkeiten verfügen. Uns alle belasten diese Hemmnisse und Verpflichtungen, die der unglückselige Krieg [...] mit seinen Auswirkungen auferlegt hat. [...] Wir dürfen nicht vergessen, welche langen und traurigen Jahre hinter uns liegen.⁷⁵²

Rehder war im Rahmen seiner Tätigkeit für den BDA auch an der Ausstellung amerikanischer Architektur beteiligt, die 1951 in Düsseldorf gezeigt wurde.⁷⁵³ In Verbindung mit seinen zahlreichen Kinobauten war Rehder ein Architekt, der technisch und stilistisch über die aktuellsten Bauverfahren informiert war.

Die Kino-Architektur als junge Bauaufgabe – die Frühphase des Kinos beginnt 1895⁷⁵⁴ – erfuhr seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine Blütezeit. Die Saalbauten ohne eine funktional determinierte Außenarchitektur bewegten sich stilistisch mit allen Architekturströmungen und entwickelten sich nach historistischen Tendenzen in der Frühzeit hin zu einer internationalen Architektur. Insofern stimmt der Wunsch nach repräsentativer Fassade in der Frühzeit mit einer baulichen Internationalität kongruent zum inhaltlichen Angebot in der späteren Zeit mit einer allgemeinen Architektursuche überein. Die sich zur reduzierten Architektur der 1920er-Jahre entwickelnde Kino-Architektur besaß „nunmehr eine den Raum umhüllende Funktion“⁷⁵⁵ und zugleich einen Appellcharakter⁷⁵⁶, der die Zuschauer in das Innere locken sollte. Im Innenraum war eine starke Fokussierung auf die bühnengleich inszenierte Projektionsfläche Ziel der architektonischen Gestaltung, die ebenso wie das Werkzeug der Lichtführung in Verbindung mit dem Film die Zuschauer in eine andere Wirklichkeit versetzen sollten. Diese Wirkung von Raum

⁷⁵⁰ Rheinische Post, 31. Oktober 1957: Richtkranz auf der Synagoge. In: In: StAD Akte 0-1-4-16042.0000.

⁷⁵¹ Eröffnungsrede, gehalten von Dr.-Ing. Rehder am 12.11.1950, abgedruckt in: Der Architekt, 1 (1951), S. 10–13, S. 10.

⁷⁵² Eröffnungsrede Rehder 1951, S. 12, 13.

⁷⁵³ „Architektur der USA seit 1947“, in: Der Architekt BDA, 3 (1951), S. 1–2; sowie 4 (1951), S. 1; sowie 7 (1951), S. 21–22.

⁷⁵⁴ Klein-Wiele 2006, S. 23.

⁷⁵⁵ Ebda., S. 45.

⁷⁵⁶ Klein-Wiele 2006, S. 50.

und Film machte sich auch der Nationalsozialismus zu eigen, der die Stimmungsarchitektur⁷⁵⁷ für sakral anmutende Gemeinschaftserlebnisse nutzte.⁷⁵⁸

Architekten, die in der Nachkriegszeit mit Kinobauten beschäftigt waren, verstanden sich auf die Gestaltung stimmungsvoller Saalbauten, die in der Außenwirkung jedoch nicht die sakrale Ausstrahlung von Kirchenbauten benötigten. An diesem Punkt trifft sich der Synagogenbau der Nachkriegszeit mit der Bauaufgabe der Kinoarchitektur, wo der Außenbau mehr eine umhüllende Funktion als eine Repräsentationspflicht besitzen musste. Zugleich ist aber der Kinosaal (mit seiner starken Betonung der und optischen Hinführung zur Projektionsfläche) der Synagoge in ihrer ambigen Schwerpunktsetzung, wo es zwei Schwerpunkte gibt, die integriert werden müssen, entgegengesetzt. Eine Annäherung des Synagogenbaus an die Kino-Architektur mit ihrer starken Fokussierung entspräche also der Tendenz der synagogalen Reformbauten, wo in Annäherung an die Kirchenstruktur der Gottesdienstbesucher auf eine Funktion als Zuschauer reduziert ist. Guttmann als jüdischer Architekt bricht diese Fokussierung jedoch auf und schafft mit seinem Ovalbau ein ganzheitliches Raumerlebnis, auch wenn Almemor und Toraschrein – entgegen der Planung – räumlich miteinander gebunden sind.

Klei beschreibt einen Entwurf Rehders als „unproportioniert im Verhältnis der einzelnen Bestandteile zueinander“.⁷⁵⁹ Die im Bauaufsichtsamt Düsseldorf vorliegenden Entwurfspläne Rehders/Guttmanns weisen in der Anordnung der Gebäudeteile zueinander jedoch große Übereinstimmungen auf, der größte Unterschied zum ausgeführten Bau besteht in der unterschiedlichen Gestaltung der Synagoge selbst. Die Anordnung eines Verbindungsbaus und des Wohnhauses mit Wochentagsynagoge sowie ein sich anschließender Gemeindesaal stimmen in ihrer Stellung zueinander weitestgehend – stilistische Änderungen sind vorhanden – überein [Abb. 259]. Dies liegt am Zuschnitt des Grundstücks, das sowohl bei den Plänen Rehders und Guttmanns als auch beim ausgeführten Bau eine Übereckbebauung vorsah. Bei einigen früheren Entwürfen fehlt noch der Verbindungsbau zwischen Synagoge und anschließendem Wohn- und Verwaltungshaus mit integrierter Wochentagsynagoge (vgl. Abb. 258, 259, 260). Der anschließende Gemeindesaal ist in allen Entwürfen annähernd gleich tief. Ein zunächst geplanter größerer Bau für ein Altenheim an der Mauerstraße ist bei den alleinigen Entwürfen Guttmanns ab 1956 nicht mehr zu finden, bis 1955 gab es detailliertere Pläne [Abb. 259, 265].

So ist beim ausgeführten Bau die größte Differenz in der Rundung des Synagogenkörpers zu sehen. Die Planungen Rehders und Guttmanns sahen indes einen Quaderbau vor, der seitlich vier vom Boden zum Dach reichende Fensterbereiche aufwies [Abb. 258, 260]. Diese an der Zietenstraße zu sehenden Flächen sind im Plan länglich schraffiert und unterscheiden sich deutlich von den Fenstern der Hofseite, die mit diagonalen Gitterlinien strukturiert werden, aus denen der Davidstern herauszulesen ist [Abb. 262]: „Die Nordseite ist mit großen Fenstern zum stillen Gartenhof geöffnet, während die Sonnenstrahlung an der Südseite durch schmale,

⁷⁵⁷ Bartetzko, Dieter: Illusionen in Stein. Stimmungsarchitektur im deutschen Faschismus. Ihre Vorgeschichte in Theater- und Filmbauten, Reinbeck bei Hamburg 1985, S. 147.

⁷⁵⁸ Klein-Wiele 2006, S. 52.

⁷⁵⁹ Klei 2017, S. 365

senkrechte, fest verglaste Mauerschlitze gebrochen werden soll.“⁷⁶⁰ Die mit Naturstein verkleidete Westfassade sah ebenfalls eine große reliefierte Fläche oberhalb eines herausragenden Daches über dem Eingang vor. Schmale, längsrechteckige Fenster oder Mauerstreifen werden von einem Davidstern in einem Rundfenster unterbrochen. Auch hierzu finden sich unterschiedliche Entwürfe [Abb. 266, 267]. Guttmann übernimmt in seinen Planungen, auch wenn er bereits den Synagogenbau zum Oval umgestaltet, zunächst die großflächigen Fensteranordnungen [Abb. 261]. Diese Fensteranordnungen, die den Entwurf Rehders und Guttmanns prägen, lassen sich in der Kinoarchitektur dieser Zeit wiederfinden. So verfügten die von Wilhelm Riphahn in Köln gebauten Hahnenorlichtspiele von 1948 über eben die flächigen Fensterflächen [Abb. 257], das Kino Colosseum in Berlin von 1957 über eine gestaltete Mittelfassade und ein herausragendes Dach wie die Entwürfe Rehders und Guttmanns [Abb. 260, 264]. Klei zitiert einen Protokollauszug des Gutachterkollegiums vom 29.04.1955 von Oberbaurat Jensen an Gerhard Rehder, wo es heißt, dass „die Einheitlichkeit der Anlage der drei Baugruppen im Äußeren nicht ausreichend sei“⁷⁶¹, und formuliert hieraus den Vorwurf, dass „einige Kritik an dem Entwurf“ geübt worden sei. Jensen gibt das Protokoll jedoch einleitend so wieder, dass es „zu begrüßen [sei], wenn das Äußere der Bauanlage die gute Komposition der Grundrisse widerspiegelte“⁷⁶². Das Gutachterkollegium kritisiert jedoch an den Plänen vom März 1955 [Abb. 265, 267], dass Synagogenkörper und Profanbauten miteinander unverbunden wirken.⁷⁶³ Die spätere Entwurfsreihe proportioniert die Gebäudeelemente gestufter [Abb. 258]. Dennoch wird der Vertrag mit Rehder aufgelöst (die Gründe hierfür gehen aus den Unterlagen nicht hervor) und Hermann Zvi Guttmann übernimmt die Gesamtplanung.

Rehders Entwurf für den Synagogenkörper unterscheidet sich nicht von seinen Kinoarchitekturen der 1930er-Jahre, insbesondere der Entwurf für das Lichtspielhaus in Berlin-Mahlow von 1938 weist in Anordnung von Vorraum mit Seitenräumen und Hauptraum sowie der Ostwandgestaltung durch einen Chorraum große Übereinstimmungen zum Entwurf von 1955 für Düsseldorf auf [Abb. 259]. Rehder hat 1950 in seinen Äußerungen zur Lage der deutschen Architektenschaft nur wenig Empathie erkennen lassen. In Verbindung mit einer ausgeprägten Bautätigkeit während des Nationalsozialismus, der sich die Kinoarchitektur als Instrument der Beeinflussung zu eigen gemacht hat, erscheint die Trennung der Jüdischen Gemeinde vom Architekten, der Entwürfe dieser Zeit auf einen Synagogenneubau überträgt, einleuchtend.

9.4 Hannover (1963)

Guttmanns dritter Synagogenbau befindet sich in Hannover, hier erweitert er sein Repertoire geometrischer Grundrisse [Abb. 22, 240]. Düsseldorf als Ovalbau kann als Fortschreibung der begonnenen Struktur in Offenbach angesehen werden, im Hannoveraner Grundriss greift er die

⁷⁶⁰ Gerhard Rehder: Baubeschreibung. Synagoge mit Gemeindehaus und Altersheim, Düsseldorf. 1.4.1955, in: BAD Hausakten 1955-1960, Akte 1.

⁷⁶¹ Klei 2017, S. 367.

⁷⁶² Protokoll über die Sitzung des Gutachterkollegiums von Oberbaurat Jensen an Gerhard Rehder: Baubeschreibung. Synagoge mit Gemeindehaus und Altersheim, Düsseldorf. 1.4.1955, in: BAD Hausakten 1955-1960, Akte 1.

⁷⁶³ Ebda, sowie Klei 2017, S. 367

Parabel auf, die er in Düsseldorf für die Umrandung des Toraschreins und in Hannover-Bothfeld für die Trauerhalle [Abb. 227] im Aufriss verwendet hatte.

Die Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Hannover ist seit 1292 dokumentiert.⁷⁶⁴ Die Gemeinde der Vorkriegszeit zählte um die 5000 Mitglieder und ist somit der Größe der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde vergleichbar, auch in Relation zur städtischen Gesamtbevölkerung. Im April 1945 lebten weniger als 30 jüdische Menschen in Hannover.⁷⁶⁵ Zu Beginn der 1960er-Jahre und des Synagogenbaus war die Zahl nicht höher als 450. Die ehemalige Synagoge Hannovers wurde in der Nacht des 10. November 1938 in Brand gesetzt, ihre Ruine wurde am nächsten Tag gesprengt.⁷⁶⁶ Der Bau Edwin Opplers von 1863–70 [Abb. 38] war, wie bereits besprochen wurde, bedeutsam im Entwicklungsprozess der Synagogenarchitektur in Deutschland. Fast 100 Jahre nach Oppler baut Guttman die Synagoge in Hannover. Wie später Guttman hat Oppler rund 100 Jahre zuvor zunächst die Friedhofshalle des Israelitischen Friedhofs gebaut (1863), bevor er die Bauaufgabe Synagoge für Hannover bearbeitete.

In der Nachkriegszeit gab es in Hannover, wie in anderen Städten auch, sowohl die Stadtgründung einer jüdischen Gemeinde als auch eine Lagergründung. Die Stadtgemeinde, von überlebenden deutschen Jüdinnen und Juden gegründet, hielt zunächst an den Traditionen der Vorkriegszeit fest, beispielsweise an Hannoveraner Gesängen im Gottesdienst und der Betonung als Glaubensgemeinde, und sah sich als Rechtsnachfolgerin der alten „israelitischen Synagogengemeinde“⁷⁶⁷. Dennoch waren auch hier die soziale und finanzielle Betreuung der Gemeindemitglieder und, wie in vielen neu gegründeten Stadtgemeinden, die Pflege der jüdischen Friedhöfe vorrangig.⁷⁶⁸

Die Gesamtanlage der neuen Synagoge besteht aus drei Baukörpern: der Synagoge, einem Gemeindezentrum und einem Wohngebäude [Abb. 269]. Alle drei Einheiten sind miteinander verbunden. Wohnhaus und Gemeindezentrum sind auf einem rechteckigen Grundriss hintereinander angeordnet, die Synagoge wiederum ist über einen ovalen Hof mit dem Gemeindezentrum verbunden [Abb. 270]. Das Wohnhaus mit insgesamt 24 Wohnungen hat sieben Stockwerke; es steht Gemeindemitgliedern und nichtjüdischen Mietern zur Verfügung. Im Erdgeschoss des Wohnhauses sind eine Wochentagsynagoge [Abb. 272], die Garderobe, eine Küche und ein Versammlungsraum untergebracht. Das Gemeindehaus ist ein Flachbau [Abb. 270], in dem sich Büroräume, eine Bibliothek und ein Archiv befinden. Auch ein Gemeindesaal mit Bühne und integrierter Bar steht zur Verfügung. Das gleichfalls vorhandene Jugendzentrum mit Schulraum und der Kindergarten dienen der religiösen Erziehung. Im Keller des Gemeindezentrums befindet sich die traditionelle Mikwa, die mit weiteren Einrichtungen wie Ruheraum, Bädern, Duschen und Sauna versehen ist. Überdies ist eine Kegelbahn vorhanden.

⁷⁶⁴ Kulka, Otto Dov/Ophir, Baruch Z.: Leben und Schicksal in sechseinhalb Jahrhunderten, in: *Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover*, Hannover o.J.(1963), S. 23.

⁷⁶⁵ Kulka/Ophir 1963, S. 41.

⁷⁶⁶ Ebda., S. 36.

⁷⁶⁷ Quast, Anke: *Nach der Befreiung. Jüdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945 am Beispiel Hannover* (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945), 17), Göttingen 2001, S. 87.

⁷⁶⁸ Quast 2001, S. 91.

Das Gemeindezentrum schließt sich nördlich, durch einen kleinen Umgang verbunden, an die Synagoge an [Abb. 271]. Dieser Umgang liegt an der Westseite der Synagoge und beinhaltet einen Gemeinderaum und die *Sukka*, die Laubhütte für das Laubhüttenfest. Der Umgang ist überdacht und umschließt oval einen kleinen Garten mit Brunnen. Den Garten, der gleichzeitig der Vorhof der Synagoge ist, betritt man an der Westseite der Anlage durch eine Pergola. Die Eingangsseite der Synagoge ist konkav geformt und bildet die Begrenzung des parabolischen Grundrisses [Abb. 240]. Der Scheitelpunkt der Parabel markiert die Ostseite, wohin die rituelle Ausrichtung erfolgt. Die Seitenschenkel der Parabel geben die Außenmauern vor [Abb. 273]. Das Dach der Synagoge steigt nach Osten an und ist flach gedeckt [Abb. 22]. Es ragt über die Außenmauern und wird seitlich getragen von je zehn Betonpfeilern, von denen die östlichsten auch die höchsten sind. In den seitlichen Zwischenflächen der Betonpfeiler befinden sich auf jeder Seite neun längsrechteckige Glasfenster. Die Ostseite der Synagoge ist fensterlos und flächig geschlossen, der Bau ist travertinverkleidet. Außen ist der Scheitelpunkt der Ostseite mit einer eckig gestalteten, applizierten *Menora* aus Travertin verziert.⁷⁶⁹ Der Haupteingang an der Westseite ist im Verhältnis 1:2:1 mit längsrechteckigen Kristallglasbahnen geteilt [Abb. 271]. Über dem Eingangsportal ist ein frei schwebendes Dach angebracht, das den gesamten konkaven Bereich überspannt. Es unterteilt die Fassade quer im Verhältnis 1:2 und deutet so eine Geschossfläche im Inneren an. An der Außenwand zwischen Dach und Eingangsfensterung steht auf Hebräisch der Psalm geschrieben, der schon an der ehemaligen Hannoveraner Synagoge zu lesen war: „Dies ist das Tor für den Ewigen, Gerechte werden hindurchschreiten.“⁷⁷⁰

Im Inneren des Synagogenraums sind die bestimmenden Elemente die Ostwand mit vorgelagertem Toraschrein und Almemor aufzufinden. Der Almemor befindet sich mittig im Raum, Almemor und Ostbereich sind um eine Stufe erhöht. Die Ostseite wird durch seitliche Parabelschwünge der Mauerführung zu einer Apsis verschmälert, und ebenso wie in Düsseldorf öffnen sich diese Schwünge auf der Emporenebene mit Durchgängen in Treppenhäuser, die in diesen Seitenteilen untergebracht sind [Abb. 274]. Die Frauenempore verläuft dreiseitig umlaufend und ist frei schwebend. Der Synagogenraum steigt von West nach Ost an und erreicht eine Höhe von 18 m. Die Ostseite des Innenraums ist durch eine frei schwebende Zwischendecke überfangen [Abb. 273], die in ihrer Form der Aussparung des Innenraums durch die seitlich begrenzenden Emporen gleicht. Die Bankreihen des Erdgeschosses stehen zur Ostseite orientiert, die Bankreihen der Frauenemporen sind zur Raummitte ausgerichtet. Neben dem Zugang zu den Emporen an der Ostseite befindet sich ein weiterer Treppenzugang an der Westseite in einem kleinen Foyer zwischen Haupteingang und Zugang zum Synagogenraum.

9.4.1 Baugeschichte und Baubeschreibung

An das Grundstück in der Haeckelstraße südlich anschließend befindet sich das Jüdische Altenheim, das im Jahre 1952 von Adolf Falke gebaut wurde [Abb. 271]. Ein für die Synagoge mit

⁷⁶⁹ Klei deutet die Baubeschreibung Gutmans falsch, wenn sie von der „Menora aus Kupfer“ spricht: Klei 2017, S. 181 sowie Guttman 1989, S. 46 sowie Festschrift 1963, S. 202.

⁷⁷⁰ Psalm 180, Vers 20, nach: Leben und Schicksal, Hannover, 1963, S. 202.

Gemeindezentrum geeignetes Grundstück zu finden, war nicht leicht,⁷⁷¹ und zunächst standen verschiedene Optionen im Raum. Der Wunsch der Gemeinde war zunächst das Grundstück auf dem Gelände des ehemaligen Jüdischen Krankenhauses, das von Adolf Falke bebaut werden sollte. Adolf Falke (1888–1958), Architekt Hannovers mit vielfältigen Einflüssen⁷⁷², der ein Förderer des späteren Stadtbaurats Rudolf Hillebrechts war, wurde nach seinem Bau des Jüdischen Altenheimes in der Haeckelstraße mit der Planung der Synagoge beauftragt. Hermann Zvi Guttmann scheint in der Anfangszeit als beratender jüdischer Architekt hinzugezogen worden zu sein: „Die Jüdische Gemeinde teilte Stadtbaurat Hillebrecht im Mai 1958 mit, dass Falke das Projekt [...] weiterhin bearbeiten solle, es sei jedoch wegen der rituellen Belange noch ein jüdischer Architekt aus Frankfurt hinzugezogen worden.“⁷⁷³ Guttmann war zu diesem Zeitpunkt mit der Planung der jüdischen Friedhofshalle mit Wandelgang (1958–60) [Abb. 227] beauftragt.⁷⁷⁴ Mit seinem Entwurf, einer Halle in Parabelform im Aufriss, bezog sich Guttmann auf eigene Pläne für eine nicht realisierte Trauerhalle in Berlin aus dem Zeitraum 1954–55.⁷⁷⁵ Adolf Falke entwarf Pläne zunächst für das Grundstück Ellernstraße/Lönsstraße, die Gemeinde nutzte bereits ein Gemeindehaus mit Synagogenraum in der Ellernstraße.⁷⁷⁶ [Abb. 275] Für dieses Grundstück plante Falke einen Komplex, bestehend aus einer frei stehenden Synagoge auf parabelförmigem Grundriss und anschließendem Gemeindehaus. Zwischen beiden Teilen sollte ein geschwungener Eingangsbereich liegen, der als Bindeglied für die Übereckbebauung dienen sollte. An der Ostseite, über Toraschrein und Almemor, beide in der erhöhten Apsis der runden Parabelspitze untergebracht, war eine Kuppel als bekrönendes Element vorgesehen. Der Synagogenraum sollte 274 Sitzplätze bekommen. Falke, da mit Therese Danziger jüdisch verheiratet – deretwegen er 1937 mit Berufsverbot belegt war –, werden Synagogen bekannt gewesen sein.⁷⁷⁷ Interessant an der von Falke gewählten Form ist, dass sie Ähnlichkeiten mit den Bauten in Paderborn (1959) und besonders Hagen (1960) von Karl Gerle aufweist [Abb. 19, 276, 317]. Auch Gerle hatte bei den Planungen der Hannoveraner Synagoge Pläne vorgelegt, dazu „findet sich allerdings nur ein Hinweis in den Protokollen: über die Konzeption und die Gestaltung des Baus ist nichts bekannt.“⁷⁷⁸ Seitens der Stadt wurde eine Zusage für das Grundstück an der Ellernstraße aus zwei Gründen abgelehnt: Zum einen sollte dort ein Schwesternwohnheim errichtet werden, zum anderen erschien die Umsetzung der ursprünglichen Pläne auf das Grundstück ungeeignet, was bedeutete, „daß praktische Notwendigkeiten sich gegenseitig behinderten.“⁷⁷⁹ Der Vorschlag, an dieser Stelle zunächst die notwendigen sozialen Einrichtungen zu bauen, um dann später an anderer Stelle eine Synagoge zu errichten, wurde nicht weiterverfolgt. So wurde der Gemeinde ein Grundstück in der Haeckelstraße nahegelegt, wo Falke bereits das Jüdische Altenheim gebaut hatte. Die Gemeinde war zunächst gegen diese

⁷⁷¹ Quast 2001, S. 397–402.

⁷⁷² Vgl. Lindau, Friedrich: Planen und Bauen der Fünfziger Jahre in Hannover, Hannover 1998.

⁷⁷³ Quast 2001, S. 398.

⁷⁷⁴ Guttmann 1989, S. 101-108.

⁷⁷⁵ Ebda., S. 100f.

⁷⁷⁶ Quast 2001, S. 396.

⁷⁷⁷ Lindau 1998, S. 37.

⁷⁷⁸ Quast 2001, S. 398.

⁷⁷⁹ Ebda., S. 400.

Wahl⁷⁸⁰, da die Lage zu versteckt und unwürdig schien⁷⁸¹: In östlicher Richtung lag ein Industriegebiet mit einem Schlachthof. Die Stadt akzeptierte die Einwände nicht. Sie versuchte Bedenken hinsichtlich möglicher Belästigungen zu zerstreuen und verwies auf die Nachbarschaft von Stiftungen und einer Grünanlage direkt vor dem Eingang der Synagoge. Tatsächlich lag gleich am Ende der Haeckelstraße das „Stirling House“, der Sitz des britischen Militärhauptquartiers. Neben dem Grundstück für das Jüdische Gemeindezentrum wurde im Jahre 1956 ein „Frauenwohnheim“ für alleinstehende und alleinerziehende Frauen und Mütter errichtet – „mit einer solchen Anlage [sei] die niedersächsische Metropole wieder einmal Vorreiterin der Bundesrepublik [...], nachdem sie damals auch sonst allerorten als *die* Stadt der fünfziger Jahre schlechthin angesehen wurde.“⁷⁸² So konstatiert Lindau in seiner Publikation „Planen und Bauen der Fünfziger Jahre in Hannover“ im Zusammenhang mit erwähntem Frauenhaus, dass die Stadt bei „der Auswahl desselben [...] ein gutes Gespür [entwickelte]. Das Grundstück lag nämlich an der Haeckelstraße [...]“.⁷⁸³ Trotz der anfänglichen Bedenken der Gemeinde kam diese „auf eine bereits 1955 in einem Protokoll festgehaltene Überlegung zurück, den Gemeindebau in die Nähe des Altenheims in der Haeckelstraße zu errichten, damit dessen Bewohner leichter an Gottesdiensten und Veranstaltungen teilnehmen könnten“,⁷⁸⁴ und errichtete ihre Synagoge mit Gemeindezentrum an der Haeckelstraße. Adolf Falke hatte der Jüdischen Gemeinde ebenfalls „geraten, das Grundstück in der Häckelstr. zu erwerben, und er hat noch in der Klinik sich damit beschäftigt und Skizzen gemacht“, berichtet Therese Falke nach dem Tod ihres Mannes in einem Brief an den Vorsitzenden der Gemeinde, Norbert Prager. Die Pläne, die Falke für die Haeckelstraße im Juni 1958, kurz vor seinem Tod, bearbeitet hat, wurden an seinen Mitarbeiter Klein weitergegeben, der sie zunächst weiter ausführen wollte.⁷⁸⁵ Nach einer Unterredung mit Hermann Zvi Guttmann wurde beschlossen, dass Klein die noch laufenden Bauprojekte weiterführt, der Synagogenbau – wie dann geschehen – jedoch durch Guttmann übernommen wird.⁷⁸⁶ Beim vorliegenden Plan Falkes für die Ellernstraße hätte die Ostung der Synagoge die Notwendigkeit einer Übereckbebauung bedingt. Guttmann, dessen Düsseldorfer Synagoge kurz vor der Übernahme des Bauauftrags in Hannover, im September 1958, geweiht worden war, hatte dort die Parabel als Element des Toraschreins, der Wandöffnungen und in der Form der Apsisgestaltung ebenso im Aufriss verwandt, ebenso wie für seinen Entwurf der Trauerhalle von 1955. Ob die Parabel als Grundrissform in Hannover als Fortführung des Entwurfs Falkes zu verstehen ist, der sich eventuell wiederum von Gerle inspirieren ließ, kann nicht belegt, aber vermutet werden.

⁷⁸⁰ Quast 2001, S. 400f. sowie Klei 2017, S. 178.

⁷⁸¹ Quast 2001, S. 400.

⁷⁸² Lindau 1998, S. 98.

⁷⁸³ Ebda.

⁷⁸⁴ Quast 2001, S. 400.

⁷⁸⁵ Schreiben Therese Falke an Norbert Prager vom 14. 10. 1958, in: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg, B 1/6 Nr. 1116.

⁷⁸⁶ Schreiben Therese Falke an Norbert Prager vom 18.10.1958, in: ZA Heidelberg, B 1/6 Nr. 1116.

9.5 Osnabrück (1969)

Während die Gemeinde Osnabrücks vor dem Krieg 500 jüdische Einwohner hatte, lebten im April 1960 nur noch 21 Jüdinnen und Juden in der Stadt⁷⁸⁷. Zur Zeit der Grundsteinlegung der neuen Synagoge im Dezember 1967 war die Gemeinde auf rund 70 Mitglieder angewachsen. Dennoch ist die Synagogenanlage auf eine wachsende Gemeinde hin konzipiert. Der Synagogenraum war in seiner ursprünglichen Ausführung klein gehalten, um „das Gotteshaus nicht leer erscheinen zu lassen, wenn sich nur wenige Gläubige, ja vielleicht nur die zehn Obligaten sich zum Gebete einfinden.“⁷⁸⁸ Geweiht wurde die Synagoge am 01. Juni 1969. Die Osnabrücker Anlage kann in drei Teile gegliedert werden: der synagogale Bereich, ein diesem angeschlossener Gemeindesaal und eine Wohneinheit aus zwei zweigeschossigen Gebäuden mit darin untergebrachten Büros [Abb. 25]. Mit erneutem Anwachsen der Gemeinde in den 1990er-Jahren wurde ein Erweiterungsbau geplant, der in den Jahren zwischen 2008 und 2010 durchgeführt wurde. Architekt des Umbaus war Alfred Jacoby. Durch diesen Umbau wurden das ursprüngliche Erscheinungsbild und die Konzeption Guttmanns entscheidend verändert.

Alle drei Einheiten des Guttmann-Baus waren miteinander verbunden, unterschieden sich jedoch in ihrer jeweiligen Gestaltung [Abb. 277]. Der Synagogenraum hatte einen sechseckigen Grundriss. Die an die Südost- und Nordostwand anschließenden nächsten Seiten waren durchfenstert durch je vier Betonpfeiler, in deren Zwischenräumen sich drei Längsfenster befanden [Abb. 279]. Die Betonpfeiler reichten vom Boden bis zum unteren Dachrand, das Dach war und ist mit einer sechseckigen Flachkuppel aus Kupfer gedeckt – der ursprüngliche Synagogenkörper ragt auch beim Umbau durch Jacoby noch aus dem Ensemble heraus. Die Ostseite der Synagoge war, wie schon die Hannoveraner Synagoge, mit einer reliefartigen, eckigen Menora verziert [Abb. 25], entgegen einer medaillonartigen Gestaltung, die auf einer Entwurfszeichnung zu sehen ist.⁷⁸⁹

An die durchfensterten Seiten schlossen kubische Anbauten an, die die westliche Hälfte des Synagogenraums mit einem rechteckigen Gemeindesaal verbinden [Abb. 278]. An der Südseite des Saales befand sich eine Halle, die als Verbindungsglied zwischen Synagoge, Saal und Gemeindehaus diente [Abb. 280]. Das Gemeindehaus war rechteckig gestaltet, ein weiteres Gebäude mit gleichem Grundriss lag süd-westlich frei vor der Anlage. Das Gemeindehaus enthielt die Bibliothek, einen Clubraum, einen Jugendraum, einen Unterrichtsraum sowie Büros [Abb. 277]. Der Synagogeninnenraum war für 35–40 Besucher eingerichtet [Abb. 281], durch den angeschlossenen Saal konnten jedoch bis zu 180–200 Personen darin Platz finden. [Abb. 283].

An der Ostwand des Synagogeninnenraums befand sich der schlichte, nur mit steinernen Gesetzestafeln verzierte Toraschrein vor einer fensterlosen, mit Holz verschalteten Fläche [Abb. 284]. Der Toraschrein stand um zwei Stufen erhöht, ebenso der mittig im Raum positionierte

⁷⁸⁷ Asaria, Zwi: Zur Geschichte der Juden in Osnabrück und Umgebung, in: Festschrift zur Weihe der Synagoge und des jüdischen Kulturzentrums in Osnabrück. 15. Siwan 5729 / 1. Juni 1969, hg. von der Stadt Osnabrück, Osnabrück 1969.

⁷⁸⁸ Guttmann 1989, S. 65.

⁷⁸⁹ Guttmann 1989, S. 67.

Almemor. Zwischen Toraschrein und Almemor war das Lesepult zu den Zuhörern orientiert. Der Synagogenraum war mit zwei kleinen Emporen an der Westseite des Raumes versehen. Licht fiel seitlich durch die großen Fenster in den Raum [Abb. 285].

Von der südlich an Synagoge und Versammlungsraum anschließenden Halle gelangte man in das Untergeschoss mit Küche und Vorratsraum. Weiter kam man von der Halle zu einem Jugendraum, der Bibliothek sowie zu Büroräumen. Im Obergeschoss des an die Synagoge und Gemeindesaal angeschlossenen Hauses befanden sich Wohnungen, ebenso im zweiten Wohnhaus. Durch die kuppelartige Bedeckung des Synagogenraums überragt die Synagoge alle zur Anlage gehörenden Gebäude und hebt sich somit besonders hervor.⁷⁹⁰

Durch den Umbau Alfred Jacobys ist der Entwurf Guttmanns lediglich an dem als Turm herausragendem Synagogenkörper zu erkennen, der Rest wurde verändert.

9.6 Würzburg (1970)

Die Synagoge in Würzburg, in direkter Nähe zum jüdischen Altenheim gelegen, wurde von Hermann Zvi Guttmann und, in Zusammenarbeit mit der Stadt Würzburg, dem Stadtbaumeister Rudolf Schlick erbaut. Das Würzburger Judentum wurde erstmals 1119 urkundlich erwähnt, 1938 lebten rund 2800 Menschen jüdischer Konfession in Würzburg. Nach der Schoah kehrten 37 Personen zurück.⁷⁹¹

Die Synagoge samt Gemeindehaus wurde rechtwinklig an das bereits bestehende Altersheim angebaut [Abb. 26]. Die Synagoge und das Gemeindehaus bilden einen Baukörper, durch eine kleine Erhöhung steht das eigentliche Synagogengebäude über dem Gemeindehaus. Die Synagoge besitzt einen quadratischen Grundriss und ist überkuppelt. Als Verbindungsstück zwischen Gemeindehaus und Synagoge einerseits und Altenzentrum andererseits dient ein Verbindungsgang. Der Verbindungsgang ist mit einem entfernbareren Dach gedeckt, sodass er zur Feier des Laubhüttenfestes – *Sukkot* – verwendet werden kann.

Die Synagoge überragt mit ihrer Kuppel den Anbau, nicht jedoch das Altersheim. Die Rundkuppel wird von einem sternförmigen Gerüst mit 8 seitlichen doppelten Stützen⁷⁹² umfassen und verfremdet [Abb. 286].

Der Synagogenraum ist durch die notwendige Ostung schräg zum Altenheim gestellt [Abb. 287]. Eine eingestellte Kuppel hebt diese Schrägstellung im Innenraum optisch auf, da so die Ecken des Raumes nicht zu sehen sind. Diese eingestellte Kuppel hat acht bogenförmige Öffnungen und zentriert mit ihren sich so bildenden Pfeilern den Raum. Der Toraschrein ist hinter einem der Bögen untergebracht und wird von steinernen Gesetzestafeln gekrönt. Aus praktischen Gründen wurden die Frauenemporen gleichgeschossig in dem Bereich des Raums untergebracht, der

⁷⁹⁰ Rabbinische Responen zum Synagogenbau, Teil 1. Die Responentexte, übersetzt und eingeleitet von Brigitte Kern-Ulmer, Hildesheim/New York u.a. 1990, S. 36; sowie: Arukh ha-shulchan 150,1: Die Synagoge soll höher als die anderen Gebäude der Stadt sein. (Glossen zu Schulchan Arukh von Mosheh b. Jisra'el Isserles, zwischen 1570/72, 1578 gedruckt.), S. 210.

⁷⁹¹ Schuster, David: 850 Jahre Juden in Würzburg, in: Einweihung der Synagoge Würzburg 24. März 1970 / 16. Adar 5730, Würzburg 1970, o.S. (13–17).

⁷⁹² Siegel, Curt: Strukturformen der modernen Architektur, München 1965, S. 88f. sowie S. 111.

außerhalb der eingestellten Kuppel liegt [Abb. 288]. Da die Synagoge im Obergeschoss des Baukörpers liegt, wurde darunter ein Raum für etwa 100 Personen eingerichtet, ein Büro sowie die Installation der Mikwa war ebenerdig möglich. Das dafür notwendige ‚fließende‘ Wasser wird auf dem Dach der Synagoge gesammelt.

9.7 Guttmanns Architektursprache

Guttman kombiniert Sakral- und Profanbauten, differenziert jedoch in der Formenzusammenstellung der Elemente. Während in Offenbach die Unterscheidung mehr angedeutet als konkret ausgeführt ist, da sowohl Synagogenkörper als auch das Gemeindehaus über einen rechteckigen Grundriss verfügen, die Ecken der Synagoge jedoch abgerundet sind, unterscheidet sich in Düsseldorf der ovale Synagogenkörper bereits deutlich vom Rechteck des Gemeindehauses [Abb. 235]. In Hannover wurde der Synagogen Grundriss als Parabel konzipiert [Abb. 240], in Osnabrück hingegen als Hexagon [Abb. 241]. Für seine Entwürfe für die Synagoge in Hamburg arbeitete Guttman mit einer Rundform, einem Oval und einem Hexagon [Abb. 236, 237, 238, 239]. Seinen im Grundriss ambitioniertesten Entwurf, ein organisch geformter Rundbau, hatte Guttman ursprünglich für die Synagoge in Würzburg geplant [Abb. 255], seinen ambitioniertesten Aufriss hingegen für Essen [Abb. 242]. In Würzburg musste Guttman später, in Zusammenarbeit mit dem Stadtbaurat Rudolf Schlick, gemeinsam entwerfen und von der geplanten Grundform äußerlich abweichen, dennoch kommen auch die geometrischen Grundformen in Form eines im Quadrat verankerten Kreises zum Tragen [Abb. 243].⁷⁹³ Die aufzufindenden geometrischen Formen sind nicht als Ausdruck einer im Judentum verankerten Symbolsprache – worauf das Sechseck schließen ließe – zu verstehen. Vielmehr hat sich Guttman in einer Art und Weise mit diesen geometrischen Formen beschäftigt, die seine Bauten von anderen Synagogen unterscheiden: Guttman legt seinen Bauten ein Harmonieprinzip zugrunde: So wird beispielsweise die Anordnung und Kombination der Baukörper in Düsseldorf vom Goldenen Schnitt bestimmt. Und auch Guttmanns Bemühen um „die Geborgenheit, nach der unsere Zeit verlangt“⁷⁹⁴, berührt den Punkt der Innenraumgestaltung innerhalb der synagogalen Architekturgeschichte. Ein Anliegen des Architekten Guttman beim Bau eines Gemeindezentrums war es, dass der „spezifische Charakter eines Gotteshauses“⁷⁹⁵ in der Gesamtkonzeption gewahrt bleibe. Er differenziert somit zwischen profanen Gebäudeteilen, wie dem Gemeindehaus, und der Synagoge und weist ihr einen „spezifischen Charakter“ zu. Guttman hat sowohl mit orthodoxer als auch mit reformierter Aufstellung von Almemor und Toraschrein gebaut. Diese Heterogenität geht wohl insbesondere in Düsseldorf auf die Wünsche der Bauherrin zurück, deren Vorstellungen sich auch in anderen Fragen von denen Guttmanns unterscheiden.⁷⁹⁶

⁷⁹³ Zur Bauhistorie sehr detailliert Klei 2017, S. 190–218, ebenso Guttman 1989, S. 80 sowie Schlick, Rudolf: Synagoge und Gemeindezentrum Würzburg, in: Einweihung Würzburg 1970, o. S (S. 20f.).

⁷⁹⁴ Guttman 1989, S. 33.

⁷⁹⁵ Guttman 1958, S. 30.

⁷⁹⁶ Vgl. Hermann Levy: Begnadet mit Klugheit, Einsicht und Erkenntnis. Hermann Zvi Guttmanns Wirken und Schaffen gewürdigt, in: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, Nr.44/34 v. 25.8.1989.

Guttmanns Synagogen stehen innerhalb dieser Baugattung in der Nachkriegszeit singulär da, da hier ein Architekt die Ausbildung einer eigenen Handschrift – nicht zuletzt dank des mengenmäßigen Anteils – hat nutzen können. Blickt man auf sein Gesamtwerk, so sieht man in der Entwicklung von Offenbach über Düsseldorf, Hannover bis nach Osnabrück⁷⁹⁷ und seiner Beteiligung am Essener Wettbewerb eine Fortentwicklung des Gedankens, der in Offenbach noch zaghaft anklingt. Guttmann sucht mit seinen Synagogen den jüdischen Sakralbau universell weiterzuentwickeln, sei es mittels des Goldenen Schnitts oder geometrischer Grundformen. Gemäß Künzl sei es auffallend, dass die ersten Synagogen der Nachkriegszeit nahezu alle dem Raumaufbau des Reformjudentums entsprächen und auf die orthodoxe Almemor-Stellung verzichteten (abgesehen von der Synagoge in Hannover).⁷⁹⁸ Neben den Bauten Guttmanns fällt auf, dass Guggenheimer seine Stuttgarter Synagoge sowie May und Wongels die Synagoge in Hamburg (1960) ebenfalls im orthodoxen Ritus einrichteten. Bereits die Offenbacher Synagoge wurde mit zentraler Almemor-Stellung [Abb. 234] erbaut. Die Düsseldorfer Synagoge wurde, wie gesehen, entgegen den ursprünglichen Plänen [Abb. 259, 263] mit Almemor und Toraschrein an der Ostseite errichtet. Eine Entscheidung, die auf die Gemeinde zurückzuführen ist, deren Wunsch „entsprechend, auch [...] das Vorlesepult vor dem Thoraschrein angeordnet“⁷⁹⁹ wurde. Guttmanns spätere Synagogen in Osnabrück [Abb. 278], Würzburg [Abb. 277] und im Altenheim Atereth Zvi in Frankfurt, posthum 1977 eingeweiht, wurden ebenfalls alle mit zentraler Almemor-Stellung gebaut. So errichtet Guttmann auch zwischen den Elementen Toraschrein und Almemor eine Trennung, die durch die jeweiligen Stufen und abschirmenden Gitter auch beide untereinander separiert. Guttmann legt besonderen Wert auf die Trennung nach Funktionen – eine Tatsache, die sich in seinen Grundrissen sowie in der Anordnung der Gebäudeteile zueinander widerspiegelt. Er begründet dies damit, dass „der spezifische Charakter eines Gotteshauses [...] auf jeden Fall gewahrt werden“ soll.⁸⁰⁰ Guttmann möchte diese doppelte und mehrfache Funktionalität der Synagoge verstanden wissen:

Die Aufgabe der Synagoge spiegelt ihr Grundriß wider, auf welchem die Anlage ruht. In diesem Grundriß kommt der zweifache Dienst: Gebet und Lehre, deutlich zum Ausdruck. Das Gebet der achtzehn Segenssprüche und andere wichtige Gebete müssen stehend in Richtung des verlorengegangenen Heiligtums in Jerusalem verrichtet werden, in unseren Regionen also gen Osten. Dieser Umstand legt vor allem eine sinnvolle sogenannte Gebetsachse zu Grunde. Der Eingang in den Raum sollte an der Westseite liegen, damit gleich beim Eintritt der Blick auf den Thoraschrein fällt, auch „Heiliger Schrein“ genannt, in welchem sich die Thorarollen befinden. Des Auges Ziel ist der Ort, in dessen Richtung sich der Körper im Gebet wendet.

Neben dem Verrichten des Gebetes soll an diesem Versammlungsort die Lehre in die Mitte des Volkes getragen werden. Deshalb befindet sich der Almemor, der erhöhte Tisch, auf dem die Pergamentrollen der Thora entrollt werden und an dem der dem Tag entsprechende Abschnitt gelesen wird, in der Mitte des Raumes. Vom fernen Ziel des Ortes her, an dem der Tempel in Jerusalem stand und in dessen Richtung das Gebet geschickt wird, wendet sich nun die Gemeinschaft der Mitte, der Lehre, zu.⁸⁰¹

⁷⁹⁷ Würzburg und Frankfurt/Main in der Gagernstrasse stellen insofern Ausnahmen dar, als dass sie in thematisch übergeordnete Bauten eingegliedert und nicht schwerpunktmässig errichtet wurden (Krankenhaus, Altenheim).

⁷⁹⁸ Künzl 1992, S. 151.

⁷⁹⁹ Guttmann 1989, S. 22.

⁸⁰⁰ Guttmann 1989, S. 32

⁸⁰¹ Ebda., S. 21.

Guttman spricht also die zweifach vorhandenen, inhaltlich zu verstehenden Orientierungspunkte des Synagogenraumes an: den Toraschrein und den Almemor. Auch die gesamte Baumenge der Synagogenneubauten 1950–71 zeigt keine Festlegung auf einen Almemor in der Mitte oder im Ostbereich. Guttman führte die Wünsche der Gemeinden als ausschlaggebend an, wenn er auch selbst die orthodoxe Trennung beider Elemente favorisiert hat. Helmut Goldschmidt hingegen hielt die Unterbringung beider im Ostbereich aus Raumgründen für pragmatischer, weil raumsparender.

Wie bereits aufgezeigt wurde, war die Verortung von Almemor und Toraschrein als Aussage nach innen zu verstehen und weniger als Aus- und Ansage an die umgebende Umwelt. Eine Standortbestimmung innerhalb der nicht-jüdischen Umwelt wurde den Gläubigen im Innenraum geboten. Nach 1945 bedienten sich die Synagogenarchitekten wie in der Zeit bis 1933 beider Möglichkeiten, zum einen der Bündelung im Ostraum, zum anderen der Trennung und der räumlichen Mittelstellung des Almemors.

Die wenige vorhandene Literatur zum Zeitpunkt des Synagogenneubaus greift die Positionierung der Elemente thematisch nicht auf. Guttmans Pläne zur Synagoge in Düsseldorf zeigen, dass er auch hier eine Trennung von Toraschrein und Almemor präferiert hätte. Dass sich die Gemeinde für die reformierte Lösung entschieden hat, mag an der Zusammensetzung der frühen Nachkriegsgemeinde gelegen haben.

Das für Guttman typische Element der Parabel hat in der Synagogenarchitektur Deutschlands keine Vorläufer. Auch wenn die Parabel als Element der christlichen Sakralarchitektur sowohl im Grund- als auch im Aufriss seit Beginn des 20. Jahrhunderts etabliert wurde, war die Parabel im deutschen Synagogenbau kein wiederkehrendes Motiv. Jedoch wurden in Amsterdam 1928 zwei Synagogen errichtet, die die Parabel als Kennzeichnung aufweisen – an der Stelle, an der Guttmans Parabelverwendung [Abb. 249] das erste Mal realisiert wird: in der Synagoge von Jacob Baars (1886–1956) in Amsterdam-Oost an der Linnaeus-Straat von 1927–38 [Abb. 25] sowie in der Synagoge Jacob Oprechtplein in Amsterdam-Zuid von Harry Elte (1880–1945) aus dem Jahr 1928 [Abb. 289].⁸⁰² Beide Synagogen verwenden den Parabelbogen, um den Bereich des Toraschreins großräumig einzufassen, und bedienen sich der Parabel als Würdeformel zur Kennzeichnung und Erhöhung des Sakralelementes Toraschrein. Der Baubeginn der Synagoge in Düsseldorf fiel in das Todesjahr Jacob Baars, dem Architekten der Linnaeus Straat Synagoge. Die ersten Entwurfszeichnungen aus den 1950er-Jahren weisen noch eine andere, konventionellere Gestaltung von Ostwand und Toraschrein-Einfassung in Düsseldorf auf. Die Parabel verwendete Guttman wenige Jahre zuvor, 1955, in einem Entwurf für eine Berliner Friedhofshalle, diese Planungen konnten jedoch erst zwischen 1958 und 1960 für die Hannoveraner Friedhofshalle umgesetzt werden.⁸⁰³ [Abb. 227]

Mit dem Wiederaufgreifen einer Form, die in Amsterdam Ende der 1920er-Jahre erstmals im Synagogenbau verwendet wurde, schafft Guttman eine Verbindung zur Architektur der

⁸⁰² Zur Synagoge an der Linnaeus-Straat: "Interesting [...] is the parabolic arch of the entranceway, which is repeated inside of the synagogue in the shape of the Ark and of the two doorways flanking Ark." Wischnitzer 1964. S. 234.

⁸⁰³ Guttman 1989, S. 100-109; Klei 2017, S. 99–104.

Vorkriegszeit. Das Element der parabolischen Toraschrein-Einrahmung war mit den Entwürfen Eltes und Baars neu im synagogalen Kontext⁸⁰⁴ und doch zeitgleich mit dem christlichen Kirchenbau. Die Verwendung der Parabel kann – nicht nur im Synagogenbau – unterteilt werden in die Nutzung als Element beim Aufriss, als Ornament oder Bogenstellung und im Grundriss. Eine dritte Verwendungsmöglichkeit der Parabel als eigenständiges Element ist ihre eigentliche Form selbst. Doch die Verwendung parabolischer Bögen war nicht nur aufgrund technischer Möglichkeiten in der industriellen Fertigung gegeben⁸⁰⁵, auch im Sakralbereich taucht die Parabel seit Otto Bartnings Pressa-Kirche in Köln von 1928 vermehrt auf, ebenso als Aufrissform bei Dominikus Böhms St. Engelbert in Köln-Riehl von 1932. Die Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten in Abwendung von traditionellen Formen des Historismus führte zur Verwendung der Parabel. Die in der baulichen Tradition Viollet-Le-Ducs und Antoni Gaudís stehende Entwicklung des parabolischen Bogens brachte Formen im Kirchenbau hervor, die eng in Zusammenhang mit einem Reformwillen des Kirchenbaus zu sehen sind. Zwar gab es entfernte Konnotationen an den gotischen Bogen, doch das gleichzeitige Aufkommen der Parabel in der industriellen Architektur verhinderte von Beginn an die Festlegung der Form in einem eindeutig definierten Kontext. Somit findet die Parabel schließlich auch Verwendung in der Profanarchitektur als dekoratives Gestaltungselement. Als in der eindeutigen Konnotation freie Form, die durch ihre Verwendung das Gebäude keiner direkten Gruppierung zuordnet, findet sie in der Sakral- wie in der Profanarchitektur zahlreiche Verwendung.

Die Architektur der christlichen Kirche hat sich in Bezug auf den Synagogenbau zuerst in den USA ihrer Vorreiterstellung entledigt. Ebenso wie sich die Grenzen zwischen den Architekturgattungen aufgehoben haben, hat eine Zuordnung eindeutig konnotierter Formen und Baulösungen stattgefunden. Das Beispiel der Brandeis University in der Nähe von Boston hat in seiner Anlage der drei Kapellen diese elementare Gleichheit baulich ausgedrückt. Die 1948 gegründete Universität der Amerikanisch-Jüdischen Gemeinschaft hat mit dem Bau von drei Kapellen, jüdisch – katholisch – protestantisch, ein Zeichen für die Möglichkeit einer „Interfaith“-Lösung gesetzt. Erste Pläne für diese Idee der Interfaith-Chapel stammen von Eero Saarinen aus dem Jahr 1951, die ein Sechseck als geometrische Grundform im Zentrum eines stilisierten Dreiecks hat. Auf Max Abramovitz geht der Entwurf der drei Kapellen zurück, demnach: „The structures were to be equal in size and physically placed so as never to cast shadows on one another.“⁸⁰⁶ So sind die Kapellen, die zwischen 1953 und 1955 erbaut wurden, die Berlin Chapel für den jüdischen, die Bethlehem Chapel für den katholischen und die Harlan Chapel für den protestantischen Glauben geplant worden. Die Parabel als Grundform wurde hierbei für die protestantische Kapelle gewählt. Abramovitz war ab den 1950er-Jahren mit der Architektengemeinschaft Harrison & Abramovitz Architekten am Bau verschiedener Synagogen in den USA vorbildgebend tätig.

⁸⁰⁴ Wischnitzer 1964, S. 234.

⁸⁰⁵ Frampton, Kenneth: Die Architektur der Moderne: eine kritische Baugeschichte, Stuttgart 1995, S. 35.

⁸⁰⁶ <https://lts.brandeis.edu/research/archives-speccoll/exhibits/building/Chapels.html> (Entnommen 28.07.2021)

10. Mannheim (1957): *Mitglied der NDSAP und Synagogenbauer*

Am 07.10.1945 gründeten in Mannheim rund 50 Überlebende erneut eine Jüdische Gemeinde. Im früheren Israelitischen Waisenhaus wurden am 03.03.1946 von einem amerikanischen Feldrabbiner zwei Räume zur Synagoge geweiht.⁸⁰⁷ Vom Architekten Wilhelm Schlechte wurde 1956 in Mannheim-Oststadt nahe der Innenstadt eine neue Synagoge gebaut, die am 19.05.1957 geweiht wurde. Dieser Nachkriegsbau wurde bereits 1987 durch einen Neubau von Karl Schmucker ersetzt. Als in den 1980er-Jahren ein großes Interesse an zerstörten Synagogen, jüdischen Bethäusern und Betstuben der Vorkriegszeit erwachte, das in umfangreichen Aufarbeitungen mündete und bis heute andauert – jede wiederentdeckte Synagoge wird zum Erinnerungsort –, wurden hingegen die ersten synagogalen Nachkriegsneubauten bereits umgebaut oder abgerissen. Oft wurden die ersten Nachkriegssynagogen zu klein und oft genug war die Frage nach einem tatsächlich in Deutschland existierenden jüdischen Leben seitens der Mehrheitsgesellschaft nicht groß genug.

Jüdisches Leben in Deutschland wurde bereits früh in der Nachkriegszeit zum historischen Topos, der für die nicht-jüdische Gesellschaft die Möglichkeit der Selbstbespiegelung bot. Die Auseinandersetzung hiermit war weniger eine ernsthafte Annäherung an die vorhandenen jüdischen Gemeinschaften und ihr Leben und ihre bestehenden Gemeinschaftszentren. Dies kann in Zusammenhang stehen mit den Fragen, in welcher Zeit und von wem diese Synagogen erbaut worden waren. Michael Brenner zeigt auf, wie konfliktgeladen auch innerhalb jüdischer Gemeinden das Verbleiben in Deutschland in der Nachkriegszeit gesehen wurde.⁸⁰⁸ Erst in Publikationen wie der „Festschrift für Salomon Korn“⁸⁰⁹ oder der Arbeit Rees-Dessauers wird diese erste Phase jüdischen Lebens als Phase des oftmals zitierten „Wer ein Haus baut, will bleiben“⁸¹⁰ beschrieben. Das Beispiel des Saarbrückers Synagogenneubaus und dessen Architekten Heinrich Sievers zeigt, dass auch die Frage nach dem Architekten Konflikte birgt. Wer waren die Architekten, die beauftragt wurden, und was haben sie, wenn sie in den 1950er-Jahren alt genug waren, während des Nationalsozialismus gemacht? Klei beschreibt in ihrer Bearbeitung Hermann Zvi Guttmanns die „Schwierigkeiten, Vertrauen zu nichtjüdischen Akteur/innen aufbauen und mit ihnen zusammen zu arbeiten müssen, ohne die genauen Hintergründe des Gegenübers zu kennen [...]“⁸¹¹ Im Zusammenhang mit dem Synagogenbau und einer beruflichen Laufbahn unter den Nationalsozialisten war ein Architekt, der sich hiermit auch publizistisch auseinandersetzte: Alfons Leitl, der Architekt der Trierer Synagoge. Er war damit einer der wenigen, der das eigene Tun während

⁸⁰⁷ „Der Aufbau“, 03.03.1946.

⁸⁰⁸ Brenner 2012.

⁸⁰⁹ Krochmalink, Daniel: Die Stiftshütte. Zur Modernität eines alten Wanderheiligtums, in: Johannes Heil/Frederek Musall (Hg.): Sakrale Räume im Judentum. Festschrift für Salomon Korn (Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, 21), Heidelberg 2020, S. 1–18.

⁸¹⁰ Krochmalink 2020, S. 17.

⁸¹¹ Klei 2017, S. 36.

des Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit öffentlich hinterfragte. In der von Klei beschriebenen Unkenntnis des Gegenübers griffen viele jüdische Gemeinden auf Kontakte zurück, die noch aus der Vorkriegszeit bekannt waren. So war es auch bei der Beauftragung von Wilhelm Schlechte, der zeitlebens in Mannheim tätig und während des Krieges dienstuntauglich war und als Architekt gearbeitet hatte. An der Person Wilhelm Schlechte wird deutlich, wie wenig der Nationalsozialismus und die Shoah Mitte der 1950er-Jahre in ihrer umfassenden Bedeutung und Verantwortung in allen Schichten der Gesellschaft bewusst war. Schlechte war Mitglied der NSDAP und darüber hinaus in der „Deutschen Christenbewegung“. Im Gegensatz zu Sievers in Saarbrücken wurde Schlechte zunächst als „nationalsozialistisch belastet“ eingestuft, ein Vorwurf, der im Rahmen des Verfahrens – dank dreier Entlastungsschreibens – entkräftet wurde. Die Synagoge Mannheims von 1957 ist weniger ein architektonisch hervorragender Bau als vielmehr durch den Lebenslauf des Architekten gekennzeichnet, der beispielhaft für das deutsche Mitläufertum im Nationalsozialismus war.

10.1 Wilhelm Schlechte (1892–1969)

Wilhelm Schlechte wurde am 31.05.1892 geboren, über seine Familie ist nichts bekannt. Er wurde evangelisch getauft und war der evangelischen Kirche zeitlebens verbunden. Schlechte besuchte acht Klassen der erweiterten Volksschule in Mannheim als „bester Schüler“.⁸¹² 1906 wurde er Bauschüler im Städtischen Hochbauamt Mannheim und arbeitete hier, mit Unterbrechungen für die handwerkliche Ausbildung zum Maurer und Zimmermann, bis 1913. Er durchlief verschiedene Arbeitsbereiche in unterschiedlichen Baubüros und war mit Bauinstandhaltungsarbeiten beschäftigt. 1913 leistete er „aktive Militärdienstpflicht“⁸¹³ und wurde ab 1914 Soldat. 1916 kam Schlechte in ein Lazarett und wurde wegen „Körperbehinderung durch Nervenleiden“ behandelt, was Ende 1916 zur Entlassung aus dem Kriegsdienst als Gefreiter führte. Schlechte gab an, dass die Folgerkrankungen die Fortsetzung seiner Ausbildung verhinderten:

Der Besuch des Technikums war mir durch die aktive Militärdienstpflicht mit Weltkriegsteilnahme 14 – 18 und darauffolgender Invalidität [sic] und damals noch sehr schlechtem Gesundheitszustand, der für mich eine dauernde ärztliche Überwachung und häusliche Pflege erforderte, unmöglich gemacht.⁸¹⁴

Von 1917 bis 1926 arbeitete Wilhelm Schlechte im Baubüro der Firma Benz & Cie., Rheinische Automobil-Motorenfabrik in Mannheim-Waldhof und war hier, gemäß eigener Aussage, mit der Planung und Bauleitung verschiedener großer Industrieanlagen beauftragt. Ab 01.04.1926 arbeitete er als freier Architekt und trat 1933 der Reichskammer der bildenden Künste bei, zuvor war

⁸¹² Lebenslauf und Berufslaufbahn des Architekten Wilhelm Schlechte, maschingeschr. Anlage zum Fragebogen des Military Government of Germany. Spruchkammerakte Wilhelm Schlechte im Generallandesarchiv Karlsruhe im Landesarchiv Baden-Württemberg.

⁸¹³ Ebda.

⁸¹⁴ Lebenslauf Schlechte im Generallandesarchiv Karlsruhe im Landesarchiv Baden-Württemberg.

er „Mitglied der wirtschaftlichen Vereinigung deutscher Architekten“⁸¹⁵. Auf Grundlage der Baumeisterverordnung vom 01.04.1931 konnte Schlechte – obwohl er keine technische Fachschule besucht hatte – am 05.02.1935 eine Prüfung beim Landesgewerbeamt Karlsruhe ablegen und durfte den Titel „Baumeister“ offiziell führen.⁸¹⁶ Bis 1939 war Schlechte als Architekt in Mannheim tätig, auch nach Beginn und während des Zweiten Weltkrieges arbeitete er weiter. So gibt er an, im Zeitraum 1932 bis 1945 als selbstständiger Architekt gearbeitet zu haben.⁸¹⁷ Über die Einsatzorte macht er keine Angaben und benennt seine Tätigkeiten zwischen 1926 und 1945 mit dem „Anfertigen von Bauplänen & statischen Berechnungen.“⁸¹⁸ Es ist ein von Schlechte unterzeichneter Bauplan der Firma Johann Schreiber, die als kriegswichtiges Unternehmen Lebensmittel produzierte, vom Februar 1943 erhalten.⁸¹⁹

Schließlich wurde Schlechte 1944 aufgrund seiner Kriegsverletzungen aus dem Ersten Weltkrieg als wehruntauglich ausgemustert, er zitiert im Meldebogen: „Wehruntauglich – nicht mehr arbeitsverwendungsfähig“.⁸²⁰

Insgesamt gibt es in der Spruchkammerakte drei Bögen von Wilhelm Schlechte, die sich inhaltlich kaum voneinander unterscheiden. Den ersten Bogen, den Fragebogen des Military Government Of Germany, reichte Schlechte am 25. Oktober 1945 ein. Diesem ersten Bogen fügte Schlechte drei Entlastungsschreiben bei, ein viertes wurde im Mai 1946 nachgereicht. Weiterhin wurde eine Anlage beigefügt, in der Schlechte anmerkt, dass er als „Angehöriger und Sprengelrat der evangelischen Kirche in Mannheim „[...] der ‚Deutschen Christenbewegung‘ nur aus oppositionellen Gründen beigetreten“⁸²¹ sei, außerdem habe er „1943 und später dem Städt. Hochbauamt Mannheim, Abtlg: Sofortmassnahmen“⁸²² den Dienst verweigert und sei „einer Dienstverpflichtung des Arbeitsamtes durch die N.S.D.A.P. Kreisleitung zwecks Bau von Panzersperren in Mannheim nicht nachgekommen“⁸²³. Die beigefügten Unterlagen des Fragebogens sollten zur „weltanschaulichen Prüfung des Architekten“ dienen: ein Schreiben des evangelischen Dekanats Mannheim sowie Schreiben von drei Zeugen (Fritz Mayer, Eduard Lehnert und August Rudy). Das Hinzufügen dieser Zeugnisse zugleich mit Abgabe der Selbstauskunft ist ein Hinweis darauf, dass Schlechte im Oktober 1945 um die Notwendigkeit einer Entlastung wusste. Einen zweiten Fragebogen reicht Schlechte am 14.12.1945 ein und fügte diesem, im Unterschied zum ersten, hinzu, dass er „ohne Angestellte arbeite und [...] nicht voll erwerbsfähig“⁸²⁴ sei, und betont durch Unterstreichung im Lebenslauf, dass er „Wehruntauglich und nicht mehr Arbeitsverwendungsfähig [Hervorhebung im Original, K.L.]“ war⁸²⁵. In beiden Fragebögen gibt Schlechte an, dass er von 1941 bis zur Auflösung der NSDAP hier Mitglied war. Im dritten vorhandenen Bogen,

⁸¹⁵ Ebd.

⁸¹⁶ MARCHIVUM, ZGS S 1/4224 (Schlechte, Wilhelm): „Wirken ohne pathetische Aushängeschilder. Wilhelm Schlechte“. O.J. und o.D., Zeitung nicht zu ermitteln.

⁸¹⁷ „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸¹⁸ Fragebögen des Military Government Of Germany, in: Spruchkammerakte Wilhelm Schlechte.

⁸¹⁹ Übersichtskarte zum Firmengelände der Fa. Johann Schreiber, Fabrikationsstraße 18-26. MARCHIVUM Ks00950.

⁸²⁰ Ebd.

⁸²¹ Anlage zu dem Fragebogen der Militärregierung, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸²² Ebd.

⁸²³ Anlage zu dem Fragebogen der Militärregierung, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸²⁴ Fragebogen vom 14.12.1945, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸²⁵ Ebd.

dem „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946“, den Schlechte am 06.05.1946 einreicht⁸²⁶, gibt er an, von 1941 bis 1944 Mitglied der NSDAP gewesen zu sein. Somit ist er gemäß Meldebogen bereits vor Kriegsende ausgetreten. Bei einer Prüfung der weiteren Berufsausübung schreibt er in einem Brief an den Oberbürgermeister Mannheims, dass er „nur unter Zwang“ der NSDAP beigetreten sei⁸²⁷. 1937 ist Schlechte in die „Deutsche Christenbewegung“ eingetreten und war hier bis 1942 Mitglied. Beide Auskünfte – Dauer der Parteimitgliedschaft und die Angabe der Mitgliedschaft bei den „Deutschen Christen“ – sind im Meldebogen rot unterstrichen und beruhen auf der Bearbeitung der Spruchkammerakte, wahrscheinlich im Rahmen des Prozesses.

Überdies war Schlechte Mitglied bei der NSV, der nationalsozialistischen Volksfürsorge – ohne Angabe des Ein- oder Austritts –, sowie ab 1939 im Reichsluftschutzbund, dem 1933 von Hermann Göring gegründeten und dem Reichsluftfahrtministerium unterstellten Verein, und in verschiedenen Gesangsvereinen sowie einem Verein „ehemalige 170er“ (bei 170er handelte es sich um einen bestimmten Lokomotivenbautypus).⁸²⁸

Am 12.11.1946 erging der Beschluss des Prüfungsausschusses zum Gesetz Nr. 8, Aktenzeichen 3356, gemäß Anordnung des Oberbürgermeisters und unter Veranlassung der Militär-Regierung, dass das Verfahren auf dieser Ebene einzustellen sei und die Akten der zuständigen Spruchkammer zuzustellen seien.⁸²⁹ Die Spruchkammer erhebt 1947 Anklage, Schlechte in die Gruppe der nationalsozialistisch Belasteten einzureihen, mit der Begründung, dass Schlechte Mitglied der NSDAP und der Deutschen Christenbewegung war.⁸³⁰ Schlechte definiert sich selbst als „entlastet“:

Lt. bezeugter Unterlagen habe ich politisch Verfolgten aktive Hilfe und als formelles Mitglied der Partei & der ‚Deutschen Christen‘ durch Handlungen und passive Resistenz nach Massgabe meiner Kräfte aktiven Widerstand geleistet.⁸³¹

So beantragt der Anwalt Schlechtes, Gerhard⁸³², ihn als Mitläufer zu erklären.⁸³³ Denn wollte ein Beklagter

⁸²⁶ Meldebogen, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸²⁷ „Fürsorglicher Antrag des Wilhelm Schlechte, Architekt in Mannheim“ vom 14.12.1945, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸²⁸ Fragebogen des Military Government of Germany in zweifacher Ausführung, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸²⁹ Die Spruchkammern wurden in den Ländern der US-Zone erst auf Grundlage des Gesetzes vom 05.März 1946 „zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ beauftragt, nunmehr die Entnazifizierungsprozesse auf deutscher Gerichtsebene zu betreiben. Laufende, vorherige Prozesse sollten bis zum 05. Mai abgeschlossen sein, es sei denn, im Falle von Einsprüchen wie bei Schlechte. Dann sollten die Verfahren nach Maßgabe des neuen Gesetzes behandelt werden, vgl. Molitor, Stephan: Spruchkammerverfahrensakten. Überlieferung zur Entnazifizierung als Quelle für die NS-Zeit, in: Unterlagen der Nachkriegszeit als Quellen zur Geschichte des Dritten Reichs. Vorträge eines quellenkundlichen Kolloquiums im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg am 13. Oktober 2001 in Bad Rappenau, Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hg), Stuttgart 2004, S. 7–14, S. 9, URL: <https://www.landesarchiv-bw.de/media/full/69770> (Entnommen am 26.02.2021).

⁸³⁰ Klageschrift Spruchkammer Mannheim vom 21.02.1947. Die Klageschrift wurde am 04.03.1947 mittels Postaufgabe dem Betroffenen Wilhelm Schlechte zugestellt, am 12.03.1947 hat sein Anwalt Gerhard, dem Schlechte am 06.03.1947 eine Vollmacht erteilt hat, Akteneinsicht genommen.

⁸³¹ „Meldebogen auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946, Schlechte, Wilhelm“ mit Stempel vom 08.05.1946, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸³² Briefkopf des Anwalts: Dr. Gerhard, Karl-Ludwig-Straße 9, Mannheim. Gerhard hatte zum Zeitpunkt der Verteidigungsschrift Vordrucke mit seinem Briefkopf, die zur Erteilung der Vollmacht dienten. Auf diesen konnte unterschieden werden zwischen Strafsache und Spruchkammersache. Gerhard scheint sich auf die Fälle der Verteidigung im Rahmen der Spruchkammerverfahren spezialisiert zu haben, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸³³ Schreiben des Anwalts Dr. Gerhard an die Spruchkammer Mannheim vom 17.03.1947

in eine günstigere Belastungskategorie eingestuft werden[,] als es die Klage vorsah, musste er selbst die erforderlichen Beweise beibringen. Dies erfolgte in der Regel durch von Personen aus seinem Umfeld ausgestellte schriftliche Entlastungszeugnisse, die als *Persilscheine* Eingang in die Umgangssprache fanden.⁸³⁴

Hauptgründe waren – neben den bezeugten Aussagen der drei Entlastungszeugen Fritz Mayer, Eduard Lehnert und August Rudy –, dass Schlechte weder ein Amt bekleidet hatte noch Nutznießer oder Militarist gewesen sei. Das Hauptmerkmal für eine Entlastung liege im Nachweis begründet, dass Schlechte nicht nationalsozialistisch aktiv gehandelt habe. Der Beleg hierfür würde durch die Tatsache erbracht werden, dass keine der „4 [...] politischen Parteien darüber Bescheid wüssten“.⁸³⁵ Von den drei Entlastungszeugen wird Fritz Mayer als erster genannt, dem Wilhelm Schlechte 1934 und 1937 zwei Häuser gebaut und hierfür die „finanziellen Grundlagen geschaffen“ hatte⁸³⁶. Fritz Mayer wird in der Verteidigungsschrift Gerhards als „Volljude“ bezeichnet, und „niemals wäre ein Aktivist für einen Juden in solcher Weise eingetreten“.⁸³⁷ Fritz Mayer gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Mannheimer jüdischen Gemeinde, unter dessen Vorsitz wurde 1957 die Synagoge in Mannheim gebaut:

Herr Schlechte hat für mich die Verhandlungen bei den Behörden geführt, was mir selbst als Jude nicht möglich war. Er hat auch für mich die finanziellen Grundlagen geschaffen, dass der Bau der Häuser überhaupt ermöglich[sic] wurde. Persönlich kann ich sagen, dass ich die absolute Überzeugung habe, dass er nie im nationalsozialistischen Sinne gehandelt hat, und dass ich von ihm jede Unterstützung bekam, und er sich auch nicht fürchtete, sich für mich in jeder Weise einzusetzen.⁸³⁸

Auch von den Bestätigungen der Zeugen gibt es – analog zu den unterschiedlichen Fragebögen und dem Meldebogen – verschiedene Kopien, je zwei unterschriebene und je eine Abschrift. In der Abschrift ohne Unterschrift Fritz Mayers wird die Aussage „was mir selbst als Jude nicht möglich war“⁸³⁹ verstärkt in „was mir selbst als J u d e [Hervorhebung im Original, K.L.] nicht möglich war.“⁸⁴⁰

Den weiteren Zeugen August Rudy⁸⁴¹ und Eduard Lehnert hat Schlechte in schwierigen Situationen beigestanden, die aufgrund ihrer politischen Überzeugungen und/oder Positionen entstanden waren.⁸⁴² Als weiterer Entlastungsgrund wurde herangezogen, dass Schlechte der Deutschen Christen-Bewegung nur

⁸³⁴ Molitor 2004, S. 10.

⁸³⁵ Molitor 2004, S. 10; Sowie Auskunftserteilung polit. Parteien vom 07.02.1947, Arbeitsblatt „Auszug aus dem Meldebogen“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸³⁶ Auskunftserteilung polit. Parteien vom 07.02.1947, Arbeitsblatt „Auszug aus dem Meldebogen“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸³⁷ Ebda.

⁸³⁸ Fritz Meyer: Bestätigung, 22.10.1945, in: Spruchkammerakte Schlechte. Vgl. auch Nachtrag des Anwaltes Gerhard zur Verteidigungsschrift vom 17.03.1947 am 20.03.1947: „Herr Fritz Meyer (...) legt Wert darauf, auch noch persönlich der Spruchkammer sein Urteil über Herrn Schlechte vortragen zu dürfen, insbesondere in dem Sinne, dass Herr Schlechte ganz entlastet wird. Ich bemerke, dass Herr Mayer Volljude und Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Mannheims ist.“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸³⁹ Bestätigungen Fritz Mayer, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸⁴⁰ Ebda.

⁸⁴¹ Gerhard schreibt in seiner Entlastungsschrift von August „Rudi“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸⁴² Bestätigungen August Rudy vom 21.10.1945 sowie Eduard Lehnert vom 24.10.1945, in: Spruchkammerakte Schlechte.

aus Opposition bei[getreten war]; vor allem verhinderte er, dass das Evang. Waisenhaus in Mannheim im Jahre 1942 der NSV [Nationalen Volksfürsorge, K.L.] übergeben wurde. Dagegen konnte er viel besser arbeiten und seinen Einfluss geltend machen, wenn er formell in die Christenbewegung eintrat.⁸⁴³

Diese Begründung des Anwalts Gerhard lässt allerdings außer Acht, dass Schlechte bereits 1937 in die NSV eingetreten war, dort jedoch 1942 austrat. Diese Mitgliedschaft wird von Gerhard verschwiegen.⁸⁴⁴ Am 09.04.1947 bescheinigt die Spruchkammer: „Der Betroffene ist Mitläufer“.⁸⁴⁵ Schlechte wurde als Mitläufer bzw. als Belasteter der Klasse II eingestuft⁸⁴⁶ und zu einem Sühnegeld von 500,- RM oder 25 Tagen Ersatzarbeitsleistungen im Falle einer „Nichtbeitreibbarkeit“⁸⁴⁷ verurteilt.⁸⁴⁸ Die Kosten des Verfahrens mit einem Streitwert in Höhe von 13.600,- RM hatte der Betroffene zu tragen, in diesem Fall 5% der Summe.⁸⁴⁹ Die Begründung der Spruchkammer folgt der Vorlage des Anwalts:

Das vorliegende Beweismaterial hat die gegen den Betroffenen sprechende Vermutung widerlegt. Die amtlichen Ermittlungen ergaben nichts Belastendes gegen den Betroffenen. Aus der Äußerung des evangelischen Dekanates vom 3. Mai 1946 ergibt sich, dass der Betroffene stets ein treues Mitglied der Kirche war und insbesondere lebhaft und tätig am kirchlichen Leben teilgenommen hat. Sein Beitritt zur Gruppe der deutschen Christen erfolgte nicht in der Absicht, diese Bewegung zu unterstützen, sondern gerade umgekehrt, als deren Mitglied eher in der Lage zu sein, nationalsozialistischen Angriffen gegen das kirchliche Leben erfolgreichen Widerstand leisten zu können. So hatte der Betroffene nun auch im Jahre 1942 tatkräftig daran mitgewirkt zu verhindern, dass das evangelische Waisenhaus in Mannheim, das damals unter deutsch-christlicher Leitung stand[,] dem kirchlichen Bereich entzogen und der NSV ausgeliefert wurde. Aus den weiter vorgelegten Bescheinigungen des Fritz Mayer, August Rudy und Eduard Lehnert ergibt sich dann weiter eindeutig, dass der Betroffene wiederholt rassistisch und politisch Verfolgte aus antinationalsozialistischer Gesinnung heraus unterstützt hat. Diese Mithilfe des Betroffenen war keineswegs gefahrlos.⁸⁵⁰

Bei diesem Sachverhalt gelangt die Kammer zu der Feststellung, dass der Betroffene nur nominell am Nationalsozialismus teilgenommen hat, denn „die vom Finanzamt bezugten Einkommensverhältnisse zeigen“, dass Schlechte weder Nutznießer noch Militarist gewesen sein

⁸⁴³ Bestätigungen Rudy/Lehnert, in: Spruchkammerakte Schlechte. Vgl. auch Schreiben des Evangelischen Dekanats, gez. Joest, vom 03.05.1946 „Zur weltanschaulichen Prüfung des Architekten Wilhelm Schlechte in Mannheim“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸⁴⁴ In der Spruchkammerakte befinden sich die Unterlagen zu zwei Verfahren: einem ersten beim Oberbürgermeister mit ausgefülltem Fragebogen und der Angabe, in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) gewesen zu sein, sowie den Unterlagen des Spruchkammerverfahrens selbst. Während bei diesem Verfahren im Meldebogen vom 08.05.1946 unter Punkt 2. („Gehörten Sie außer Ziffer 1 einer Naziorganisation gemäß Anhang zum Gesetz an?“) noch der Eintrag „NSV“ und hinsichtlich der Dauer mit „nicht mehr bewusst“ beantwortet wurde, ist bei den Folgeblättern „Auskunftserteilung – Information“ nur noch die Angabe der NSDAP und Deutsche Christen. Auch in der Klageschrift sind nur die Parteimitgliedschaft sowie die nationalsozialistische Christenbewegung erwähnt, so dass in Folge nicht die Frage gestellt wurde, warum Schlechte, obwohl NSDAP-Mitglied, Mitglied Deutsche Christenbewegung und der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, im Fall des ev. Waisenhauses, das unter Leitung der Deutschen Christen war, gegen die NSV gehandelt haben soll.

⁸⁴⁵ Spruchkammer Mannheim, Mannheim, den 9. April 1947, Betreff: Wilhelm Schlechte Architekt. Nr. A 7682/S.

⁸⁴⁶ Es gab die Unterscheidung zwischen 1) Hauptbeschuldigtem und 2) Belastetem (Aktivisten, Militaristen, Nutznießer), 3) Minderbelastetem (Bewährungsgruppe), 4) Mitläufer und 5) Entlastete, vgl. Molitor 2004, S. 9, URL: <https://www.landesarchiv-bw.de/media/full/69770> (Zugriff 26.02.2021).

⁸⁴⁷ Es werden 20,-RM pro Tag veranschlagt.

⁸⁴⁸ Spruchkammer Mannheim vom 09.04.1957, Aktenzeichen 56/8/10572/7682 „Auf Grund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 erlässt die Spruchkammer [...] im schriftlichen Verfahren folgenden Spruch: Der Betroffene ist Mitläufer.“, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸⁴⁹ Laut eines Belegs des Finanzamtes wurde der Sühnebetrag von 500,-RM am 14.05.1947 gezahlt. Vgl. Bestätigung Finanzamt Mannheim vom 18.08.1947. Hinzu kamen 684,-RM Verfahrensgebühr, zahlbar binnen einer Woche nach Zustellung, datiert vom 07.07.1947, Zahlungsbeleg vom 30.09.1947, in: Spruchkammerakte Schlechte.

⁸⁵⁰ Begründung Spruchkammer vom 09.04.1957, in: Spruchkammerakte Schlechte.

konnte.⁸⁵¹ Nach 1945 war Wilhelm Schlechte in Mannheim gesellschaftspolitisch aktiv, indem er vor Ort zu den Gründungsmitgliedern der CDU gehörte. Bei der Kommunalwahl von 1956 kandidiert Schlechte als Mitglied der CDU für den Stadtrat⁸⁵², war außerdem in den Ältestenrat der Melanchthonkirche in Mannheim berufen und Mitglied im Pfarrgemeinderat. Seine Bauten werden als „schlicht, unaufdringlich, streng aufs Praktische hingeeordnet und ohne geringste Aufwendigkeit erdacht“ beschrieben, wobei nicht deutlich wird, auf welche Bauphase sich die Aussage bezieht.⁸⁵³ Seine Tätigkeit als Architekt ist im Archivum mit einem Plan für einen Erweiterungsbau des Firmengeländes Johann Schreiber, Mannheim, aus dem Jahr 1943 dokumentiert, sowie mit zwei evangelischen Kindergärten und einem evangelischen Kinderheim.⁸⁵⁴ Schlechte selbst gibt in seinem Schreiben mit Bitte um Weiterausübung seines Berufes an den Oberbürgermeister von Mannheim 1945 an, mit „z.Zt. grösseren Aufträgen der evangelischen Kirchengemeinde Mannheim, der evangelischen Inneren Mission, der Spiegelfabrik Mannheim-Waldhof, der Treibriemenfabrik Schweitzer, Behelfsbauten und dergl. beschäftigt“ zu sein.⁸⁵⁵ Wilhelm Schlechte starb am 01.10.1969 in Mannheim.

10.2 Erste Planungen

In Mannheim ist die Hauptsynagoge von 1855, die ehemalige Hauptsynagoge [Abb. 117] an der Karlstraße im Quadrat F2, trotz Zerstörungen in ihren Außenmauern stehen geblieben. Der Bau, der seinerzeit eine Synagoge von 1705 ersetzt hatte, war im von Albrecht Rosengarten inspirierten Stil der neuromanischen Synagogenarchitektur gebaut worden und im Inneren prächtig mit blau-goldener Ornamentik verziert, die islamisierende Einflüsse erkennen lässt, auch wenn die Bogenstellung der Emporen romanisierend gebaut war. Die Ruine stand mit intakter Fassade inmitten der Mannheimer Innenstadt.

In den 1950er-Jahren waren Ruinen allgegenwärtig. Man kümmerte sich um die eigenen, die wiederhergerichtet wurden, und weniger um die in der Nachbarschaft. Und hier standen noch etliche der großen Synagogen, die im Zustand von 1938 den Krieg überlebt hatten. In den zerbombten Städten waren sie in ihrer Ruinenhaftigkeit der Umgebung angeglichen, ihr besonderes Schicksal, dass sie bereits vor dem Krieg ausgebrannt waren, fiel nun kaum auf. Es fiel jedoch auf, dass in die anderen Ruinen wieder Leben einkehrte, während die Synagogen gespenstisch leer standen. [...] In Mannheim stand das Mauerwerk der großen Synagoge noch in voller Höhe, die Fassade selbst schien fast

⁸⁵¹ Ebda. Laut Einkommensangaben im Military Government Fragebogen lag das durchschnittliche Jahreseinkommen Schlechtes zwischen 1933 und 1943 bei rund 500,-RM, der Betrag für Sühnebetrag und Verfahrensgebühr macht ungefähr ein Viertel des Jahreseinkommens aus.

Während 1931 und 32 das Einkommen noch bei jährlich 200,- bzw. 500,- RM lag, steigt es ab 1933, dem Jahr des Eintritts Schlechtes in die Reichskammer der Künste, an. Ebenso erhöht sich das Einkommen Schlechtes mit Eintritt in die NSDAP 1941 zunächst um die Hälfte und dann jährlich um ein Drittel des jeweiligen Jahreseinkommens.

⁸⁵² Markus Enzauer vom MARCHIVUM vermutet, dass der über Wilhem Schlechte erschienene Artikel mit dieser Kommunalwahl in Verbindung steht, demnach Mitte der 1950er Jahre zu datieren ist. Auf derselben Seite des Artikels ist eine Ankündigung von Wahlversammlungen, u.a. Wilhelm Schlechte als Stadtratskandidat.

⁸⁵³ MARCHIVUM, ZGS S 1/4224 (Schlechte, Wilhelm).

⁸⁵⁴ Ev. Kindergärten in der Hessischen Straße und Speckweg sowie das Johann-Peter-Hebel-Heim, Mannheim. Die Gebäude stehen noch, wurden aber ersichtlich durch Anbauten und Erweiterungen und/oder Renovierungen verändert.

⁸⁵⁵ Schreiben an den Oberbürgermeister vom 14.12.1947, in: Spruchkammerakte Schlechte.

intakt, auch wenn das Gebäude „offiziell“ durch die Bombardierung 1943 als zu 80% kriegszerstört galt.⁸⁵⁶

So gab es zunächst Pläne für die Wiederherrichtung der Synagoge. Hierzu existieren verschiedene Nutzungspläne.⁸⁵⁷ [Abb. 290] Im zerstörten Hauptschiff der ehemals dreischiffigen Synagoge sollte ein Vorhof entstehen, in den Seitenschiffen waren ein Büro, eine Bibliothek, ein nicht näher definierter Empfangsraum sowie eine Garderobe eingezeichnet. Die Synagoge selbst sollte auf weniger als die Hälfte des vormaligen Grundrisses reduziert werden und über einen Betsaal sowie einen angeschlossenen, seitlichen kleinen Saal verfügen. Verschiedene Zeichnungen sind auf das Jahr 1952 datiert.⁸⁵⁸ Später gab es Überlegungen, die frühere Synagoge in eine Gedenkstätte umzuwandeln, auch hierzu existieren Pläne aus dem Jahr 1954.⁸⁵⁹ Die Pläne des Wiederaufbaus stehen in enger Verbindung zum damaligen Oberbürgermeister Hermann Heimerich.⁸⁶⁰ Beide Planungen wurden nicht realisiert, und 1955 wurde die Vorkriegs-Synagoge abgerissen. Bereits 1946 war im jüdischen Waisenhaus ein Betraum eingeweiht worden. Die „Räumlichkeiten dort entsprachen einer Wohnung und wurden zu klein, da die Mitgliederzahl zunahm“.⁸⁶¹ Dieser Betsaal wurde bis zur Einweihung der Synagoge in der Maximilianstraße 6 genutzt. Die Gemeinde fasste den Entschluss, eine neue Synagoge zu errichten, und in dieser waren dann die Synagoge, ein kleiner Versammlungsraum, ein Schulraum, ein Büro und eine kleine Küche in einem Gesamtkomplex untergebracht. Pläne hierzu existieren nicht mehr, jedoch einige wenige Fotografien im Archiv, die den Eröffnungsgottesdienst, der zugleich Einweihungsfeier war, zeigen, außerdem gibt es Fotografien, die sich im Besitz der Gemeinde befinden. Architekt war Wilhelm Schlechte (1892–1969), der bereits in den 1940er-Jahren als Architekt in Mannheim bestätigt ist.⁸⁶² In einem Artikel, der sich im Bestand der Synagogengemeinde befindet, dankt Fritz Mayer, der Gemeindevorsitzende, anlässlich der Synagogenweihe den Architekten Schlechte aus Mannheim und Blank aus Karlsruhe.⁸⁶³ Wilhelm Schlechte kannte Mayer aus der Zeit des Nationalsozialismus, wo er als Architekt für Mayer tätig gewesen war. Die Verbindung und die Bautätigkeit Schlechtes für Mayer in den Jahren 1934 und 1937 ist ungewöhnlich, und Mayer

⁸⁵⁶ Krüger, Jürgen: Geschichte und Architektur, Stuttgart 2007, S. 256, in: Hahn, Joachim/Krüger, Jürgen: „Hier ist nichts anderes als Gottes Haus.“ Synagogen in Baden-Württemberg (Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland, 4, zugl. Teilband 1: Jürgen Krüger: Geschichte und Architektur), Stuttgart 2007.

⁸⁵⁷ MARCHIVUM Plansammlung PL08278, PL08277, vor allem die Innenzeichnung PL08279 sowie unter Signatur PL1539, 01540, 01541.

⁸⁵⁸ Ebda.

⁸⁵⁹ PL0153, beschriftet: „Städt. Hochbauamt Mannheim, September 1954, gezeichnet: Koischler“. Vgl. Christiane Fritsche: Ausgeplündert, zurückerstattet und entschädigt – Arisierung und Wiedergutmachung in Mannheim (=Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim – Institut für Stadtgeschichte), Ubstadt-Weiher 2013, S. 711f.

⁸⁶⁰ Einweihung der Synagoge in Mannheim. Veröffentlichung o.T. und o.J., Bestand der Jüdischen Gemeinde Mannheim. Email Rita Althausen vom 14.01.2021.

⁸⁶¹ Auskunft Rita Althausen, Vorstand Jüdische Gemeinde Mannheim, Email vom 14.01.2021 an die Verf.

⁸⁶² Marchivum, ZGS_Mappe, Sign. S 1/4224 (Lebensdaten 31.05.1892 – 01.10.1969 aus: NL Walter E. Senk) sowie „Übersichtskarte Firmengelände Johann Schreiber, Fabrikationsstr. 18-26, mit Standortzeichnung eines Neubaus, Febr. 1943, Planfertiger und Bauleiter Wilhelm Schlechte, Bauherr Johann Schreiber“. Vgl. Rhein-Neckar-Industriekultur e.V.: „Die Anlage umfasste auch die Verarbeitung von Lebensmitteln: Eine Kaffeerösterei [...], eine Sauerkrautfabrik (...) und eine Apfelweinkelterei.“ Rhein-Neckar-Industriekultur e.V., Version 29.06.2022, URL <https://www.rhein-neckar-industriekultur.de/objekte/lagerhaus-schreiber-mannheim-neckarau-fabrikstation> (Zugriff 29.06.2022).

⁸⁶³ Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Fritz Mayer in seiner Eröffnungsrede. Artikel „Einweihung der Synagoge“ o.T / o.J., Kopie von Rita Althausen. In einem digitalisierten Verzeichnis der Stadt Karlsruhe lässt sich zu dieser Zeit ein „Blank, Rud., Baulng.“ nachweisen, später dann „Blank, Rudolf, Architekt.“ URL: <https://digital.blb-karlsruhe.de/periodical/structure/421074> (Zugriff 29.01.2021). Im gleichen Artikel wird Fritz Mayer auch als „Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde“ bezeichnet, was auf einen ungeklärten Umgang mit der Begrifflichkeit hindeutet.

bedankt sich bei Schlechte für diese Unterstützung in Form eines Entlastungsschreibens, das Schlechte nach 1945 benötigte.

10.3 Baugeschichte

Die Frage nach der Architektenwahl scheint in Mannheim eindeutig: Das Verfahren gegen Schlechte hat gezeigt, dass die Bekanntschaft mit Fritz Mayer mindestens seit den 1940er-Jahren, wenn nicht länger, bestand [Abb. 292]. Dementsprechend wurde Schlechte mit der Bauaufgabe beauftragt. Nach Kriegsende, im Frühjahr 1946, lebten von ehemals über 6000 jüdischen Einwohnern nur noch etwas mehr als 200 in Mannheim, davon waren nur rund 60 ehemalige Mannheimer.⁸⁶⁴ Die erste Synagoge im ehemaligen jüdischen Kinderheim fungierte als Anlaufstelle. In Mannheim, der am stärksten zerstörten südwestdeutschen Stadt⁸⁶⁵, „ging es in der unmittelbaren Nachkriegszeit [...] in erster Linie um Materielles.“⁸⁶⁶ Und wie in anderen Städten war die Frage der sog. Wiedergutmachung und Finanzierung des Neubaus eine Auseinandersetzung mit den Zahlungen an die JRSO.⁸⁶⁷ Die zerstörte Synagoge wurde am Ende an die Jüdische Gemeinde Mannheim rückübertragen, die Ruine und Grundstück dann verkaufte.⁸⁶⁸ Weder Gemeinde noch Stadtarchiv verfügen über Unterlagen zur Bauplanung der Synagoge, im Zuge des Neubaus 1985–87 wurden die Unterlagen der alten Synagoge im Bauaufsichtsamt offensichtlich nicht an das Stadtarchiv übergeben.

Die Synagoge der Jüdischen Gemeinde Mannheim von 1957 gehörte zu einem kleinen Gemeindezentrum. An die Synagoge, ein rechteckiger, eingeschossiger Bau, der parallel zur Straße lag, schloss sich nordwestlich ein kleiner Anbau an [Abb. 296]. Beide lagen hinter einer kleinen Mauer mit niedrigem Zaun und Tor, von der Straße zurückgezogen hinter einer kleinen Rasenfläche. Das Richtfest der Synagoge war am 02.10.1956, die Weihe fand im Zuge des Festes *Lag baOmer*, am 19.05.1957, statt.

10.4 Baubeschreibung

Der Haupteingang zur Synagoge [Abb. 294] lag an der Maximilianstraße und konnte über eine niedrige Treppe mit vier Stufen erreicht werden. Der Eingangsbereich war über die gesamte Geschosshöhe verglast, die zweiflügelige Eingangstür war von zwei weiteren Fensterflächen flankiert, oberhalb der Türen war ein Davidstern auf der Fensterfläche erhaben angebracht. Die Offenheit des Eingangs kontrastierte mit der Geschlossenheit der Wandfläche, denn die straßenseitige Südfassade war bis auf ein Rundfenster am östlichen Ende fensterlos [Abb. 295]. Der

⁸⁶⁴ Fritsche, Christiane: Ausgeplündert, zurückerstattet und entschädigt. Arisierung und Wiedergutmachung in Mannheim (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, 39), Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Neustadt a.d.W. 2013, S. 566.

⁸⁶⁵ Zur Versorgung der Überlebenden der jüdischen Vorkriegsgemeinde und den neu ankommenden Displaced Persons: Lokale Hilfsmaßnahmen für die überlebenden Juden in Mannheim, in: Fritsche 2013, S. 566–582.

⁸⁶⁶ Ebda., S. 581.

⁸⁶⁷ Ebda.

⁸⁶⁸ Hahn 2007, S. 256.

Eingangsbereich, dem Stil der 1950er-Jahre entsprechend, war mit schwarzen Metallrahmen gefasst, die mit Gold profiliert waren, und auch die Fensterflächen hatte goldenen, vertikale Streifen. Seitlich wurde der Eingangsbereich von je einem herausragenden Mauervorsprung eingerahmt. Bei diesen Vorsprüngen handelte es sich um Verlängerungen von zwei flachen Mauern, die den Treppenaufgang eingrenzten. Auf den Mauerwangen befand sich je ein Wandleuchter. Auch die West- und Ostseite der Synagoge waren fensterlos; lediglich an der Südwand, von der Straße abgewandt und dem Rundfenster gegenüber, wurde der Synagogenraum durch Rechteckfenster erhellt.

Im Flur hinter dem Eingang befand sich ein rituelles Waschbecken an der Wand. Der Synagogeninnenraum wurde über den Vorraum betreten. An der Ostseite befand sich der Toraschrein, und der Almemor, der in den Raum hineinragte und mit einem kleinen Holzgitter zu den Bankreihen abgetrennt war, wurde von Bankreihen flankiert. Diese Bankreihen waren, ebenso wie die anderen, zur Ostwand gerichtet. Über dem Toraschrein, der mit einem Vorhang verdeckt war, waren steinerne Gesetzestafeln in der Wand eingelassen, seitlich von ihm waren zwei siebenarmige Leuchter angebracht. Das Rundfenster bestand aus Buntglas, das Fenster zur Hofseite war mit hellen Fensterrechtecken gefüllt. An der Decke waren schlichte Messinglampen angebracht.⁸⁶⁹ Der Synagogenraum hatte eine Raumgröße von 140m², zusätzlich gab es Büroräume und im Untergeschoss einen kleinen Versammlungssaal sowie Unterrichtsräume.

10.5 Einordnung

Der Gesamtbau war sowohl außen als auch innen auffallend schlicht und nüchtern⁸⁷⁰, lediglich der kleine Davidstern über dem Eingang ließ erkennen, dass es sich um den Bau einer jüdischen Gemeinde handelte. Beinahe fensterlos und ohne erkennbaren Gestaltungswillen wirken Synagoge und Gemeinderäume wie Zweckbauten. Zur gleichen Zeit wie in Mannheim wurde die Synagoge in Düsseldorf geplant, wo der Oberstadtdirektor 1955 den Wunsch ausdrückt, dass alle Baukörper „untereinander in ihrem Geiste verbunden wären.“⁸⁷¹ Es wird deutlich, dass die Bauaufgabe Synagoge noch nicht überall als eine besondere erkannt worden war. Zur Weihefeier erschienen sowohl der Oberbürgermeister Hans Reschke, als auch die Vertreter der Stadtratsfraktion, des Weiteren der Rektor der Wirtschaftshochschule, ebenso der Präsident des Oberrates der Israeliten Badens Otto Nachmann⁸⁷² und die Vorstände der Jüdischen Gemeinden Heidelberg und Karlsruhe.⁸⁷³

⁸⁶⁹ Später wurden die Leuchter durch runde Kristalleuchter ersetzt. Zwischen Wand und Decke wurde ebenfalls später ein umlaufendes Wandprofil unterhalb der Deckenhöhe, welches die Wand dekorativ strukturierte, eingezogen.

⁸⁷⁰ Später wurde zwischen Wand und Decke ein umlaufendes Wandprofil unterhalb der Deckenhöhe, welches die Wand dekorativ strukturierte, eingezogen.

⁸⁷¹ Schreiben des Oberbaurat Jensen an Gerhard Rehder vom 14.05.1955, in: Bauaufsichtsamt Düsseldorf (BAD), Hausakten betr. Zietenstraße Nr. 50, 1955–1960.

⁸⁷² Otto Nachmann war von 1945 bis 1961 Präsident der des Oberrates der Israeliten Badens, sein Sohn Werner folgte ihm 1961.

⁸⁷³ Einweihung der Synagoge in Mannheim. Veröffentlichung o.T. und o.J. Bestand der Jüdischen Gemeinde Mannheim. Email Rita Althausen vom 14.01.2021.

Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Mannheim, Herr Fritz Mayer, erwähnte in seiner Ansprache, daß er absichtlich nicht mehr auf die furchtbare Vergangenheit eingehe und nannte das Jahr 1945, das Jahr Null.⁸⁷⁴

So ist der Neubau der Jüdischen Gemeinde Mannheims – mit der Wahl des Architekten Wilhelm Schlechte – ein besonderes Beispiel für den Aufbauwillen Jüdischer Gemeinden in Deutschland nach der Schoah. Insbesondere abseits der Bauten, die mit großer planerischer Beteiligung seitens der Kommunen und des Landes errichtet wurden (Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe), fand der Aufbau jüdischen Lebens in Deutschland statt, der von den Gemeinden ausging. So kann die Wahl des Architekten mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit als Ausdruck des Wunsches verstanden werden, ungeachtet der Geschehnisse in der deutschen Gesellschaft wieder Fuß zu fassen.⁸⁷⁵ Und ebenso wie in Gelsenkirchen, wo ein Jahr später die Synagoge geweiht wurde, spricht der Bau in seiner äußeren Neutralität und Zurückgezogenheit deutlich von einer begleitenden Unsicherheit Jüdischer Gemeinden.

Die Mannheimer Synagoge entzog sich in ihrer Neutralität der Gestaltung der Aufforderung, Zeichen der „Stunde Null“ zu sein, sowie in der Akzeptanz des Architekten mit nationalsozialistischer Vergangenheit ihrer Funktion als Erinnerungsort. Weder wurde die Geschichte der Schoah angesprochen und thematisiert noch baulich zum Ausdruck gebracht. Sogar das Spezifische des Baus als jüdischem Gotteshaus wurde kaum kenntlich gemacht.

Durch ihren Abriss entstand ein doppelter Verlust. Die Besonderheit des Synagogenbaus als Ausdruck einer vorwärts gewandten Lebenseinstellung verliert sich, die Zeitzeugenschaft in Deutschland als sechstem Synagogenneubau nach der Schoah wurde übergangen. Die Synagoge von 1957 steht weder als kulturelles Gedächtnis oder Funktions- noch als Speichergedächtnis im Sinne Aleida Assmanns zur Verfügung.⁸⁷⁶

11 Gelsenkirchen (1958): *Versteckter Neuanfang*

Am 29. Juni 1958 wurde in Gelsenkirchen mit einer feierlichen Einweihungsfeier eine neue Synagoge geweiht. Während die Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen 1933 noch rund 1600 Mitglieder zählte⁸⁷⁷, waren es 1946 lediglich 69. Auch wenn einige sich rechtzeitig haben in Sicherheit bringen können, wurden die Menschen jüdischen Glaubens hier wie überall vernichtet, und jüdisches Leben schien in den ehemaligen Stadtgemeinden, die nach 1945 nur noch die Größen kleiner früherer Landgemeinden hatten, unmöglich. In Gelsenkirchen „lebte nun eine kleine, recht zusammengewürfelte jüdische Gemeinschaft, nur wenige von ihnen stammten

⁸⁷⁴ Ebda.

⁸⁷⁵ Radiobeitrag Rita Althausen vom 16.02.2021, URL: <https://www.swr.de/swr2/leben-und-gesellschaft/juedisches-leben-in-mannheim-rita-althausen-und-das-vermaechtnis-ihres-vaters-swr2-tandem-2021-02-15-100.html> (Zugriff am 01.10.2021).

⁸⁷⁶ Grellert 2007, S.23–27.

⁸⁷⁷ 1939: 720, vgl. Goch, Stefan: Verfolgung und Ermordung der Gelsenkirchener Juden, in Goch, Stefan/Nies, Stefan (Hg.): Selbstbehauptung nach dem Holocaust. Die Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen nach 1945 (Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte, 13), Essen 2021, S. 27–49, S. 47.

ursprünglich aus Gelsenkirchen und hatten einen Bezug zur Vorkriegsgemeinde.“⁸⁷⁸ Ein Mitglied aus alter und neuer Gemeinde war Kurt Neuwald, der gemeinsam mit Robert Jessel und Siegfried Joseph im Sommer 1945 das Jüdische Hilfskomitee in Gelsenkirchen gründete, das als erste Anlauf- und Hilfsstelle für Rückkehrer und Überlebende diente. Viele waren nur auf der Durchreise und nutzten den Aufenthalt in Gelsenkirchen als Durchgangsstation.⁸⁷⁹ Auch hierbei war das Jüdische Hilfskomitee behilflich. Aus diesem Hilfskomitee ging die Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen K.d.ö.R. hervor. Die Tatsache, dass kein genaues Gründungsdatum festgehalten ist⁸⁸⁰, spricht für das Provisorium dieser Zeit. Kurt Neuwald war seit 1956 Vorsitzender der Gemeinde.⁸⁸¹

Bereits 1946 bestanden Vorstellungen über den Wiederaufbau bzw. einen Neubau einer Synagoge:

Der Neubau der Synagoge war schon im Jahre 1946 geplant und zwar an derselben Stelle, wo die frühere Synagoge gestanden hatte. Zu unserem Bedauern konnte der Plan nicht verwirklicht werden.⁸⁸²

Statt eines Neubaus an alter Stelle konnte hingegen eine kleine Synagoge auf dem Grundstück eines Wohnhauses erbaut werden, in dem sich die Gemeindebüros befanden. Architekt war Conrad Hermann Quacken (1887–1963), der ebenfalls die Jüdische Trauerhalle auf dem Friedhof Gelsenkirchen-Ückendorf gestaltet hat [Abb. 316].⁸⁸³

Die Synagoge in Gelsenkirchen wurde als kleines Gemeindezentrum konzipiert, mit Schulraum und Versammlungsmöglichkeit sowie der Synagoge selbst, die mit ihren Maßen eher einem Betraum gleicht. Dennoch handelt es sich um einen neu konzipierten und errichteten Bau, der als Synagoge für eine Jüdische Gemeinde nach 1945 erbaut wurde. Die Kleinteiligkeit der Anlage sowie die Tatsache, dass der Bau gleichsam im Hinterhof eines Wohnhauses von 1911 steht, haben dafür gesorgt, dass der Bau in Gelsenkirchen in der breiteren Öffentlichkeit bislang nicht als Synagogenbau der Nachkriegszeit und im Kontext der allgemeinen Wiederaufbauarchitektur erfasst wurde.

Der Synagogenbau in Gelsenkirchen, einer Stadt, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Eingemeindungen zur Großstadt wurde, zeigt deutlicher als in den Städten, in denen der Synagogenbau durch die beteiligten Bundesländer als Finanz- und Auftraggeber unterstützt wurde, wie groß der architektonische Bruch zur Vorkriegszeit war. Weniger, weil dem Architekten

⁸⁷⁸ Nies, Stefan: Juden und Jüdinnen in Gelsenkirchen nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, in Goch/Nies 2021, S. 49–55, S. 51.

⁸⁷⁹ Nies 2021, S. 55.

⁸⁸⁰ Es konnte in den Unterlagen kein Gründungsdatum gefunden werden. Am 18.05.1953 wurden der Jüdischen Gemeinde die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts verliehen. Schreiben des Kultusministers des Landes Nordrhein-Westfalen an die Jüdische Kultusgemeinde Gelsenkirchen vom 24.06.1953, Archiv der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen (AJGG).

⁸⁸¹ Neuwald-Tasbach, Judith: Die Geschichte meines lieben Vaters Kurt Neuwald sel.A., in: J.E.W. Jüdisches Echo Westfalen, Magazin des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe K.D.Ö.R., 6 (2021), S. 53 u. 55.

⁸⁸² O.N. (Kurt Neuwald): Festrede zur Weihe 1959, in: AJGG.

⁸⁸³ „Betr. Neubau Friedhofshalle für die Jüdische Kultusgemeinde“ der Firma K. Steinberg, Hoch-, Tief-, Stahlbeton vom 12.11.1960. Bei der an Quacken adressierten Rechnung wurde der Empfänger verändert und handschriftlich die Adresse der Jüdischen Kultusgemeinde eingefügt. Auf derselben Rechnung befindet sich ein Stempel mit dem Aufdruck „Architekt BDA C.H. Quacken“, der die Richtigkeit mit Datum vom 14.11.1960 und der Unterschrift Quackens bestätigt, in: AJGG.

kein Entwurf gelungen wäre, der den Bedürfnissen und Ansprüchen der Gemeinde und eines jüdischen Gottesdienstes gerecht wurde, sondern vielmehr, weil hier eine Gemeinde wie zu Beginn des etablierten Synagogenbaus in Deutschland Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Platz erneut in einem Hinterhof suchen musste. Die Vorgänge der Finanzierungsmöglichkeiten, die zwischen neu gegründeten Gemeinden, den Rechtsnachfolgerinnen und -vertreterinnen der Vorkriegsgemeinden, den Kommunen, den Ländern und den Organisationen wie Jewish Trust Corporation (JTC) und Jewish Restitution Successor Organization (JRSO) stattfanden, sind hinsichtlich einzelner Gemeinden noch nicht ausreichend aufgearbeitet. Auch wenn die Gemeindegrößen der Nachkriegszeit gering waren, ist die Größe vieler Synagogen Ausdruck mangelnder Einsicht in historische Vorgänge. So kann sich beim Bau einer Synagoge wie in Gelsenkirchen gar nicht die Frage nach einer explizit jüdisch assoziierten Architektur stellen, geschweige denn, dass eine erkennbare Auseinandersetzung mit dem Typus Synagoge hätte stattfinden können. Die Synagoge ist heute ein Gedenkraum, der durch Führungen und Besuche öffentlich besucht werden kann, der angeschlossene Gemeinderaum steht als Tagungsraum zu Verfügung. Im Jahre 2007 wurde von den Architekten Benedikta Mishler und Reinhard Christfreund eine neue Synagoge gebaut, die den Nachkriegsbau ersetzt hat, nachdem dieser zu klein geworden war.

11.1 Conrad Hermann Quacken (1887–1963)

Conrad, oder auch Konrad, Hermann Quacken wurde am 03.06.1887 in Viersen geboren, er war katholisch getauft. Über ihn existieren lediglich die Auskünfte seiner Meldekartei: Verheiratet war er seit dem 01.02.1910 mit Luzia Formanns, die am 12.12.1885 in Aachen geboren wurde, wo die beiden auch heirateten. Sie hatten gemeinsam insgesamt sieben Kinder, geboren von 1908 bis 1926. Da die Kinder zunächst in Aachen, später in Mülheim und dann in Gelsenkirchen geboren wurden, kann angenommen werden, dass es sich hierbei um die Städte handelt, in denen die Familie gelebt hat. Sein Beruf wird mit „Bautechniker/Architekt“ angegeben.⁸⁸⁴ Belegt sind für Quacken der Neuaufbau auf den Grundmauern der Kirche St. Franziskus Xaverius in Dortmund-Barop 1948–50 sowie die Neugestaltung des Altarraumes von St. Joseph in Dortmund-Asseln 1960. Hier hat Quacken bereits mit Walter Klocke zusammengearbeitet, der auch die Glasfenster der Synagoge in Gelsenkirchen von 1958 angefertigt hat. Quacken hat den Synagogenanbau an das bestehende Gebäude in der Von-der-Recke-Straße 9 in Gelsenkirchen für die Jüdische Gemeinde ab 1955 geplant und von 1957–58 errichtet. Beinahe zeitgleich, von 1957–60, hat er die Kirche St. Barbara in Rotthausen-Gelsenkirchen gebaut. Quacken war in größerem Maß im Bereich der Sakralarchitektur tätig, wahrscheinlich bereits vor 1945, auch wenn seine Bauten nicht hinsichtlich seiner Verantwortlichkeit dokumentiert sind.⁸⁸⁵ Conrad Hermann Quacken ist am 03.01.1963 in Gelsenkirchen gestorben.

⁸⁸⁴ Auskunft Institut für Stadtgeschichte Gelsenkirchen: Meldekarte Conrad Quacken, vom 24.06.2021.

⁸⁸⁵ Vgl. Die Heimat Rundschau, 15. 04. 1958, S. 7: Quacken, ein „Fachmann auf dem Gebiet des Kirchenbaues [...]“

11.2 Baugeschichte und Baubeschreibung

Architekt Peter Labonté hat 1911 ein Wohnhaus in der Von-der-Recke-Straße 9 in Gelsenkirchen geplant und gebaut [Abb. 299], das ab 1921 im Besitz von A. Hirsch war.⁸⁸⁶

1956 kommt die Synagogengemeinde Gelsenkirchens durch Tausch des ehemaligen Synagogenplatzes in den Besitz des Gebäudes in der Von-der-Recke-Straße⁸⁸⁷, ein Grundstück von 30m² konnte vom Nachbargrundstück von der Stadt angekauft werden – mit der Auflage, innerhalb eines Jahres mit dem Bau eines Betsaals zu beginnen und diesen innerhalb von zwei Jahren fertigzustellen.⁸⁸⁸ Nachdem die Parzelle am 01.09.1956 in den Besitz der Gemeinde übergeben wurde und diese mit den vertraglich festgelegten Abbrucharbeiten begonnen hat, ist sie von Mietern des Hauses Von-der-Recke-Straße 11 verklagt worden. Man einigte sich mit einer Vereinbarung, dass die Jüdische Gemeinde ihre Rechte als Eigentümerin wahrnehmen kann, aber die Vorbesitzer entschädigen müsse. Nach skizzenhaften Zeichnungen, die aus dem Jahr 1955 stammen, wurden erste Baupläne vom Mai 1956 bereits im Juli vorgelegt, dem Bauantrag wird ebenfalls im Juli zugestimmt. Die Synagoge wurde auf der freien Grundstückfläche an das bestehende Wohnhaus angebaut [Abb. 304], die Flächen des Erdgeschosses und der Synagoge wurden miteinander verbunden. Das dreigeschossige Wohnhaus mit ausgebautem Dachgeschoss steht mit seiner Firstrichtung quer zum Straßenverlauf, die Fassade ist mit einem Risalit gegliedert, der einen geschwungenen Giebel und somit eine repräsentative Schaufassade besitzt [Abb. 299, 300]. Im Erdgeschoss mit schwarzen Klinkern, in den oberen Stockwerken mit roten Klinkern gebaut, haben die Fenster im ersten und zweiten Stockwerk jeweils unterschiedlich gestaltete Stürze aus Stein, zwischen den Etagen befinden sich Schmucksteine aus demselben Material, die entweder Pflanzenornamente oder Gesichter aufweisen. Über dem zweiten Stock befindet sich ein Wappenfeld, in dem das Jahr der Erbauung steht. Im Giebel, unter den obersten Fenstern, sind die Schmucksteine, die im ursprünglichen Bauplan mit vegetabilen Mustern gezeichnet sind, flach und ohne Relief. In den mittleren Stein ist ein Davidstern eingraviert, sodass von einer nachträglichen Veränderung der obersten Steine ausgegangen werden kann, da die Planzeichnung hier ebenfalls Schmucksteine aufweist [Abb. 299, 302]. Ebenso ist von den – im Plan eingezeichneten – zwei Eingängen nur noch einer vorhanden, der von hellen Steinen gerahmt ist. Im Türsturz steht, gemeißelt und mit Gold ausgefüllt, „Jüdische Kultusgemeinde“ [Abb. 301]. Diese zwei Hinweise zeigen an, dass es sich um ein Gebäude handelt, das von der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen genutzt wird; dass sich in diesem Haus eine sakrale Nutzung verbirgt, ist für die Öffentlichkeit nicht erkenntlich. Diese Anlage in dieser Form zu bauen, bedeutete einen besonderen Schwierigkeitsgrad bei der Umsetzung der Planungen, „da die

⁸⁸⁶ Akte 63 V, Bauordnungsamt Gelsenkirchen, Synagogenbau Von-der-Recke-Straße 9, Gelsenkirchen.

⁸⁸⁷ Vgl. Schreiben an den Kultusminister von NRW vom 11.07.1956, in: AJGG. Vorbesitzer war Leslie Peter Hilton, vormals Hirsch, Chicago, USA, notarieller (Kauf-)Vertrag von 11.01.1955, in: AJGG.

⁸⁸⁸ Vertragsentwurf Kaufvertrag zwischen der Stadt Gelsenkirchen und der Jüdischen Kultusgemeinde Gelsenkirchen und Schreiben des Oberstadtdirektors vom 12.06.1956, in: AJGG.

ganzen Materialien, wie auch der gesamte Bauverkehr durch den schmalen Eingangsflur⁸⁸⁹ zur Baustelle gebracht werden mussten.⁸⁹⁰

Der Hauseingang führt in den Flur und in das Treppenhaus des Gebäudes, im Erdgeschoss befanden sich die Büros der Gemeinde, ein Ausgang führt in den Hof und zur Synagoge. Hier befindet sich ein überdachter kurzer, mit Natursteinplatten (Marmor) belegter Gang zur Synagoge [Abb. 307]. Die Synagoge liegt am Ende des Grundstücks parallel zum Wohnhaus [Abb. 305]. Die Eingangstür zur Synagoge ist von schwarzem Naturstein gefasst, die seitliche Mauerwand ist mit blauen, hellblauen und weißen Mosaiksteinen gefliest. Die Tür selbst hat im Mittelfeld ein Bleiglasfenster mit eingelassenem Davidstern und führt in einen kleinen Vorraum. Dieser Vorraum, mit dem gleichen Naturstein am Boden wie der Zuweg und rund 50 cm hoch mit Naturstein verkleidet, hat ein rituelles Handwaschbecken [Abb. 308]. Das Waschbecken steht in einer mit Steinplatten verkleideten und umrahmten Nische mit halbrundem Abschluss und besteht ebenfalls aus Naturstein. Vom Vorraum betritt man die Synagoge. Aufgrund der vorgegebenen Lage ist der Synagogenraum nicht ganz geostet, sondern liegt nordöstlich. Der rituellen Ostung entsprechend befinden sich an dieser Seite Toraschrein und Almemor [Abb. 309]. Die Südwand des Raumes ist durchfenstert, oberhalb von Toraschrein und Almemor befindet sich ein rundes Oberlicht mit Bleiglas, in dem sich das Motiv eines Davidsterns befindet [Abb. 310]. Von außen wird das Oberlicht mit einem kleinen runden Spitzdach auf niedrigem Tambour gedeckt [Abb. 305]. Durch die Verkleidung mit dem Rundfenster im Innenraum ist die Kuppel verdeckt und eine Erweiterung oder Erhöhung des Raumes nicht wirksam.

Der Chorraum an der Ostseite wurde über die Grundstücksgrenze des Hauses gebaut und betrifft den Bereich, den die Gemeinde vom Grundstücke Von-der-Recke-Straße 11 hinzugekauft hat [Abb. 303]. Der Synagogenraum verläuft, sich nach Nordost verjüngend, leicht trapezförmig [Abb. 305]. Ein erster Plan sah vor, dass beide Seitenwände sich nach Westen verbreitern, wobei der Verlauf der Nordwand im geplanten sowie im ausgeführten Entwurf der Grundstücksgrenze folgt, die von West nach Ost schräg verläuft. Der Architekt Quacken hat diesen Grenzverlauf aufgegriffen. Der Vorplan von 1955 zeigt, dass Quacken eine reine Trapezform geplant und den Eingang mit Vorraum für die Ostseite vorgesehen hatte [Abb. 306]. Hingegen zeigt der Plan vom Mai 1956 eine Begradigung der Südwand und die Verlagerung des Eingangs an die Westseite. Auf diese Weise konnte Platz für einen Gemeinderaum gewonnen werden, der in der Verlängerung des Wohnhauses liegt. Die Decke des Synagogenraums steigt leicht von West nach Ost an [Abb. 305], sodass sich außen, oberhalb von Almemor und Toraschrein, die höchste Deckenhöhe befindet. Im Raum liegen Toraschrein und Almemor ebenfalls erhöht: Der Almemor ragt, um eine Stufe erhöht, leicht in den Raum und steht vor einem Podest [Abb. 311] Von diesem Podest gelangt man über zwei weitere Stufen, die halbrund in den Raum schwingen, zum Toraschrein. Der gesamte Synagogenraum ist holzgetäfelt, im Bereich der Sitzbänke für 90 Personen nimmt die dunkle Vertäfelung mehr als Dreiviertel der Wandfläche ein. Im Ostbereich sind an drei Seiten die Wände mit hellerem Holz eingefasst [Abb. 311]. Im Architektenplan von

⁸⁸⁹ Kostenüberschlag C.Herm. Quacken an die Jüdische Kultusgemeinde vom 07.07.1956, in: AJGG.

⁸⁹⁰ Ebd.: „Die Durchfahrt des Nachbarhauses (von der Reckestrasse 7), wird nur bei Katastrophengefahr freigegeben.“

1956 hat Quacken den Verlauf der Wände gerundet eingezeichnet, sodass ein geschwungener Wandverlauf erreicht worden wäre [Abb. 305]. Lediglich die Fläche des Toraschreins, der leicht aus der Wand herausragt, besteht aus dunklem Holz, der Schrein wird mittig von einem Vorhang verschlossen [Abb. 309]. Der Boden des Raumes ist mit Parkett belegt, der erhöhte Bereich von Leseputz und Schrein ist mit Stein belegt. Der Bereich des Leseputzes ist zu den Sitzbänken hin mit Holz abgegrenzt. Quacken nutzt das Material Holz sowohl, um die Wände unterschiedlich zu gestalten und den Ostbereich zu betonen, als auch, um alle Elemente des Raumes miteinander zu verbinden. Die Sitzbänke, die ohne erkennbare Abtrennung eines Frauenbereichs sind, wurden von Quacken entworfen⁸⁹¹ [Abb. 313], zu Wand- und Deckenleuchter gibt es noch eine Entwurfsskizze von Hans Möllers.⁸⁹² Neben dem Entwurfsplan von 1955 hatte Quacken noch geplant, die Fenster der Südseite, ebenfalls nach Osten leicht ansteigend, zu vergrößern [Abb. 305]. Stattdessen sind es jetzt sieben gleich große Fenster, die lediglich durch einen verbindenden Fensterrahmen getrennt sind.

Die Fenstergestaltung des Synagogenraums wurde als gemeinsame Entwurfsarbeit von Walter Klocke (1887–1965) in Zusammenarbeit mit „Gerstel Münster“ gestaltet [Abb. 312, 314]. Hierbei handelte es sich um den Kantor Wolf Gerstel der Jüdischen Gemeinde in Münster⁸⁹³, der in den 1950er-Jahren in Münster tätig war und auf den die bildliche Umsetzung jüdischer Symbolik zurückzuführen ist. Ausgeführt wurden die Arbeiten von der Glasfensterfirma für Sakralbau Otto Peters aus Paderborn. Insgesamt handelt es sich um sieben Fenster an der Südseite des Sakralraumes sowie das große Rundfenster unterhalb der kleinen Kuppel oberhalb des Ostbereichs. Thematisch wurden die Fenster „mit Symbolen aus dem festlichen Jahreskreis“ gestaltet.⁸⁹⁴

Klocke, der rund 70 Kirchen mit Glasfenstern⁸⁹⁵ und weitere mit Mosaiken ausgestattet hat, stellte auf den sieben Fenstern jüdische Symbolik dar. Auf dem ersten Fenster sieht man einen Becher, einen stilisierten Granatapfel, ein Buch und vier Leuchter, auf dem zweiten halten zwei Löwen die Gesetzestafeln, auf dem dritten sieht man unter anderem das Ewige Licht *Ner Tamid*, Hände, die einander reichen, und eine Taube, auf dem vierten Fenster einen stilisierten Leuchter mit neun Kerzen und einem Krug, ein *Etrog* als Verweis auf das Laubhüttenfest mit Blättern sowie einen Palmenstab auf dem fünften Fenster, auf dem sechsten eine Torarolle und eine stilisierte Krone. Bei diesem Fenster ist auch ein Faden aufgemalt, der den Beginn des Schabbats anzeigt, sobald ein „grauer Wollfaden nicht mehr von einem blauen unterschieden werden kann.“ Zu sehen ist jedoch auch eine Purim-Rassel. Das siebte Fenster zeigt zwei Schabbatbrote, halb von einem Tuch bedeckt, zwei Leuchter sowie ein (Wein-)Glas. Alle Fenster sind aus hellen, ocker- und beige-farbigem sowie grauen oder bläulichen Farbfeldern zusammengesetzt und treffen sich mit dieser Farbgebung mit vielen zeitgleich gestalteten Kirchenglasfenstern Klockes. Klocke knüpft bei der Ausgestaltung der Synagoge mit jüdischen Abbildungen auch des täglichen Lebens an

⁸⁹¹ Entwurfspläne 14/5/58, in: AJGG.

⁸⁹² Ebda.

⁸⁹³ Spieker, Brigitte/Spieker, Rolf-Jürgen: Walter Klocke – ein Gelsenkirchener Glasmaler und Mosaikkünstler. Gelsenkirchen-Buer 2017, S. 32.

⁸⁹⁴ Die Heimat Rundschau, 15.4.1958, S. 7.

⁸⁹⁵ Forschungsstelle Glasmalerei des 20. Jahrhunderts e.V.: <http://www.glasmalerei-ev.net/pages/k9301.shtml> (Zugriff am 27.07.2021). Die Synagoge ist nicht mit in das Verzeichnis aufgenommen worden.

die Programmatik der Essener Synagoge von 1913 an, wo jüdische Feiertage als Symbole in das Bildprogramm der Innenausstattung integriert wurden, was wiederum zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Neuerung in der Bildprogrammatik von Synagogen aufgenommen wurde.⁸⁹⁶ Eine vergleichbare Darstellung ritueller Gegenstände auf Glasfenstern findet sich in dieser Form bis 1971 ausschließlich in Gelsenkirchen.

Das Rundfenster über dem Chorraum erinnert an die ebenfalls zeitgleich gestalteten Rundfenster in St. Joseph in Gelsenkirchen-Schalke, diese haben jedoch statt des im Synagogenraum eingelegten Davidsterns eine eingelegte A-Form [Abb. 310, 315].

Quacken hat seinen Entwurf hinsichtlich des Trapezes als Grundriss abgeändert, es gibt aber auch skizzierte Wanddurchbrüche zum angrenzenden Wohnhaus Nr. 11, sodass die zur Verfügung stehende Fläche um die Tiefe erweitert worden wäre, die der Synagogenraum in das Nachbargrundstück hineinragt. Im Hofraum des Hauses Nr. 11 befindet sich die Außenwand des Synagogenraums, auf Quackens Plan ist diese Außenwand mit drei Türen oder Fenstern, zumindest zeichnerisch vorgesehen, gestaltet.

11.3 Einordnung

Der Neubau der Synagoge wurde am 29.06.1958 in Anwesenheit von Kultusminister Paul Luchtenberg, Regierungspräsident Bernhard Reismann und Oberbürgermeister Robert Geritzmann eingeweiht. Den Gottesdienst hat Landesrabbiner Paul Holzer gehalten. Kurt Neuwald wurde in Anerkennung seiner Verdienste um den Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde im Auftrage des Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz verliehen.⁸⁹⁷

Die Synagoge, von Conrad H. Quacken erbaut und im Jahre 1958 eingeweiht, war eine kleine Synagoge im Hinterhof. Quacken nannte sie in einem Schreiben an die Gemeinde ein „Kleinod“⁸⁹⁸. Die Heimat Rundschau schreibt kurz vor Einweihung:

Die Verhandlungen mit der Stadt Gelsenkirchen verliefen dahin, daß die jüdische Gemeinde, die an sich gerne einen Synagogenneubau errichtet hätte, aus Gründen der zentralen Lage ein Haus an der Von-der-Recke-Straße erwarb.⁸⁹⁹

Ebenso sprach Kurt Neuwald in seiner Ansprache zur Weihe davon, dass die Gemeinde gerne einen Neubau am Platz der alten Synagoge gehabt hätte⁹⁰⁰ – ein Vorhaben, zu dem sich keine genaueren Ansatzpunkte finden lassen. In einem Schreiben des Regierungspräsidenten vom 09.11.1957 wird Bezug genommen auf den „Wiederaufbau der Synagoge“.⁹⁰¹ Hier handelte es sich um ein Schreiben im Rahmen eines bereits laufenden Bauverfahrens, in dem für die weitere Bereitstellung von Finanzmitteln (es handelte sich um die Bewilligung von weiteren 15.000,00

⁸⁹⁶ Klotz 2001, S. 51.

⁸⁹⁷ Jahres-Chronik für das Jahr 1958, Stadt Gelsenkirchen, bearb. durch Wilhelm Niemöller, in: Stadtarchiv Gelsenkirchen (0/IV,1,44), Gelsenkirchen 1958, S. 202.

⁸⁹⁸ Anschreiben C. Herm. Quacken an die Jüdische Kultusgemeinde vom 7.11.1960, in: AJGG.

⁸⁹⁹ Ebda.

⁹⁰⁰ O.N. (Kurt Neuwald): Festrede zur Weihe 1959, in: AJGG.

⁹⁰¹ Schreiben des Regierungspräsidenten i.V. an die Jüd. Kultusgemeinde z.Hd. Herrn Kurt Neuwald, in: AJGG.

DM) ein Kostenvoranschlag, eine Begründung des Architekten und Baupläne eingereicht werden sollten. In Gelsenkirchen musste, ebenso wie in anderen Jüdischen Gemeinden, um die Grundstückszuweisungen, die Geldbeträge, die Baumöglichkeiten gerungen werden. Die Tatsache, dass in einem Schreiben i.A. des Regierungspräsidenten am 09.11.1957(!) lapidar vom Wiederaufbau der, und nicht einer, Synagoge gesprochen wird, zeigt, dass trotz vieler guter Unterstützungsmöglichkeiten, die es gab, der Bau einer Synagoge ein aufwendiges Vorhaben und Verfahren war, das die Mitglieder der Jüdischen Gemeinden auf sich nahmen. Ein Schreiben vom 29.09.1959, wiederum im Auftrag des Regierungspräsidenten, mahnt den Nachweis über die „Verwendung sämtlicher [...] gewährter Landesmittel. [...] Sollten Sie wider Erwarten auch heute noch nicht dazu in der Lage sein, bitte ich um Bekanntgabe der hierfür maßgeblichen Gründe.“⁹⁰² Die Frage nach der Möglichkeit, in Deutschland jüdisches Leben wiederaufzubauen, und den Beweggründen, warum jüdische Deutsche und die als Displaced Persons bezeichneten Menschen trotz allem in Deutschland blieben, kann kaum verallgemeinernd beantwortet werden. Die Summe der vielzähligen Einzelentscheidungen führte zum Wiedergründen der Jüdischen Gemeinden, Kurt Neuwald gibt einen Einblick in die Beweggründe:

Die wenigen Überlebenden standen vor dem Nichts. [...] Aber gleich mit der Einatmung der ersten freien Luft, meldete sich bei ihnen das Verlangen, in die jüdische Gemeinschaft eingegliedert zu werden. Auch auf geistigem und kulturellem Gebiet sehnten sie sich nach alledem, was sie in den Jahren des Schreckens entbehren mußten. Sie sehnten sich nach einem jüdischen Familienleben, nach einer jüdischen Gemeinde, nach einem jüdischen Gotteshaus.⁹⁰³

Die Gelsenkirchener Synagoge ist prototypisch für die Bauten, die keine Repräsentanz im Stadtraum entfalten konnten, da sie nicht als Wiedergutmachungsleistung der Stadt, des Landes errichtet wurden. Die Tatsache, dass es – bezogen auf die gesamtdeutsche Positionierung – unweit Gelsenkirchens weitere Synagogenbauten gab, so in Recklinghausen (1955), in Hagen (1960), in Essen (1959), in Düsseldorf (1958) und in Dortmund (1956), und man beinahe von einer Konzentration sprechen kann, zeigt den Wunsch nach einer Normalität des Lebens, der von den Gemeinden und ihren Mitgliedern ausging. Eine Synagoge, wenn auch sehr klein und letztlich unpassend für die Bedeutsamkeit der Einrichtung, war notwendiger Bestandteil eines gelingenden Lebens in Deutschland und der Etablierung als Gemeinschaft.

Quacken plante die Bauaufgabe zunächst ähnlich wie drei Jahre zuvor Karl Gerle in Aachen, wo die umschließenden Wände im Ostbereich um Toraschrein und Almemor gerundet waren. In geringerem Maße plante Quacken dies für Gelsenkirchen, auch wenn er letzten Endes die Ecken konservativ gestaltete. Er wählte für den Bau der Synagoge Mittel zur Betonung der Ostseite durch Lichtführung und Wandführung. Er betonte den Ostbereich mit der helleren Holzfarbe und stattete im Ganzen den Raum durch die Holzvertäfelung mit der Gediegenheit kommunaler Repräsentationsräumen aus. Hierin stimmte er erstaunlicherweise mit sehr vielen Synagogenbauten dieser Zeit überein: So verwendete Guttman Holzvertäfelung in seiner Wochentagsynagoge in Düsseldorf und später in Hannover und Osnabrück, Gerle in

⁹⁰² Schreiben i.a. des Regierungspräsidenten an die Jüdische Kultusgemeinde vom 29.09.1959, in: AJGG.

⁹⁰³ Kurt Neuwald: Festrede 25 Jahre Landesverband Dortmund am 13.01.1971, in: AJGG.

Recklinghausen und Paderborn und schließlich, in überwältigendem Maße, bei Backhaus und Brosinsky 1971 in Karlsruhe. Auch wenn die Wandverkleidung mit Holz zeittypisch für die 1950er- und 1960er-Jahre waren, sind sie im christlichen Kirchenbau eher weniger vertreten. Die von Hans Möllers entworfenen Deckenleuchter, die in zwei Reihen sechs nachgebildete Kerzen haben, die über eine Schnur einzeln an- und ausgemacht werden konnten – an dieser Schnur hängt jeweils ein kleiner Davidstern –, schaffen die Atmosphäre alter Vorkriegssynagogen. Die Gelsenkirchener Synagoge Quackens, ergänzt um die Glasfenster Klockes, bot einer kleinen Jüdischen Gemeinde die Möglichkeit der gemeinsamen Religionsausübung, die Hochwertigkeit der gewählten Materialien war der Bedeutung angemessen, und auch wenn die Raumlösung konventionell war, ist es dem Kirchenarchitekten Quacken gelungen, einen Synagogenraum fern von Kirchenassoziation zu bauen.

12 Recklinghausen, Aachen, Minden, Hagen, Paderborn, Bremen (1955–1961):

Ein nicht-jüdischer Architekt baut Synagogen

Karl Gerle (1903–1962) [Abb. 318] gehörte, wie Hermann Zvi Guttmann und Helmut Goldschmidt, zu den Architekten, die in der Nachkriegszeit eine Reihe von Synagogen haben errichten können. Gerle konnte innerhalb von nur sechs Jahren eine in Relation zum Gesamtbestand große Baugruppe errichten. Dazu gehören die Betsäle in Aachen (1957) und Mülheim a.d.R. (1960), der Synagogenanbau in Recklinghausen (1955), die Synagogen in Minden (1958), Paderborn (1959) und Hagen (1959) sowie in Bremen (1961). Die Bremer Synagoge war Gerles letzte und größte, er verstarb 1962 im Alter von nur 58 Jahren. Gerle war, wie der Großteil der deutschen Synagogenarchitekten dieser Zeit, nicht-jüdisch. Sein Lebenslauf ist bislang unveröffentlicht.

Sein erster Bau war der Anbau einer Synagoge an das 1930 erbaute jüdische Jugendheim in Recklinghausen, das im Krieg größtenteils unversehrt geblieben war. Dieser Bau wurde bislang als Umbau aufgeführt, was für eine geringere Aufmerksamkeit gesorgt haben mag, sodass Recklinghausen in der Listung von Synagogenneubauten bislang kaum abgebildet wurde.⁹⁰⁴ Für Gerle, der zu diesem Zeitpunkt in Recklinghausen sein Büro und seinen Lebensmittelpunkt hatte, war der Bau der Auftakt zur Erlangung des Rufs als Fachmann für Synagogenbauten.

In Aachen [Abb. 130] und Mülheim [Abb. 319] – hier wurde der Synagogenbau an das Wohnhaus des Vorsitzenden der Gemeinde, Salomon Lifsches, in der Kampstraße angebaut – war Gerle aufgrund der bereits vorhandenen Bausubstanz in der Entfaltung eigener Architekturvorstellungen eingeschränkt. Die Bauten in Recklinghausen, Minden, Paderborn, Hagen und Bremen sind als synagogale Ensemble frei stehend errichtet worden.

Gerle hat im Rahmen eines Interviews zur Weihe der Synagoge in Bremen angegeben, dass über einen weiteren Neubau verhandelt werde. Um welche Gemeinde es sich zu diesem

⁹⁰⁴ Vgl. Rees-Dessauer 2019, S. 224.

Zeitpunkt (September 1960) handelte, wurde nicht erwähnt: „In welcher Stadt jetzt gebaut wird, ist noch ungewiß. Der Recklinghäuser Architekt sagt nur zuversichtlich: ‚Es wird verhandelt‘“.⁹⁰⁵ In dieser Phase war Gerle ebenfalls im Gespräch für die Fortsetzung der von Adolf Falke begonnenen Planung in Hannover, denn Falke war während der ersten Bauphase plötzlich verstorben. Es waren bereits im Vorfeld Pläne von Gerle eingereicht worden, von denen in den Sitzungsprotokollen der Jüdischen Gemeinde Hannover die Rede ist. Die Entwürfe hierzu sind nicht mehr vorhanden.⁹⁰⁶ 1960 war der Hannoveraner Bau jedoch bereits an Guttman vergeben worden, die Grundsteinlegung in Hannover fand am 09. November 1960 statt. Ebenfalls 1960 haben bereits die Planungen für die erst 1969 eingeweihte Synagoge in Osnabrück begonnen⁹⁰⁷, Pläne Gerles hierzu existieren jedoch nicht. Zu den weiteren Synagogen, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht gebaut waren, zählen die Synagogen in Kassel (1965), Wiesbaden (1966), Würzburg (1970) und Karlsruhe (1971). Aus Sicht der Planungsphasen kann davon ausgegangen werden, dass Gerle in die Verhandlungen um den Bau der Synagoge in Osnabrück eingebunden war.

Die Synagoge in Mülheim a.d. Ruhr war ein Anbau an ein bestehendes Wohnhaus. Hierin ähnelt sich der Vorgang dem Synagogenbau in Gelsenkirchen, wo ebenfalls die Synagoge an ein bestehendes Gebäude angebaut wurde und somit in einem nicht einsehbaren Hinterhof gelegen war. Dies wird ein Grund dafür sein, weshalb auch dieser Bau bislang kaum wahrgenommen wurde. Das Wohnhaus in der Kampfstraße 7 in Mülheim war, bis zum Neubau der Synagoge in Duisburg von Zvi Hecker im Jahr 1999, die Synagoge des Gemeindezusammenschlusses Mülheim-Duisberg-Oberhausen.

12.1 Karl Gerle (1903–1962)

Karl Gerle wurde am 13.03.1903 in Buldern, Kreis Coesfeld, als dritter Sohn von Maria, geb. Püttmann, und Bernhard Gerle geboren. Der Vater besaß in Buldern als Klempner- und Brunnenbaumeister einen kleinen Betrieb. Nach dem Besuch der Volksschule wurde Karl Gerle von seinen Eltern zur Schule der Pallottiner in Vallendar im Rhl. geschickt, wo er im Alter von dreizehn Jahren die „humanistischen Wissenschaften“ mit „sehr viel Interesse und Erfolg“ erlernen konnte.⁹⁰⁸ Nach dem Abitur, wahrscheinlich 1923⁹⁰⁹, absolvierte er, da er aus wirtschaftlichen Gründen kein Architekturstudium beginnen konnte, zunächst eine Maurerausbildung. Anschließend besuchte er auf sich „allein gestellt“⁹¹⁰ die Technische Staatslehranstalt in Münster, die Technische Hochschule in München und die Technische Staatslehranstalt in Stettin. Karl Gerle war zunächst ohne Abschlussprüfung berufstätig, denn diese legte er erst im Jahre 1940 in Stettin ab. Gerle arbeitete zu Beginn seiner Berufstätigkeit als technischer Zeichner bei den Heeresbauämtern in Hamm und Dortmund sowie in einem

⁹⁰⁵ Gerle, Karl: Interview zur Einweihung der Bremer Synagoge, in: O.T., Stadt Recklinghausen, 222 (22.09.1960).

⁹⁰⁶ Quast 2001, S. 398.

⁹⁰⁷ Klei 2018, S. 271.

⁹⁰⁸ Handschriftlicher Lebenslauf vom 19.02.1950 von Karl Gerle im Besitz von Arnim Gerle.

⁹⁰⁹ Karl Gerle führt in seinem Lebenslauf keine Jahreszahlen auf, sondern benennt den Eintritt auf die weiterführende Schule in Vallendar mit „nach dem zwölften Lebensjahr“, beschreibt den Schulbesuch dort mit „sieben Jahren“. Lebenslauf Gerle 1950, S. 1

⁹¹⁰ Ebd., S. 2.

Architekturbüro in Münster und später bei der Bayerischen Heimstätte und Gemeinnützigen Wohnungsfürsorge.

1938 zog er von München nach Berlin und war hier „ein Jahr als freischaffender Architekt bei Herrn Reg.-Baumeister Edgar Wedepohl tätig.“⁹¹¹ Edgar Wedepohl (1894–1983) war zu diesem Zeitpunkt freier Architekt und lehrte nach dem Zweiten Weltkrieg von 1950 bis 1961 an der Hochschule für Bildende Kunst in Berlin. 1939 wechselte Karl Gerle seinen Wohn- und Arbeitsort und übernahm bei der Pommerschen Motorenbau GmbH „die Oberbauleitung“⁹¹², unweit von Stettin, wo er zuvor die Technische Staatslehranstalt besucht hatte. Das Werk der Motorenbau GmbH in Arnimswalde wurde zu dieser Zeit von Godber Nissen (1906–1997) aufgebaut. Nissens Büro wurde „1940 [...] dem Baustab von Albert Speer unterstellt und zwei Jahre später in die Organisation Todt eingegliedert [...]“⁹¹³ Die Arbeit der Architekten wurde somit als kriegswichtig eingestuft und „Nissen wie seine Mitarbeiter [wurden] dadurch vom Kriegsdienst“⁹¹⁴ verschont. Nissen galt nach dem Krieg als politisch unbelastet, obwohl auch bei den Pommerschen Motorenwerken Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, ebenso wie bei den Hydrierwerken Pölitz, wo Gerle von 1943 bis zur Zerstörung der Fabrik kurz vor Kriegsende als Bauabschnittsleiter tätig war.⁹¹⁵ Als besonderes Kriegsziel war die Fabrik Bombardierungen ausgesetzt, nach Zerstörung der Fabrik und mit dem Näherrücken der sowjetischen Armee wurde Karl Gerle noch zur Wehrmacht einberufen. Gerle war „in den letzten Kriegsmonaten [...] in Südfrankreich als Soldat stationiert [...]. In den Nachkriegsjahren fanden [...] gegenseitige Besuche“⁹¹⁶ mit der französischen Familie statt, bei der er untergebracht war.

1942 hat Gerle Magdalena Schumacher aus Stettin-Altendamm geheiratet, die er nach Kriegsende 1945 in Rostock wiederfinden konnte; der gemeinsame Sohn wurde auf der Flucht geboren. Da die Familie nicht nach Stettin zurückkehren konnte, wollte sie Ende 1945 in Gerles Heimatregion Westfalen gehen, konnte die Strecke wegen des Sohnes jedoch nicht bewältigen und blieb zunächst in Berlin. Hier übernahm Gerle die Leitung der Entwurfsabteilung im Hochbauamt. Im Februar 1947 zog die Familie weiter nach Recklinghausen, wo Gerle als freischaffender Architekt tätig wurde. Gerles Haupttätigkeitsfelder waren der Wohnungsbau⁹¹⁷ und der Bau von Ein- und Mehrfamilienhäusern. 1953 begann Gerle mit dem Bau der ersten Synagoge in Recklinghausen, es folgten der Umbau in Aachen ab 1955 und die Synagogen in Minden, Paderborn, Hagen und Bremen sowie der Betsaal in Mülheim/Ruhr. Ein weiterer Bau war geplant. 1962 wurden seine Synagogen mit Fotos und Entwürfen in der Ausstellung im jüdischen Nationalmuseum Bezalel in Jerusalem ausgestellt.⁹¹⁸ Zeitweilig konnte Gerle zwei Büros unterhalten, eins in der Springstraße in Recklinghausen und später ein weiteres in Haltern

⁹¹¹ Ebda.

⁹¹² Ebda. S. 2 und 3.

⁹¹³ Lubitz, Jan: Architekten-Portrait: Godber Nissen (1906–1997), URL: https://architekten-portrait.de/godber_nissen/index.html (Zugriff 21.06.2021).

⁹¹⁴ Ebda.

⁹¹⁵ Jack (Jaques) Matzners aus Wiesbaden: David P. Boder Interviews Jaques Matzner, September 26, 1946, Wiesbaden, Germany Voices of the Holocaust, URL: <https://voices.library.iit.edu/interview/matznerJ>, vor allem ab Minute 00:51:59, (Zugriff 19.07.2021).

⁹¹⁶ Armin Gerle, Email vom 20.06.2021.

⁹¹⁷ „Er baut etwas 250 Wohnungen pro Jahr.“ Westfälische Rundschau, Nr. 222, 22.09.1960.

⁹¹⁸ Vestische Neueste Zeitung, Nr. 223, 22.09.1960, Westfälische Rundschau, Nr. 222, 22.09.1960 sowie Recklinghausen und das Vest, Nr. 222, 22.09.1960.

am See. Karl Gerle ist am 25.01.1962 in Recklinghausen im Alter von nur 58 Jahren verstorben, eine ausführliche Bearbeitung seiner Arbeiten steht bislang aus.

12.2 Recklinghausen (1955)

Gerles Beschäftigung mit dem Synagogenbau beginnt mit seinem Anbau in Recklinghausen von 1953 – 55 [Abb. 4]. Zur Bau-Auftragserteilung gibt es zwei unterschiedliche Informationen, zum einen, dass Ludwig de Vries, 1953–58 der Synagogenvorsitzende der Jüdischen Gemeinde, Karl Gerle mit dem Bau beauftragt hat.⁹¹⁹ In der „Rundschau im Vest Recklinghausen“ von 1958 heißt es indes, dass „Architekt Gerle als Sieger aus dem Wettbewerb für den Kirchenbau in der Ruhrfestspielstadt hervor[ging].“⁹²⁰ Dies ist nicht nur deshalb interessant, weil von einem Wettbewerb im Kirchenbau die Rede ist, sondern weil es weiterhin heißt, „daß sogar ein jüdischer Architekt mit ihm in Konkurrenz lag.“⁹²¹ Es fanden sich zu einem Wettbewerb weder in den Unterlagen der Gemeinde noch im Stadtarchiv Hinweise auf einen Wettbewerb, auch der Nachlass Gerles beinhaltet keinerlei Hinweise auf einen Wettbewerb in Recklinghausen. Weiterhin fanden sich keine Pläne eines anderen Architekten im Archiv der Gemeinde. Von daher ist anzunehmen, dass es sich um eine Verwechslung handelt, wahrscheinlich mit der Synagoge in Aachen, wo zwar kein Wettbewerb stattgefunden hatte, jedoch Unterlagen Hermann Zvi Guttmanns zum Umbau vorhanden sind und Gerle sich gegen ihn durchgesetzt hat. Dass es sich bei dem Bau in Recklinghausen um Helmut Goldschmidt, Ernst Guggenheimer oder Ignaz Jacoby (der erst rund 19 Jahre später mit einem Synagogenbau hervortrat) handelte, scheint nicht plausibel.

Die Vorkriegssynagoge von 1904 lag an der Ecke Limperstraße / Westerholter Weg. Hier wurde im Jahre 1927, gleich gegenüber der Synagoge, das Recklinghäuser Polizeipräsidium erbaut, 1907 war das Amtsgericht in der Nähe errichtet worden. Der Synagogenvorgängerbau von 1880, eine im Zuge der wachsenden Bevölkerung zu klein gewordene Synagoge, lag unweit in diesem neu entstehenden Westviertel in Recklinghausen.⁹²² In diesem Viertel befanden sich die Israelitische Volksschule und das Jüdische Jugendheim von 1930 [Abb. 320]. Das Jugendheim lag in einer kleinen Stichstraße neben dem Polizeipräsidium, nahe beim Städtischen Feuerwehrdepot.⁹²³ Diese Nähe zu prominenten Behördenbauten schützte die 1904 erbaute Synagoge nicht, sie brannte 1938 aus, der „aus ihrer knapp 150 m entfernt gelegenen Hauptwache herbeigeeilten Feuerwehr wurde [...] ein Löschverbot erteilt.“⁹²⁴ Jugendheim und Volksschule blieben erhalten.

⁹¹⁹ Möllers, Georg: Zur Geschichte der vier Synagogen in Recklinghausen, in: Vestischer Kalender, 91 (2020), S. 50–67.

⁹²⁰ Rundschau im Vest Recklinghausen, 5. Dez. 1958.

⁹²¹ Ebda.

⁹²² Möllers 2020, S. 53.

⁹²³ Ebda., S. 57.

⁹²⁴ Möller 2020, S. 58.

Nach 1945 und nach diversen provisorischen Lösungen⁹²⁵ wurde das ehemalige Jugendheim zum Gemeindehaus umfunktioniert. 1953–55 baute Gerle einen hieran quer anschließenden rechteckigen Baukörper als neue Synagoge. Der Jüdischen Gemeinde Recklinghausen, die bis 1999 Teil des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden Westfalen, Bochum-Herne-Recklinghausen, war⁹²⁶, wurden am 18.05.1953 die Rechte einer Körperschaft des Öffentlichen Rechts verliehen.⁹²⁷ Warum die Synagoge in Recklinghausen und nicht in Bochum oder Herne errichtet wurde, ist den Unterlagen nicht zu entnehmen. Die Finanzierung des Synagogenbaus wurde von unterschiedlichen Stellen unterstützt. So listet die Gemeinde neben Spenden von Privatpersonen, Unterstützungsleistungen der Städte Herne, Bochum und Recklinghausen auf, des Landkreises Recklinghausen, des (Jüdischen) Landesverbandes Dortmund sowie eine Landesbeihilfe. Außerdem war, ebenso wie in anderen Städten, auch in Recklinghausen die Finanzierung des Neubaus durch stetes Nachfragen der Gemeinde bei kommunalen Ansprechpartnern und Landesstellen geprägt.⁹²⁸ Weihedatum war der 10. Juli 1955, die Synagoge wurde vom Kölner Rabbiner Zwi Asaria geweiht, der Oberkantor Moskowitz kam aus Amsterdam.⁹²⁹

1997 wurde ein größerer Neubau der Architekten Hans Stumpf und Nathan Schächter der Anlage zugefügt und die ehemalige Synagoge Gerles wurde, vor allem im Äußeren, verändert. Vom Bau Gerles wurden für den Neubau Stumpfs und Schächters die Fensterelemente des alten Synagogenraums als dekoratives Element im Neubau untergebracht, der alte Synagogenraum wurde zu einer Bibliothek mit gleichzeitiger Gedenkfunktion durch Erhalt des Toraschreins umgebaut.⁹³⁰

12.2.1 Baubeschreibung

Das ehemalige Jüdische Jugendheim ist ein dreigeschossiger, Satteldach gedeckter Bau, dem ein zweigeschossiger Vorbau mit gerundeten Wandverläufen vorgesetzt wurde [Abb. 320]. Die Eckabschlüsse verlaufen gerundet und sind durchfenstert, der Bau wird durch horizontal verlaufende Bänder, unterhalb und oberhalb der Fenster, gegliedert.

Der von Gerle hinzugefügte, im Winkel anschließende Baukörper wird durch einen

⁹²⁵ Möllers, Georg: „Familie Felix und Julie Markus mit Dina und Martha und Bruder Heinrich Hanau“, in: Das Recklinghäuser Gedenkbuch. Opfer und Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes 1933 bis 1945, Recklinghausen 2018, URL: https://www.recklinghausen.de/Inhalte/Startseite/Ruhrfestspiele_Kultur/Gedenkbuch/_Opferbuch_selfdb.asp?db=545&form=report&orderby=fieldVorname (Zugriff 21.02.2022).

⁹²⁶ Die Geschäftsstelle des Landesverbandes war in Dortmund.

⁹²⁷ Urkunde von Justiz- und Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen vom 18. Mai 1953, in: Archiv Unterlagen Jüdische Gemeinde.

⁹²⁸ Schreiben des Gemeindevorsitzenden Ludwig de Vries an die Kreisverwaltung Recklinghausen z.Hd. Herrn Landrat Hoppe vom 30.7.1954, Schreiben im Auftrag des Regierungspräsidenten von Nordrhein-Westfalen vom 31. Juli 1954, Schreiben des Oberstadtdirektors an de Vries vom 16. Nov. 1954 sowie Rechnungsunterlagen o.D. (geprüft am 13.08.1957): Archiv Unterlagen Jüd. Gemeinde Recklinghausen.

⁹²⁹ Kostenzusammenstellung Jüd. Gemeinde, Blatt 2, Archiv Unterlagen Jüd. Gemeinde Recklinghausen sowie Möllers 2020, S. 62.

⁹³⁰ Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Recklinghausen seit 2005, Dr. Marc Gutkin, hat die Renovierung des Innenraums veranlasst. So wurden Foliennachdrucke der originalen Buntglasfenster auf den neuen Fenstern angebracht, ein besonderer Farbanstrich renoviert und der Toraschrein mit einer Abbildung der Torarollen bestückt, so dass der Raum bei gleichzeitiger Nutzung an seine vorherige Funktion als Synagoge erinnert. Im Vorraum wurde beleuchtete Abbildungen der alten Synagogen Recklinghausens angebracht.

vorgelagerten eingeschossigen, rechteckigen Eingangsanbau am Westende mit dem Ursprungsbau verbunden [Abb. 4]. Dieser Eingangsbereich ist, wie der Hauptanbau, zur Westseite durchfenstert, zwei schmale, längsrechteckige Fenster entsprechen in Gestaltung und Höhe zwei Fenstern im Untergeschoss, die das Treppenhaus einrahmen. Das dominante, halbrund hervorragende Treppenhaus mit frei schwebender Treppe im Inneren wird von sieben Betonbindern strukturiert, die mit Glasbausteinen gefüllt sind. Ein kleiner Sockel begrenzt den Annex, der nicht ganz bis unter den Dachrand reicht. Auf Höhe des ersten Stockwerks des Gemeindehauses wird das Treppenhaus, der Setzung der unteren Längsfenster entsprechend, von zwei kleinen Rundfenstern gerahmt, die die Flächigkeit des unstrukturierten und glatt verputzten Mauerwerks unterbrechen. Oberhalb des Treppenhauses im Bereich des Dachgeschosses befindet sich ein Spitzbogenfenster. Die betonte Vertikalität des hoch aufragenden Treppenhauses steht im Kontrast zum horizontal betonten Gemeindehaus.

Im Untergeschoss des Neubaus wurden Verwaltungsräume eingerichtet, im Obergeschoss der Synagogenraum mit rund 70 Plätzen.⁹³¹ Der Synagogenraum ist einseitig an der Südseite mit Spitzbogenfenstern mit jüdischer Symbolik gestaltet, den Fenstern gegenübergestellt sind an der fensterlosen Nordwand hebräisch beschriftete Steintafeln angebracht, die Sitzreihen des Raumes sind zur Ostseite ausgerichtet [Abb. 321, 322]. Der gesamte Bau ist mit einem Spitztonnengewölbe versehen [Abb. 323]. Zwischen Wandfläche und Übergang zur Decke hat Gerle ein gekröpftes Gesims eingezogen, an der Westseite überragt die Deckenfläche den Raum und ist durchfenstert, hier wird durch die Wand das Treppenhaus vom Synagogenraum getrennt. An der Ostseite wurde ein Chorraum eingezogen [Abb. 324], der um drei Stufen erhöht ist, verwendetes Material war gelber Jura-Marmor.⁹³² Die erste Stufe befindet sich noch im Hauptraum und ist so geschwungen und gezogen, dass sich seitlich zwei Podeste bilden, mit Sitzen für Rabbiner und Kantor [Abb. 322]. Die zweite Stufe markiert den Übergang von Haupt- zu Chorraum, wie mit einem Tor verläuft die Wand, seitlich profiliert, sich schräg verschmälernd. Diese Wandfläche ist mit Sgraffito-Technik gestaltet, ein goldfarbener Untergrund wird mit vertikal verlaufendem Kratzmuster freigelegt [Abb. 325,326]. Der Chor wird durch eine abgehängte grünliche Glaskassettendecke von oben beleuchtet, an der Ostwand befindet sich der Toraschrein in der Wand. Der Schrein ist mit einer trapezförmigen Umfassung eingerahmt, die mit Zyklopa-Riemchensteinen verkleidet ist [Abb. 324]. Seitlich des Toraschreins stehen (standen) zwei siebenarmige Leuchter [Abb. 322].⁹³³ Der Almemor befindet sich vor dem Chor, zwischen Chor und Sitzreihen, und ist um eine Stufe erhöht und durch ein schmiedeeisernes Gitter eingefasst. Die Neigung des Lesepultes ist in Richtung des Toraschreins ausgerichtet. Seitlich des Chorraums liegen zwei kleine Räume, einer dieser Räume diente als Bücherraum, an der Nordseite war und ist der Notausgang. Die Stirnseite des Synagogenraums, vor dem Chor, hat ein Rundfenster, das farbig mit einem Davidstern in Gelbtönen, einem rot gefassten Hexagon

⁹³¹ Am 10. Juli 1955 wurde die Synagoge Zwi Asaria, dem Kölner Rabbiner, eingeweiht. URL:<https://jg-recklinghausen.de/ueber-uns/#1589552453464-cf61ddbc-5038> (Entnommen 02.02.2021).

⁹³² Rechnung vom 7.12.1953 der Firma Hubert Dujadin, Recklinghausen. Archiv Jüd. Gemeinde Recklinghausen.

⁹³³ Die Leuchter wurden von der Firma W.A.Falger – Metallwerkstätten aus Münster ausgeführt, die drei Modelle in unterschiedlicher Ausführung in einem Kostenvoranschlag vom 30.07.1954 anbietet. Zwei Entwurfspläne hierzu sind erhalten, ausgeführt wurde Modell 31754/2. Archiv Gemeinde Recklinghausen.

in der Mitte, in der sich ein weiterer Davidstern in Gelb befindet, und blauen Seitenbereichen gefüllt ist [Abb. 327].

Die Westwand wiederholt das Pylonenmotiv des Toraschreins, indem unterhalb des Architravbandes der Deckengestaltung, das an der Westwand weitergeführt wird, eine über Putz liegende Pyloneneinfassung auf der Mauer angebracht ist [Abb. 323].

12.2.2 Einordnung Recklinghausen

Die größte Stärke des Entwurfs Gerles liegt in der Außenwirkung: Die von ihm konträr gestaltete horizontale und vertikale Linienführung verleiht dem Gesamtbau Kohärenz. Gerle greift die Rundung des Jugendheims aus den 1930er-Jahren auf und wiederholt sie mit dem runden Treppenhaus. Die horizontale Bänderführung des Ursprungbaus wird als vertikale Linienführung der Betonbinder des Treppenhauses gegensätzlich aufgegriffen. Dort, wo die Form der Fenster die horizontale Wirkung verstärkt, stellt Gerle zum Rundbau des Treppenhauses die Rundfenster sowie das gerundete Dreiecksfenster komplementär dagegen. Es wirkt wie ein Spiel von quer- und längsverlaufenden, von runden und eckigen Linienführungen, die Gerle als Ganzes zusammenstellt. Der kleine Eingangskubus verbindet, auch in seiner Wiederholung von Elementen beider Bauteile, sowohl in Gestaltung als auch in Funktion. Das Jugendheim selbst entsprach in der Rundführung der Fassade der Architektur der 1920er-Jahre. Gerle greift ebenfalls auf die Rundung als bauliches Element zurück, das auch bei weiteren Entwürfen zu finden ist: in Aachen im Innenraum, in Hagen und Paderborn als Gebäudeabschluss.

Der Recklinghäuser Innenraum entsprach nicht ganz der Stringenz des äußeren Entwurfs, was in der geringen zur Verfügung stehenden Grundfläche begründet liegen kann. Einer orthodoxen Form folgend liegen Toraschrein und Almemor entfernt voneinander. Der Toraschrein, um drei Stufen erhöht, erhielt durch Gestaltung der Ostseite als Chor eine seiner Bedeutsamkeit entsprechende Raumgestaltung. Dadurch, dass zwischen Toraschrein und Almemor keine Sitzplätze liegen, nehmen beide Elemente Platz in Anspruch, der an der Stelle der Sitzplätze fehlte. Da die jüdische Gemeinde zum Zeitpunkt der Weihe 70 Mitglieder zählte, werden die 60 Sitzplätze zu Beginn ausreichend gewesen sein.

An der Gestaltung des Toraschreins mit seiner Klinkerumrandung, der Deckengestaltung im Chorbereich mit indirekter Beleuchtung, dem geschwungenen Spitztonnengewölbe und der auffallenden Gestaltung der Seitenfenster ist zu sehen, dass Architekt und Gemeinde, trotz der Kleinteiligkeit der Anlage, ein besonderes Raumgefühl schaffen wollten. Es wurde kein Funktionsraum, sondern ein Sakralraum erbaut.

12.3 Aachen (1957)

Der zweite Bau Gerles, der sich an Recklinghausen anschloss, war der Umbau eines bereits

bestehenden Gebäudes zu einer Synagoge in Aachen.⁹³⁴ Auch wenn es sich hierbei um einen Umbau handelte, hat Gerle das Gebäude großteilig, auch deutlich sichtbar an der Fassade, verändert. Dies und die Tatsache, dass dieser Bau in Aachen als Synagoge aufgegeben und nicht dokumentiert wurde, bildet die Grundlage zur erfassenden Bearbeitung. Wie zuvor in Recklinghausen hatte der 1938 zerstörte Vorgängerbau in einem aufstrebenden Aachener Stadtteil gestanden. Hier verfügte ab 1862 die Jüdische Gemeinde Aachen – und damit die Stadt Aachen – über einen repräsentativen Synagogenbau des Architekten Wilhelm Wickop⁹³⁵ [Abb. 328]. Die in nur zwei Jahren erbaute Synagoge in der Promenadenstraße lag im Innenstadtbereich der Thermalquellenstadt, nicht weit entfernt vom 35 Jahre zuvor errichteten Elisenbrunnen. Ebenso wie in Recklinghausen wurde auch in Aachen die Vorkriegssynagoge im expandierenden Neustadtviertel errichtet. An einem Platz gelegen, verfügte die Synagoge über eine flächige, aber reich verzierte Fassade, die unterschiedliche stilistische Mittel aufwies. Neben einer von hellem Werkstein durchzogenen Ziegelmauerfläche und dadurch hervorgerufenen Zweifarbigkeit zeigten die hellen Streifen zum einen eine ornamental bearbeitete Oberfläche sowie aufgemalte Flechtbandmotive. Nach oben hin war das Gebäude durch einen strukturierten Fries mit Zinnen abgeschlossen und entsprach der historistischen Verwendung, wie sie u.a. von Albert Rosengarten in Hamburg Kohlhöfen (1859) und kurz danach von Edwin Oppler in Hannover bei seiner im Stil des Wormser Doms erbauten Synagoge (1864–1870) genutzt wurden.⁹³⁶ Auch zitathafte Alhambra-Verweise, bspw. auf das Tor der Gerechtigkeit, *la Puerta de la Explanada*, waren zu erkennen. Die Synagoge, deren Grundstücksabschluss durch die runde Platzgestaltung konvex war, lag hinter einem Metallzaun, der sich aus Davidsternen zusammensetzte und hier die Motivik bei einer Flächengestaltung vorwegnimmt, wie sie nach 1945 im Synagogenbau häufig als Stilmittel verwendet wird. Ebenso wie an anderen Orten weist die Synagoge in ihrer historistischen Stilzusammenstellung auf eine Sakralität jenseits des Kirchenbaus hin. Die hohe, flächige Fassade mit neomaureschen Anklängen und zwei seitlichen Rumpftürmen mit Zwiebelkuppeln verwendet Würdeformeln, die zu diesem Zeitpunkt des Synagogenbaus für Originalität und Integration stehen und stehen sollen. Die Synagoge wurde am 9. November geschändet und abgebrannt. Nach 1945 betrug zum Zeitpunkt des Synagogenneubaus die Mitgliederzahl der Jüdischen Gemeinde Aachen K.d.ö.R. rund 130 Mitglieder, von denen 80 in Aachen und 40 im Umkreis lebten. Von der ehemals großen Gemeinde, die einst 3500 Mitglieder hatte und 1938 noch rund 1700, kehrten nur ungefähr 25 Mitglieder zurück. Nach Kriegsende und Wiedergründung der Gemeinde wurden die Gottesdienste bis zum Neubau in unterschiedlichen Räumen, in der Wilhelmstraße und am Theaterplatz,⁹³⁷ abgehalten.

In der Oppenhoffallee 50 hat Gerle eine Synagoge errichtet, die am 31.03.1957 eingeweiht wurde [Abb.130, 329]. Die Synagoge wurde in einem ehemaligen, nicht kriegszerstörten

⁹³⁴ Künzl, Hannelore: Synagogen, Mikwen, Ausgrabungen, in: Zeitzeugen. Begegnungen mit jüdischem Leben in Nordrhein-Westfalen, hg. vom Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, Bochum 1998, S. 22–54 und Unterlagen zum Umbau des städt. Bauverwaltungsamtes Aachen.

⁹³⁵ Brocke, Michael (Hg.): Feuer an Dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen 1938 Nordrhein-Westfalen (Gedenkbuch der Synagogen Deutschland 1938), Bochum 1999, S. 2–4.

⁹³⁶ Brocke 1999, S. 2.

⁹³⁷ Aachener Zeitung, Samstag 24. März 1956, S. 15 – Nr. 71.

Patrizierhaus⁹³⁸ in Reihenbebauung der Jahrhundertwende des 19. und 20. Jahrhunderts errichtet. Ursprünglich als Wohnhaus erbaut⁹³⁹, wurde es 1955–1957 zum Jüdischen Gemeindezentrum mit Synagogenraum umgebaut.⁹⁴⁰ Vorbesitzer des Gebäudes war der Eschweiler Bergwerks-Verein, der das Gebäude bereits umfunktionierte. Von Gerle wurde das ursprünglich dreigeschossige Haus im ersten und zweiten Stockwerk entkernt, um Raum für einen Synagogenraum zu schaffen. Die Außenfassade wurde abgenommen und erneuert und mit rotem Wesersandstein neu verkleidet, dem Verlauf der neuen Geschosshöhen entsprechend.⁹⁴¹ Das Kellergeschoss war ein Parterregeschoss, sodass das Erdgeschoss im Hochparterre lag. Die Eingangstür wurde durch ein großes Portal ersetzt [Abb. 331]. Durch das Portal kommend, kam man in ein Foyer [Abb. 330], von hier waren im Erdgeschoss ein großes Sitzungszimmer von rund 50m² Größe und ein Versammlungsraum mit rund 80m² für fast 100 Personen [Abb. 333] erreichbar, ebenso ein Sekretariat und, in einem Hintertrakt, eine Hausmeisterwohnung. Für Feierlichkeiten gab es eine kleine Küche. Vom Foyer aus führte eine geschwungene Treppe in das obere Stockwerk, die Geländergestaltung im unteren Stockwerk, die auf einem Treppenabsatz eine einem Balkon ähnliche Brüstung aufweist, ist auffallend ornamental und mit einem Blumenmuster verziert [Abb. 330]. Insofern unterscheidet sich das Geländer deutlich von dem des Obergeschosses, das aus schlichten Rundstäben besteht [Abb. 330, 334]. Es konnte nicht geklärt werden, welche Details des Vorgängerbaus übernommen wurden. Im Obergeschoss lag der Synagogenraum, der von fünf großen längsrechteckigen Fenstern zur Straßenseite hin beleuchtet wurde [Abb. 329]. Die Fenster wurden von sechs Pfeilern gerahmt, die einen würfelförmigen Sockel hatten [Abb. 335, 336]. Auf der Gegenseite wurden diese Pfeiler wiederholt, sodass auf den insgesamt zwölf Würfeln die Symbole der 12 Stämme Israels angebracht werden konnten. Die Glasfenster bestanden aus einer Reihung kleiner Davidsterne, je drei nebeneinander pro Fensterfläche in 24 Reihen. Im unteren Drittel befand sich ein Fenster mit weiterer Symbolik. Die Fenster wurden von der Firma „Kunstwerkstätten Donat und Sohn“⁹⁴² aus Gelsenkirchen-Buer gefertigt.⁹⁴³ Der Synagogenraum war geostet, sodass die Fensterreihen die Längsseiten des Raumes abbildeten. An der Ostseite hat Gerle die Ecken des Raumes gerundet, indem er eine Zwischenwand eingezogen hat [Abb. 336]. Die sich bildenden Nischen waren durch kleine Rundbogentüren zugänglich, die mit Vorhängen verschlossen werden konnten [Abb. 337]. In den Scheitelpunkt der Rundung hat Gerle den Toraschrein gesetzt, der oberhalb durch einen rund hervorragenden Zylinder bekrönt wird. Strukturiert wird dieser Vorbau durch ein kleines Rundfenster, dem in Gold zwei Gesetzestafeln aufgebracht waren, darüber stand eine hebräische Inschrift [Abb. 336, 337, 338]. Dieser um zwei Stufen erhöhte Bereich vor dem Toraschrein konnte mit Vorhängen geschlossen werden. Die Frauenempore an der oppositen Seite griff die Rundung des Toraschreins auf, indem sie, wie mit

⁹³⁸ Feuer an Dein Heiligtum gelegt. Zerströte Synagogen 1938 Nordrhein-Westfalen. Hrsg. Michael Brocke. Bochum 1999, S. 4.

⁹³⁹ Wertgutachten Hermann Schopp: Zum Synagogenverkauf, Akten der Jüdischen Gemeinde Aachen.

⁹⁴⁰ Schreiben von Karl Gerle an den Oberstadtdirektor vom 12.12.1955. (Archiv der Jüdischen Gemeinde Aachen).

⁹⁴¹ Aachener Zeitung, Nr. 76, 30. März 1957, S. 6.

⁹⁴² Recklinghausen und das Vest, Nr- 76.,

⁹⁴³ URL: https://www.gelsenkirchener-geschichten.de/wiki/Glaserei_Donat sowie URL: <https://www.glaserei-donat.de/index.php/firmenhistorie> (Zugriff am 17.06.2021).

einem Balkon, mittig in den Raum ragte [Abb. 335]. Die Seiten der Empore spiegelten den konkaven Wandschwung, da sie ebenfalls in den Raum buchteten. Der Almemor wurde, um eine Stufe erhöht, in den Raum gesetzt, und an dessen Brüstung ragte ein achtarmiger Leuchter auf. Der Raum wurde durch horizontale und vertikale Linienführung strukturiert. So war die Ostwand mit horizontalen Linien gestaltet, die im Kontrast zu den vertikalen Wandpfeilern standen. Die Raumhöhe von 8,15m entsprach ungefähr der Breite von 8m. Zur Frauenempore gelangte man über die Treppe außerhalb des Synagogenraums [Abb. 334]. Neben dem eigentlichen Synagogenraum war auf dieser Etage noch eine kleine Wochentagsynagoge untergebracht, im Obergeschoss befanden sich weitere Wohnungen. Das Mittel der gerundeten Ecke führte Gerle in Minden fort, die Toraschreingestaltung unterschied sich deutlich von allen anderen seiner Bauten, bei denen er häufig ein Pylonenmotiv wiederholt.

12.4 Minden (1958)

Innerhalb kürzester Zeit wird Gerle mit weiteren Synagogenbauten beauftragt. In Minden, wo auch vor dem Nationalsozialismus und der Verfolgung eine relativ kleine jüdische Gemeinde gelebt hat – von Beginn des 19. Jahrhunderts bis 1931/32 schwankte die Zahl zwischen 100 und maximal 400 Mitgliedern⁹⁴⁴ –, war 1865 in der Kampstraße 6 eine Synagoge des Architekten Robert Hölscher eingeweiht worden. Diese Vorkriegssynagoge war ein mit Satteldach gedeckter, traditioneller Langhausbau mit einer für die damalige Zeit typischen Zusammenstellung romanisierender und maurisierender Fassadenelemente. Und auch der Innenraum rief, insbesondere durch die Verwendung filigraner Gusseisensäulen, aufgrund dieser Zierlichkeit die Anmutung neomaurischer Eindrücke hervor. Ebenso wie der Großteil der Synagogen wurde auch die Mindener Synagoge 1938 zerstört.

Die Stadt „eignete sich Grundstück und Hinterhaus an“.⁹⁴⁵ Nachdem von ehemaligen Gemeindemitgliedern lediglich zehn Personen zurückkehren konnten und eine Gemeindeneugründung erfolgte, übergab die Stadt auf Beschluss vom 24.07.1956 das Grundstück zurück.⁹⁴⁶ Vorsitzende der Jüdische Kultusgemeinde Minden und Umgebung K.d.ö.R. wurden Emil Samuel und dessen Stellvertreter Max Ingberg, auf die auch der Neubau der Synagoge zurückgeht. Der Hauptbeweggrund für den Neubau war, dass es „[...] den Nazis nicht glücken [soll], das 800 Jahre andauernde jüdische Leben und insbesondere das Andenken an die eigenen Angehörigen in Minden auszulöschen“.⁹⁴⁷ Für dieses Ziel handelte die Gemeinde auch gegen den Wunsch des Landesverbandes der Jüdischen Kultusgemeinden von Westfalen und nahm Schulden in Kauf, die erst Ende der 1990er-Jahre getilgt wurden.⁹⁴⁸ Mit dem Bau beauftragt wurde Karl Gerle, am 14.06.1957 konnte Richtfest gefeiert und bereits am 15.06.1958 die Synagoge geweiht werden. Der Neubau liegt in der Mindener Innenstadt, die Anlage umfasst

⁹⁴⁴ Pracht-Jörns 1998, S. 395.

⁹⁴⁵ Brocke 1999, S. 373.

⁹⁴⁶ Ebda.

⁹⁴⁷ Dirks, Werner/Scheurenberg, Harald: Weg zum neuen Gotteshaus vor 50 Jahren am Ziel, in: Mindener Tageblatt, Nr. 137, 14.07.2008.

⁹⁴⁸ Dirks/Scheurenberg 2008.

ein zur Straße gelegenes Vorderhaus mit von der Straße zurückgezogener Synagoge in einem Hinterhof [Abb. 339]. Die ursprüngliche Synagoge lag an der gleichen Stelle wie die Nachkriegssynagoge und verfügte über Synagoge und Hinterhaus.⁹⁴⁹ Bei dem Neubau der Nachkriegsgemeinde hat sich die Anordnung vertauscht: Hier liegt ein Wohnhaus an der Kampstraße und die Synagoge präsentiert sich als Hinterbau. Somit wurde in Minden der Neubau auf dem alten Grundstück errichtet, ebenso wie in Erfurt, Stuttgart, Münster, Wiesbaden und Berlin. Auch in Bezug auf die Maße lässt sich der Mindener Bau Gerles an Vorkriegssynagogen anknüpfen: Die Maße der zerstörten Synagoge waren mit einer Länge von rund 17m und einer Breite von 10,5m ähnlich wie Gerles Bauten in Hagen und Paderborn, die die Maße von rund 17m in Länge (Paderborn) bzw. 20m (Hagen) und eine Breite von 12m (Paderborn) und 11m (Hagen) aufweisen. Da in Minden das Gemeindezentrum hintereinander gestaffelt liegt, nimmt hier der reine Synagogenbau mit rund 10m geringere Maße ein, mit knapp 10m Breite hat die Synagoge eine fast quadratische Grundform. In ihren Maßen entsprechen diese Bauten dem Typus der vielen Dorfsynagogen der Vorkriegszeit.

Der Zugang zum Gemeindezentrum führt durch eine kleine Gasse zwischen zwei Wohnhäusern [Abb. 339, 343]. Erst hinter diesem Zugang öffnet sich ein kleiner Platz, auf dem die Synagoge von drei Seiten frei zugänglich steht [Abb. 344]. An ihrer Westseite ist die Synagoge durch einen Verbindungsbau mit dem davor liegenden Wohnhaus verbunden [Abb. 342]. Der Synagogenkörper hat einen quadratischen Grundriss mit einer kleinen, fensterlosen Apsis an der Ostseite (345). An der Nordseite befindet sich eine Reihe längsrechteckiger Fenster. Die Fenster sind außen mit Milchglas gefüllt, von einem rautenförmigen Gitter überfangen [Abb. 343] und nicht einsehbar. Der Außenbau ist mit rötlichem Sandstein in längsrechteckiger Stäbchenform verkleidet. Das zur Straße liegende Wohnhaus ist mit den gleichen Materialien verkleidet, hier sind im Erdgeschoss die Sandsteinplatten quaderförmig rechteckig, die beiden Obergeschosse mit quergelegten Stäbchen verkleidet, ähnlich denen der Synagoge. Vorderhaus und Synagoge sind, mit Blick von der Kamperstraße aus, durch das Material als zusammengehörig zu erkennen. Das Dach der Synagoge ist ein kupfergedecktes, steiles, pyramidales Walmdach. Auf der Spitze ragt ein von einem Kreis gehaltener Davidstern auf einer Stange [Abb. 345].

Im Innenraum der Synagoge ist als Deckenabschluss eine indirekt beleuchtete Kuppel eingezogen, die von außen nicht sichtbar ist [Abb. 341]. Bis auf die Apsis an der äußeren Ostseite ist außerdem nicht zu erkennen, dass Gerle den Innenraum gleichfalls oval gestaltet und somit einen Raum im Raum geschaffen hat. Der Raum wird durch eine dominante Ostwandgestaltung gerichtet. Der Toraschrein wird von einem deckenhohen Pylonen eingefasst. Die Seitenwände der Synagoge verlaufen geschwungen, die Fenster ragen schräg gestellt in den Raum hinein. Die Fensterflächen liegen hierbei zur Ostseite gerichtet und sind von den Sitzbänken aus nicht einsehbar [Abb. 349]. Die mit abstrakten Motiven gehaltenen Glasfenster sind auf der Südseite in grau-schwarz-weißen Farbtönen gehalten, von gelben, unregelmäßigen und unterschiedlich schenkeligen Dreiecken durchsetzt. Die Nordseite wiederholt die Fenstergestaltung in Brauntönen [Abb. 348]. Der Toraschrein war ursprünglich mit einem bis zur oberen Grenze des

⁹⁴⁹ Brocke 1999, S. 373.

Pylons ragenden Vorhang verschlossen.⁹⁵⁰ Der oberhalb des Toraschreins angebrachte Schriftzug war anfänglich in den seitlichen Feldern angebracht, die einzelnen Buchstaben waren dabei übereinander, aber schräg gestellt [Abb. 341, 346]. Seitlich des Toraschreins, im Rundschwung des Raumes, liegen zwei Türen. Die Sitzreihen liegen rund geschwungen zur Ostseite, durch einen Mittelgang getrennt. Vor dem Toraschrein, nur wenig in den Raum ragend, liegt der Almemor, um eine Stufe erhöht und aus Naturstein. Der Bereich um den Toraschrein liegt um zwei weitere Stufen erhöht. Die Synagoge wurde trotz einer geringen Raumgröße mit einer kleinen Orgel ausgestattet, wie zuvor die Synagogen in Saarbrücken, Erfurt, Bonn, Düsseldorf und später Hagen. Sie befindet sich auf der Westseite des Raumes, wo die Öffnung zu einer kleinen Empore liegt. Die Empore befindet sich über dem Vorraum zur Synagoge. In diesem Vorraum der Synagoge befindet sich ein gestaltetes Glasfenster [Abb. 347], auf dem an die Konzentrationslager erinnert wird.

12.5 Paderborn (1959)

Rund ein Jahr nach der Weihe der Mindener Synagoge wurde am 21.09.1959 der Grundstein für den Neubau des Paderborner Jüdischen Gemeindezentrums gelegt. Im gleichen Monat wurde auch in Hagen der Grundstein gelegt und die Planungen für die Synagoge in Bremen schritten voran. Innerhalb kürzester Zeit war Karl Gerle mit dem Bau verschiedener Synagogen beschäftigt, die er trotz Vergleichbarkeiten gelungen variierte.

Der Neubau der nach 1945 neu gegründeten Gemeinde in Paderborn, die seit 1953 als Körperschaft des öffentlichen Rechts auch die umliegenden ehemaligen Gemeinden der Kreise Büren, Höxter, Warburg, Lippstadt und Soest umfasste⁹⁵¹, wurde am 29.11.1959 geweiht, rund zwanzig Jahre nach der Zerstörung der alten Synagoge. Vorgebracht wurde der Neubau vom ersten Vorsitzenden Karl-Theo Herzheim, dessen Großvater bereits zum Zeitpunkt der Synagogenweihe im Jahr 1882 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Paderborn war. [Abb. 359]

12.5.1 Baubeschreibung

Der neue Paderborner Bau [Abb. 17, 351] bildet an der Ecke Pipin- und Borchener Straße den Abschluss einer Wohnbebauung und liegt dreiseitig frei. [Abb. 352] Das längsrechteckige Gemeindezentrum mit integrierter Synagoge schließt zur angrenzenden Nachbarbebauung flach an. Der zur Straße liegende Eingangsbereich ragt halbrund hervor. Den Straßenabschluss bildet eine eingefasste Freitreppe, die zum erhöht liegenden Eingang führt. Das Gemeindezentrum ist aufgrund ihrer halbrunden Gestaltung sowie der Fenstergestaltung im nördlichen Obergeschoss

⁹⁵⁰ Inzwischen ist der hölzerne obere Teil des Schreins freisichtig und nur der untere Bereich von einem Vorhang verschlossen.

⁹⁵¹ Festschrift zur Weihe der neuen Paderborner Synagoge und des Gemeindehauses mit den Kreisen Büren, Höxter, Warburg, Lippstadt und Soest am 28. Marcheschwan 5720, dem 29. November 1959 bürgerlicher Zeitrechnung, Paderborn 1959.

und des Treppenhauses als nicht profan erkennbar [Abb. 351]. Zur Nordseite hin öffnet sich der Synagogenraum mit bunten, längsrechteckigen, abstrakt gehaltenen Glasfenstern. Die ursprünglichen Buntglasfenster des Innenraums wurden nach außen mit einer weiteren Glasschicht verkleidet, sodass die sakrale Wirkung reduziert wurde.

Der Eingangsbereich ist insbesondere durch oberhalb des Eingangs befindliche, vertikale Streben gegliedert. Zwischen den vier Streben liegen drei hoch aufragende, mit Glasbausteinen ausgekleidete Fensterflächen [Abb. 352, 357], und auch diese Glasbausteine sind ein späterer Einbau. Das Gebäude ist weiß verputzt, der Eingangsbereich ist mit gelben Steinen verklindert, die teils quer, teils längs verlegt wurden. Ursprünglich war um die Fensterfläche der Fassade eine Steinfläche vorgelagert, die in Kombination mit den Buntgläsern die Eingangszone besonders betonte und hervorhob [Abb. 357]: „Die Eingangsfront ist meisterhaft gestaltet, eine in Form und Farbe eindrucksvolle Buntverglasung wird vertikal unterbrochen durch helle Mauerrippen.“⁹⁵²

Der Eingang selbst wird durch einen herausragenden, leicht konvexen und nach unten bogenförmig ausgeschnittenen Mauervorschwung überfangen. Oberhalb ragt ein stützenfreies, rundgeschwungenes Dach hervor. Zwei stilisierte Davidsterne und Gesetzestafeln im Geländer vor dem Eingang sind der einzige äußerlich sichtbare Hinweis auf die jüdische Bedeutung des Gebäudes. Der Synagogenraum befindet sich im Obergeschoss des Gebäudes, in dem weitere Räume profaner Nutzung untergebracht sind. Unterhalb des Synagogenraums befindet sich im Erdgeschoss ein Gemeindesaal.

Der Synagogenraum ist ein längsrechteckiger Saal, der an seiner Nordseite durchfenstert ist, die Südseite korrespondiert in der Wandgestaltung mit der Fenstersetzung. Die Ostseite ist durch eine deckenhohe Toraschreingestaltung geprägt, die seitlich flankierenden Wandflächen stehen schräg und ermöglichen die Raumnutzung dahinter. Seitlich des Toraschreins befinden sich zwei Messingscheiben, links mit Menora, rechts mit Davidstern. Die Decke des Synagogenraums ist durch einen Deckenspiegel mit indirekter Lichtführung gestaltet.

12.5.2 Planungsphase

Ursprüngliche Pläne zeigen einen anderen Entwurf [Abb. 353, 354,355]. Auffallend an diesen Plänen ist, dass Gerle für die Synagoge, die an der halbrunden Seite eine sehr flache Spitzdachkuppel und über dem hinteren Bau ein Satteldach aufweist, ursprünglich einen hoch aufragenden durchfensterten Tambour geplant hatte. Der Tambour hätte eine flache Kuppel als Dach bekommen, die von einem Davidstern bekrönt worden wäre; beides wäre im Straßenbild deutlich sichtbar gewesen.

Auch die Fassadengestaltung hatte Gerle unterschiedlich gezeichnet: Hierbei ist eine deutliche Trennung der Nord- und Südseite zu sehen. Während die Nordseite im ausgeführten Bau die Funktionsräume beinhaltet – Küche und ein Büro –, befinden sich auf der Südseite der Synagogenraum und der Versammlungsraum. Für die profanere Nordseite hatte Gerle eine

⁹⁵² B. Heindrichs: Die Einweihung der Paderborner Synagoge, in: Festschrift Paderborn 1959, S. 5

Fassadengestaltung mit kleinteiligen Fenstern vorgesehen, die von Längsrippen unterteilt worden wären. Insgesamt sind auf der Skizze vier Etagen mit Fensterreihen zu sehen. Am Eingangsportal an der Westseite hätte eine andere Fassadengestaltung begonnen, ab hier hätten 12 Längsrippen lediglich drei Geschosshöhen verkleidet, die zudem so aussehen, als ob sie komplett verglast wären. An die Verglasung anschließend, zum dahinter liegenden Wohnhaus war eine mit quadratischen Fliesen oder Platten weiß eingezeichnete, nahezu fensterlose Fläche vorgesehen – lediglich ein Rundfenster im Erdgeschoss ist eingezeichnet. Zum Dachabschluss ist eine Reihe von Blendfenstern eingeplant gewesen, die wie ein Fries das Gebäude abschließen und für ein Mezzaningeschoss zu stehen scheinen [Abb. 355]. Die Synagoge mit Gemeinderäumen scheint eine größere Rundung aufzuweisen, als der ausgeführte Bau sie besitzt. Hierin könnte eine Auseinandersetzung mit der zerstörten Synagoge zu sehen sein, die als Oktogon [Abb. 359] eine Stadtraum prägende Erscheinung war und eine architektonisch deutliche Synagogenarchitektur aufweist, auch wenn die Einzelelemente kirchlicher Sakralarchitektur zugeordnet werden könnten. Auch die letztlich nicht errichtete Laterne kann als Reminiszenz an die 1938 aktiv zerstörte Synagoge⁹⁵³ angesehen werden, ebenso wie das im Plan Gerles eingezeichnete Rundfenster, das sich am ausgeführten Bau findet. Denn auf jeder Seite des Oktogons befand sich ein Rundfenster [Abb. 355, 357, 359].

Nach Recklinghausen, Aachen und Minden arbeitete Gerle fast zeitgleich an den Entwürfen für Paderborn und Hagen, und alle Entwürfe variieren das Thema eines halbrunden Abschlusses. Vor allem Paderborn und Hagen ähneln sich in der Außengestaltung, da beide einseitig einen halbrunden Gebäudeabschluss haben [Abb. 363]. Doch während Gerle die letztlich nicht ausgeführte Laterne mit Kuppel in Paderborn zur Betonung und Kennzeichnung des Jüdischen Gemeindezentrums allgemein genutzt hätte, ist in Hagen die Kuppel tatsächlich über der sakral bedeutsamen Ostseite angebracht und steht hier in Kongruenz zum Inhalt.

12.6 Hagen (1959)

In der Potthofstrasse in Hagen konnte Karl Gerle auf dem Grundstück der ehemaligen jüdischen Schule aus dem Jahre 1894 das jüdische Gemeindezentrum [Abb. 364] errichten. Die neue Synagoge wurde auf dem Nachbargrundstück der Hagener Synagoge von 1859 erbaut. Die Trümmer der alten Synagoge, am 9. November 1938 in Brand gesteckt, wurden 1950 zur Nutzung als Synagoge wiederhergerichtet. Da Hagen in der Nachkriegszeit zur Anlaufstelle der Jüdinnen und Juden des umliegenden Sauerlandes wurde, reichte der Platz nicht mehr aus und ein Neubau wurde notwendig.⁹⁵⁴ Am 8. Mai 1959 wurde ein Vertrag zwischen der damaligen Jüdischen Kultusgemeinde Hagen und dem Architekten Karl Gerle geschlossen. Zu diesem Zeitpunkt war Gerle noch mit dem Bau in Paderborn beschäftigt, dessen Grundstein im September 1959 gelegt wurde, und zugleich plante er bereits den Bau in Bremen. Es ist eine für die Architektur der

⁹⁵³ Birkmann/Stratmann 1998, S. 192f.

⁹⁵⁴ Festrede zur Einweihung der Synagoge. Maschinenschriftliches Manuskript in den Unterlagen der Jüdischen Gemeinde Hagen.

Synagogen der Nachkriegszeit singuläre Situation, dass ein Architekt zeitgleich vier Synagogen plante.

Das Gemeindezentrum in Hagen verfügt über einen ähnlich gestalteten Grundriss [Abb. 362] wie in Paderborn [Abb. 276], und wie bereits im Zuge der Synagoge in Minden beschrieben, verfügen diese drei Synagogen über vergleichbare Grundmaße. In Hagen bildet der halbrunde Gebäudeabschluss allerdings den aspidialen Abschluss an der Ostseite, die Grundrisse zwischen Paderborn und Hagen weisen jedoch in den Maßen große Übereinstimmung auf, was auch an der übereinstimmenden Gebäudebreite von 10,99m liegt. In Verbindung mit einem flachen Gebäudeabschluss auf der einen und einem halbrunden auf der anderen Seite – auch die Längen der Gebäude ähneln sich mit 14,85m an der kurzen Seite der Paderborner und 13,74m an der Hagener Synagoge – ergeben sich Übereinstimmungen [Abb. 362, 276]. Im Gegensatz zur Paderborner Synagoge (hier kann der Synagogenraum lediglich die Hälfte des Platzangebotes nutzen) verfügt die Synagoge in Hagen jedoch über das gesamte Raumangebot.

Die Synagoge in Hagen liegt von der Straße zurückgezogen mit einem Parkplatz sowie einem kleinen Freiplatz vor dem Synagogeneingang [Abb. 364]. Die Ostseite des Gemeindezentrums reicht bis an das Ufer der Vollme [Abb. 363]. Somit erfüllt dieses Gemeindezentrum eine talmudische Forderung nach fließendem Gewässer, das keine andere der Nachkriegssynagogen in dieser Form aufweist.

Die Synagoge wird über ein vorgelagertes, flaches Eingangsgebäude betreten. Dieses hat einen trapezförmigen Grundriss, der sich zum Synagogenbau hin erweitert [Abb. 362]. Die Synagoge hat einen querrchteckigen, beinahe quadratischen Zuschnitt mit halbrundem Abschluss an der Ostseite. Aus dem Grundriss geht hervor, dass Gerle den Synagogenraum als Kreis und Rechteck konzipiert hat, die ineinander verschoben sind. Die sichtbare Hälfte des Kreises bildet den östlichen Abschluss. Vervollständigt werden kann der Kreis auf dem Grundriss durch seinen imaginären Mittelpunkt: An diesem befindet sich der Almemor [Abb. 362].

Der Synagogenraum liegt im Obergeschoss des Gebäudes und hat einen mit rundem Spitzdach versehenen, durchfensterten Tambour [Abb. 361, 363, 369]. Der an der Straßenseite gelegene Eingangsbereich sowie die straßenseitige Fassade der Synagoge sind mit hellem Sandstein versehen, der Rest des Gebäudes ist neutral verputzt [Abb. 364, 367]. Der Synagogenraum hat an Nord- und Südseite je vier farbig gestaltete Fenster [Abb. 371] und die Beleuchtung durch den Tambour [Abb. 369]. Je zwei Fenster befinden sich in den seitlichen Rabbinerräumen an der Ostseite [Abb. 362, 365, 366]. Die Räume werden durch die vorgezogene Ostwand gebildet [Abb. 362]. Ursprüngliche Pläne zeigen einen großzügigeren Entwurf als den ausgeführten Bau [Abb. 361]. So war anfänglich eine wesentlich erhabenerer Dachgestaltung geplant. Der Umstand, dass der Bau bescheidener ausfiel und auch das Gesamtgebäude nicht wie am Eingangsgebäude überall mit Sandstein verkleinert wurde, kann an der finanziellen Situation der Gemeinde gelegen haben. In einem Brief vom 15.12.1959 macht der Vorsitzende des Landesverbandes der jüdischen Kultusgemeinden von Westfalen, Siegfried Heimberg, den Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Hagen, Richard Hirschfeld, darauf aufmerksam, dass der Synagogenbau entgegen zu erwartender Entschädigungsgelder begonnen worden ist:

Wir [Der Landesverband, K.L.] hatten beim Ministerium eine Aufstellung angefordert, aus der hervorging wie hoch der Überhang aus dem Globalabkommen für die einzelnen Gemeinden in Westfalen ist. Bei Durchsicht dieser Aufstellung stellten wir fest, daß die Gemeinde Hagen „0“ Überhang nach dem BEG hat. Uns ist es unverständlich, daß Sie – ohne nach dem BEG einen Anspruch zu haben – den Bau vorgenommen haben. [...] Die Gemeinde Hagen ist die einzige Gemeinde, die auf der Liste ohne Anspruch verzeichnet ist. Wir weisen jetzt schon darauf hin, daß Sie bei der Einrichtung der Synagoge dementsprechend verfahren und das jegliche Sonderkosten unterbleiben.⁹⁵⁵

Minden, Hagen und Paderborn gehören mit je 80 Sitzplätzen zu den kleineren Synagogen, und auch Bremen hatte, trotz seines voluminösen Außenbaus, ursprünglich lediglich 120 Sitzplätze.

12.7 Bremen (1961)

Im Werk Gerles lassen sich formale Übereinstimmungen ablesen, beispielsweise die Grundrisslösungen, so etwa der quadratische Grundriss in Minden und Bremen und der halbrund abgeschlossene Synagogeninnenraum in Aachen, Paderborn und Hagen. Die Überhöhung der Synagoge durch Kuppeln im Innenraum in Minden und Paderborn verleiht durch ihre indirekte Beleuchtung den Räumen Tiefe. Auch in Bremen spielt die Kuppel eine große Rolle, hier jedoch nicht nur für den Innenraum, sondern als dominantes Kennzeichen des Außenbaus. Die Synagoge in Bremen ist der größte Entwurf Gerles und mit Weihedatum vom 30.08.1961 seine letzte erbaute. Gerle verstarb rund fünf Monate nach der Weihe, nachdem er innerhalb von sechs Jahren sieben Synagogen – den Betsaal in Mülheim hinzugerechnet – fertiggestellt hatte und eine weitere in Planung war. Ebenso wie in den anderen Städten und Gemeinden wurde auch in Bremen die Jüdische Gemeinde 1945 wiedergegründet. Als Vorsitzender der neuen Gemeinde fungierte der letzte Vorsitzende der Vorkriegsgemeinde, Carl Katz, der als einziges Mitglied mit seiner gesamten Familie Theresienstadt überlebt hatte. In Kooperation mit den Amerikanern wurden erste Gottesdienste im Hause Osterdeich 17 abgehalten, bis man ab 1954 im neu eingerichteten Jüdischen Altersheim feiern konnte.⁹⁵⁶ Am 29. Januar 1960 wurde der Grundstein für den Synagogen-Neubau vom damaligen Bürgermeister Kaisen in Anwesenheit des Leiters der Israelmission in der Bundesrepublik, Botschafter Elieser Shinnar, gelegt.⁹⁵⁷ In einem Auszug aus dem Senatsprotokoll an den Senator für das Bauwesen vom 22.3.1960 bemerkt Bürgermeister Wilhelm Kaisen anlässlich eines Antrages zum Baukostenerlasses der Israelitischen Gemeinde, dass „von einer Bautätigkeit nicht viel zu bemerken sei“, und schlägt vor, „dass es zweckmässig wäre, den Erlass der Baugebühr an die Bedingung zu binden, dass der Bau auch tatsächlich durchgeführt werde.“⁹⁵⁸ Dennoch wurde bereits am 20.9.1960 das

⁹⁵⁵ Brief des Landesverbandes der Jüdischen Kultusgemeinden von Westfalen vom 15.12.1959, vgl. auch Entwurfszeichnung des Architekten vom Mai 1959, Aktenbesitz der Jüdischen Kultusgemeinde.

⁹⁵⁶ Vgl. Allgemeine Wochenzeitung, v. 26.9.1946 u. 29.1.1960:

⁹⁵⁷ Weser-Kurier Nr. 24 v. 29.1.1961: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308. Vgl. auch die Niederschrift der Urkunde: Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg, Bestand B. 1/10 (=Bremen), Nr. 693.

⁹⁵⁸ Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 22. März 1960, S. 357: Bauordnungsamt Bremen, Akte C, Nr. 291, 60.

Richtfest gefeiert⁹⁵⁹, die Einweihung fand am 30.8.1961 statt. Der von Karl Gerle geplante und ausgeführte Synagogenbau knüpft in Gestaltung und Bauvolumen an Vorkriegsbauten an, nur wenigen anderen jüdischen Gemeindezentren stand zur Errichtung eine derart große Grundfläche zur Verfügung. Dementsprechend konnte Gerle monumentaler planen und gestalten als seine Kollegen und auch er selbst in anderen Städten. Innerhalb Gerles Baukonvolut unterscheidet sich der Bremer Entwurf von den zuvor gebauten Synagogen. Während Gerle in Hagen und Paderborn halbrund geschwungene Gebäudeabschlüsse bevorzugt, lässt sich der Bau in Bremen ansatzweise in Details mit der kleinen Synagoge in Minden vergleichen. Beide besitzen übereinstimmend einen quadratischen Grundriss sowie die Erhöhung der Decke durch eine Kuppel, auch wenn in Minden diese durch ein äußeres Spitzdach verdeckt ist. Das Motiv der Kuppel taucht, wie bereits aufgezeigt wurde, auch in Hagen auf, wo ein durchfensterter Tambour mit einem runden Spitzdach versehen wurde. Aus den Unterlagen geht nicht hervor, warum sich die Gemeinde für Karl Gerle entschieden hatte. Gemäß Helmut Goldschmidt gab es Übereinkünfte dahin gehend, dass man sich nicht „in die Quere“ kam: Goldschmidt im Raum Köln – Nordrhein-Westfalen, Guttmann im südlichen Raum, Gerle nördlich. Auch wenn diese Aussage anekdotenhaft zu verstehen ist, denn die Wirklichkeit sah anders aus, kann eine Orientierung der Gemeinden hinsichtlich der Anfrage an Architekten in manchen Fällen durchaus so gewesen sein. Karl Gerle war zum Zeitpunkt der Bauplanung der führende Architekt von Synagogenneubauten in Deutschland.

12.7.1 Pressespiegel

In Bremen wurden die Phase der Gemeindeneugründung sowie der spätere Synagogenneubau intensiv von der Regionalpresse begleitet. So berichtet der *Weser-Kurier* am 29.9.1945 von der Wiedergründung der jüdischen Gemeinde:

Die Israelitische Gemeinde in Bremen ist wieder neu erstanden. [...] Vorsteher der Gemeinde ist Herr Carl Katz, Bremen, Georg-Gröning Str. 80a. [...] In Bremen leben zur Zeit zirka 60 Glaubensjuden, davon ein großer Teil in Mischehe lebend, zirka 80 Rassejuden und 300 bis 400 Halbjuden. Alle diese Personen sind durch die Nürnberger Gesetze verfolgt worden.⁹⁶⁰

Eine Bewältigungsstrategie der Nachkriegszeit war die Distanzierung vom Nationalsozialismus, oftmals durch die Vermeidung tabuisierter Begriffe. Beim *Weser-Kurier* zeigt sich die Sprachdiktion unverändert,⁹⁶¹ und es ist fraglich, warum Carl Katz [Abb. 377] unter Angabe seiner vollständigen Adresse in der Zeitung stand. Es wird deutlich, dass die Entnazifizierung allenfalls

⁹⁵⁹ Norddeutsche Volkszeitung Nr. 221 v. 21.9.1960: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

⁹⁶⁰ *Weser-Kurier* o.Nr. vom 29.9.1945: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

⁹⁶¹ Laut Julia Schulze-Wessel herrschte in der ersten Nachkriegszeit ein Antisemitismus-Tabu: „Sich in den ersten Monaten nach der Befreiung als FreundIn des ‚jüdischen Volkes‘ zu präsentieren, war eine dieser Strategien. [...] Die Übernahme des Antisemitismus-Tabus drückte sich auch in der Vermeidung bestimmter Begriffe aus, die zu sehr an nationalsozialistische Stereotypen und die antisemitische Ausrottungspolitik erinnerten. Damit niemand das Tabu verletzte, mußten Umschreibungen gesucht werden, die zwar sprachliche Neuerungen darstellten, sich in ihren Inhalten jedoch nicht unterschieden.“ [Schulze-Wessel 1998, S. 173, 176]. Die Vermeidung tabuisierter Begriffe scheint kein Anliegen des *Weser-Kuriers* gewesen zu sein.

ein jahrelanger Prozess – wenn er in Deutschland gelungen sein sollte – gewesen ist. Zum Zeitpunkt der Wiedergründung jüdischer Gemeinden, hier am Beispiel Bremen, ist man 1945 davon noch weit entfernt.

Vierzehn Jahre nach der Gemeindegründung wird über den geplanten Neubau berichtet, denn die „Israelitische Gemeinde soll im Rahmen der Wiedergutmachung eine neue Synagoge erhalten.“⁹⁶² Was genau die „Wiedergutmachung“ beinhalten sollte, wird nicht ersichtlich. Im Text wird von einem sich auf 3,5 Millionen Mark belaufenden „materiellen Schaden“ in Bremen gesprochen, der in der Nacht des 9. Novembers entstanden war – zusätzlich zu den im „ganzen Reichsgebiet [...] während der Pogromnacht insgesamt 36 [...] umgebracht[en]“ Juden.⁹⁶³

Wie im Reiche, so war auch in Bremen die Ermordung des deutschen Gesandtschaftsbeamten vom Rath durch einen 17jährigen deutsch-polnischen jüdischen Emigranten am 7. November 1938 in Paris für die Naziführung der willkommenen Anlaß, mit den Juden „abzurechnen“. Durch den in den Reihen nationalsozialistischer Fanatiker planmäßig großgezogene Haß gegen die Juden wurden auch in unserer Stadt in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, als Hitler und seine Vasallen für das ganze Reichsgebiet den verbrecherischen Befehl zum ungehemmten Losschlagen gegen das Judentum erteilt hatten, bei den Angehörigen der SA (Sturmabteilung der Nazipartei) alle Dämme menschlichen Mitempfindens, der Sittlichkeit und Rechtlichkeit hinweggespült.⁹⁶⁴

1958 werden beim Weser-Kurier in Verbindung mit dem Neubau der Synagoge stereotyp die Vorurteile weiterverwendet und die nicht-jüdische Gesellschaft als außerhalb des nationalsozialistischen Treibens stehend und somit davon distanziert geschildert:

[...], die bremische Bevölkerung verharrte in bedrücktem Schweigen. Sie spürte den Appell des Gewissens und wollte sich nicht zu den Gewalttaten des nationalsozialistischen Regimes und der SA bekennen. Während der weitaus größte Teil nach dem Pogrom vor Schrecken über soviel Brutalität, aus Scham und Sorge vor den Folgen der bösen Tat stumm blieb und viele den wehrlosen Opfern still ihr Mitgefühl bewahrten, versuchten die NS-Organisationen, die kaltblütigen Gewalttaten in einen Akt des Volkszorns umzufälschen.⁹⁶⁵

Wohl als Ausdruck für das seinerzeit still bewahrte Mitgefühl, wird über den finanziellen Wert der Wiedergutmachung genau Auskunft gegeben. So steht bei den Bremer Nachrichten anlässlich der Einweihung der Synagoge zu Beginn des Artikels die Bausumme:

Die aus Mitteln des Entschädigungsfonds vom Senat zur Verfügung gestellte Bausumme von rund 1,3 Millionen Mark soll nicht nur ein äußeres Zeichen der Wiedergutmachung sein. „Mit dem Aufbau“, so sagte Bürgermeister K a i s e n [Hervorhebung im Original], als er 1960 den Grundstein legte, „muß sich auch die Geisteshaltung unseres Volkes erneuern, damit die Menschen lernen, sich gegenseitig mehr zu achten und zu lieben.“⁹⁶⁶

Auch der Norddeutschen Volkszeitung ist es ein wichtiges Anliegen, direkt zu Beginn des Artikels auf die Finanzierung der Synagoge einzugehen:

⁹⁶² Weser-Kurier, Nr. 261 vom 8.11.1958, S. 5: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

⁹⁶³ Ebda.

⁹⁶⁴ Weser-Kurier, Nr. 261 vom 8.11.1958, S. 5: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

⁹⁶⁵ Ebda.

⁹⁶⁶ Bremer Nachrichten, Nr. 201 v. 29.8.1961, S.3 sowie: Weser-Kurier, Nr. 201 v. 29.8.1961, beide: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

Synagoge gerichtet – Projekt kostet 1 300 000 Mark

Eine neue Synagoge und ein Kulturzentrum, die für die israelitische Gemeinde in Bremen gebaut werden, wurden gestern gerichtet. Das Projekt kostet 1 300 000 Mark. Es wird vom bremischen Staat finanziert, der das Geld aus dem Fonds für Wiedergutmachung bereitstellt. Außerdem übereignet Bremen der jüdischen Gemeinde ein 4500 Quadratmeter großes Grundstück im Wert von 186 000 Mark.⁹⁶⁷

Während die Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland davon spricht, dass die Mittel für den Neubau „nach langen Verhandlungen im wesentlichen von der Hansestadt Bremen zur Verfügung gestellt“⁹⁶⁸ wurden, legen die regionalen Tageszeitungen großen Wert auf Nennung der Höhe sowie Zusammenkommen des Geldbetrages.

Die Berichterstattung zeigt, dass zum Zeitpunkt der Planung, des Richtfestes [Abb. 372] sowie der Einweihung die Einstellung zum Neubau einer Synagoge seitens der deutschen Bevölkerung ambivalent war. Zum einen wird von der Notwendigkeit der „Wiedergutmachung“ gesprochen, zum anderen aber die historische Verantwortung von sich gewiesen. Rund fünfzehn Jahre nach Kriegsende scheint die Thematik abgeschlossen. So spricht die Bremer Bürgerzeitung davon, dass die neu erbaute Synagoge „brüderlich in die beträchtliche Anzahl [der] nach dem Kriegsende entstandenen Gotteshäuser“⁹⁶⁹ aufgenommen wurde. Das Betonen der Finanzierungsbeitrag verdeutlicht die „Brüderlichkeit“. Wie mag im Jahr 1961 die Erwähnung von anderthalb Millionen D-Mark auf den Leser gewirkt haben, wenn zuvor suggeriert wurde, dass die Phase der Reue und Wiedergutmachung bereits abgeschlossen sei? So zeigte sich das ‚Feld der ‚Wiedergutmachung‘ [...] dabei als ein Parameter bundesrepublikanischer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus.“⁹⁷⁰ Anhand der Versuche, verantwortungsvoll vom Neubau der Synagoge zu berichten, wird deutlich, dass es keinen entspannten Umgang mit der Jüdischen Gemeinde gab. Die Synagoge soll im Rahmen einer Wiedergutmachung erbaut werden – die aktive Seite obliegt dem deutschen Staat, wie es bereits bei der Ausschreibung zum Berliner Jüdischen Gemeindehaus deutlich wurde.

Denn „Wiedergutmachung“ ist immer als ein Zeichen der für die Bundesrepublik Deutschland ideologisch konstitutiven Abgrenzung vom und „Bewältigung“ des Nationalsozialismus verstanden worden, als „Ausdruck des Willens“ [...].⁹⁷¹

Von der Notwendigkeit, sakralen Raum zurückzugeben sowie Geldmittel und Stadtfläche – im Sinne von Teilen – abzugeben, ist publizistisch nicht die Rede. Ebenfalls wird weder in Bremen noch in anderen Städten die Diskussion auf die Notwendigkeit des Synagogenbaus als sakraler Ausdrucksstätte gelenkt, wie es parallel beim Kirchenbau geschah. Die Presse schweigt zu der Tatsache, dass es sich um einen künstlerischen Auftrag handelt, dessen Formen keineswegs

⁹⁶⁷ Norddeutsche Volkszeitung, Nr. 221 v. 21.9.1960 sowie: Weser-Kurier, Nr. 24 v. 29.1.1960, beide: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, SO-308.

⁹⁶⁸ Allgemeine Wochenzeitung v. 29.1.1960: Zentralarchiv, B 1/10, Nr. 693.

⁹⁶⁹ Bremer Bürgerzeitung, Nr. 34 vom 26.8.1961, Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, SO – 308.

⁹⁷⁰ Pawlita, Cornelius: „Wiedergutmachung“ als Rechtsfrage? Die politische und juristische Auseinandersetzung um Entschädigung für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung (1945 bis 1990) (Europäische Hochschulschriften: Reihe 2, Rechtswissenschaft, 1440, zugl. Gießen, Univ., Diss., 1993), Frankfurt/Main 1993, S. 7.

⁹⁷¹ Ebda., S. 3.

festgeschrieben waren. Dass Synagogen prägende Architektur des Stadtbildes waren und phasenweise integraler Bestandteil einer Architekturdiskussion gewesen sind, scheint nicht mehr bekannt zu sein. So wird in Bremen der Synagogenneubau als pflichtschuldige Notwendigkeit vermittelt. Architekturfragen werden nicht gestellt. Diese Einstellung verdeutlicht sich während der Bauphase im Umgang mit dem Entwurf des Architekten, der nicht der Planung entsprechend ausgeführt wurde.

12.7.2 Baubeschreibung

An der Schwachhauser Heerstraße wurden Synagoge und Gemeindezentrum der Israelitischen Gemeinde Bremen vom Architekten Karl Gerle errichtet. Der Baukomplex liegt L-förmig auf einem 4500 Quadratmeter umfassenden Parzellengrundstück aus dem früheren Besitz der Stadt Bremen. Das Synagogengebäude unterscheidet sich sowohl hinsichtlich der Form als auch in Bezug auf die äußere Gestaltung vom Bau des Gemeindezentrums. Würfelförmig im Grundriss, mit rötlichem Mainsandstein verkleidet und mit kupfergedeckter Kuppel überragt die Synagoge das mit hellem Spaltklinker niedrigere Gemeindehaus um mehr als zwei Geschosshöhen. Beide Bauelemente schließen stilistisch unvermittelt aneinander an, sind jedoch aufgrund der Raumführung als Einheit zu sehen [Abb. 374].

Der baulich dominierende Synagogenkubus mit seiner überragenden Kuppel ist an seinen freistehenden Fassadenseiten (Süd-, Ost- und Nordseite) durch Mittel-Risalite strukturiert. An der Nord- und Südseite sind die Mittelrisalite durch je vier längsrechteckige, beinahe fassadenhohe Rundbogenfenster gegliedert [Abb. 376]. Die Rundbogenfenster sind mit dunklen Rahmen versehen und mit Buntgläsern gefüllt, die aufgrund eines später vorgesetzten Einfachglases nicht zu erkennen sind, ursprünglich jedoch von außen sichtbar waren. Die Fenster reichen nicht bis zum Boden, sondern bilden innerhalb des Risalits eine Sockelfläche.

An der Ostseite erscheint der Mittelrisalit von der Mauerfläche erhaben ohne gestalterische Elemente, die Struktur der querverlaufenden Mauerung fortsetzend. Die durchfensterten Risalitflächen an Nord- und Südseite weisen eine großflächigere Steinstruktur auf, die zudem nicht quer-, sondern längsrechteckig im Verbundsystem stehen. Zudem sind sie im Farbton eine Nuance heller als die Steine der Grundwand, was auch auf eine vorgesehene Oberflächenbehandlung der Steine hinweisen kann. Die Risalite finden ihren oberen Abschluss durch ein den gesamten Kubus umlaufendes, in der Oberfläche grob behauenes Steinband, das knapp unterhalb des Gesimses ansetzt. Gedeckt wird die Synagoge von einer zurückversetzten, mit Kupfer bedeckten Kuppel.

Das an der Westseite der Synagoge angesetzte Gemeindezentrum ist zweigeschossig mit einem zur Heerstraße liegenden eingeschossigen Vorbau, der nicht die gesamte Fassadenfläche einnimmt. Das Gemeindezentrum hat einen L-förmigen Grundriss [Abb. 378], die sich an der Westseite anschließende Verlängerung nach Süden ist von der Straßenseite nicht zu erkennen. Dieser Anbau war ursprünglich für Wohnungen vorgesehen.

Hauptgebäude und Vorbau des Gemeindezentrums sind mit längsrechteckigen Fenstern und

weißen Fensterrahmen versehen. Links und rechts des Vorbaus befinden sich zwei großflächige Längsfenster mit weißer, rautenförmiger Vergitterung, die über beide Geschosshöhen gehen. Der Haupteingang zur Synagoge befindet sich am Vorbau und ist über Stufen zu erreichen [Abb. 379]. Der Eingangsbereich ist überdacht und wird seitlich von zwei Fenstern eingerahmt, die ebenfalls weiß und rautenförmig verstrebt sind. Ein weiterer, schlichter Eingang befindet sich am westlichen Ende des Hauptbaus.

Betritt man das Gemeindezentrum durch den Haupteingang, so befindet man sich in einem Vorraum, und von diesem Vorraum aus können ein Clubraum, der Gemeindesaal, die Vorhalle der Synagoge und Treppen in das Untergeschoss und zur Frauenempore betreten werden. Die Treppe zur Frauenempore liegt seitlich der Synagogenvorhalle.

Der Synagogenraum ist im Erdgeschoss mit Sitzreihen versehen, die zur Ostseite und seitlich des Almemors ausgerichtet sind [Abb.380]. Der Almemor steht ohne gesonderte Umrahmung um eine Stufe zum Bodenniveau erhöht und ragt in den Raum hinein, ist aber nicht in der Raummitte platziert [Abb. 382]. Zwischen Toraschrein und Almemor befindet sich ein Leseputz, das zum Schrein gerichtet ist. Die Grundfläche, auf der sich Almemor und Leseputz befinden, ist trapezförmig. Umfasst wird dieses Trapez durch drei seitliche Stufen, die zum Toraschrein bzw. der Ostwand (die Toraschrein und zwei seitliche Nebenräume beinhaltet) führen [Abb. 380, 383]. Auffallendstes Element ist die Gestaltung des Thoraschreins, die in dieser Form bei den im Rahmen der vorliegenden Arbeit behandelten Synagogenbauten einzigartig ist. Der Schrein selbst ist als solcher nicht erkennbar. Die gesamte Ostwand wird dominiert von einer trapezförmigen, deckenhohen Wandöffnung, die leicht in den Raum hineinragt. Diese Wandöffnung ist mit grauem Naturstein verkleinert und im Innenbogen mit einem ebenfalls trapezförmigen grünen, glatten Steinband versehen.⁹⁷² Der freigelassene rechteckige Ausschnitt ist mit einem Samtvorhang mit einer Höhe von rund 6m verhängt. Vor dem Vorhang hängt ein Davidstern aus Messing, in dem zwei Löwen die bekrönten Gesetzestafeln halten. Die Ostwand ist beidseitig dieses Wandausschnittes/des Thoraschreins halbhoch geöffnet, die dahinterliegenden Räume werden durch weitere Vorhänge verdeckt.

Die Decke öffnet sich kreisförmig und gibt den Blick in die darüber gespannte Kuppel frei [Abb. 380], die durch ein verdecktes Lichtband beleuchtet wird. Die Deckengestaltung ist schmucklos in Weiß gehalten. Die acht Fenster des Raumes sind mit bunten Glasfenstern mit der Zwölf-Stämme-Symbolik versehen [Abb. 381]. Gestaltet wurden die Gläser von Jupp Gesing. Zwischen den Fenstern stehen Pilaster mit angedeuteten Kapitellen, die durch einen Quereinschnitt vom Schaft getrennt sind. [Abb. 381]. Die Pilaster sind durch eine die gesamte Höhe einnehmende Längsrille unterteilt. Zwei dieser Halbpfeiler umrahmen auch das Eingangsportal an der westlichen Innenwand, unterbrochen durch die Frauenempore. Die ursprüngliche Frauenempore hängt frei schwebend an der Westwand oberhalb der Eingangstür. Die ursprüngliche Gestaltung kann aufgrund des Umbaus und der Erweiterung der Empore nicht mehr genau rekonstruiert werden. Das Raumteil, das auf das Dach des Gemeindezentrums hinausragt und von außen

⁹⁷² „Angeblich wurde auf seine [Alfred Ries, Präsident des SV Werder Bremen, K.L.] Initiative hin die Farbdekoration der neuen Bremer Synagoge in den Vereinsfarben Grün-Weiß gewählt. Ries, der sich überdies in jüdischen Angelegenheiten engagierte, war Vizepräsident des Deutschen Sportbunds [...]“: Brenner 2012, S. 163.

sichtbar ist, wurde nach einem Umbau hinzugefügt.⁹⁷³ Durch einen zwischen Synagogenraum und Gemeindesaal liegenden Vorraum lässt sich bei großem Andrang an Feiertagen der Synagogenraum erweitern [Abb. 383].

Der L-förmige Verwaltungsanbau beinhaltete neben seinem Mehrzwecksaal für rund 200 Personen ursprünglich einen Clubraum, ein Sitzungszimmer und ein Büro im zur Straße gewandten Riegel. Im hinteren Gebäudeabschnitt lagen die rituelle Küche sowie ein Altenwohnheim, später kam ein Kindergarten hinzu. Vom Foyer aus kann man zu der im Keller liegenden Garderobe sowie zur Mikwa mit ihren nötigen Zusatzräumen gelangen.

12.7.3 Planungsphase

In den Akten des Zentralarchivs, des Bauordnungsamtes sowie in der Tageszeitungs-Dokumentation der Bauphase im Staatsarchiv finden sich unterschiedliche Entwürfe der Gestaltung.⁹⁷⁴ Hervortretendes Merkmal der ausgeführten Gesamtanlage ist, neben der Kuppel, die unterschiedliche äußere Gestaltung von Synagoge und Verwaltungsbereich. Während die Synagoge mit dunklem Sandstein verkleidet ist, wurde der Verwaltungsbereich hell verklinkert. Die Planungsunterlagen zeigen, dass Gerle verschiedene Variationen der Außengestaltung in Betracht gezogen hatte.

Deutlichste Unterschiede gibt es beim Synagogenbaukörper. So sind in der Fenstergestaltung, der Mauerbehandlung und der Größe der Kuppel Abweichungen zu sehen. Während die Pläne des Zentralarchivs auf März 1959 datiert sind, stammen die des Bauordnungsamtes vom Januar 1960, Maßstäbe 1:100. So ist der Synagogenkörper 1959 höher [Abb. 385] gezeichnet als bei der Planung 1960 [Abb. 384], hier war jedoch eine wesentlich höher aufragende Kuppel vorgesehen, die von einem Davidstern bekrönt ist. Weitere Unterschiede zeigen sich in der Mauergestaltung: So gibt es neben den Entwürfen mit vier mittig nebeneinander liegenden Rundbogenfenstern den Entwurf mit zwei Rundbogenfenstern.⁹⁷⁵ [Abb. 384] Bei diesem Entwurf wird das Gebäude allerdings von helleren Seitenwangen eingefasst, die zwar bis unter die Traufe, jedoch nicht bis zum Boden reichen. Diese Seitenwangen sind von einem mäanderähnlichen Band eingefasst. Auch ist die durch eine Querschraffierung angedeutete Mauerung unterschiedlich gehalten, die dunklere Grundmauerung ist schmaler als die der helleren Seitenwangen. Auf der Kuppel ist ein Davidstern vorgesehen. Die differente Helligkeit der Mauerelemente beruht auf den Strichabständen.

Ein weiterer Plan der gleichen Zeit zeigt den Entwurf des Synagogenbaus in der ausgeführten Weise [Abb. 386], wobei anhand der Zeichnung nicht zu erkennen ist, ob sich Synagogenbau und Verwaltungstrakt farblich voneinander unterscheiden. Der Synagogenkubus wird in diesem Plan unterhalb der Traufe von einem umlaufenden Steinband abgeschlossen, weist hier allerdings

⁹⁷³ Umbau Johann Taute, Dipl.-Ing. Architekt, Bremen.

⁹⁷⁴ Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, Heidelberg: Bestand B. 1/10 Bremen und Bauordnungsamt Bremen, Akte C, Nr. 291, 60 sowie Staatsarchiv Bremen Akte 9, S 0-308.

⁹⁷⁵ Bauordnungsamt Bremen, Akte C, Nr. 291, 60, Plan „Synagoge und Gemeindehaus der israelitischen Gemeinde i.L. Bremen“, M = 1:100.

einen dem erstbesprochenen Plan vergleichbaren Mäander auf [Abb. 384]. Ein Plan Karl Gerles vom Februar 1959⁹⁷⁶ zeigt den Synagogenbau in einem hellen Mauergrundton mit zwei großen Rundbogenfenstern, die in der Mitte durch einen Pilaster verbunden werden. Dieser Pilaster weist Ähnlichkeit mit den letztlich ausgeführten Pilastern des Innenraums auf, wo sie ebenfalls zwischen den Fenstern stehen. Die Fenster der Zeichnung sind mit hebräischen Schriftzeichen, den zehn Geboten, verziert. Die sichtbaren ECKEINFASSUNGEN dieser Planung besitzen keine Schraffur und verweisen nicht auf eine erkennbare Mauerung. Auch das oben verlaufende Steinband findet sich in dieser Zeichnung nicht. Die Hauptfarbigkeit des Korpus entspricht ohne angedeutete Mauerung der des Verwaltungstraktes. Mit diesem Plan stimmt ein im Weser-Kurier anlässlich der Grundsteinlegung veröffentlichtes dreidimensionales Baumodell überein.⁹⁷⁷ [Abb. 375] Nicht nur die beiden großflächigen Fenster, sondern auch die Farbigkeit des Verwaltungstraktes stimmt in diesem Modell mit der hellen Grundfarbigkeit des Synagogenkubus' überein. Die gleichzeitig veröffentlichte Skizze des Bauensembles weist Unterschiede in der Farbigkeit und in der Lage des Eingangsbereiches auf.⁹⁷⁸ Hier sind Synagoge und Verwaltungstrakt mit dem gleichen, dunkel wirkenden Stein verkleidet, ein Rautengitter findet sich sowohl bei den Fenstern der Synagoge als auch im angrenzenden Bau, wo gleichfalls Fenster bzw. der Eingang hinterfangen wurden.

In einem Brief an den damaligen Baudirektor Klaus Tippel vom 20.1.1960 erörtert der Architekt Gerle Anregungen Tipples hinsichtlich der Gebäudesymmetrie, die sich in der Fensteranordnung ablesen lässt.⁹⁷⁹ Es ist davon auszugehen, dass Tippel in Gesprächen die Beschränkung auf je zwei große Seitenfenster, wie sie ja in den frühen Plänen auftauchen, kritisiert hatte.⁹⁸⁰ Gerle antwortet: „Bei unserer letzten Diskussion führten Sie an, daß bei meiner bisherigen Gestaltung des Synagogen-Baukörpers durch den Maßstab der Fenster im Inneren des Raumes zwei Achsen in Konkurrenz treten.“⁹⁸¹

Da Fenster nur an der Süd- und Nordseite geplant waren, muss in diesem Fall von einer Achse zwischen den beiden Fensterbahnen ausgegangen werden [Abb. 387]. Tippel sah hierin die Ostorientierung des Innenraums gefährdet. Und obwohl Gerle „der Ansicht [...]war], daß man der [...] erwähnten Gefahr der Ablenkung von der östlichen Blickrichtung durch die Wahl der Verglasung begegnen könnte“⁹⁸², hat er den Gedanken Tipples aufgegriffen. Im Rahmen seiner neuen Überlegungen hatte er die Idee, die Fenster „auch wahlweise aus der Form des Davidsterns“⁹⁸³ zu entwickeln. Einen Davidstern als Fensterform gab es bis zu diesem Zeitpunkt lediglich an der Synagoge Alfons Leitls in Trier aus dem Jahr 1958 und wäre an derart prominenter Stelle eine sehr deutliche Kennzeichnung gewesen.

⁹⁷⁶ Entwurf Kulturzentrum israelitische Gemeinde Bremen, Blatt 87, Masstab 1:100, in: Zentralarchiv, B. 1/10 (= Bremen), Nr. 557.

⁹⁷⁷ Weser-Kurier Nr. 24 v. 29.1.1960, in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0–308.

⁹⁷⁸ Ebda.

⁹⁷⁹ Brief des Architekten Karl Gerle an den Baudirektor Tippel, Bremen, vom 20.1.1960, in: Zentralarchiv, B. 1/10, Nr. 360.

⁹⁸⁰ Im Entwurf von 1959 finden sich zwei Fenster, ebenso bei einem Entwurf aus dem Jahr 1960, wie beschrieben.

⁹⁸¹ Ebda.

⁹⁸² Ebda.

⁹⁸³ Brief des Architekten Karl Gerle an den Baudirektor Tippel, Bremen, vom 20.1.1960, in: Zentralarchiv, B. 1/10, Nr. 360.

Die Idee Tippels, die Fenster asymmetrisch in Richtung Osten zu verlagern, lehnt Gerle jedoch ab, da „bei einer asymmetrischen Anordnung [...] nur sehr schwer das optische Gleichgewicht“ erreicht und somit auch „keine Rücksicht auf die innere Grundrißgestaltung“ genommen werden kann.⁹⁸⁴ Es gilt zu überlegen, inwieweit Toppel vom Bau der Hamburger Synagoge an der Hohen Weide inspiriert worden ist: Der zeitgleich errichtete Bau in ähnlicher Größe verfügt über eben solche Fenster, die aus der Mittelachse der Wandflächen an die Seite verschoben wurden [Abb. 490, 498]. Allerdings handelt es sich hier nicht um einen quadratischen, sondern um einen fünfeckigen Grundriss.

Der letztendlich ausgeführte Bau unterscheidet sich in drei Punkten von den ursprünglichen Plänen: Zum einen wurden je vier statt der zunächst geplanten zwei Fenster an der Nord- und Südseite eingezogen. Die Entscheidung zur Veränderung fiel beim Treffen der Baukommission vom 8. Februar 1960:

Es wird zunächst über die Gestaltung der Synagogenfenster gesprochen. Man einigt sich schließlich darauf, grosse Fenster zu nehmen. Anhand der vorgelegten Zeichnungen wird anstatt des ursprünglichen Modells von Herrn Gerle 4 grosse schmale Fenster akzeptiert [sic].⁹⁸⁵

Weiterhin wurde die Fenstermotivik verändert. Aus den zehn Geboten wurde die Stämmesymbolik [Abb. 375, 384, 386]. Auch hierzu gab es Besprechungen der Baukommission.⁹⁸⁶ Die auffallendste Veränderung im Vergleich zu den vorhandenen Plänen zeigt sich jedoch bei der Farbigkeit des Mauerwerks. Aufgrund von gleichermaßen vorhandenen oder fehlenden Schraffuren in den Plänen kann davon ausgegangen werden, dass die Farbigkeit von Synagogenkorpus und Verwaltungsgebäude übereinstimmen sollte. Die im Weser-Kurier veröffentlichte Skizze⁹⁸⁷ sowie das Bau-Modell belegen diese Planung [Abb. 375]. Das Modell zeigt einen hellen Mauerfarbton der Gesamtanlage. Eine unterschiedliche Farbigkeit von Synagoge und Verwaltungstrakt ist jedoch weder den Plänen noch dem Baumodell zu entnehmen. Das Protokoll der Baukommission vom 23. Juni 1960 zeigt, dass die am ausgeführten Bau vorhandene Zweifarbigkeit nicht auf eine geplante inhaltliche Unterscheidung verweisen. Die Gesamtanlage war homogen geplant, und zwar der Farbigkeit des Synagogenkorpus entsprechend rötlich:

Bei der Vergabe an die Fa. Kellner ist seinerzeit vereinbart worden, dass rote gebrannte Vollsteine [für den Verwaltungstrakt, K.L.] verwendet werden. In Wirklichkeit sind weisse Kalksandsteine bislang verbaut worden. Nach Angabe der Firma sollen die ursprünglich geforderten Steine nicht lieferbar sein und daher sei nach Rücksprache mit Herrn Baudirektor Toppel auf weisse Steine ausgewichen worden. Die weissen Steine sind um 2,05 DM per cbm billiger.⁹⁸⁸

Somit ist die letztendlich ausgeführte Version auf einen Materialmangel zurückzuführen. Die Unterlagen geben keinerlei Aufschluss über die Reaktion des Architekten und der Gemeinde oder

⁹⁸⁴ Ebd.

⁹⁸⁵ Protokoll der Baukommission 8.2.1960, in: Zentralarchiv, B 1/10, Nr. 584.

⁹⁸⁶ Ebd.

⁹⁸⁷ Weser-Kurier Nr. 24 v. 29.1.1960, in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

⁹⁸⁸ Protokoll der Baukommission 23.6.1960, in: Zentralarchiv B 1/10, Nr. 584.

Versuche, die den Planungen widersprechende Bauweise aufzuheben. Vielmehr berichtet die Baukommission davon, dass die Steine „bislang verbaut worden“ sind. Die Tatsache, dass Baudirektor Tippel dem Verbauen weißer Steine zugestimmt hat, lässt Rückschlüsse auf die Einschätzung des Architektenentwurfs zu. Die Erwähnung, dass die weißen Steine „billiger“ sind, mag ein Kriterium der Zustimmung gewesen sein.⁹⁸⁹ Das Ergebnis ist allerdings bei einem Gebäude dieser Größenordnung eklatant und auf inhaltlicher Ebene gravierend, da es eine deutliche Trennung von Synagoge und profanem Anbau bewirkt.

Der vorhandene Brief Karl Gerles an Baudirektor Tippel zeigt, dass Tippel versucht hat, gestalterisch in den Synagogenentwurf einzugreifen. Baudirektor Tippel scheint eigene Vorstellungen vom Bau einer Synagoge gehabt zu haben, denen Gerle fundiert entgegenzutreten weiß.⁹⁹⁰ Es lassen sich im Laufe der Architekturentwicklungen der Synagogen Gerles deutlich vertiefte Kenntnisse der Synagogenarchitektur finden. Gerle weiß von der historischen Architekturentwicklung der Synagoge und vom Bedeutungsgehalt der Raummitte im jüdischen Ritus, während Tippel eine „Ablenkung von der östlichen Blickrichtung“ befürchtet. Es ist zwar bei Gerle an keiner Stelle von einem Mittelpunkt des Almemors die Rede, allerdings wirft er Tippel vor, „keine Rücksicht auf die innere Grundrißgestaltung“⁹⁹¹ zu nehmen, denn ein baulicher Mittelpunkt sei „insbesondere bei Synagogen-Grundrissen“⁹⁹² das Wesentliche. Gerle nimmt in seinem Brief Bezug auf die letzte Diskussion – ein Hinweis darauf, dass es verschiedentlich Abstimmungsbedarf zwischen Klaus Tippel, dem Architekten Gerle und der jüdischen Gemeinde als Auftraggeberin gegeben haben muss. So ist der letztlich ausgeführte Bau in Bezug auf die Farbigkeit nicht so gestaltet worden wie geplant, auf eine dekorative Mauerbehandlung wurde verzichtet, die Höhe der Kuppel ist flacher als auf den Zeichnungen zu sehen, es finden sich vier statt der angedachten zwei Rundbogenfenster. Auch die äußere Gestaltung der ursprünglich 1959 zu findenden Fenster zeigt sich nicht an der gebauten Synagoge: Bei Betrachtung des

⁹⁸⁹ Das Kriterium der Kosten wird auch an anderer Stelle deutlich. So wurde laut Protokoll vom 26. Juli 1960 über den Toraschrein gesprochen: „Es wird dann noch über die für den Aron Hakodesch vorgesehenen Vorhänge gesprochen. Die geplante Höhe von etwa 6m führt dazu, dass die Vorhänge sehr teuer werden. Mit Herrn Gerle soll darüber gesprochen werden, ob nicht durch eine etwa 1/3 der vorgesehenen Höhe angebrachte Platte aus hartem Material die Vorhangkosten verringert werden können.“ In: Zentralarchiv B 1/10, Nr. 584.

⁹⁹⁰ Brief Karl Gerles an Baudirektor Klaus Tippel vom 20.01.1960, Zentralarchiv B 1/10, Nr. 360: „Bei unserer letzten Diskussion führten Sie an, daß bei meiner bisherigen Gestaltung des Synagogen-Baukörpers durch den Maßstab der Fenster im Inneren des Raumes zwei Achsen in Konkurrenz treten. Ich bin zwar nicht der Auffassung, daß man bei einem Raum, dessen Grundriß einer quadratischen- oder Kreis-Form entspricht, von Achsen sprechen kann. Wenn man versuchen würde, hier Achsen anzuordnen, so würden sie sich stets im Mittelpunkt treffen und immer zu einer zentralen Ordnung führen, die ja auch das Wesentliche bei derartigen Grundrißformen und insbesondere bei Synagogen-Grundrissen ist. Obwohl ich der Ansicht bin, daß man der von Ihnen erwähnten Gefahr der Ablenkung von der östlichen Blickrichtung durch die Wahl der Verglasung begegnen könnte, habe ich Ihren Gedankengang aufgegriffen und mich bemüht, die Gestaltung der Fenster großflächiger zu formen und bin dann zu dem Ergebnis gekommen, wie ich es im beiliegenden Abzug dargestellt habe. Hierbei ist die bisher als Fenstermotiv gewählte Form zu Stein geworden und der umgebende Rahmen als Betonrahmenfenster gedacht. Da das Motiv vom Innenraum gesehen nun gegen das Licht gestellt ist, kann eine Ablenkung aus der gewollten Blickrichtung nicht mehr hervorgerufen werden. Außerdem gibt die Größe der Betonfenster, die auch wahlweise aus der Form des Davidsterns entwickelt werden können, dem Bauwerk von außen den von Ihnen erwünschten Maßstab. Ich habe mich hierbei auch ausgiebig mit der von Ihnen vorgeschlagenen Asymmetrie bei der Anordnung der Fenster beschäftigt. Ganz davon abgesehen, daß das bei der Größe des Motivs kaum anzuwenden wäre, bin ich der Auffassung, daß der Baukörper der Synagoge so stark aus der Senkrechten entwickelt ist, - eine Form die das Bauwerk mehr als Demonstration einer religiösen Lehre (denkmalähnlich) und in unserem Falle als Eckpfeiler des sehr flach hingestreckten Bauwerkes erscheinen läßt, - daß man bei einer asymmetrischen Anordnung der Motive in der Außenansicht nur sehr schwer das optische Gleichgewicht erreichen kann. Der von Ihnen vorgelegte Gegenvorschlag nimmt hierbei auch keine Rücksicht auf die innere Grundrißgestaltung, die ein Verschieben der Fenster so weit nach Osten nicht zulassen würde.“

⁹⁹¹ Ebda.

⁹⁹² Brief Karl Gerle an Bausirektor Tippel.

Entwurfs fällt eine verbindende Mauereinfassung auf. Der ehemalige Plan, die Fenster mit den 10 Geboten zu schmücken, wurde zugunsten der Stämme-Symbolik verändert. Wäre der ursprüngliche Entwurf beibehalten worden, so wären die Fenster mit der hebräischen Inschrift und ihrer Einfassung wie Gesetzestafeln deutliche Symbole des Judentums und eines repräsentativen jüdischen Gotteshauses geworden. Nachdem die Bauherrin und der Architekt von dieser Gestaltung abgerückt waren, zeigen die Pläne von 1960 [Abb. 384] eine erhöhte Kuppel mit bekrönendem Davidstern: Auch diese Elemente sind beim tatsächlichen Bau nicht zu finden. Der Synagogenkorpus ist insgesamt deutlich niedriger, weniger dekoriert, ohne jüdische Sakralsymbolik.

12.7.4 Einordnung Bremen

Die Bremer Gemeinde verfügt mit ihrem 1961 erbauten Gemeindezentrum über einen zweigeteilten Bau mit heterogener Wirkung. Sakralbereich und Profanbereich unterscheiden sich architektonisch durch unterschiedliche Gebäudegrößen sowie durch die verschiedenartige Mauerverkleidung der Gebäude. Während die Synagoge großflächig mit rötlichem Wesersandstein verkleidet ist, ist der lang gestreckte Verwaltungskörper durch hellen Klinkerstein gekennzeichnet. Wäre der Profanbau, wie ursprünglich geplant, ebenfalls mit rötlichem Stein verkleidet worden, so wäre die Anlage zum einen homogener im Gesamteindruck und zum anderen besser an die umliegende, regionale Bauweise angepasst gewesen. Der im Norden Deutschlands verbreitete rote Backstein umgibt die in einem Wohngebiet liegende Synagoge in direkter Nachbarschaft. So war die Entscheidung Tippels, den hellen Kalksandstein zu nehmen, nicht so beiläufig in der Wirkung, wie es der Aktenlage nach zu vermuten wäre. Bis auf das Baukommissionsprotokoll ist keine weitere Stellungnahme vorhanden, die Reaktion des Architekten ist nicht bekannt.

Im Eingreifen Tippels und der letztlich unbeeindruckten Bauführung hinsichtlich der Fassadengestaltung scheint sich eine Haltung auszudrücken, die in der finanziellen Förderung zu liegen scheint. Zugleich wird deutlich, dass es sich bei diesem Bauvorhaben nicht um eine Synagoge mit Gemeindezentrum als selbstverständlichem Teil einer Rückerstattung gehandelt hat. Vielmehr ist der Bau ein Objekt der Stadt und des Landes Bremens, wo derjenige bestimmen kann, der bezahlt – auch über die Bedürfnisse der Jüdischen Gemeinde hinweg.

Das jüdische Gemeindezentrum liegt von der Straße und hinter die Fassadenreihe der angrenzenden Bebauung zurückgezogen. Durch seine Monumentalität, die Fenstersetzung und insbesondere durch die Kuppel ist es als nicht-profan zu erkennen. Ein Hinweis auf ein jüdisches Gemeindezentrum mit Synagoge findet sich nicht, der ursprünglich geplante Davidstern an einer Stange auf der Kuppel [Abb. 384, 386] ist nicht errichtet worden. Das auffallendste Kennzeichen ist die Kuppel auf quadratischem Unterbau. Der Verwaltungsbau ist direkt an den Sakralbau angesetzt, wirkt jedoch aufgrund der unterschiedlichen Farbigkeit als nicht dazugehörig. Wie bei der Synagoge in Essen zu sehen, war die Kuppel im Synagogenbau ein häufig angewandtes Architekturmittel zur Erhöhung des Sakralgebäudes. In diesem Fall ist der gesamte

Synagogenraum überkuppelt, ebenso wie in Essen [Abb. 16] und auch in Düsseldorf [Abb. 11]. Hier wird nicht, wie in Trier [Abb. 8] oder Hagen [Abb. 19], auf einen partiellen Raumteil verwiesen, überhöht wird der gesamte Sakralraum. Der quadratische Unterbau mit Kuppel assoziiert zwei jüdische Bauwerke der Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts: die Synagoge Peter Behrens' in Sillein in der Tschechoslowakei (1931) [Abb. 50] sowie ein zur Helden-Synagoge in Budapest (1931) in Ungarn gehörendes Gebäude⁹⁹³ [Abb. 388].

Im Fall der Bremer Synagoge rückt auch die Gestaltung des Innenraums in das Blickfeld, da sich hier durch die Art der Toraschrein-Umrandung Verbindungen zu Synagogen des 19. Jahrhunderts herstellen lassen. Der Innenraum, im Synagogenbau der Nachkriegszeit in Deutschland noch mal mehr ohne verbindliche Baunormen als der Außenbau, ist größtenteils der Selbstdefinition der Gemeinde vorbehalten. Gerle wählte für die Ostwand und den Toraschrein eine pylonenförmige Wandöffnung und greift somit ägyptisierende Stilmittel auf. Und auch in Recklinghausen, Minden und Hagen findet sich eine vergleichbare Gestaltung der Ostwand.

12.7.4.a Die Kuppel der Bremer Synagoge

Gerle verwendete zur Errichtung der Bremer Synagoge zwei geometrische Formen, die durch ihre strukturelle Prägnanz wirken: den Kubus und die Halbkugel. Wie bei der Synagoge von Knoblauch und Heise in Essen zu sehen, war die Kuppel in der Synagogentradition bis Ende des 19. Jahrhunderts repräsentatives Kennzeichnungselement und nicht kultisch bedingt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich die Charakterisierung des synagogalen Zentralraums durch eine Kuppel durch. Bis Ende des 19. Jahrhunderts wurde, als städtebauliches Repräsentationsmerkmal der Synagoge, häufig der zur Straße liegende, ansichtige Bauteil als sakrales Erkennungsmerkmal überkuppelt, wie beispielsweise in der Oranienburger Straße in Berlin. Später wurde die Kuppel Kennzeichen eines synagogalen Monumentalstil und war somit selbst zum Synonym der Synagoge geworden. Dem Neubau der Synagoge in Sillein [Abb. 50] ging seinerzeit ein Wettbewerb voraus, der von Max Eisler kritisiert wurde, hatten doch die Ausschreiber den Bau einer Kuppel zur Bedingung gemacht.⁹⁹⁴ Den eingeschränkten Wettbewerb, zu dem Peter Behrens, Josef Hoffmann aus Wien und Lipot Baumhorn aus Budapest eingeladen waren, gewann Behrens.⁹⁹⁵ Bekanntheit hat der Bau sicherlich durch die Berühmtheit seines Architekten errungen. Carol Herselle Krinsky zweifelt seine besondere architektonische Vorbildfunktion für den Synagogenbau an und bevorzugt die ausgeschiedenen Entwürfe Josef Hoffmanns [Abb. 52, 53], wie zuvor bereits Max Eisler.⁹⁹⁶

⁹⁹³ Hannelore Künzl verweist darauf und spricht von der Helden-Synagoge als kubischem Bau mit Halbkuppel. Jedoch ist das benannte Gebäude keine Synagoge, sondern die hinter der Synagoge liegende „Helden-Kapelle“, ein Kriegerdenkmal der Budapester Juden. Vgl. Künzl 1992, S. 151 sowie Krinsky 1988, S. 302.

⁹⁹⁴ Eisler, Max: Die Synagoge in Sillein, in: Menorah, 9 (1931), S. 525–531.

⁹⁹⁵ Vgl. Krinsky, 1988, S. 300-303.

⁹⁹⁶ Eisler, Max: Entwürfe für eine Synagoge, in: Menorah, 7 (1929), S. 86–95.

12.7.4.b Peter Behrens' Synagoge in Sillein

Von der Helden-Kapelle in Budapest und der Neolog-Synagoge in Sillein ist der Bau Behrens' der bekanntere. Der Grundriss des Gebäudes ist rechteckig mit längsrechteckigem Annexbau, in dem die Wochentagsynagoge untergebracht ist. Der rechteckige Betsaal ist von einer Halbkugel überkuppelt. Im Fassadenbereich ist der Eingangs- und Untergeschoss-Bereich mit Ziegelmauerwerk eingefasst, während der eigentliche Korpus weiß verputzt ist. Die Ecken des Baukörpers ziehen leicht gestuft nach oben. Die Kuppel ist dunkel gedeckt. Über einer kleinen Laterne erhebt sich ein Davidstern auf einer Stange, ebenso wie auch die vier Ecken des Gebäudes von je einem kleinen Davidstern auf einer Stange bekrönt werden. Krinsky, die den Bau Behrens' neben den Synagogen in Hamburg (1931) von Friedmann und Ascher und Landauers in Plauen (1930) zu den modernen geometrischen Synagogen⁹⁹⁷ zählt, vermutet, dass „die fast quadratischen und überkuppelten Formen und die Steinverblendung an die Architektur von Jerusalem erinnern“ sollten.⁹⁹⁸ Damit hätte Behrens versucht, die slowakischen Juden Silleins stilistisch orientalistisch zu verorten: „Wahrscheinlich wäre es Behrens oder den anderen Architekten niemals in den Sinn gekommen, eine Kirche in orientalistischer Form zu entwerfen, obwohl auch Jesus aus dem Heiligen Land stammte und dort gelebt hatte.“⁹⁹⁹

Eine Synthese von orientalischen und modern-geometrischen Bauelementen existierte nicht nur im architektonischen, sondern auch im öffentlichen Bewusstsein seit der Weißenhof-Ausstellung in Stuttgart aus dem Jahre 1927. Behrens hatte sich zu diesem Zeitpunkt vom Deutschen Werkbund, dem Initiator dieser Entwicklung, wieder entfernt.¹⁰⁰⁰ Als Mitglied des Werkbundes jedoch war Behrens mit der „Diskrepanz zwischen ‚Typus‘ und ‚Gestaltung‘“ und der „Suche nach einer Baukunst, die den wahren Geist des deutschen Volkes ausdrücken sollte“, beschäftigt.¹⁰⁰¹ Diese Suche führte Behrens zu einer „von Nietzsche inspirierte[n] Vergangenheit zurück zu Formen, die am Mittelalter orientiert waren.“¹⁰⁰² Die Suche nach einer die Funktion ausdrückenden Form als Veräußerlichung des inneren Gehaltes war eine grundsätzliche in der Architektur der Zwanziger- und Dreißigerjahre. Hierin kann ein Motiv Behrens' liegen, die Silleiner Synagoge orientalisierend zu verankern, auch wenn zum Zeitpunkt des Erbauens der Zenit orientalistischer Synagogen bereits überschritten war. Krinsky benennt die Elemente der Synagoge exotisch und stellt den Vergleich mit einer Kirche im orientalisierenden Baustil her. Eisler attestierte Behrens, dass es „ein jüdischer Tempel [...] schon der Form nach, aber auch nach Sinn, Rhythmus und Stimmung nicht eigentlich geworden“ ist.¹⁰⁰³ Mit Blick auf andere architektonische Einflüsse des frühen 20. Jahrhunderts drängt sich die Frage auf, ob ägyptische Elemente eine Rolle bei der Gestaltung spielten. Denn so, wie sich Behrens mit mittelalterlichen Formen beschäftigt hat, so war er den Einflüssen ägyptisierender und orientalisierender

⁹⁹⁷ Vgl. Krinsky 1988, S. 295f.

⁹⁹⁸ Ebda., S. 300f.

⁹⁹⁹ Krinsky 1988, S. 302.

¹⁰⁰⁰ Vgl. Frampton 1995, S. 101.

¹⁰⁰¹ Ebda., S. 99, 101.

¹⁰⁰² Frampton 1995, S. 101.

¹⁰⁰³ Eisler 1931, S. 531.

Architektur ausgesetzt: „Tatsächlich [...] bildeten historische Belege, vor allem wenn sie anonymen Kulturen entstammten, eine Seh- und Argumentationshilfe, die bei der Durchsetzung der eigenen Ziele von Nutzen war und bereitwillig in Anspruch genommen wurde.“¹⁰⁰⁴

12.7.4.c Ägyptizismus zu Anfang des 20. Jahrhunderts

Behrens wurde zugeschrieben, weniger eine islamisierende Architektur als vielmehr eine ögyptische Formensprache in die moderne Architektur des 20. Jahrhunderts übertragen zu haben: „Julius Meier-Graefe hat von dem befreundeten Designer und Architekten [Behrens, K.L.] behauptet, er spreche von Ramses II. wie von einem verehrten älteren Kollegen.“¹⁰⁰⁵ Und so verwendete Behrens zu Beginn des 20. Jahrhunderts ägyptisierende Elemente und verlieh seiner Architektur eine „wuchtige Kraft“ und „ruhende Massigkeit“¹⁰⁰⁶.

Ein „breite[s] Lagern, das [...] den Anblick und Eindruck der Form bestimmt“¹⁰⁰⁷, attestiert Eisler auch Behrens' Synagoge. Der Kontrast der Synagoge zwischen der Vertikalität der tief in das Gebäude geschnittenen Fensterreihen des Obergeschosses sowie die Horizontalität des dunkleren Ziegelsteinmauerwerks im Untergeschoss erinnert an Walter Gropius' Musterfabrik auf der Werkbundaussstellung in Köln von 1914 [Abb. 390].

War zunächst im 19. Jahrhundert die Verwendung des Ägyptenstils inhaltlich zu verstehen gewesen, als Synonym für „die Suggestion zeitüberdauernder Staatsautorität [...] oder die Stimmung geheimnisschwerer Mysterien“¹⁰⁰⁸, so verschob sich die Assoziation im frühen 20. Jahrhundert auf den gebauten Maßstab:

Ägyptisch schien jetzt alles heißen zu können, was des gewohnten Maßstabes entbehrte und mit seinen Massen das Auge beeindruckte. Daß sich diese Gedankenverbindung nun für Bauten der modernen Industrielwelt herstellte, eröffnete dem Ägyptizismus einen neuen Anwendungsbereich.¹⁰⁰⁹

So zeigte Walter Gropius auf der Werkbundaussstellung in Köln 1914 mit seinem Entwurf der Musterfabrik in der horizontalen Linienführung den Einfluss Frank Lloyd Wrights, doch die Turmanklänge sowie das Pylonenmotiv der Portalzone unterliegen dem Einfluss ägyptisierender Architektur. Gropius strukturiert seine Fabrikfassade zum einen durch seine horizontale und vertikale Linienführung von Dach und Fenstern, zum anderen durch die Kontraste zwischen gemauerter Eingangszone und weißem Fabrikkörper.

Diese Gestaltungselemente finden sich bei Behrens' Synagoge in Sillein wieder: die gemauerte Eingangszone mit horizontaler Linienführung sowie der weiße Synagogenkorpus mit vertikaler Fenstersetzung. Im Winterbeträum wurde der Toraschrein von Behrens als Portalmotiv gestaltet. Der senkrecht in die Wand geschnittene Toraschrein wird von einem hervorkragenden

¹⁰⁰⁴ Pehnt, Wolfgang: Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts, München 1989, S. 69.

¹⁰⁰⁵ Ebda., S. 74.

¹⁰⁰⁶ Pehnt 1989, S. 74.

¹⁰⁰⁷ Eisler 1931, S. 528.

¹⁰⁰⁸ Pehnt 1989, S. 69.

¹⁰⁰⁹ Pehnt 1989, S. 74; vgl. auch: Worringer, Wilhelm: Ägyptische Kunst. Probleme ihrer Wertung. München 1927.

Querbalken überfangen, einem ägyptischem Tormotiv [Abb. 393]. Behrens ägyptisierende Verweise entspringen einem Orientalismus im weitesten Sinne. Die Vorbildfunktion eines Ägyptenstils war in der Architektur des frühen 20. Jahrhunderts von kurzer Dauer, da „das Gewicht und die Undurchdringlichkeit geschlossener Mauern, die Symmetrie, die Monumentalität und die Strenge ägyptischer Sakral- und Palastarchitektur“ mit „der gewollten Leichtigkeit und Transparenz“¹⁰¹⁰ einer modernen Architektur unvereinbar waren. Jedoch Ende des 18. Jahrhunderts waren Symmetrie, Monumentalität und Strenge für ein Wiederaufleben ägyptischer Architekturelemente besonders auch im Synagogenbau entscheidend.

12.7.4.d Der Einfluss ägyptisierender Bauelemente im Synagogenbau

Bereits beim ägyptisierenden Eingangsportal der Reformsynagoge in Frankfurt/Main von 1815 fanden die Formen Verwendung, die „mit Qualitäten belegt waren und Assoziationen wachriefen, die auf vielfache Weise wirksam wurden.“¹⁰¹¹ Die Ägyptenmode im Synagogenbau als Versuch abzutun, darin „nur ein Zeichen des beginnenden Historismus zu sehen, der eben disponiert gewesen sei, verschiedenste Stilformen zu dulden, ja, zu fordern“¹⁰¹², lehnt Hammer-Schenk ab.

Der erste Synagogenbau mit ägyptischen Stilelementen war die Karlsruher Synagoge Friedrich Weinbrenners von 1798, der das ägyptische Pylonenportal als deutlichste Kennung nach außen vermittelt [Abb. 391]. In der Folgezeit wurden ägyptisierende Stilmittel im Synagogenbau weniger als Mittel der kompakten Darstellung genutzt, vielmehr „findet man dagegen Synagogen mit ägyptisierenden Ornamenten oder Kleinformen wie Kapitellen, Gesimsen und Schreinädikulen“.¹⁰¹³ So wurde bei Weinbrenners Synagoge die Fassade mit einem sich deutlich von christlichen Kirchenfassaden abgrenzenden Pylonenmotiv ausgestattet. Pylonen gehörten mit zu den am deutlichsten als ägyptisch definierten Stilmitteln. Ägyptische Architektur wurde mit Qualitäten belegt, die in einer eklektizistischen Architekturphase dem Synagogenbau gleichsam Wurzeln verliehen. Ging es darum, „Bedeutendes, Dauerhaftes schaffen“ zu wollen, „im Sinne von innerer Größe und Erhabenheit“¹⁰¹⁴, so wurde im 18. und 19. Jahrhundert ägyptische Architektur als Vorbild empfohlen.

Die zentrale ästhetische Kategorie, mit der die ägyptische Architektur [...] in Verbindung gebracht wurde [...], kann mit den Eigenschaften „erhaben“ bzw. „sublim“ belegt werden. [...] Der Begriff [der Erhabenheit] war seit [Mitte des 18. Jahrhunderts] Bestandteil der Beschreibung ägyptischer Baukunst. Der Eindruck der Erhabenheit konnte vor allem durch große Flächen, Einfachheit der Form und Monumentalität hervorgerufen werden. Diese Merkmale sind in Beschreibungen über die ägyptische Architektur als typisch hervorgehoben.¹⁰¹⁵

Diese Zuordnungen förderten die Identität jüdischer Gemeinden, die auf der Suche nach einem

¹⁰¹⁰ Pehnt, 1989, S. 83.

¹⁰¹¹ Hammer-Schenk 1981, Bd.1, S. 59.

¹⁰¹² Ebda.

¹⁰¹³ Hammer-Schenk 1981, Bd.1, S. 58.

¹⁰¹⁴ Werner, Friederike: Ägyptenrezeption in der europäischen Architektur des 19. Jahrhunderts (zugl. Heidelberg, Univ., Diss., 1992), Weimar 1994, S. 18 u. 19.

¹⁰¹⁵ Werner 1994, S. 21,22.

geeigneten Repräsentationsstil waren. Denn waren Romanik und Gotik eng mit dem Kirchenbau verknüpft, waren ältere (Welt-)Architekturen innerhalb christlicher Gesellschaften frei verfügbar. Und so wurde die ägyptische Architektur aufgegriffen, um der bis dato „identitätslosen“ Synagogenarchitektur eine Herkunft zu verleihen.

Die Lösung war also die Schaffung eines „eigenen“ Synagogenstils [...]. Beabsichtigte man also die Synagoge als einen „jüdischen Bau“ zu charakterisieren, blieben nur zwei Alternativen übrig: einmal die Erinnerung an den Jerusalemer Tempel als ältestes Heiligtum oder eine Rückbesinnung auf die Herkunft der Juden, nämlich den Orient. Die Absicht, die Synagoge auf den Jerusalemer Tempel zu beziehen, fiel in einen Zeitraum, in dem ägyptisierende Bauten und andere Kunstwerke im altägyptischen Stil entstanden.¹⁰¹⁶

Ebenso wie die orientalisierende Gestaltung von Synagogen war jedoch auch die ägyptische Stilrichtung schon bald als diffamierend entlarvt. Obwohl viele Gemeinden, auf der Suche nach einem eigenen Architekturstil, beide Strömungen zunächst für geeignet hielten, verstärkte diese Architektur die gesellschaftliche Isolation. Die Zuordnungen „fremd“ und „orientalisch“, und somit „nicht-deutsch“, hielten Juden nun auch architektonisch gesellschaftlich fern. Die vermeintlich etablierten Gemeinden, die im Rahmen der Emanzipation nun über die Freiheit einer Stilwahl verfügten, wurden auch weiterhin als einer fremden Nation zugehörig gekennzeichnet.

Im Zuge des Neubaus der Kasseler Synagoge (1836–39), für die ebenfalls ägyptisch inspirierte Entwürfe von Johann Conrad Bromeis zur Verfügung gestanden haben – und zwar „im Auftrag der Regierung, die wohl auf landesherrliche Weisung hin einen solchen Stil bevorzugte“¹⁰¹⁷ –, verdeutlicht ein Schreiben des Gemeindevorstandes die Ablehnung orientalisierender und ägyptisierender Formen:

[...] würde aber, unseres Erachtens, dieses Gebäude auch soviel als möglich angemessen sein müssen dem *Himmelsstrich des Landes* [Hervorhebung im Original], auf dessen Boden es errichtet, der Zeit in welcher es zunächst benutzt werden soll und den allgemeinen Zügen der Volkssitte, welche es zunächst umgeben wird. Würde es, statt eine Beziehung zu diesen auszusprechen, vielmehr in einem schneidenden Contraste zu demselben stehen, so würde auch der Mangel äußerer Vormundschaft und Beziehung zu den Formen, Begriffen und Sitten, in welche das Leben der Gegenwart sich niedergelassen hat – nothwendig eine innere Entfremdung erzeugen und nur das über aus [sic] momentane Interesse der Sonderbarkeit und einer kalten Schaulust hinterlassen, [...]. Auch die christliche Religion ist im Oriente entstanden; nichtsdestoweniger würde es als eine auffallende architektonische Verirrung betrachtet werden, wenn zur Festhaltung des historischen Moments der modernen Kirchenbaukunst eine durchgängige Zurückführung auf unterschiedliche Merkmale morgenländischer Bauart vorgeschrieben würde, [...].¹⁰¹⁸

So markierte der Bau der Kasseler Synagoge eine Zäsur der Synagogenarchitektur, da der letztendlich ausführende Architekt Albert Rosengarten (1809–93) war. Mit Rosengarten beginnt die Zeit jüdischer Synagogenarchitekten in Deutschland, während zuvor ausnahmslos christliche Architekten Synagogen geplant hatten. Rosengarten publizierte einen Bericht über den Bau der Kasseler Synagoge und disqualifizierte den bisherigen Architekturverlauf des

¹⁰¹⁶ Künzl 1984, S. 114,115.

¹⁰¹⁷ Hammer-Schenk 1988, S. 178.

¹⁰¹⁸ Gutachten des Gemeindevorstandes 1833. Akten Staatsarchiv Marburg. Sign.: 16.XIV/2. Nr. 22. Zit. nach: Hammer-Schenk 1988, S.182.

Synagogenbaus.¹⁰¹⁹ Rosengarten propagierte die Romanik als geeigneten Synagogenstil.

Um den „historischen Umständen“, das heißt der erreichten politischen und rechtlichen Gleichstellung und einem als Konfession verstandenen Judentum Ausdruck zu verleihen, wählte Rosengarten mit dem sogenannten Rundbogenstil und seinen zahlreichen Anklängen an christliche Kultusbauten einen modischen Stil, den seine zeitgenössischen Kollegen im Sakralbau, vor allem aber im Profanbau für Gebäude öffentlicher Einrichtungen wie Markt- und Kunsthallen, Börsen, Bahnhöfe, Konzertsäle, Fabrikhallen anwandten. Mit seiner Stilwahl beanspruchte Rosengarten also für die gerade emanzipierte jüdische Gemeinde die Anerkennung als öffentliche Institution, deren politische, rechtliche und soziale Position derjenigen der christlichen Kirchen entsprach.¹⁰²⁰

Ab diesem Zeitpunkt kann differenziert werden zwischen Synagogen, deren Architekten christlichen, und denen, deren Architekten jüdischen Glaubens waren. Während jüdische Architekten um stilistische Integration bemüht waren, oktroyierten christliche Architekten den Gemeinden und ihren Synagogen vermeintlich originäre Stilformen auf. Es kann festgehalten werden, dass bereits mit Rosengarten Mitte des 19. Jahrhunderts orientalisierende und ägyptisierende Bauformen für Synagogen als überholt galten. Ein weiterer Architekt, der im Sinne Rosengarten praktizierte, war der jüdische Architekt Edwin Oppler (1831–1880), der sich auch theoretisch mit dem Synagogenbau auseinandergesetzt hat.¹⁰²¹ Vereinfacht kann konstatiert werden, dass Oppler für seine Synagogen gotische Bauformen romanisch verfremdete und somit dem offiziellen deutschen, neugotischen Stil anglich. So wurden orientalisierende und ägyptisierende Stilelemente im Synagogenbau von jüdischen Synagogenarchitekten vermieden, um nicht weiterhin eine vermeintliche Fremdheit des Judentums darzustellen. In der Folge waren es vorwiegend die christlichen Architekten, die, auf der Suche nach den Wurzeln des Synagogenbaus, diesen in ihrer jeweiligen Bauzeit als aus dem Orient kommend auswiesen, und Behrens reiht sich hier ein.

12.8 Zusammenfassung und Beurteilung

Gerle hat den Bau der Bremer Synagoge nicht frei von architektonischen Assoziationen geplant. Grundsätzlich hat er mit der ursprünglichen Materialwahl der roten Klinkersteine die Synagoge in die angrenzende Bebauung einbetten und damit als Teil der Stadt Bremen sowie des in Norddeutschland verbreiteten Baustils ausweisen wollen. Dass der ausgeführte Entwurf dem nicht entspricht, war nicht Plan des Architekten, ist jedoch hinsichtlich der Entscheidungsträger bei diesem Bauprojekt von Interesse. In den Unterlagen findet sich an keiner Stelle ein Aufbegehren der Gemeinde gegen die von Baudirektor Toppel angewiesene Zweifarbigkeit des Gemeindezentrums. An anderer Stelle wurde offensichtlich, dass Toppel sich berufen gefühlt hat, in die Planungen einzugreifen, die Vorschläge wurden von Gerle nur partiell angewandt. So tritt nach der Schoah auch bei diesem Synagogenbau die Gemeinde selbst nicht stilprägend auf.

Durch den quadratischen Unterbau und die Halbkuppel in der Tradition Behrens' verwurzelt

¹⁰¹⁹ Rohde 1993, S. 229.

¹⁰²⁰ Ebda., S. 237–238.

¹⁰²¹ Vgl. Kastenholz 1971, S. 136.

Gerle seine Synagoge in der Geschichte der Synagogenarchitektur. Gerle rezipiert eine Synagoge, die nicht hinsichtlich ihrer exemplarischen Ausführung als Vorbild in die Synagogengeschichte Eingang gefunden hat, sondern aufgrund der Bekanntheit ihres Architekten: Peter Behrens.

Behrens als einer der stilbildenden Architekten des frühen 20. Jahrhunderts war auf der Suche nach den vereinfachten, der Funktion des Gebäudes Rechnung tragenden Formen. Er hat seine Synagoge in Sillein den Wettbewerbsvorgaben entsprechend überkuppelt, der weiße Verputz sowie die hochgezogenen Dachecken verweisen gemäß Krinsky auf einen orientalischen Ursprung. Der verklinkerte Vorbau unterscheidet sich vom Hauptkörper durch seine betonte Horizontalität. Insbesondere dieser Kontrast lässt an ägyptisierende Elemente denken, wie sie bereits Gropius für den Entwurf der Musterfabrik auf der Werkbundausstellung in Köln von 1914 zeigte. Auch die Gestaltung des Winterbetrums mit seinem Portal an der Ostwand steht in Behrens' eigener Bautradition seit seinem Bau des Vereins Deutscher Kalkwerke 1910 [Abb. 392] mit ägyptisierendem Portalmotiv. Neu bei dieser Verwendung ägyptischer Zitate ist, dass es nicht länger um „Imitieren beziehungsweise Zitieren kurioser Motive“¹⁰²² ging, sondern darum, die eigene Architektur „zu positionieren und legitimieren.“¹⁰²³

Im Außenbau lassen sich bei Gerle keine ägyptisierenden Verweise finden. Sein quadratischer Synagogenkorpus ist wuchtiger und massiver als Behrens' Entwurf. Die Mauerflächen, die trotz der großen Rundbogenfenster keine Einsicht gewähren, unterscheiden sich deutlich von der abwechslungsreicheren Gestaltung in Sillein. Die Fenster, mit ihrem Bogenabschluss und durch den Risalit hervorgehoben, unterscheiden sich von der Fassade in Sillein, wo die Fenster tief eingeschnitten und mit vertikalem Abschluss versehen sind. Die großen Rundbogenfenster im glatten Mauerwerk erinnern in Anzahl und monumentaler Gestaltung an die vier Rundbogenfenster der 1960 fertiggestellten Synagoge in Baltimore, Maryland, von Walter Gropius. Hier hat Gropius den Synagogenraum des Gemeindezentrums mit vier Rundbögen in der Fassade gestaltet und assoziativ mit den Gesetzestafeln verknüpft: „In his search for a genuinely twentieth-century synagogue, Gropius merged the shape of the turbine with the shape of the Decalogue [...]“¹⁰²⁴

Die Reduktion des quadratischen Unterbaus mit schlichter Kuppel reiht Gerles Synagoge in die Tradition der deutschen Großsynagogen des frühen 20. Jahrhunderts ein, wie bspw. der Hamburger Synagoge von 1931 [Abb. 58].

Weiter führt Krinsky „die Grabformen im Heiligen Land“¹⁰²⁵ als Vorbild für Bremen an. Die St. Petersburger Friedhofskapelle (1911) des jüdischen Friedhofs bestand aus quadratischem Unterbau mit Kuppel, die durch die Gestaltung von Moscheen und Grabbauanlagen im Iran beeinflusst wurde. Russische Juden kamen auf ihrem Weg ins Heilige Land:

[...] über Samarkand und Buchara, wo es große und wohlhabende jüdische Gemeinden gab, über

¹⁰²² Schreiber, Maxi: Altägyptische Architektur und ihre Rezeption in der Moderne. Architektur in Deutschland 1900–1933, Berlin 2018, S. 13

¹⁰²³ Schreiber 2018, S. 13.

¹⁰²⁴ Vgl. Kampf 1966, S. 37.

¹⁰²⁵ Krinsky 1988, S. 98.

den Iran, in dem ebenfalls seit alters viele Juden lebten, ins Zweistromland, die eigentliche Heimat des Erzvaters Abraham, vorbei an den Orten des ersten Exils bis ins Heilige Land. An dieser Strecke sahen sie zahlreiche Bauten, die in ihrer Gesamtheit Vorbild für das Ritualgebäude auf dem Petersburger Friedhof sind.¹⁰²⁶

Die St. Petersburger Friedhofskapelle samt ihrer je eigenen Vorbilder wiederum kann, insbesondere durch die vorgelagerte Hofsituation mit Arkadengängen, als Vorläufer der Budapester Heldenkapelle angeführt werden [Abb. 388]. Die Budapester Kapelle wurde, wenn auch ohne vorgelagerten Hof, im gleichen Jahr erbaut wie Behrens' Synagoge.

Im Innenraum greift Gerle, ob nun wissentlich oder nicht, durch die Gestaltung des Toraschreins die Tradition ägyptisierender Synagogenarchitektur auf. Die pylonenartige Einfassung [Abb. 380] sowie seine Monumentalität sind einer Ägyptenrezeption geschuldet: „Der Pylon ist eine Toranlage, die zu einem Tempel führt [...]. Ein Pylon grenzt den heiligen Bezirk des Tempelareals gegen die profane Außenwelt ab.“¹⁰²⁷ Somit entspricht der Pylon im Inneren der Synagoge als Toraschrein eben dieser Funktion, indem auch er das Heilige vom profanen Vorraum trennt.

Bereits in Minden wurde der Toraschrein, proportional angepasst, ähnlich ausgebildet [Abb. 341] und somit Teil der komplexen Synagogenbaugeschichte. Sogar am Regensburger Jüdischen Gemeindehaus von Isabell Ruf und Bert Ruf von 1971 wurde das Portal in Pylonenform gebaut und bekam somit auch hier den Abgrenzungscharakter des ägyptischen Pylons zugewiesen [Abb. 394]. Minden erinnert zunächst mit der Gestaltung des spitzen Walmdaches, das eine Kuppel versteckt, an die Tradition kleinstädtischer Synagogen, die bereits mit der Wormser Synagoge beginnt¹⁰²⁸ [Abb. 39]. Krinsky sieht mit diesem Spitzdach wiederum „das Zelt in der Wüste“¹⁰²⁹ dargestellt, einen Topos, der ebenfalls seit den Zwanziger-, Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts maßgebend wurde.¹⁰³⁰ Der quadratische Bau in Minden, der von einem pyramidalen Dach gekrönt wird, versteckt in seinem Inneren eine Kuppel. Eine Pyramide mit integrierter Kuppel weist Friederike Werner als Symbiose von dorischer Ordnung und Ägyptenrezeption aus und ist als solcher Bestandteil der Tradition von Friedhofsgebäuden:

Die Beurteilung der dorischen Ordnung überlagerte sich mit dem Urteil über die ägyptische Architektur: beide Formen galten als die frühesten Zeugnisse der Architekturgeschichte, als streng, massig und roh. Sie wurden mit „edler Einfachheit“ und als „groß und erhaben“ bezeichnet. Auf dieser Grundlage konnte die ägyptische Architektur in der Rolle als „Pathosformel“ eine sinnvolle Ergänzung zur dorischen Säulenordnung bilden.

Das Innere der Pyramidenmausoleen des 18. und 19. Jahrhundert wurde oft als Zentralraum aufgefaßt und in Form einer überkuppelten Rotunde gestaltet. [...] Das mit Kuppelraum und/oder Portiken umformulierte Urbild der ägyptischen Pyramide war ein gebräuchlicher Typus für

¹⁰²⁶ Nippa, Annegret/Herbstreuth, Peter: Eine kleine Geschichte der Synagoge aus dreizehn Städten, Hamburg 1999, S. 244f.

¹⁰²⁷ Werner 1994, S. 2.

¹⁰²⁸ Mit der Wormser Synagoge begonnen (zweiter Bau von 1174/75) durchzieht ein steiles Walmdach die Synagogenarchitektur der Kleinstädte, vor allem Ende des 18. Anfang des 19. Jahrhunderts. Vgl. Offenbach 1729, Neuwied 1748, Ichenhausen 1781, Randegg um 1800, Mühringen 1810, Krumbach-Hürben 1819 u.a. Häufig wird das äußere Walmdach im Inneren mit einer Kuppel ausgekleidet, so in Berlin Heidereutergasse von 1712-14, in Ichenhausen und Mühringen.

¹⁰²⁹ Krinsky 1988, S. 98.

¹⁰³⁰ Vgl. die Entwürfe Josef Hoffmanns in: Menorah, 7 (1929), S. 86–95.

Das Bewusstsein und „das Wissen darüber, daß die altägyptische Architektur wesentlich im Dienste des Totenkultes bzw. der Unsterblichkeit stand, [war] dank der Berichte antiker Autoren seit dem Altertum im europäischen Bewußtsein stets präsent.“¹⁰³²

Gerles reiht sich mit seinen ägyptisierenden Verweisen in die Tradition christlicher Synagogenbauer ein, die den deutschen Synagogen eine orientalische Herkunft zuschreiben. In dieser Zuordnung verortet Gerle seinen Bau in Bremen hinsichtlich der Größe und der Reduktion der Mittel in die Synagogenphase des 20. Jahrhunderts, indem er an die Hamburger Großsynagoge, an Sillein und an Budapest erinnert. Damit schafft er eine Verbindung zu einer Architekturphase, in der die Synagogenarchitektur eine eigenständige Formensprache erlangt hatte. Er knüpft somit an eine „große Zeit“ an. Er greift jedoch mit einem verbindenden Element noch weiter zurück, in das 19. Jahrhundert, wo schon einmal ägyptisierende Verweise den Synagogenbau bestimmten. Mithin verankert Gerle die Synagoge der Nachkriegsgemeinde in die Geschichte des deutschen Judentums. Wischnitzer kritisiert diesen Rückgriff als unangebracht: „However, the use of Egyptian designs in the interiors of some of these newer synagogues seems somewhat inappropriate today“.¹⁰³³

Gerle reiht sich letztendlich in die Tradition der christlichen Synagogenarchitekten ein, die den Versuch unternommen haben, das deutsche Judentum architekturhistorisch anzupassen. Diese Bestrebungen entspringen dem verständlichen Willen, Jüdinnen und Juden in Deutschland nach 1945 eine architektonische Heimat zu geben. Oftmals entspringen diese Bestrebungen aber der eigenen Beschäftigung mit der Geschichte der Synagogenarchitektur, die der Architekt im Rahmen der Synagogenplanungen oder Wettbewerbssituation betrieben hat. Am Rückgriff auf ägyptisierende Tendenzen, die eindeutig einen Rückgriff auf die Synagogengeschichte darstellen, verwundert jedoch die deutliche Konnotation der Sepulkralarchitektur. Denn trotz der Vielzahl an Synagogen des 19. Jahrhunderts mit ägyptisierenden Tendenzen war stets die Verbindung zum Totenkult gegeben. Eine solche architektonische Assoziation stellt eine besondere Schwierigkeit dar.

13 Trier (1957): *Synagogen und Kirchen*

Nach der Grundsteinlegung am 26. August 1956 wird am 18. August 1957 die Synagoge der Jüdischen Kultusgemeinde in Trier eingeweiht. Architekt war Alfons Leitl, der von 1949 bis 1951 Stadtbaurat der Stadt Trier war und der zeitgleich zur Synagoge verschiedene öffentliche Gebäude und christliche Kirchen in Trier errichtete. Im Gesamtwerk sollte die Trierer Synagoge seine einzige Synagoge bleiben – eine Ausnahme des Architekten, der sich insbesondere mit seinen zahlreichen katholischen Kirchen einen Ruf erworben hat. Leitl ist in besonderer Weise

¹⁰³¹ Werner 1994, S. 24.

¹⁰³² Ebda., S. 21.

¹⁰³³ Wischnitzer 1964, S.262.

mit der Architektur der Nachkriegszeit verbunden. Als Architekturkritiker hatte er bereits in den 1920er-Jahren das Architekturgeschehen kommentierend begleitet und gehörte in der Nachkriegszeit zu den Initiatoren, die die Diskussionen um den Wiederaufbau Deutschlands nicht nur inhaltlich, sondern auch publizistisch voranbrachten. Hiermit nimmt Leitl innerhalb der nicht-jüdischen Synagogenarchitekten, die während des Nationalsozialismus berufstätig waren, eine besondere Rolle ein. Aufgrund seiner Prominenz und Einflussnahme schon vor 1933 ist seine berufliche Laufbahn bestens dokumentiert. Wie wenige andere stellt sich Leitl ab 1945 der Auseinandersetzung um die Rolle der Architekten im Nationalsozialismus, die sich allzu oft hinter der vermeintlichen Neutralität ihrer Berufstätigkeit verstecken konnten. Die Biografie Leitls nimmt insofern im Rahmen der Behandlung der Synagogen der Nachkriegszeit eine hervorgehobene Position ein, da nur wenige andere Lebensläufe – abgesehen von Helmut Goldschmidt und Hermann Zvi Guttmann – bislang vergleichbar gut dokumentiert sind.

Nachdem es in Trier in der Planungsphase zum Synagogenbau Schwierigkeiten mit der Wahl des Architekten gegeben hatte, wurde Leitl von der Kultusgemeinde um einen Synagogenentwurf gebeten.¹⁰³⁴ In einer ersten Bearbeitung des Synagogenbaus der Nachkriegszeit, im Katalog zur Ausstellung „Die Architektur der Synagoge“ und hier im Beitrag von Salomon Korn, übergeht Korn den Synagogenbau Leitls. Korn äußert sich aber kritisch hinsichtlich des Lebenslaufes des Architekten während des Nationalsozialismus und danach.¹⁰³⁵ Auch Johannes Busmann, der seine Dissertation über das Lebenswerk Leitls geschrieben hat, erwähnt Leitls Synagoge lediglich im Werkverzeichnis.¹⁰³⁶

Die Jüdische Kultusgemeinde ist die Rechtsnachfolgerin der alten Gemeinde Triers, aber zugleich auch die „aller ehemaligen jüdischen Gemeinden im Trierer Land“¹⁰³⁷, da keine weiteren Gemeinden gegründet wurden – von der jüdischen Bevölkerung Triers kehrten lediglich 14 Mitglieder zurück.¹⁰³⁸ Zunächst wurde der Landesverband der jüdischen Gemeinden Rheinland-Pfalz gegründet, 1950 dann die Jüdische Gemeinde Trier.¹⁰³⁹ Die neue Synagoge wurde aus den Wiedergutmachungsmitteln erbaut, die der Bund, das Land Rheinland-Pfalz und die Stadt Trier bereitgestellt haben.

13.1 Alfons Leitl (1909–1975)

Geboren 1909 in Berlin, machte Alfons Leitl zunächst Karriere als Architekturtheoretiker, indem er nach seinem Abitur eine Ausbildung im Bauwelt-Verlag begann. Bekannt wurde Leitl durch seine Veröffentlichungen zu Architekten der Moderne in den 1930er-Jahren. Er war bis zu seinem

¹⁰³⁴ Baugenehmigungsantrag der Synagoge vom 9.7.1956; Brief Leitls an das Bauamt der Stadt Trier; Bauakte Synagoge Kaiserstraße, in: Stadtarchiv Trier, Aktennr. Tb1/3362.

¹⁰³⁵ Korn 1988, S. 431, Fußnote 17.

¹⁰³⁶ Busmann, Johannes: Die revidierte Moderne – der Architekt Alfons Leitl 1909–1975 (Beiträge der Forschungsstelle für Architekturgeschichte und Denkmalpflege der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal, 7; zugl. Wuppertal, Univ., Diss., 1993), Wuppertal 1995, S. 180.

¹⁰³⁷ Jacob, Jacques: Existenz und Untergang der alten Judengemeinde der Stadt Trier, Trier 1984, S. 154.

¹⁰³⁸ Jacob 1984, S. 154.

¹⁰³⁹ Barzen, Rainer: Nur unter Vorbehalt? Jüdisches Leben in Trier 1945–1990. Aus dem Gemeindearchiv, in: Neue Adresse: Kaiserstraße. 50 Jahre Synagoge Trier (Festschrift; zugl. Schriften des Emil-Frank-Instituts, 10), Trier 2007, S. 65–76, S. 65f.

Ausscheiden 1938 als Redakteur beim Bauwelt-Verlag tätig. Während dieser Zeit publizierte Leitl, der zum Kreis der Schüler Hans Poelzigs gerechnet wurde¹⁰⁴⁰, vorwiegend Besprechungen zeitgenössischer Bauten. Zunehmend divergierten seine Inhalte allerdings mit denen Friedrich Paulsens, dem Schriftleiter:

Als Leitl 1928 zur Bauwelt kam, berichtete die Zeitschrift im wesentlichen über die Architektur des Neuen Bauens und deren Protagonisten. Mit dem Ende der Weimarer Republik schwenkte Paulsen jedoch schnell zu den politischen Ideologien der Nationalsozialisten über. [...] Während Paulsen in den ideologischen Fanatismus des Dritten Reichs glitt und die Bauwelt zunehmend zum Propagandaorgan umstrukturierte, bemühte sich Leitl um die Fortführung einer sachlichen Auseinandersetzung in der Architektur auf dem Boden der Entwicklung des Neuen Bauens.¹⁰⁴¹

Diese Differenzen führten 1938 zum Bruch und zu Leitls Weg in die praktische Architektur, indem er eine Ausbildung im Büro Hermann Lahmés absolvierte und kurze Zeit später gemeinsam mit ihm ein Architekturbüro eröffnete. Die Kriegszeit verbrachte Leitl im Büro Herbert Rimpls, das „in den Kreisen der dem Neuen Bauen verpflichteten Architekten den Ruf eines Unterschlupfes hatte“.¹⁰⁴²

Leitl übernahm während dieser Zeit im Büro Rimpl¹⁰⁴³ „die Leitung der ‚Abteilung für Montagebau bei der Montanblock GmbH der Reichswerke Hermann Göring Berlin‘.“¹⁰⁴⁴ Leitl selbst äußert sich 1949 wie folgt dazu:

Ob wir Industriebauten planten, landwirtschaftliche Siedlungen, Unterkünfte für Arbeiter oder Baracken, Heeresbauten oder Autobahnbrücken – wir alle saßen auf dem gleichen braungestrichenen Schiff. Unsere U.K.-Stellungen trugen die Unterschriften von Wehrwirtschaftsführern, Gauleitern oder SS-Führern (auch meine eigene).¹⁰⁴⁵

Salomon Korn wirft Leitl das Verfassen von „Schriften mit z.T. schillernden Inhalten“ zur Zeit des Nationalsozialismus sowie eine Nachkriegskarriere vor, die „nicht frei von Ungereimtheiten und Gratwanderungen“ sei.¹⁰⁴⁶

In der Nachkriegszeit arbeitete Leitl zusammen mit Johannes Krahn, einem ehemaligen Mitarbeiter Rudolf Schwarz', an der Entwicklung von Fertighäusern und versuchte gleichzeitig, wieder journalistisch tätig zu werden. 1946 erhielt Leitl, nach Beendigung der Zusammenarbeit mit Krahn, die Möglichkeit, als verantwortlicher Stadtplaner der Stadt Rheydt zu arbeiten. Mit seinem nebenbei unterhaltenen Privatbüro beginnt er bald Kirchenneubauten zu errichten. Zu dieser Zeit gehörte Leitl zur Aulendorfer „Gesellschaft Oberschwaben“. Im Rahmen dieser sich periodisch treffenden Gruppe wurden seit April 1946 Fragen zur Zukunft Deutschlands diskutiert. Leitl gehörte zu den Organisatoren des Kreises und forcierte bereits im September 1946

¹⁰⁴⁰ Busmann 1995, S. 22f.

¹⁰⁴¹ Ebda., S. 31.

¹⁰⁴² Busmann 1995, S. 12.

¹⁰⁴³ "So sammelte in einer gezielten Personalpolitik Herbert Rimpl, ‚Hausarchitekt‘ der Heinkel-Flugzeugwerke und später einflussreicher Planer großer Industrieanlagen, bevorzugt junge Architekten aus dem Umkreis von Ernst May um sich [...]. Aus dem nahegelegenen KZ Sachsenhausen wurden später Häftlinge als Zwangsarbeiter der Ernst-Heinkel-AG abkommandiert, um die Rüstungsproduktion voranzutreiben." (Durth 1986, S. 98.)

¹⁰⁴⁴ Busmann 1995, S. 49.

¹⁰⁴⁵ Leitl, Alfons, in: Baukunst und Werkform, 1 (1949); vgl. Durth 1986, S. 423f.

¹⁰⁴⁶ Korn 1988, S. 431, Fußnote 17.

Gesprächstreffen zur Thematik des Wiederaufbaus kriegszerstörter Städte, „um die Diskussion um die Mitverantwortung der Architekten im Dritten Reich in die Öffentlichkeit zu tragen und so eine als unheilvoll empfundene Kontinuität zu verhindern.“¹⁰⁴⁷

Ausdruck dieser Bemühungen ist die Gründung einer neuen Architekturzeitschrift, deren Herausgeber Alfons Leitl wird. *Baukunst und Werkform* wird zum programmatischen Periodikum der dem Neuen Bauen verpflichteten Architekten, die während der Zeit des Nationalsozialismus häufig im Industriebau ihrem Beruf nachgegangen waren und dort ihre architektonischen Schwerpunkte oftmals sogar verwirklichen konnten. Nach Beendigung der Stadtplanung in Rheydt nahm Leitl Anfang des Jahres 1949 den Auftrag zur Gesamtplanung für die Stadt Wesel an, im Dezember wurde er Baurat der Stadt Trier. 1951 gab er dieses Amt auf und widmete sich freiberuflichen Aufträgen. Den Großteil seiner entworfenen Neubauten der Nachkriegszeit machen die Kirchnerneubauten, Gemeindehäuser, Kindergärten und Pfarrhäuser sowie Schulneubauten aus.

Vielfach begründeten die Architekten, die unter den Nationalsozialisten ihre Arbeitsmöglichkeiten gefunden hatten, ihre Arrangements mit dem Hinweis, dass sie arbeiten mussten, um für die Zeit danach bereit zu sein.¹⁰⁴⁸ Ein Vorwurf, der Leitl gemacht wurde und auf den sich Salomon Korn beziehen mag, ist die fehlende namentliche Kenntlichmachung der Architekten in *Baukunst und Werkform*, die trotz – oder wegen – ihrer zustimmenden Aktivitäten zur Zeit der Nationalsozialisten in der Nachkriegszeit wieder beruflich obenauf waren. Doch die Herausgeber von *Baukunst und Werkform* verstanden sich und ihre Zeitschrift als Forum, um die aufkommenden Fragen nach Wieder- oder Neuaufbau, neuer Sachlichkeit oder Traditionalismus gegeneinander abzuwägen, und zwar in direktem Gegensatz zu Rudolf Pfisterers Zeitschrift *Der Baumeister*, in welcher der Wiederaufbau und das traditionelle Bauen befürwortet wurden.¹⁰⁴⁹ Als Sprachorgan des Aulendorfer Kreises konnten die Fragen nach der Verantwortung der Architekten im Dritten Reich und ihrer teilweise ungebrochenen Arbeitsgeschäftigkeit in der Nachkriegszeit somit einem größeren Publikum als nur dem facheigenen zur Verfügung gestellt werden. Eine namentliche Kenntlichmachung der Architekten, die nationalsozialistisch eingestellt waren, gehörte jedoch nicht dazu:

Schon früh hatte man sich dort [bei *Baukunst und Werkform*] programmatisch gegen eine personalisierte Abrechnung mit der *Architektur des Dritten Reiches* gewehrt; um sich den drängenden Fragen der Zeit „sachlicher“ nähern zu können, hatte man eine Veröffentlichung der Nachkriegskarrieren prominenter *Architekten des Dritten Reichs* abgelehnt und sich damit – begreiflicherweise – nicht nur Freunde gemacht.¹⁰⁵⁰

Die Viten wollte Leitl in den Hintergrund stellen. Vielmehr versuchte er zwischen den Positionen zu vermitteln und Gräben zu schließen. Dieses Bemühen und die Weigerung personeller Abrechnung konnten, wie Durth belegt, leicht missverstanden werden. Die von Rudolf Schwarz

¹⁰⁴⁷ Ebda., S. 56.

¹⁰⁴⁸ Schwippert, Hans: Theorie und Praxis, in: *Baukunst und Werkform*, 1 (1948), S. 17–19.

¹⁰⁴⁹ Hackelsberger, Christoph: Die aufgeschobene Moderne. Ein Versuch zur Einordnung der Architektur der fünfziger Jahre. München, Berlin 1985, S. 26f.

¹⁰⁵⁰ Durth 1986, S. 327f.

in *Baukunst und Werkform* in Gang gesetzte Diskussion um die Architektur des Bauhauses und ihr Wiederaufleben, die vielfach auf Ablehnung stieß, gab ihren Teil dazu:

Angesichts der überall entstehenden Neubauten kam die Forderung nach geschichtsbewußter Selbstbescheidung zu spät und geriet zudem in ein Netz von Mißverständnissen; gemessen an den tiefen Verletzungen und Empfindlichkeiten der über Jahrzehnte „kaltgestellten“ Architekten des Neuen Bauens ließen sich die Versuche einer kritischen Bilanz der Moderne allzu leicht als Verlängerung der Verdikte der NS-Propaganda mißverstehen.¹⁰⁵¹

Leitl war sich der Schwierigkeiten, die eine Arbeitstätigkeit unter den Nationalsozialisten mit sich brachte, bewusst und benannte diese Thematik. Damit gehört er zu dem kleineren Kreis der Architekten, die diese Problematik kenntlich zu machen versuchten. Dies war keine Selbstverständlichkeit, und oftmals blieb die Sicht auf die Beurteilung des Nationalsozialismus auf die eigene, vermeintliche, Opferrolle beschränkt, wie es Gerhard Rehder im Rahmen der BDA Architektur-Ausstellung im Jahre 1950 formulierte: „Wir dürfen nicht vergessen, welche langen und traurigen Jahre hinter uns liegen. In dieser Zeit war es oft den Tüchtigsten trotz heroischen Einsatzes nicht möglich, ihr Können und ihre Bereitschaft zu beweisen.“¹⁰⁵²

Auch wenn Leitl sich der Thematik der Berufstätigkeit von Architekten im System des Nationalsozialismus bewusst war, wird deutlich, dass die Architekten der ersten Bau-Generation keine historische Aufarbeitung im Kontext des Synagogenbaus anstrebten. Eine Synagoge war, obschon eine besondere, eine Bauaufgabe wie andere auch, ein erkennbares Verantwortungsgefühl wurde nicht formuliert. Leitl eröffnete nach seiner Tätigkeit des Wiederaufbaus der Städte Rheydt, Trier und Wesel sein Architekturbüro in Köln und baute innerhalb von 25 Jahren mehr als 50 Sakralbauten. Alfons Leitl starb am 05.02.1975 in Trier.

13.2 Baubeschreibung

Auf einem Eckgrundstück der Kaiser- und Hindenburgstraße [Abb. 395] befindet sich der an vier Seiten frei stehende, rechteckige Baukörper der Trierer Synagoge. Die 1956 von Leitl errichtete Synagoge wurde im „Sinne der Stadtplanung“ ohne weitere An- oder Nebenbauten mit unterschiedlichen Räumen als ein zusammengefasster Baukörper errichtet. Ebenfalls von der Stadtplanung vorgegeben ist die Oberkante des Gebäudes mit einer Traufhöhe von 12m. Mit diesen Vorgaben sind die Eckpunkte der Planung festgesteckt. Leitl hat die Trierer Synagoge als markanten Rechteckblock konzipiert [Abb. 396]. In diesem ist, wie bei den weiteren in Deutschland erbauten Synagogen, neben dem sakralen Bestandteil noch Raum für das Gemeindeleben vorgesehen. Und im „Sinne der Stadtplanung, welche um das Gebäude einen größeren Freiraum sichern wollte, ist das ganze Bauprogramm in einem klaren Block zusammengefaßt, der frei aus dem baumbestandenen Platz aufwächst.“¹⁰⁵³ Der Bau liegt mit

¹⁰⁵¹ Durth 1986, S. 340.

¹⁰⁵² Rehder 1951, S. 12,13.

¹⁰⁵³ Alfons Leitl: Baubeschreibung. Zum Bauschein Nr. III 69/56 vom 16.8.1956, in Bauakte Synagoge Kaiserstraße, Stadtarchiv Trier, Aktennr. Tb1/3362.

seiner Quer- und Hauptfassade zur Kaiserstraße hin, die schmale Ostseite liegt zur Hindenburgstraße orientiert. Durch eine aufsitzende kleine Kuppel wird das gesamte Gebäude auch äußerlich gerichtet [Abb. 395]. Diese Kuppel, die von kleinen, leicht hervorkragenden Rundfenstern – diese bilden den Tambour – beleuchtet wird, wird von einem Davidstern bekrönt. Weiterhin verfügt die Synagoge über ein Flachdach.

Der Haupteingang befindet sich an der Querfassade am Westende und ist über eine 16-stufige, durch zwei längere Absätze gestaffelte Freitreppe zu erreichen [Abb. 397]. Der Eingangsbereich ist durch ein schieferbedecktes Runddach bedeckt, das hervorragend und seitlich durch zwei sich nach unten leicht verbreiternde Betonstelzen gestützt wird. Diese Betonstelzen führen seitlich der Treppe bis zur Erde [Abb. 398]. An der schmalen Westseite der Synagoge befindet sich ein weiterer Eingang [Abb. 400]. Dieses rundbogige Seitenportal führt in das Erd- bzw. Sockelgeschoss des Gebäudes. Sockel- und Obergeschoss sind von außen durch unterschiedliche Fenstergestaltung und -höhen zu unterscheiden. Der gesamte Bau ist mit Eifelsandstein verkleidet, die Ecken sind mit roten Ziegelsteinen betont [Abb. 400]. Für dieses „hammerrechte Mauerwerk“ wurden „Steine aus dem Abbruch der alten Synagoge mitverwendet“¹⁰⁵⁴.

Die Synagoge ist an verschiedenen Stellen durchfenstert: Das Sockelgeschoss verfügt an der südlichen Schauseite über sieben kleine quadratische und ein größeres Rechteckfenster [Abb. 398], an der Nordseite über zwei größere Rechteck- und fünf quadratische Fenster [Abb. 396]. Diese weiß gefassten und weiß vergitterten Fenster dienen der Beleuchtung der profanen Nutzräume im Sockelgeschoss. Unterhalb des Traufgesims verläuft über Süd-, West- und Nordseite ein Fensterband. Dieses besteht aus versetzt liegenden Dreiecken. Die Spitzen der Dreiecke zeigen alternierend nach oben und unten. Oberhalb des Haupteingangs liegen drei Fenster vom Hauptfensterband abgerückt und betonen somit den Eingangsbereich. Eben solche befinden sich in gleicher Anordnung an der Nordseite [Abb. 397]. An der östlichen Stirnseite des Baus steigen ebenerdig vier Reihen mit kleinen Rundfenstern auf, die in Steindreiecken gefasst sind [Abb. 399]. Drei dieser Glasbausteine befinden sich mittig gelegen in einer Höhe von ca. 3 Metern auf der Wandfläche. Ebenso wie das umlaufende Fensterband variieren diese Fenstersteine das Motiv des Davidsterns. Dieses Symbol findet sich in konkreter Form als Fenster auf der Westwand [Abb. 400]. Auch auf die zweiflügelige Haupteingangstür aus Metall ist ein Dreiecksmuster aufgebracht, das den Davidstern erkennen lässt.

Durch den Haupteingang betritt man das sakrale Obergeschoss und befindet sich im Vorraum der Synagoge, die durch das Fenster der Westwand erhellt und in farbiges Licht getaucht wird. Die Fensterfläche setzt sich aus weißen, blauen und roten Dreiecksflächen und Davidsternen zusammen, auf denen zuoberst ein dünnbandiger gelber Davidstern aufgebracht ist. [Abb. 401] Dem Fenster gegenüber liegt die Tür zum Synagogenraum. Rechterhand des Eingangs befindet sich ein rituelles Handwaschbecken. Ebenfalls im Vorraum ist ein Gedenkstein angebracht, auf dem die Namen derjenigen Mitglieder der Jüdischen Gemeinde verewigt sind, die im Ersten

¹⁰⁵⁴ Ebda.

Weltkrieg gefallen sind. Dieser Stein stammt aus der zerstörten Synagoge am Zuckerberg.¹⁰⁵⁵ Vom Vorraum aus gelangt man über eine Treppe in das Ober- und Untergeschoss. Mit seinen großen Absatzflächen vor den eigentlichen Nutzräumen auf allen Etagen nimmt das Treppenhaus einen großen Raum ein.

Der Synagogenraum ist geostet. Sitzreihen mit durchgehendem Mittelgang füllen zwei Drittel des Raumes. Das letzte Drittel wird von Almemor und Toraschrein eingenommen. Der Almemor liegt um eine Stufe erhöht auf einem quadratischen Podest. Dahinter liegt, um zwei Stufen erhöht, ein rundes Podest. Hierauf steht, um zwei weitere Stufen erhöht, der Toraschrein. Am Rand des Podestes befindet sich ein Geländer. Dem Bodenkreis des Podestes entspricht der Umfang der Kuppel, die sich genau darüber befindet. Durch die in der Kuppel befindlichen Fenster erfährt dieser Bereich eine deutliche Beleuchtung und der Raum somit seine Zentrierung. Das kreisförmige Podest ist mit zweifarbig gestreiftem Holzparkett in Form eines Hektavons ausgelegt, und auch diese Form nimmt Bezug zum Davidstern.

An den Längswänden verläuft unterhalb der Decke das Fensterband mit den versetzten Dreiecken, die mit Buntglas gefüllten Fenster erleuchten den Raum nur schwach. Weitere Lichtquellen sind, neben in die Decke eingelassenen Lampen, zwei seitlich des Podestes stehende sechsarmige Leuchter. An der Ostwand, hinter dem Thoraschrein gelegen und somit vom Raum aus nicht erkennbar, befinden sich die drei beschriebenen Dreiecksfenster.

Ein stützenloser Balkon an der Westseite bildet die Frauenempore, die einmal gestuft in den Raum hineinragt. Sie kann über die Haupttreppe des Treppenhauses betreten werden. Vor dem Eingang zur Frauenempore befindet sich ein offener Raum, der durch das westliche Fensterband beleuchtet wird. Der Boden ist, ebenso wie der Synagogenraum und das Treppenhaus, ein zweifarbiges Parkett. Die Tür zur Frauenempore ist mit Holzintarsien ausgelegt, die mit Rhomben und Dreiecken die Motive der gesamten Synagoge wiederholen. Ebenfalls über die Haupttreppe gelangt man in das Untergeschoss der Synagoge mit den Profanräumen.

Neben einer Küche, Toiletten-, Heiz- und Garderoberräumen befindet sich im Untergeschoss ein Versammlungsraum. Er liegt direkt unterhalb des Synagogenraums. Dominierendes Raumelement hier sind die vier Reihen mit den in Dreiecken gefassten Rundfenstern an der Ostwand.

13.3 Pläne und Skizzen

Der gesamte Nachlass von Skizzen und Bauplänen Alfons Leitls befindet sich als Konvolut im Diözesanarchiv des Erzbistums Köln.¹⁰⁵⁶ Bei der Durchsicht wird offensichtlich, dass die Trierer Synagoge im Gesamtwerk des Architekten eine Randerscheinung ist – wenn auch mit einer großen Anzahl von Plänen und Skizzen, die die Beschäftigung Leitls mit der ihm gestellten

¹⁰⁵⁵ Juden in Trier. Katalog einer Ausstellung von Stadtarchiv und Stadtbibliothek Trier. März-November 1988. Stadt- und Universitätsbibliothek Trier (Hg.) (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken, 15), Trier 1988, S. 141.

¹⁰⁵⁶ Historisches Archiv des Erzbistums Köln, Nachlass Alfons Leitl, Findbuch Köln 1987. Zum Synagogenbau befinden sich unter PK Nr. 220: Entwurfspläne Neubau der Synagoge: Bau- und Detailpläne (72 Blatt) sowie unter PK 221: Vorentwürfe und Skizzen (11 Blatt), beides Findbuch S. 93.

Aufgabe verdeutlichen. Die Baupläne belegen, dass Leitl sich, wie es auch bei seinen Kollegen im Synagogenbau geschehen ist, um alle Details selbst gekümmert hat. Es finden sich zahlreiche Zeichnungen zu Tür-, Toraschrein- und Fensterentwürfen mit Überlegungen zur Materialwahl. Häufig sind die letztlich ausgeführten Gegenstände in schlichterer Form entstanden als ursprünglich geplant. So war etwa der Holz-Toraschrein anfänglich mit Materialien wie Messingscheiben, Ahorn, Kirsch und Bergkristall geplant und für die Sitzbänke waren „Leseplatte aus Holz mit Schwenkwinkel aus Messing“ vorgesehen.¹⁰⁵⁷

Zu der großen Zahl der Pläne kommen rund fünfzehn Skizzen hinzu, die sich stark vom ausgeführten Synagogenentwurf unterscheiden. Dass es tatsächlich nur Entwurfsskizzen sind, zeigt die Tatsache, dass Leitl verschiedene davon über- und nebeneinander, oftmals nur mit Strichen angedeutet, auf wenige Blätter gemalt und nicht datiert hat. Neun dieser Skizzen zeigen Entwürfe einer Synagoge mit Spitzdach [Abb. 412, 413, 416, 424], sowohl in Fassaden- als auch in Seitenansicht. Diese Form mit flachem Unterbau und steil aufragendem Dach – die Synagoge selbst scheint fast nur aus Dach zu bestehen – ist ungewöhnlich [Abb. 412, 413]. Bei einigen der Entwürfe fällt auf, dass das geplante, weit bis zum Boden reichende Dach seitlich mit Halterungen skizziert ist. Diese Halterungen würden einem imaginierten Stoffdach – einem Zelt – als Befestigung im Boden dienen. Diese Beschäftigung mit einem Zeltypus lässt an die im Synagogenbau bekannte Stiftszeltmetaphorik denken. Das Stiftszelt, das erste Gotteshaus der Juden während ihrer vierzig Jahre andauernden Wanderung durch die Wüste unter Moses Führung, galt in der Diskussion über die Grundlagen der Synagogenarchitektur seit jeher neben dem Salomonischen Tempel als Orientierungspunkt. In seiner Abhandlung „Vers une architecture“ skizziert Le Corbusier diese frühe Form des portativen Heiligtums [Abb. 415]. Leitl entwirft einen Zeltbau mit umgebenden flachen Annexbauten, in weiteren Skizzen variiert er die Dachform mit aufragenden Fialen oder abgeschwächtem Walmdach. Über der Spitze ragt jeweils ein Davidstern. Dass diese Form der Architekturlösung tatsächlich aufgegriffen wurde, zeigen die Kirchen Helmut Dunckers, die in den 1960er-Jahren als Notkirchen errichtet wurden [Abb. 414].

Bereits Josef Hoffmann hat für den bekannten Wettbewerb um die Synagoge in Sillein mit der Stiftszeltthematik gearbeitet. Max Eisler verweist in seinem Artikel von 1929 auf das Vorbild des Stiftszeltes bei einer Besprechung der Entwürfe Hoffmanns, von denen acht in der Zeitschrift *Menora* veröffentlicht wurden.¹⁰⁵⁸ Ebenso wie Hoffmann gelangt Leitl zu ähnlichen Ergebnissen. Vergleicht man Leitls Entwurf des Stiftszeltes [Abb. 413, 424 Mitte] mit einer der Skizzen Hoffmanns [Abb. 431], so fällt bei beiden der kubische Unterbau mit hoch aufragendem Spitzdach mit bekrönendem Davidstern auf. Weitere Details der Skizzen Hoffmanns, wo der Synagogenkorpus mit „wenigen, weit abstehenden Ornamenten von geometrischem Zug versehen und mit einem Zinnenkranz aus Dreiecken und Halbkreisen gekrönt“¹⁰⁵⁹ wird, erinnern an Leitls Pläne und den ausgeführten Bau. [Abb. 430] Ein Zinnenkranz findet sich bei Leitl nicht, doch die geometrischen Ornamente lassen an das Dreiecksfensterband in Trier denken. Wie

¹⁰⁵⁷ HAEK, Plan vom 19.2.1957, Nr. 48.

¹⁰⁵⁸ Eisler 1929, S. 86–95.

¹⁰⁵⁹ Ebda., S. 93.

Hoffmann im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, so setzt sich auch Leitl mit den unterschiedlichen Möglichkeiten zur Lösung der Bauaufgabe auseinander.

Eine der Skizzen Leitls zeigt die Hamburger Synagoge von Friedmann und Ascher aus dem Jahr 1931 [Abb. 428, 58]. Leitl hat sich mit der Synagogenarchitektur derjenigen Zeit beschäftigt, in der er als Redakteur tätig war und dementsprechend viele Sakralbauten kennen gelernt hat. Leitl hat sich mit dem Stiftzelt als jüdischem Gotteshaus beschäftigt hat und speiste seine Vorstellungen aus den Entwicklungen der 1920er- und 1930er-Jahre. Max Eisler erachtete 1929 die Idee des Stiftszeltes als passend für „ein Volk auf der Wanderung“ und sah sie bei Hoffmann und seinen Entwürfen idealiter verwirklicht.¹⁰⁶⁰

Auch nach 1945 beschäftigten sich die Architekten mit dieser Motivik. Das passagere Moment eines Stiftszeltes kann das „Leben auf gepackten Koffern“ versinnbildlichen. Ab 1955 baute Frank Lloyd Wright in Elkins Park in Pennsylvania die Beth Sholom Synagoge, deren Interpretation des Stiftszeltes als Modell für eine zeitgenössische Synagogenarchitektur genommen wird [Abb. 55]. Die Beth Sholom Synagoge ist mit hoch aufragendem, pyramidalem Spitzdach über sechseckiger Grundrissform errichtet. Neben einer Rückführung auf den Typus der polnischen Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts¹⁰⁶¹, da sich das dreifach gestufte Dach in diese Tradition einordnen lässt, liegt auch die Deutung als Stiftzelt nahe:

With his tripod roof, Frank Lloyd Wright hoped to suggest both Mount Sinai and the tent tabernacles of the ancient hebrews. [...] The wandering of the Jews in the wilderness for 40 years is suggested in the undulating floor levels, [...].¹⁰⁶²

In Folge lassen sich weitere Synagogen auf den Entwurfs Wrights beziehen, so beispielsweise die Congregation Sons of Israel von Davies, Brody and Wisnieswski aus dem Jahr 1963 (Lakewood, New Jersey) sowie die Congregation Shaarey Zedek (1963) in Southfield, Michigan von Percival Goodman und Albert Kahn. Beide variieren die bei Wright gefundene expressionistische Zeltform. In gänzlich anderer Form verwirklichte Emanuel Rau seine Synagoge der Universität in Jerusalem aus dem Jahr 1957, die ebenfalls eine Variation des Stiftszeltes darstellt¹⁰⁶³ [Abb. 432].

So greift Leitl mit seinen Skizzen eine seinerzeit aktuelle Diskussion um die Synagogenform auf, die sinnbildlich für die Situation des Judentums nach dem Zweiten Weltkrieg steht. Es wird deutlich, dass er sich um eine individuelle Lösung bemüht hat, die gleichzeitig einen übergeordneten, zur Entwicklung der Synagogenarchitektur beitragenden Entwurf darstellt. Der ausgeführte Bau Leitls unterscheidet sich jedoch grundlegend vom geplanten Motiv des Stiftszeltes. Der portative Charakter, den Leitl in seinen Skizzen – besonders hervorgehoben durch die vermeintliche Befestigung des Zeltdaches – konzipiert hatte, steht im Widerspruch zur blockhaften und hermetischen Fassade der errichteten Synagoge. Das Stiftzeltmotiv ist auch ein

¹⁰⁶⁰ Eisler 1929, S. 93.

¹⁰⁶¹ Israelowitz 1992, S. 37

¹⁰⁶² Ebda., S. 139.

¹⁰⁶³ Roth, Cecil B.: Die Kunst der Juden, Frankfurt/Main 1964, S. 124.

Motiv des christlichen Kirchenbaus dieser Zeit und bildet die *ecclesia peregrinans* ab, die sich in der Nachkriegszeit ihrer jüdisch-christlichen Wurzeln besinnt.¹⁰⁶⁴ [Abb.414]

Einige Skizzen, die Leitl für den letztendlich realisierten Entwurf zeichnete, zeigen diesen von flachen Annexbauten, teilweise auch mit umzäuntem Hof, umgeben [Abb. 418, 419, 423, 424]. Beim errichteten Bau fallen diese Anbauten weg, obwohl es Fürsprache für eine Umsetzung gegeben hat.¹⁰⁶⁵ „Im Sinne der Stadtplanung, welche um das Gebäude einen größeren Freiraum sichern wollte“, ¹⁰⁶⁶ reduzierte Leitl dann seinen Synagogenentwurf bis auf einen schlichten Kubus. Auch wenn diese Konzentration der Funktionen auf eine städtebauliche Vorgabe zurückgeht, ist der Unterschied zwischen einem als Zelt konzipierten Bau und seiner monolithisch ausgeführten Synagoge groß.

13.4 Leitls Kirchenbau

Leitls architektonischer Schwerpunkt lag im katholischen Kirchenbau, bei dem vor allem seine stilistische Vielfalt auffällt. Die Möglichkeiten im katholischen Kirchenbau waren nach 1945 – abgesehen von den dringendsten Materialschwierigkeiten in den ersten Nachkriegsjahren – zunächst unbegrenzt. In formaler Hinsicht wurde mit großem Optimismus an der Umsetzung der liturgischen Erneuerungsströmungen gearbeitet, die im Katholizismus bereits durch Papst Pius XII. in seiner Enzyklika „*Mediator Dei*“ 1947 auf den Weg gebracht wurden und durch die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzil 1965 in Kraft traten.¹⁰⁶⁷ Bedeutendste Architekten waren für den deutschen Kirchenbau beider Konfessionen Otto Bartning, Dominikus und Gottfried Böhm sowie Rudolf Schwarz u.a.m., Leitl ist im Kontext dieser Kirchenbauten mit einer Vielzahl von Kirchen vertreten.¹⁰⁶⁸ Nach Busmann können die Kirchen Leitls in zwei Gruppen separiert werden, denn einerseits „entwickelte Leitl eine Vorliebe für das Ornamentale sowohl am Baukörper wie im Detail. [...] Auf der anderen Seite entstanden, meist auf der Grundlage der quadratischen Grundrisse, immer strengere kubische Baukörper [...]“¹⁰⁶⁹ Für die Kombination aus Ornament und kubischem Baukörper steht im Profanbau beispielsweise die im Jahre 1960 von Leitl gebaute Trierer Stadtbibliothek. Mit seinen Kirchenentwürfen kann Leitl nicht festgelegt werden, da seine Bauten von quadratisch zu polygonal und in den Fassaden von grob behauenen Bruchsteinmauerwerk zu ornamentaler Betonfassade variieren.

Die Kirche St. Sebastian in Aachen, 1952 bis 1957, im gleichen Zeitraum wie die Synagoge erbaut, wurde auf quadratischem Grundriss errichtet, dennoch sind ein klassisches Lang- und

¹⁰⁶⁴ Wittmann-Englert, Kerstin: Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne („Forschungen zur Nachmoderne“ für das Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Techn. Universität Berlin), Lindenberg im Allgäu 2006, S. 17–83.

¹⁰⁶⁵ Dipl.Ing. Albers, Auszug aus der Niederschrift über die Sitzung des Bau- und Denkmalpflegeausschusses am 25. Juli 1956, in: Bauakte Synagoge Kaiserstraße, Aktennr. Stadtarchiv Trier Tb1/3362.

¹⁰⁶⁶ Alfons Leitl: Neubau der Synagoge Trier – Baubeschreibung, in: Bauakte Synagoge Kaiserstraße, Aktennr. Stadtarchiv Trier Tb1/3362.

¹⁰⁶⁷ Kahle, Barbara: Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1990, bes.: Die liturgische Bewegung, S. 1–20 sowie S. 84f.

¹⁰⁶⁸ Kahle, Barbara: Rheinische Kirchen des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zum Kirchenschaffen zwischen Tradition und Moderne (Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 39, Köln 1985; zugl. Köln, Univ., Diss., 1982), Pulheim 1985.

¹⁰⁶⁹ Busmann 1995, S. 123.

Querhaus durch Fenstersetzung und unterschiedliche Deckenhöhen ablesbar. Von besonderem Interesse ist der Übergang von Querhausdecke zur allgemeinen Raumhöhe, da sich hier eine Fensterreihe aus Dreiecksfenstern befindet. Diese findet sich ebenso an der Westwand der Kirche [Abb. 410]. Die Wände sind, bis auf das Querhaus, fensterlos, dafür verlaufen knapp unterhalb der Decke die Dreiecksfenster. Wenn auch die Fensterform durch abgerundete Ecken organischer gehalten wurde als die klaren Dreiecksfenster der Synagoge, so stellen sie ein vergleichbares Motiv dar.¹⁰⁷⁰

Ebenfalls in den Jahren 1952–56 wurde in Trier die Kirche St. Valerius erbaut, und auch dieser Baukörper wurde weitgehend fensterlos gestaltet. Die Hauptfenster befinden sich zwischen Strebeböfeln an der Westseite. Im Chorbereich liegen sehr kleine, fast quadratische Fenster unterhalb der Decke [Abb. 403]. Die Eingänge zur Kirche liegen mit ausladendem, schiefergedecktem Dach aus dem Baukörper herausgezogen [Abb. 402]. Die Dachformen der Portalgestaltungen von St. Valerius und der Synagoge weisen große Ähnlichkeiten auf, wenn auch die Stirnseite des Synagogeneingangs betonter ist und die Kirchendächer stärker geneigt sind [Abb. 398, 402]. Auffallend an St. Valerius ist das Material der Fassade: Es handelt sich hierbei um ein helles Natursteinmauerwerk, das horizontal mit roten Ziegelsteinen gestreift wird.

St. Mariä Himmelfahrt in Mönchengladbach (1962), deren Planungsphase auf die 1950er-Jahre zurückgeht, wurde von Leitl als „Kubus ohne Nischen und Erker“ konzipiert¹⁰⁷¹ und trifft sich in dieser Baukörperform mit der Konzeption des Synagogenbaus. Bei den benannten Kirchen sind die kleinen, hochliegenden Fenster, die Verwendung von Bruchsteinmauerwerk sowie ein Korpus als Kubus ohne Nischen und Erker als Charakteristika festzuhalten.

Ein weiteres Kennzeichen der Kirchen Leitls ist die Verwendung von Bruchsteinmauerwerk bei ländlichen Kirchen, insbesondere in der Eifel. Hier verbaute er häufig Steine der Vorgängerbauten, eine Praxis vieler Architekten, die „zunächst nach dem Kriege aus der Notsituation heraus in einem Neubau“ die alten Steine verwandten, diese später jedoch „aus einer ästhetischen Wertschätzung“¹⁰⁷² weiterverarbeiteten. Kahle ordnet den Steinen „eine reliquienähnliche Bedeutung zu, so spricht auch Schwarz von den ‚geheiligten‘ Steinen, die der Baustoff des neuen Werkes sein sollen.“¹⁰⁷³ Das Alte, das im Neuen weiterlebt und für Kontinuität sorgt¹⁰⁷⁴ – dieser Tendenz des katholischen Kirchenbaus entsprechend verwandte Leitl beim Synagogenbau alte Steine der zerstörten Synagoge am Zuckerberg. Ebenfalls wurde aus der zerstörten Synagoge die Tafel mit den Namen der Gefallenen des Ersten Weltkriegs gerettet und im Vorraum des Synagogenraums angebracht.¹⁰⁷⁵

Das Material des Bruchsteins in Verbindung mit dem geschlossenen kubischen Baukörper der Synagoge mit kleiner Fensterreihe erinnert an Rudolf Schwarz' Entwurf für St. Anna in Düren (1952–56) [Abb. 409]. Weist der Rechteckblock der Synagoge bei Leitl in seiner reinen Form

¹⁰⁷⁰ Dominikus Böhm und Martin Weber verwendeten bei der 1922/23 erbauten Kirche St. Peter und Paul bereits Dreiecksfenster, um das Langhaus durch den Obergaden zu beleuchten. [Abb. 430]

¹⁰⁷¹ Busmann 1995, S. 117.

¹⁰⁷² Kahle 1985, S. 111.

¹⁰⁷³ Ebda., S. 10f.

¹⁰⁷⁴ Kahle 1985, S. 10.

¹⁰⁷⁵ Ausst.-Kat. Trier 1988, S. 141f. Busmann spricht hingegen davon, dass Leitl die Wiederverwendung alter Steine lediglich bei seinen Dorfkirchen anwandte. Vgl. Busmann 1995, S. 121.

bereits auf Schwarz' Fronleichnamskirche in Aachen hin, so lässt sich zu St. Anna auch aufgrund des Materials eine Beziehung herstellen, deren Materialität und Massivität nach Kahle die Kirche „in die Nähe des Unveränderlichen und damit auch Überzeitlichen [rücken]. Das scheinbar naturhaft gegebene [...] bewirkt letztlich auch eine [...] Erdverbundenheit.“¹⁰⁷⁶

In Leitls Skizzen zum Synagogenbau findet sich ein Entwurf, der das Material als Bruchsteinmauerwerk andeutet. An der Südwand plante Leitl die Darstellung eines siebenarmigen Leuchters durch kleine runde Fenster [Abb. 423]. Anderenfalls sollte diese Fassadenseite fensterlos bleiben. An St. Anna findet sich an der äußeren Ostwand die Darstellung eines Lebensbaumes, gestaltet durch eine spezielle Mauerung mit kleinen runden Fenstern, und auch diese Wand ist fensterlos [Abb. 409]. In dieser Tradition der Materialverwendung steht auch Joachim Schürmanns erster Kirchenbau. Bei der Christ König-Kirche von 1959/60 in Wuppertal [Abb. 585] soll das Bruchsteinmauerwerk Ursprünglichkeit und Geborgenheit vermitteln.¹⁰⁷⁷ Wenige Jahre nach Leitls Synagoge errichtete Schürmann eine Kirche nach ähnlichem Muster: kubisches Natursteinmauerwerk mit hochliegenden Fenstern.

Zusätzlich zum Wiederverwenden der Synagogenbruchsteine für die Flächen werden die Ecken mit roten Ziegelsteinen abgesetzt. Der zeitgleich zur Synagoge erbaute Baukörper von St. Valerius in Trier ist von roten Ziegelquerstreifen durchzogen. Synagoge und St. Valerius weisen das gleiche Material auf wie die Kaisertherme Triers: heller Naturstein, durchzogen mit roten Ziegelsteinen.

So lassen sich bei der Nachkriegssynagoge Bezüge zur Umgebung in Trier – sowohl zur zerstörten Synagoge am Zuckerberg als auch zur katholischen Kirche St. Valerius – herstellen. Allem übergeordnet liegt die Kaisertherme Triers, ein Bau konstantinischer Zeit. Leitls Synagoge liegt gleichsam eingebettet in die Geschichte Triers. Überträgt man Begriffe zur Definition des katholischen Kirchenbaus: „Nähe des Unveränderlichen“, „Überzeitliches“, „scheinbar naturhaft gegebene“ und „Erdverbundenheit“¹⁰⁷⁸ und stellt diese in den Kontext Leitls Synagoge, so wird deutlicher, warum Leitl auf das passagere Moment des Stiftszeltes als portatives Heiligtum verzichtet hat.¹⁰⁷⁹ Angesichts der Tatsache, dass aus der früheren jüdischen Gemeinde Triers lediglich vierzehn Mitglieder zurückkehren konnten¹⁰⁸⁰, ist der Neubau einer Synagoge mitnichten eine Selbstverständlichkeit. Das Selbstverständnis jüdischer Gemeinden in dieser Zeit war häufig genug provisorisch definiert, und der Bau eines Jüdischen Gemeindezentrums mit Synagoge stand konträr dazu. So versucht Leitl, auf die Selbstverständlichkeit jüdischen Lebens in Deutschland abzielen und auf ihre historische Verwurzelung bis in konstantinisch-frühchristliche Zeit¹⁰⁸¹ sowie auf die Verwandtschaft der Religionen untereinander hinzuweisen¹⁰⁸². Trotz formaler Übereinstimmungen zum Kirchenbau kennzeichnet Leitl seinen

¹⁰⁷⁶ Kahle 1985, S. 110.

¹⁰⁷⁷ Koschmieder, Oliver: Christ König Kirche in Wuppertal, in: db – deutsche bauzeitung, 2 (2016), URL: <https://www.db-bauzeitung.de/architektur/christ-koenig-kirche-in-wuppertal/#slider-intro-2> (Zugriff 04.03.2022).

¹⁰⁷⁸ Kahle 1985.

¹⁰⁷⁹ „Die Kirche ein Zelt – das Zelt als Kirche“. O.A., in: Kunst und Kirche, 20 (1957), S. 69.

¹⁰⁸⁰ Jacob 1984, S. 153.

¹⁰⁸¹ Grabungsexponate aus dem 4./5. Jahrhundert lassen auf die Existenz einer jüdischen Gemeinde schließen: Laufner, Richard: Geschichte der jüdischen Gemeinden Triers, in: Ausst.-Kat. Trier 1988; vgl. Künzl 1988, S. 61–88, S. 61 sowie Fußnote 3, S. 424.

¹⁰⁸² Leitls offensichtliche bauliche Verwandtschaft von katholischer Kirche und Synagoge in Trier verwirklicht Thesen, die

Neubau als originär jüdisches Gotteshaus. Als demonstratives Kennzeichen der neu erbauten Synagoge sitzt oben auf dem Flachdach eine Kuppel mit aufragendem Davidstern.¹⁰⁸³ Die Kuppel ist klein und teilweise erst mit Abstand zum Gebäude zu entdecken. Als besonderes Wahrzeichen kann sie nicht dienen, zumal ihre Aussagekraft im Laufe der Geschichte der Synagogenarchitektur zunehmend hinterfragt wurde. Leidl spielte in Skizzen die verschiedenen Kuppelformen durch [Abb. 428]. So findet sich dabei auch eine Form, die er, zeitgleich zum Synagogenbau, in Neuss erbaute. Das Dach der Christ König Kirche von 1954 [Abb. 411] findet sich als in Betracht gezogene Kuppelform der Trierer Synagoge.

Seit einem vollen Jahrhundert ist man fast überall der Meinung, daß zu einem richtigen Tempel auch eine Kuppel gehöre. [...] Das Volk hielt und hält die Kuppel für eine Form und ein Sinnbild des Orients, das sich eben deshalb am besten zum Wahrzeichen unserer Gotteshäuser eigne. Nun ist schon die Voraussetzung, die hier ausgesprochen wird, anfechtbar, die Folgerung bleibt jedenfalls falsch. Denn jüdisch ist die Kuppel ganz gewiß nicht. [...] Trotz alledem hat man die Verwendung der Kuppel solange verstehen können, als sie – was ja ihrer Natur entspricht – einer zentralen Anlage zum Dache diene. Als man aber von der altehrwürdigen Ordnung mit dem Almemor in der Mitte des Tempels abkam und nun die Wölbung einem ostwärts gestreckten Langhause aufzwang, war das irriige Symbol auch baulicher Unsinn geworden.¹⁰⁸⁴

Leidl kennzeichnet seine Synagoge mit einer Kuppel, die in der Außenwirkung jedoch keine übergeordnete Stellung der Stilmittel einnimmt. Als Lichtmittel kennzeichnet die Kuppel im Innenraum den sakralen Bereich der Synagoge, und diese Aussage gibt sie nach außen weiter. Auch wenn Busmann den Einsatz der Lichtinstallation als dramaturgisches Mittel¹⁰⁸⁵ bei Leidl verneint, kann im Rahmen des Synagogenbaus eine gewollte Lichtführung vorausgesetzt werden. Der gesamte Synagogeninnenraum verfügt als natürliche Beleuchtung lediglich über die sehr hoch liegenden kleinen Fenster sowie über die oberhalb von Almemor und Thoraschrein ruhende Kuppel. Die Kuppel als Lichtquelle zeigt in der Außenansicht, wo sich der liturgisch bedeutsame Bereich des gesamten Baus befindet. Im Innenraum fokussiert sie die Konzentration des Betrachters [Abb. 406, 407] auf den Ort des Lesepultes. Der restliche Raum verfügt über dämmrige Helligkeit. Diese Effekte sind als gewollt und beabsichtigt zu verstehen.

Er [der Architekt, K.L.] darf die monumentale Baumasse nicht auflösen zu einer Befreiung und Erlösung atmenden leichteren Form. Ueber[sic] der „ewigen Lampe“, der Flamme der Hoffnung und Erwartung, wölbe sich ein einfacher ernster Raum. Ueberall[sic] strenge ruhige Linien. Die Fenster klein, um dem Raum Abgeschlossenheit zu geben. Abgeschlossenheit sei die Tendenz der ganzen Anlage [...].¹⁰⁸⁶

erst später in das allgemeine Bewusstsein eingingen. Die Ergebnisse der sogenannten Seelisberger Konferenz, bekannt geworden als 'Seelisberger Thesen' "waren in erster Linie ein Appell an die Kirchen, ihre traditionelle Einstellung gegenüber dem Judentum zu überdenken und ihre Mitverantwortung an der Entstehung und Entwicklung des Antisemitismus einzugestehen. Schließlich sei es ein und derselbe Gott, der durch das Alte und durch das Neue Testament zu den Menschen spräche. [...] Die Formulierung derartiger Thesen im Jahr 1947 war revolutionär." Und obwohl ein offizielles Placet aus Rom zur Veröffentlichung der Thesen einging, "dauerte es noch geraume Zeit, ehe in den sechziger und siebziger Jahren die Forderungen aus Seelisberg tatsächlich Eingang in die offiziellen Verlautbarungen der Evangelischen und Katholischen Kirche fanden." (Foschepoth 1993, S. 56f.)

¹⁰⁸³ Betrachtet man die in Zusammenhang mit St. Anna erwähnte Skizze Leitls, sieht man, dass hier die Kuppel noch fehlt.

¹⁰⁸⁴ Eisler 1929, S. 86,92.

¹⁰⁸⁵ Busmann 1995, S. 121.

¹⁰⁸⁶ Hiller 1906, S. 32.

In Trier wird der Synagogenraum durch die farbigen Dreiecksfenster in gedämpftes Licht getaucht, der Bereich von Almemor und Toraschrein wird betont, so als ob Leidl Ernst Hillers Forderung von 1906 nach Abgeschlossenheit nachkommen wolle. Leidl setzt sein Formenrepertoire unabhängig vom Auftraggeber ein. Sogar die Gestaltung der Stadtbibliothek in Trier greift in ihrer kubischen Setzung die Form der Dürener St. Anna-Kirche auf, ebenso wie er diese Form als Modell für Synagoge in Erwägung gezogen hatte. Das Konzept Sullivans, dass die Form der Funktion folgt, wird hier konzeptionell umzusetzen versucht.

13.5 Einordnung

Die angesprochenen Schwierigkeiten um die Person des Architekten Leidl spielen hinsichtlich der architektonischen Einordnung des Baus keine Rolle. Indes scheint die unterschiedliche Religionszugehörigkeit der Architekten – ob jüdisch oder christlich – unterschiedliche Synagogenentwürfe bewirkt zu haben. Insofern ist Leidl ein Vertreter der christlichen Architekten, die vor dem Hintergrund ihres Glaubens Synagogen errichtet und aufgrund ihrer Positionen den jüdischen Sakralbauten bestimmte Attribute zugeordnet haben. So lässt sich der Trierer Synagogenbau mehr in den Kontext der Kirchen Leitls einordnen als in den zeitgenössischen Synagogenbau. Im Vergleich mit der Synagogenarchitektur nach 1945 sowohl im europäischen als auch im US-amerikanischen Raum zeigt sich, dass Leidl ein singulärer Entwurf gelungen ist. Leidl macht sich das hermetisch Verschlussene einiger christlicher Nachkriegskirchen sowie die Tendenz des materiellen Gedenkens der Vorgängerbauten durch Steine zu eigen. Durch die Verschlussenheit seiner Synagoge knüpft er an die Synagogen der 1920er-Jahre an, die Rachel Wischnitzer mit „functional planning to monolithic design“¹⁰⁸⁷ betitelt. Als Beispiel der monolithischen Synagogen sieht Wischnitzer den 1931 eingeweihten Hamburger Bau. Ähnlich der Hamburger Synagoge, die Leidl bekannt war [Abb. 427], ist Leitls Entwurf hermetisch fensterlos. Doch die unterschiedlichen Qualitäten der steinernen Fassaden zeigen, dass die Gestaltung beider Synagogen in unterschiedlichen Architekturauffassungen wurzeln.

Aufgrund ihrer Bauform lässt sich die Trierer Synagoge in eine überregionale Tradition der Synagogenbauten bis 1933 einordnen. Auch die Amsterdamer Synagoge in der Lektstraat von 1937 stellt sich als kubischer Raum mit Annexbauten dar, der durch seine gezielt reduzierte Fenstersetzung wirkt. Hier beruhen Innen- und Außenraumwirkung unter anderem auf den hohen, relativ kleinen Fenstern, die weder den Blick nach innen noch nach außen erlauben und somit ein abgeschlossenes Raumgefühl vermitteln. Die Lekstraat-Synagoge wiederum steht in Zusammenhang mit der bereits neun Jahre zuvor eingeweihten Synagoge Jacob Obrechtplein (1928) des Architekten Harry Elte, die ihre fensterlose Optik auf Frank Lloyd Wright zurückführt.¹⁰⁸⁸ Während jedoch die Entwürfe dieser Zeit vornehmlich durch die Reduktion der baulichen Mittel und ein Betonen der funktionalen Inhalte charakterisiert sind, nutzt Leidl die Reduktion der architektonischen Mittel in anderer Hinsicht. Leitls Entwurf kann aufgrund des

¹⁰⁸⁷ Wischnitzer 1964, S. 131.

¹⁰⁸⁸ Vgl. Agt, J.F. (Joannes Floris) van: Synagogen in Amsterdam, S'Gravenhage 1974, S. 80f.

Motivs der räumlichen Abgeschlossenheit anderen Synagogen zugeordnet werden, muss jedoch im Zusammenhang mit dem Entstehungsdatum, der Materialwahl und durch die Person des Architekten selbst anders interpretiert werden. Wischnitzer deutet das Abgeschlossene der Trierer Synagoge als Ausdruck der Geschichte: „In his synagogue, Leidl stressed the tragic isolation of the Jewish community, [...]“¹⁰⁸⁹. Dass der Architekt durch seinen Nachkriegsbau die tragische Isolation der Jüdischen Gemeinde darstellen wollte, kann negiert werden. Die grundsätzlich negative Aussage, die hiermit verbunden wäre, hätte eine zusätzliche Erschwerung des täglichen Lebens einer neu konstituierten Gemeinde bedeutet. Architektur als Mahnmal hätte die Überlebenden der ersten Generation von Jüdischen Gemeinden nach 1945 mehr belastet, als dass sie im Sinne einer Aufarbeitung hilfreich gewesen wäre. Vielmehr muss der Versuch einer baulichen Integration der jüdischen Gemeinde in die Trierer Stadtgeschichte vorausgesetzt werden. Leidl verweist auf die historische Verwurzelung der jüdischen Gemeinde und stellt eine Verbindung zur zerstörten Synagoge am Zuckerberg sowie zu den konstantinischen Bauten Triers her. Die Massivität des Baus sollte jedoch nicht im Sinne einer Isolation interpretiert werden, sondern im Sinne Hillers, der forderte, dass der Synagogenbau „[b]reit und schwer [...] auf dem Erdboden [laste], gewissermassen die Jahrtausende alte, in ihm verkörperte, unerschütterliche festgehaltene Anschauung vergegenwärtigend.“¹⁰⁹⁰

Die positive Befürwortung des Neuaufbaus einer Synagoge in Trier und des damit verbundenen jüdischen Lebens sowie der Versuch der historischen Verortung sind aus Leitls Entwurf herauszulesen. In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass es sich um einen Bau eines nicht-jüdischen Architekten handelt, der aus seinem Zeitverständnis, aber auch aus christozentrischer Perspektive im Sinne einer christlich-jüdischen Deutung heraus seinen Entwurf plante.

14 Essen und Berlin (1959): *Rückbesinnung und Neubeginn*

Im April 1966 erscheint in der BRD eine neue Briefmarke im Wert von 30 Pfennig. Diese Marke, die Teil der Briefmarkenserie „Das neue Berlin“ ist, zeigt das 1959 geweihte Jüdische Gemeindehaus des Architektenbüros von Dieter Knoblauch und Heinze Heise. Diese Briefmarkenserie sollte einen Querschnitt über das „Baugeschehen der Stadt nach dem 2. Weltkrieg“ darstellen¹⁰⁹¹ und nahm das Jüdische Gemeindehaus als exponentiellen Bau mit auf. Das Jüdische Gemeindehaus in Berlin war Ergebnis eines eingeschränkten Wettbewerbes, der ebenso wie in Essen zum Synagogenbau ausgeschrieben worden war.¹⁰⁹² Dieter Knoblauch und

¹⁰⁸⁹ Wischnitzer 1964, S. 251.

¹⁰⁹⁰ Hiller 1906, S. 32.

¹⁰⁹¹ Sonderpostwertzeichen der Landespostdirektion Berlin „Das neue Berlin“ 1965/66. Broschüre anlässlich der Eröffnung des Berliner Post- und Fernmeldemuseums 1966. Berlin 1970. Kopie durch Marcus-Raphaël Knoblauch.

¹⁰⁹² Vgl. Landesarchiv Berlin Rep. 9, Nr. 27/28, Akte zum Neubau eines Gemeindehauses für die Jüdische Gemeinde zu Berlin: Vom Senator für Bau- und Wohnungswesen ausgeschriebener Wettbewerb vom 5.10.1957 für zehn namentlich genannte Architekten. (Dipl.Ing. H. Guttman, Frankfurt/Main; Architekt H. Schaefers, Berlin; Architekt W. Kuhnert, Berlin; Reg.Baumeister A. Gellhorn, Berlin; Architekten BDA Völker und Grosse, Berlin; Architekt Dipl.Ing. E. Stolzer, Berlin; Architekten Wittkower und Baumann, Tel-Aviv, Israel; Architekt Dipl.Ing. H. Herrey, Berlin; Arbeitsgemeinschaft der Regierungsbaureferendare G. Rümmler, Berlin; team A-Z Architekten D. Knoblauch, Bochum).

Heinz Heise gewannen beide Wettbewerbe. In Essen sah die Bauherrin, die Jüdische Kultusgemeinde, die Planung einer Synagoge mit anschließendem Gemeindehaus vor, während in Berlin das geplante Jüdische Gemeindehaus einen Mehrzwecksaal enthalten sollte, der an hohen Feiertagen zur Synagoge umfunktioniert werden konnte.¹⁰⁹³

Essen wurde im Synagogenbau durch den Körner-Bau von 1913 bekannt.¹⁰⁹⁴ Die seinerzeit stilbildende Synagoge [Abb. 44] bedeutete zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Entwicklung der deutschen Synagogenarchitektur einen bedeutenden Schritt von einer vergleichenden Architektur zu einer vom Kirchenbau unabhängigen. In der Nähe dieser in der Pogromzeit nicht abgerissenen – da zu massiv gebaut und deshalb schlecht zu sprengenden –, großen Synagoge errichteten die Architekten Knoblauch und Heise ein jüdisches Gemeindezentrum für die nach dem Krieg neu gegründete jüdische Gemeinde.

In Berlin steht das Jüdische Gemeindehaus auf dem Grundstück, auf dem bereits die Synagoge Ehrenfried Hessels aus dem Jahr 1912 gestanden hat [Abb. 433]. Auch diese Synagoge war seinerzeit „selbstbewußter Ausdruck einer Minderheit“¹⁰⁹⁵. Zu ihren wesentlichsten Merkmalen gehörte neben einer dreifachen Kuppel über dem Synagogenraum das Eingangsportal. Dieses sollte auf Wunsch der Nachkriegsgemeinde beim Abriss der Ruine erhalten werden, um es in den Neubau einzufügen¹⁰⁹⁶, denn die Synagogenruine wurde erst 1958 abgetragen. So stehen beide Neubauten in engem räumlichem Zusammenhang zu ihren Vorgängerbauten. Vergleichbare Situationen gab es bei der Synagoge in Offenbach, die gegenüber der alten Synagoge errichtet wurde, sowie den Synagogen in Stuttgart, Erfurt und Münster, die direkt auf den Fundamenten respektive auf dem Grundstück der alten Synagogen erbaut wurden. In Berlin wird dieser Vorgang durch Spolien verstärkt, die am Neubau und auf dem Grundstück integriert wurden. Von besonderem Interesse ist der Berliner Bau, da hier der große Saal lediglich an hohen Feiertagen für Gottesdienste genutzt werden sollte. Da es sich um keinen spezifischen Synagogenneubau gehandelt hat, stellte sich nicht die Frage nach ritueller Ausstattung und Ausrichtung des Raumes. Dennoch ist interessant, dass die Architektur Bezug auf die zerstörte Synagoge nimmt. Auch ist die Behandlung des Toraschreins hier eine andere als in Synagogen, ist er doch ein Attribut, das bei Bedarf hervorgeholt werden kann und ansonsten im Raum wenig Dominanz erhielt.

So stehen in Berlin die Spolien als Brücke in die architektonische Vergangenheit. In Essen gibt es in Form eines Zitates der Architektur Erich Mendelsohns einen direkten Bezug zur zeitgenössischen Synagogenarchitektur. Die Architekten Dieter Knoblauch und Heinz Heise hatten während der Phase der Synagogenbauten eine Bürogemeinschaft in Essen, später trennten sich beide und Dieter Knoblauch hat ein eigenes Büro eröffnet. Heinz Heise ist 1978 mit

¹⁰⁹³ Vgl. Landesarchiv Berlin, Rep. 9, Nr. 24/25: Der Senator für Bau- und Wohnungswesen: Beantwortung der Rückfragen: "Frage 1: Welchen Zwecken dient der große Saal hauptsächlich? Antwort: Hauptsächlich kulturellen Veranstaltungen. [...] Frage 10: Soll einer der Räume als sogenannter Betraum genutzt werden? Antwort: An hohen Feiertagen nur der große Saal."

¹⁰⁹⁴ Dohmen, Heinz/Sons, Eckhard: Kirchen, Kapellen, Synagogen in Essen, Essen 1998; Gemmeke 1990.

¹⁰⁹⁵ Hammer-Schenk 1988, S. 268.

¹⁰⁹⁶ Vgl. "Bedingungen zum engeren Wettbewerb für den Neubau [...]", Akte des Landesarchivs Berlin, Rep. 9, Nr. 26.

seinem Mitarbeiter Hubert Winterpacht eine Partnerschaft eingegangen.¹⁰⁹⁷ Knoblauch und Heise, 1928 und 1927 geboren, gehörten einer Generation von Architekten an, die als junge Männer das Kriegsende erlebt und ihre Ausbildung erst nach 1945 begonnen haben. Während Architekten wie Guggenheimer, Quacken, Schlechte, Sievers und Leidl auf eigene Architektur der Vorkriegszeit zurückgreifen konnten, haben Knoblauch und Heise ihre prägende Ausbildung nach dem Krieg erhalten. Dies zeigt sich an ihren Baulösungen, die – obwohl zeitlich nah an den Bauten der älteren Kollegen – sich deutlich davon unterscheiden.

14.1 Dieter Knoblauch (1928–2003)

Dieter Claus-Peter Knoblauch wurde am 18.02.1928 als Sohn von Käthe und Herbert Knoblauch in Leipzig geboren und evangelisch getauft; er war der zweite von drei Söhnen. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ist Knoblauch 11, bei Kriegsende 17 Jahr alt gewesen. Dennoch kam er in amerikanische Kriegsgefangenschaft, wo er einem amerikanischen Offizier als „Hilfe für alle Dinge“ zur Seite gestellt wurde.¹⁰⁹⁸ Anschließend hat er in Berlin Architektur studiert. Nach Ende des Studiums hat er im Büro von Hermann Henselmann in Berlin mitgearbeitet, der grundlegend den Städtebau und die Architektur der jungen DDR geprägt hat. 1954 ist Knoblauch nach Lingen und 1958 nach Bochum gezogen – „hierhin holte ihn ein Jugendfreund“¹⁰⁹⁹. Ab 1957 war Knoblauch als Architekt selbstständig, ab 1959 in Essen, hier hat er in Zusammenarbeit mit Heinz Heise an den Ausschreibungen zum Synagogenbau in Essen und Berlin teilgenommen und jeweils den ersten Preis gewonnen. 1960 hat sich das Büro Knoblauch/Heise aufgelöst, Knoblauch hat 1962 sein Architekturbüro in der Kuckuckstraße 25 in Essen-Heisingen eröffnet. Seit dem 01.01.1964 war Knoblauch BDA-Mitglied in Essen.¹¹⁰⁰ Zu seinen Bauten gehörten ein Kindergarten (1961) in Essen-Karnap, der als erster Rundbau dieser Art galt, sowie eine weitere Kindertagesstätte, ein evangelisches Jugendheim und diverse Firmengebäude in Essen. Für die Gemeinnützige Wohnungsgenossenschaft Essen-Nord plante Knoblauch Wohnanlagen sowie unterschiedlichste Werksplanungen für verschiedene Auftraggeber. Im öffentlichen Baubereich hat Knoblauch für die Emschergenossenschaft/Lippverband Betriebsgebäude errichtet, im privaten Baubereich als Architekt zahlreiche Hausplanungen und Wohn- und Praxishäuser in Bochum, Herne, Gelsenkirchen, Essen. Dieter (C.P.) Knoblauch war in der BDA-Ausstellung im Folkwang-Museum 1966 vertreten, 1968 in der Wanderausstellung „Alt + Neu“ des BDA Niedersachsen, in der ständigen BDA-Ausstellung 1968 in Essen sowie mit einigen Zeichnungen in der Ausstellung „Von Schinkel bis Mies van der Rohe“ in den Staatlichen Museen Berlin 1974 ausgestellt. Zu verschiedenen seiner Gebäude existieren Artikel, insbesondere über seine Bungalow- und Einfamilienhaus-Planungen.¹¹⁰¹ So wurde im Progressive Architecture Magazin

¹⁰⁹⁷ Die Firma Heise/Winterpacht ist inzwischen die Partnergesellschaft HWL Architekten Winterpacht und Lux mit Sitz in Essen.

¹⁰⁹⁸ Diese und andere Auskünfte zur Biografie stammen von Herrn Marcus-Raphaël Knoblauch.

¹⁰⁹⁹ Essener Stadtanzeiger, 6./7. Jun. 1969, o.S. / AJA.

¹¹⁰⁰ Auskunft BDA Peter Brdenk, ehem. Vorsitzender BDA Essen, Email vom 21.10.2021.

¹¹⁰¹ Essener Stadtanzeiger, 6./7. Jun. 1959; Herner Zeitung: Haus nach Maß; 8. Jul. 1961; Schöner Wohnen, 3, März 1962, S. 75–77, 81; Schöner Wohnen, 5, Mai 1962, S. 33–36; Baumeister, 58. Jg. 1961, Hest 2, S. 96–105.

1969 über das Jüdische Gemeindezentrum in Berlin berichtet, und 1970 wurde eine Sondermarke mit einem Bild des Jüdischen Gemeindezentrums in Berlin im Rahmen der Serie „Das Neue Berlin“ in Kombination mit einem Text Knoblauchs veröffentlicht. In der Ausstellung des Bezalel National Museum 1962 wurden auch die Synagogen in Essen und Berlin vorgestellt, zur „Ausstellung moderner synagogaler Architektur aus 5 Kontinenten“¹¹⁰² wurde kein Katalog angefertigt.¹¹⁰³ Er war mit Maria-Agnes Knoblauch aus Oppeln, Oberschlesien, verheiratet, mit der er zwei Söhne, Titus-Marius und Marcus-Raphaël, bekam. Dieter Knoblauch ist am 19.06.2003 verstorben.

14.2 Heinz Heise (1927–2003)

Heinz Heise wurde am 18.09.1927 in Nierenhof bei Velbert geboren. Von 1945 bis 1950 hat er an der Werkkunstschule in Wuppertal mit der Fachrichtung Architektur und Innenarchitektur studiert und das Studium mit staatlichem Abschluss abgeschlossen. Während seines Studiums hat er als Sportkarikaturist für die Westfälische Rundschau gearbeitet. Von 1950 bis 1955 war er als Architekt im Büro von Arch. BDA Lothar Köppke in Bochum tätig, von 1955 bis 1956 in Bochum im Architekturbüro Wevers.¹¹⁰⁴ Hier lernte er Dieter Knoblauch kennen. Beide gründeten 1956 eine gemeinsame Firma, Dieter Knoblauch und Heinz Heise.¹¹⁰⁵ Zusammen haben sie die Wettbewerbe um das Jüdische Gemeindezentrum in Essen und um das Jüdische Gemeindehaus in Berlin gewonnen. 1960 hat sich die Bürogemeinschaft aufgelöst und Heinz Heise hat ein Architekturbüro in Essen gegründet, das er bis 1970 alleine geführt hat. Seit dem 01.04.1970 war Heise Mitglied des BDA Essen, als Bürger sind „Knoblauch u. Dr. Abrahamson“ vermerkt.¹¹⁰⁶ In dieser Zeit hat er Industriehallen und Verwaltungsgebäude in Essen gebaut, ebenso verschiedene Einfamilienhäuser und Gaststätten sowie eine Schule mit Turn- und Schwimmhalle.¹¹⁰⁷ Der Architekt Hubert Winterpacht hat nach seinem Studium im Büro Heises gearbeitet, später wurden Heise und Winterpacht Partner, bevor Hubert Winterpacht die Firma HWL Architekten mit anderen Partnern gründete. Mit Winterpacht hat Heise das Technologiezentrum Essen gebaut.¹¹⁰⁸ Es befinden sich noch Unterlagen bei Heises lebender Witwe, der es jedoch nicht möglich ist, Einsicht zu gewähren.¹¹⁰⁹ Heinz Heise ist am 23.03.2003 in Hattingen/Ruhr gestorben.

¹¹⁰² Schreiben Elisheva Cohen, Bezalel Nationalmuseum, vom 20.06.1960 an Dieter Knoblauch und Heinz Heise. Israel Museum Jerusalem, German Letters, 475/38.

¹¹⁰³ Schreiben von Noemi Hatalgue an Daniel Löwinger vom 11.03.1962. IMJ, German Letters, 38.

¹¹⁰⁴ Informationen der Mitgliederkarte des BDA Essen, Email von BDA Peter Brdenk, Essen, vom 20.10.2021.

¹¹⁰⁵ Briefkopf eines Schreibens an Elisheva Cohen vom 16.02.1961. IMJ, German Letters, 38.

¹¹⁰⁶ Auskunft zum Eintrittsdatum: Email Peter Brdenk 20.10.2021.

¹¹⁰⁷ Mitgliederkarte BDA Essen.

¹¹⁰⁸ Telefonat mit Hubert Winterpacht am 27.01.2021 sowie Email von Hubert Winterpacht an die Verf. vom 29.02.2021.

¹¹⁰⁹ Telefonate mit Frau Heise am 29.01.2021, 14.04.2021 sowie am 08.10.2021

14.3 Essen (1959)

Die wenigen in der Stadt Essen und im Umkreis Überlebenden der Schoah gründeten bereits im Mai 1945 eine neue Gemeinde. Da die große Synagoge an der Steeler Straße bis zur Ruine ausgebrannt war, musste die Gemeinde für ihre Gottesdienste verschiedene Räumlichkeiten nutzen. Ein erster Betsaal wurde 1947/48 an der Stelle des früheren, stark beschädigten Rabbinerhauses in der Nähe der Steeler Strasse neu errichtet. Die Gemeinde zählte bald nach Kriegsende, mit der Rückkehr Überlebender aus den Lagern, 200 Mitglieder und wuchs bis 1959 auf 275 Mitglieder an.

Nach schwierigen Grundstückverhandlungen kam die Gemeinde wieder in den Besitz des Grundstücks, auf dem das frühere Jugendheim, gestanden hatte, das bis 1938 das zweite Zentrum der Gemeinde gewesen¹¹¹⁰ und im Jahre 1939 abgerissen worden war.¹¹¹¹ Die neue Gemeinde schrieb zu diesem Grundstück einen Ideenwettbewerb aus, zu dem Entwürfe von sechs Architekten eingereicht wurden. Im Preisgericht saßen ein Mitglied des Staatshochbauamtes, der Stadtbaudirektor, zwei Vorstandsmitglieder der Gemeinde sowie Angehörige der Repräsentanz. Die Entscheidung für den Entwurf Heises und Knoblauchs war einstimmig. Am Wettbewerb teilgenommen hat auch Hermann Guttman.¹¹¹² Sein eingereichter Entwurf [Abb. 242] mit der für ihn typischen Verwendung der Parabel sowie eines Hexagons für den Synagogenkörper versucht in der Gebäudeanordnung mit dazugehörigem Gemeindehaus die Vorbedingung des dreieckigen Grundstücks zu verarbeiten.¹¹¹³ In den Unterlagen der Jüdischen Gemeinde Essen finden sich weitere Entwurfsbeschreibungen, die allesamt von der besonderen dreieckigen Grundstücksform und ihren Anforderungen sprechen.¹¹¹⁴

Die Vorgänge zur Synagogenplanung sind in den Unterlagen der Gemeinde eher dürftig belegt, es finden sich lediglich vier Erläuterungsberichte mit nicht identifizierbaren Kennziffern zum Vorgang des Wettbewerbs. Ansonsten ist der Schriftverkehr zur Einweihungsfeier mit Zu- bzw. Absagen dokumentiert. Planungsphase, Bauvorstellungen, Begründungen für den Gewinnerentwurf sind nicht belegt. Auch das Stadtarchiv Essen verfügt nur über sehr wenig Material.¹¹¹⁵

Am 24.7.1958 erfolgte der erste Spatenstich, die Grundsteinlegung fand am 26.8. desselben Jahres statt. Eingeweiht wurde die Synagoge am 21. Oktober 1959, dem 19. Tischri 5720. Der Landesrabbiner Salomonowicz weist in seinem Geleitwort darauf hin, dass das Einweihungsdatum im Neujahrsmonat Tischri nach jüdischer Kalenderrechnung, im Oktober bürgerlicher Zeitrechnung, stattfand. „Im Tischri weihte einst Salomo, König von Israel, den ersten

¹¹¹⁰ Vgl. Festschrift zur Weihe der Neuen Essener Synagoge am 19. Tischri 5720, dem 21. Oktober 1959 bürgerlicher Zeitrechnung, Essen 1959.

¹¹¹¹ Schmidt, Ernst: Essen erinnert, Essen 1991, S. 66.

¹¹¹² Vgl. Guttman 1989, S. 121f.

¹¹¹³ Guttman hat die drei Elemente seines Gemeindezentrums fast unverbunden nebeneinandergesetzt. Die Synagoge mit sechseckigem Grundriss wurde in drei, das Gebäude überragende, Parabelbögen gehängt, so dass der Bau schwebend über der Erde liegt und nur über eine Freitreppe zu betreten ist.

¹¹¹⁴ Erläuterungsberichte zum Wettbewerbsentwurf, unvollständig, undatiert und verschlüsselt (Kennziffern 20756, 13303, 31827, 632555) in den Unterlagen der Gemeinde Essen.

¹¹¹⁵ Lediglich die Grundstücksverkaufakte (Ankauf des Jüdischen Jugendheims Ruhrallee, 1938–1957), Signatur 144/1571, nicht aber Bauakten befinden sich im Archiv.

Tempel zu Jerusalem ein, [...].¹¹¹⁶ Der Hinweis auf den Tempel Salomos im Zusammenhang mit der Synagogenweihe verweist auf die Kontinuität der im Exil errichteten jüdischen Gotteshäuser – auf eine Kontinuität bis zur Umdeutung der Synagogen zu Tempeln in der neuen Heimat Deutschland. Die Straßen Ruhrallee, Saarbrücker Straße und Sedanstraße bilden ein Grundstück in Dreiecksform, auf dem Synagoge und Gemeindezentrum errichtet wurden. Just auf diesem Grundstück stand früher ein jüdisches Jugendheim, 1931/32 von Erich Mendelsohn errichtet, das bald zu einem Zentrum des sozialen und kulturellen jüdischen Lebens in der Stadt wurde, in dem „[...] Konzerte, Theateraufführungen, Vortragsabende und andere Veranstaltungen des „Jüdischen Kulturbundes Rhein-Ruhr“ statt [gefunden]“¹¹¹⁷ haben. 1938 brannte das Jugendheim in der Pogromnacht ab und wurde von der Stadtverwaltung im Jahre 1939 abgerissen.

14.3.1 Baubeschreibung

Auf einem Grundstück von dreieckigem Zuschnitt liegt die Synagoge mit Jüdischem Gemeindehaus in Essen. Ruhrstraße, Saarbrücker Straße und Sedanstraße bilden eine kleine Insel im Straßenverlauf, auf der sich keine weiteren Gebäude befinden. Das Jüdische Gemeindezentrum von 1959 liegt dreiseitig frei und besteht aus Synagoge und Gemeindehaus mit Verbindungsgängen und Innenhof.

An der durch Ruhrallee und Saarbrücker Straße entstandenen Grundstücksspitze liegt der Haupteingang zum Synagogenbau. [Abb. 437] Dieser Eingangsbau liegt quer zum Synagogengebäude als konkav geschwungener Riegel mit zwei seitlichen kleinen Freitreppen. An der gegenüberliegenden Sedanstraße befindet sich der Eingang zu Gemeindehaus und -zentrum.¹¹¹⁸

Die Synagoge erhebt sich als Kuppel ohne Unterbau auf einem flachen Betonsockel ruhend. Sie ist kupferverkleidet.¹¹¹⁹ Auf halber Gebäudehöhe beginnend verlaufen sechs vertikale Fensterbänder mit je vier Glasbetonfeldern nach oben.¹¹²⁰ [Abb. 437, 443] Die Kuppelspitze bildet ein Rundfenster mit fast fünf Metern Durchmesser.¹¹²¹ [Abb. 446]

Die Gesamtanlage von Synagoge und Gemeindezentrum besteht aus zwei getrennt liegenden Gebäuden [Abb. 439, 441]. Zwischen beiden Baukörpern liegt ein bepflanztes Atrium mit Wasserbecken [Abb. 447]. In diesem Innenhof ist auch die Errichtung der Sukka möglich. Verbindungsgänge zwischen Synagoge und Gemeindehaus, die zur Straßenseite beinahe

¹¹¹⁶ Salomonowicz, Ludwig: Zum Geleit, in: Festschrift Essen 1959, S. 5.

¹¹¹⁷ Schmidt 1991, S. 65f.

¹¹¹⁸ Der heutige Haupteingang zu allen Gebäuden liegt aufgrund der Sicherheitsvorkehrungen an der Sedanstraße.

¹¹¹⁹ Dohmen/Sons schreiben, dass diese Verkleidung erst Jahre später aufgrund „bauphysikalischer Eigenschaften des ungedämmten Sichtbetons“ erfolgte [Dohmen/Sohns, S. 31], jedoch wurde die aus neun Zentimetern bestehende Betonschale beim Bau „korkisoliert und kupfergedeckt“, vgl. Knoblauch, Dieter/Heise, Heinz: Ein Gotteshaus ist fertig ... die neue Synagoge in Essen, in: Festschrift. Essen 1959, S. 20–22, S. 21.

¹¹²⁰ Wahrscheinlich handelt es sich beim Hinweis der nachträglichen Dacheinfassung bei Dohmen/Sons um einen Übertragungsfehler, denn die Fensterbahnen waren ungedeckt, so dass nachträglich Plexiglas über die Betonfelder mit Glasbausteinen gezogen wurde, was sowohl den äußeren Eindruck als auch den Innenraum verfremdet. Der Hinweis, dass diese Fenster „nur gedimmtes Licht“ zulassen [Iliana Panagiotidou: Die Neue Synagoge mit Gemeindezentrum in Essen, in: Synagogen in Nordrhein-Westfalen, in: Werkraum Bild und Sinn e.V. (Hg.): Architektur und Erinnerung, Berlin 2019, S. 115–122, S. 118], ist somit kein beabsichtigter, sondern ein nachträglicher Effekt.

¹¹²¹ Knoblauch/Heise 1959, S. 21.

fensterlos und zum Innenhof großflächig durchfenstert sind, umschließen den Innenhof [Abb. 442, 443]. Das Gemeindehaus liegt konvex schwingend dem Verlauf der Sedanstraße angepasst [Abb. 449, 450]. Es ist dreigeschossig mit herausragendem Eingangsbereich. Das Untergeschoss sowie eine Seitenwand des Eingangsbereiches sind, wie die Seitenwangen des Gesamtgebäudes, verklinkert. Der herausragende Eingang ist weiß verputzt und durch ein nach oben ragendes Dach geschützt [Abb. 451]. Darüber befindet sich auf der weißen Wandfläche ein kleines Fenster in Davidsternform.

Das Untergeschoss des Gemeindehauses ragt über die Grundfläche der zwei Obergeschosse hinaus und hat, bis auf eine vermauerte Betonausfachung, eine Betonwabenglaswand [Abb. 449]. Deren Fenster sind – bis auf einige von Kurt Lewy farbig gestaltete Fenster – milchig gehalten [Abb. 452]. Im ersten Obergeschoss wird eine gleichförmig verlaufende Fensterreihe von einem Abschnitt mit zwölf farbig gestalteten Rundglasfenstern unterbrochen.

Die Kantigkeit des Gemeindehauses sowie des Synagogeneingangsbereichs stehen auf den ersten Blick konträr zur Kuppelsynagoge. Die Gesamtanlage ist allerdings durch eine vor- und zurückschwingende Gliederung strukturiert, die einerseits durch die Rundung des Synagogenbaus und andererseits durch den konkaven und konvexen Schwung der anschließenden Gebäude hervorgerufen wird. Der Eingang an der Ruhrallee und das Gemeindehaus umfassen die Synagoge, die durch die Verbindungsgänge fest gerahmt wird [Abb. 439, 441]. Im Gemeindehaus befinden sich neben dem Ritualbad im Keller und dem großen Festsaal mit dazugehöriger Küche die Verwaltungsbereiche der Gemeinde. Im Erdgeschoss liegen das Sekretariat und das Vorstandszimmer, das Obergeschoss wurde für eine Bücherei, die Kantor- und Hausmeisterwohnung und weitere Gemeinderäume angelegt. An der Westseite öffnet sich das Gebäude mit großflächigen Fenstern zum gestalteten Innenhof [Abb. 450].

Die Wände des runden Innenraums der Synagoge werden durch die nach oben verlaufenden Fensterreihen unterbrochen [Abb. 445, 446]. Gerichtet wird der Raum durch die Gestaltung der Ostseite [Abb. 445]. Unter einer der Fensterreihen ist diese Wandseite in Dreiecksform mit dunklem Holz verkleidet und sticht von der hellen Wandfläche ab [Abb. 453]. An der Spitze des Dreiecks sind die zwei Gesetzestafeln eingraviert. Vor dem Holzdreieck steht, um drei Stufen erhöht, der Toraschrein. Der aus hellem Holz gestaltete, querrechteckige Aron Hakodesch wird von petrolblauen Emailleplatten flankiert, in die Symbole der zwölf Stämme Israels sowie die hebräische Beschriftung eingelassen sind. Gestalter war Kurt Lewy, der bis 1933 Lehrer an der Folkwangschule war.¹¹²² [Abb. 453] Vor dem Toraschrein steht der Almemor auf einem um zwei Stufen erhöhtem Podest. Dieses Podest ragt mit fast kreisrundem Grundriss in den Raum hinein. Der Almemor wird durch ein halbrundes Gitter zu den Sitzplätzen abgegrenzt. Die Podestflächen von Toraschrein und Almemor sind, ebenso wie das Wanddreieck und der Fußboden, aus dunklem Holz gestaltet, jedoch mit einem roten Teppichboden belegt. Die Rundung der Podeste wird durch seitlich stehende Stühle mit runder Sitzfläche und rund geschwungener Lehne aufgegriffen. Durch Gestaltung der Ostseite mit seinem Dreieck erhält der Synagogenraum seine rituelle Ausrichtung.

¹¹²² Vgl. Dohmen/Sons 1998, S. 31, dort allerdings Levi geschrieben, sowie: Knoblauch/Heise, 1959, S. 21.

Vor den Podesten liegen die Bankreihen des Männerbereichs [Abb. 444, 453]. Dieser ist durch eine, der Wandrundung folgende Brüstung von den Frauensitzen getrennt. Während die Sitze des Frauenbereichs, „etwas erhöht und auf einer angedeuteten Empore“¹¹²³, der Rundung des Raumes angepasst und zur Raummitte orientiert sind, ist die Männerbestuhlung zur Ostseite ausgerichtet. Die gesamte Bestuhlung ist durch einen Mittelgang in zwei Hälften unterteilt. Beleuchtet wird der Raum durch die mit farbigen Glasbausteinen ausgefüllten querrrechteckigen Fenster, die bahnenförmig vertikal und sich nach oben verjüngend verlaufen und an der Deckenspitze in dem runden Fenster enden. Dieses ist durch die Glasbausteine und einen eingesetzten Davidstern gestaltet. Weiter sind Leuchter – „einer Perlenkette gleich“¹¹²⁴ – am runden Wandverlauf angebracht [Abb. 444].

Der Synagogenraum verfügt über drei Ein- und Ausgänge: an südöstlicher und nordöstlicher Seite sowie an der Westseite mit dem Haupteingang. Dieser Haupteingang, an dessen Seiten flankierend Gedenktafeln angebracht sind, führt in eine kleine, durchfensterte Vorhalle mit Garderobe. Die seitlichen Ausgänge münden in die Verbindungsgänge, in denen Waschbecken zur rituellen Handwaschung stehen. Die Türgriffe der Synagogentüren sind von Dieter Kerchner gestaltet worden, die Keramikschalen zur rituellen Handwaschung [Abb. 448] wurden von Eva Samuel, der Tochter des ehemaligen Essener Rabbiners, entworfen.¹¹²⁵ Von Kurt Lewy stammen auch eine im Gemeindesaal angebrachte Betonwabenglaswand sowie 12 runde Fenster in der Bibliothek.¹¹²⁶ [Abb. 449, 452]

Ein Blick auf den Baugrundriss zeigt: Die Gesamtanlage von Synagoge und Gemeindezentrum ist symmetrisch konzipiert [Abb. 441]. Eine Mittelachse unterteilt die Anlage in eine nördliche und südliche Hälfte. Diese Achse verläuft in der Synagoge durch den Mittelgang, den Aron Hakodesch sowie den Almemor. Der Almemor hingegen trennt die Gesamtanlage in Ost und West: Der Abstand von der Westwand des Synagogeneingangs (an der Ecke Ruhrallee und Saarbrücker Straße) bis zur Ostwand des Synagogenbaus stimmt mit dem Abstand vom Almemor zur Ostwand des Gemeindezentrums (an der Sedanstrasse) überein.

Der Raum zwischen Almemor und Aron Hakodesch bildet das Herzstück nicht nur der Synagoge, sondern des gesamten Gemeindezentrums. Hier wird die Kernfunktion fokussiert und spiegelt sich das Selbstverständnis der Gemeinde wider, deren Schwerpunkt im Synagogenbereich liegt. Bedeutungsvoll ist, dass dieses Herzstück im Inneren der Anlage liegt, sich aber einem Betrachter von außen nicht vermittelt. Eine Besonderheit der Synagoge, die sich unbeabsichtigt einstellte, ist der akustische Effekt, sodass an jeder Stelle des Raumes starke Echoeffekte auftreten.¹¹²⁷

¹¹²³ Knoblauch/Heise 1959, S. 21.

¹¹²⁴ Knoblauch/Heise 1959, S. 21.

¹¹²⁵ Ebda., S. 20.

¹¹²⁶ Passend zu den Emaille-Arbeiten in der Synagoge sind hier 12 runde Fenster, die „religiöse Szenen und Feste dar[stellen], [sie] fallen also aufgrund gegenständlicher Darstellungselemente aus dem Kontext [...] heraus.“ Hepp, Nicolas: Kurt Lewy. Sein Leben und seine Kunst, Essen o.J. (1964), S. 62.

¹¹²⁷ Dohmen/Sons 1998, S. 31.

14.3.2 Vorbilder und Einflüsse

Der Essener Synagogenneubau von 1959 fand immerhin acht Jahre nach dem ersten Synagogenneubau in Deutschland statt. Erste Tendenzen in der Handschrift der jeweiligen Architekten bildeten sich bereits aus und eine Auseinandersetzung mit den bis zu diesem Zeitpunkt errichteten Synagogen scheint folgerichtig. Auch im näheren und weiteren Ausland, vor allem in den USA, wo der Synagogenbau ungebrochen war, gab es vorbildhafte Synagogenbauten. Die Bauaufgabe bot demnach für Knoblauch und Heise bereits vorhandene Orientierungspunkte. Dennoch gaben sie an, „durch ein vorangegangenes Studium alter Synagogen in Palästina anhand eines ausgeliehenen, großen Werkes der Universitäts-Bücherei in Münster“¹¹²⁸ zu ihrem Entwurf angeregt worden zu sein. Die Entscheidung für die Kuppel soll darauf beruht haben, dass sie in ihrer „Form der ältesten monotheistischen Religion – der jüdischen – Ausdruck verleihen“¹¹²⁹ soll. Zum Zeitpunkt der Synagogenplanung gab es in der Universitätsbibliothek Münster lediglich ein Werk, auf das sich Knoblauch/Heise haben beziehen können: Heinrich Kohls und Carl Watzingers „Antike Synagogen in Galilea“.¹¹³⁰ Bei Betrachtung der in der Veröffentlichung vorgestellten antiken Synagogen lassen sich direkte Vorlagen nicht entdecken. Einen konkreten Bezug zu der ihnen gestellten Aufgabe werden die Architekten nicht entnommen haben können, zeigt doch der kreisrunde Synagogenentwurf keinerlei Beziehung zu den ältesten, bekannten Synagogen.¹¹³¹ Jedoch als Abstraktionen der gezeigten Conchen mit Bogenfriesen [Abb. 454] sowie einem darüber liegenden Tympanon oder der Vielzahl der Wandfriesstücke, in denen sich Muscheln mit giebelförmigem Abschluss finden lassen, zeigt sich, dass Halbkreis und Dreieck symbolhaft Verwendung gefunden haben, und zwar sowohl in Essen [Abb. 453] als auch in Berlin [Abb. 455, 456]. An beiden Orten wird der Toraschrein von einem betonten Dreieck hinterfangen, Essen weist den Halbkreis als Kuppel auf.

Weiterhin gaben die Architekten an, dass die zum Zeitpunkt der Wettbewerbsausschreibung noch nicht wiederhergestellte Körner-Synagoge an der Steeler Straße ein weiterer Orientierungspunkt gewesen sei.¹¹³² Die „Neue Synagoge“ von 1913 enthielt alles, was auch für die Synagoge der Nachkriegszeit in Deutschland fundamental war, insbesondere die Aufgliederung in Synagoge und ein Gemeindezentrum.¹¹³³

¹¹²⁸ Knoblauch/Heise 1959, S. 20.

¹¹²⁹ Ebda.

¹¹³⁰ Auskunft Angelika Kachel, ULB Münster: Kohl, Heinrich/Watzinger, Carl: Antike Synagogen in Galilaea. (Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft, 29), Leipzig 1916. Diese Veröffentlichung erfüllt alle Kriterien, die sich anhand der Aussage Knoblauchs zuordnen lassen: 1.) Zugang bis spätestens 1959, 2.) In den 1950er-Jahren noch im Bestand, 3.) ausleihbar (also nicht Bestand einer Institutsbibliothek), 4.) großformatig oder umfangreich, 5.) behandelt werden verschiedene Synagogen (nicht eine einzelne), 6.) behandelt werden "alte" Synagogen, 7.) behandelt werden Synagogen in Palästina. Weitere, möglicherweise infrage kommende Publikationen entsprechen nicht im Thema und/oder Format: „Samuel Krauss: Synagogale Altertümer. Berlin 1922“ oder „Eleazer L. Sukenik: Ancient synagogues in Palestine and Greece. London 1934“.

¹¹³¹ Künzl 1988, S. 45–60.

¹¹³² Knoblauch/Heise 1959, S. 20.

¹¹³³ Vgl. Gemmeke 1990, S. 121.

14.3.2.a Die „Neue Synagoge“ Edmund Körners von 1913

Die Synagoge Körners galt zum Zeitpunkt ihrer Errichtung als wegweisender Synagogenbau schlechthin, konstatierten doch Kritiker, „es sei die erste wirklich moderne Synagoge, überhaupt das erste moderne Gebäude.“¹¹³⁴ Auffälligstes Kennzeichen einer neuen Bauweise ist der kompakte und wuchtige Eindruck der Synagoge, der durch die Konzentration der Baukörper und die Verwendung von Haustein hervorgerufen wird [Abb. 44]. Die kompakte Bauweise steht in engem Zusammenhang mit einer dem Grundstück angepassten Grundrissgestaltung. Die Anlage liegt auf einem spitz zulaufenden, nach hinten ansteigendem Dreiecksgrundstück. Der Haupteingang liegt zur Spitze gelegen. Einer wachsenden Breite der Anlage entspricht die Höhenabstufung: Der schmalste Punkt war zugleich der tiefste – hinter einem ersten Eingang lag ein mehrere Meter langer Vorhof, der durch Seitengänge zum Straßenverlauf abgeschlossen war und der beim heutigen Zustand der Synagoge nicht mehr vorhanden ist. Dieser Vorhof war seitlich von zwei niedrigen, mit kleinen Kuppeln bedeckten Rumpftürmen gefasst, hinter denen sich Gänge anschlossen. Diese Gänge waren zum Hof geöffnet, zur Straße verschlossen. Zwischen den Rumpftürmen lag, von Säulen gestützt, eine bedachte Eingangsanlage. Man gelangte vom Innenhof zu einer großen Treppe, die zum Hauptportal des Gebäudes hinaufführt. Das rundbogige Portal ist in eine konkav geschwungene Fassade eingelassen, und diese Schwingung wird durch zwei seitliche, mit der Fassade verschmolzene Turmstümpfe betont. Hinter diesen Türmen erhebt sich ein Giebel, hinter dem der von Ecktürmen eingefasste Kuppelbau liegt. Neben der seinerzeit modernen Verwendung des Hausteins und der Kompaktanlage beruht die eigentliche Neuerung im Synagogenbau auf der selbstbewussten Kennzeichnung des Hauses durch jüdische Symbolik. Zugleich war der Haustein ein Verweis auf palästinensische Architektur, in der Haustein oder die Verblendung von Gebäuden mit Hausteinen zur Architektur gehörte. Weithin sichtbar ist das im Giebel befindliche Okulusfenster mit siebenarmigem Leuchter, das von einer Architekturdarstellung mit vorgelegten Halbsäulchen eingefasst ist. In Verbindung mit dem Giebel wird das Fenster von einer Ädikula eingerahmt, in deren Spitze sich ein Halbreief mit dem jüdischen Segensgestus der gespreizten Hände befindet.¹¹³⁵ Überdies sind die Portaltüren durch symbolische Darstellungen besonders gekennzeichnet [Abb. 45].¹¹³⁶ Körner bezog sich mit den Darstellungen der Zwölf Stämme Israels auf das von Ephraim Moses Lilien erstmals 1902 veröffentlichte Buch der *Lieder des Ghettos*. Dieses Buch, das rasch bekannt wurde, wird von Künzl als direkte Vorlage für die Gestaltung des Portals angesehen.¹¹³⁷ Gemmeke sieht eine „Anlehnung [...] im Sinne einer motivischen und gestalterischen Übernahme, welche nicht als Kopie, sondern als Zitat zu definieren ist.“¹¹³⁸ Mit diesen Symboldarstellungen am Portal wird auf eine christliche Tradition der Portalgestaltung zurückgegriffen, und das Verwenden jüdischer

¹¹³⁴ Krinsky 1988, S. 278.

¹¹³⁵ Die glatte Oberflächenbehandlung dieser Ädikula bewirkt eine Beruhigung der gesamten Fassade in der ansonsten durch Haustein belebten Oberfläche. Hiermit erhält das Segensmotiv eine Aussagekraft, die auf bildlicher Ebene inhaltlich vermittelt.

¹¹³⁶ Die drei Portale sind mit je sechs Medaillons ausgestattet, von denen die äußeren die Zwölf-Stämme-Symbolik, die mittleren jüdische Religionssymbolik aufweisen. Vgl. Gemmeke, 1990, S. 113.

¹¹³⁷ Hannelore Künzl. Mitschrift der Vorlesung im Martin-Buber-Institut, Köln, am 17.6.1996.

¹¹³⁸ Gemmeke, 1990, S. 115.

Bildzeichen an Fassade und Portal ist in der Synagogenarchitektur als Neuerung zu nennen. Es handelt sich hierbei um einen Rückgriff auf jüdisches Traditionsgut, das durch seine „Authentizität die Kontinuität des Judentums belegt.“¹¹³⁹

Die Synagoge an der Steeler Straße war bereits qua Bauweise auffallend¹¹⁴⁰ und das Gegenteil eines zurückgezogenen Baus einer Minderheit. Hinzu kam die deutlich sichtbare Darstellung jüdischer Symbolik am Außenbau, die das Gebäude als Synagoge kennzeichnete. „So schuf Körner einen Bau, der von jüdischer Symbolik durchdrungen war und sich völlig vom Kirchenbau absetzte“¹¹⁴¹ und dementsprechend richtungsweisend für den Synagogenbau war.

14.3.2.b Die Bedeutung des Körner-Baus für die Synagoge an der Sedanstraße

Ein Blick auf die Grundrisse beider Gebäude zeigt die übereinstimmende Notwendigkeit, die Gebäude auf spitz zulaufenden Dreiecksgrundstücken zu errichten. Eine daraus resultierende formale Übereinstimmung lässt sich jedoch nicht feststellen. Die im Grundriss zu sehenden Übereinstimmungen der runden Synagogenräume sind im Aufriss nicht mehr nachzuvollziehen. Lediglich eine Vergleichbarkeit von konvex und konkav zurückweichenden Gebäudeschwüngen lässt sich bei beiden Gebäuden feststellen. Wie bei dem Bau an der Steeler Straße gehört auch zur neuen Synagoge von 1959 ein Innenhof, der durch seitliche Gänge zum Straßengeschehen abgeschlossen ist. Eine bei Körner inhaltlich bedeutsame Innenhofgestaltung, die im Gesamtkomplex nach Gemmeke ein Verweis auf die Raumfolge des Tempels in Jerusalem darstellt, kann beim Bau von Knoblauch/Heise nicht wiedergefunden werden. Die jüdische Fassadensymbolik, die den Körner-Bau in die Nähe zionistischer Aussagen rückte, beinhaltete eine versteckte Programmatik hinsichtlich des jüdischen Selbstverständnisses in Deutschland. Knoblauch und Heise haben diese Symbolsprache nicht aufgegriffen. Ein am Haupteingang ihrer Synagoge angebrachtes abstraktes Relief gibt keinen spontanen Aufschluss über einen Deutungsinhalt und hat somit keine nach außen formulierte, direkt verständliche Botschaft [Abb. 439]. Die Plastik ist, gemäß Aussage des Künstlers Dieter Kirchner, ein Versuch, durch die

Anwendung organischer und geometrischer „Urformen“ eine vitale, wenn auch informelle Aussage zu machen, die eine Beziehung zur jüdischen Geschichte zulässt. [...] Falsch ist es auf jeden Fall, einem schnellen und „abschließenden“ Urteil zuliebe in einer informellen Arbeit liebgewordene Gegenstände des tägl. Lebens zu suchen, erkennen zu wollen oder gar hineinzusehen.¹¹⁴²

Die zum Verständnis des Reliefs notwendige zeitliche Auseinandersetzung lässt sich auf den Gesamtcharakter der Anlage übertragen, denn Kirchner konstatiert, dass „sich die Gesetze der modernen Kunst mit denen der zeitgenössischen Architektur zwangsläufig berühren oder gar

¹¹³⁹ Ebda., S. 113.

¹¹⁴⁰ Vgl. das Orpheum, den Vorgängerbau des Bochumer Stadttheaters von 1908. Auch dieses war auf einem Dreiecksgrundstück erbaut worden. Der runde Hauptraum wurde überkuppelt und die kompakte Anlage wurde mit verschiedenen Turmstümpfen seitlich eingefasst. Vgl. Baumeister, 51. Jg., Heft 7, Juli 1954, S. 417f.

¹¹⁴¹ Künzl 1992, S. 149.

¹¹⁴² Schreiben Dieter Kirchners in den Unterlagen der Jüdischen Gemeinde Essen.

decken sollten.“¹¹⁴³ Das angebrachte Relief kann demnach ausschließlich im diskursiven Verhalten verständlich werden. Somit fordert die Synagoge zu einer verhaltenen Auseinandersetzung ohne demonstrative Kennzeichnung im Fassadenbereich auf. Auch das Fenster in Davidsternform am Eingang Sedanstraße ist zu unauffällig, um darauf aufmerksam machen zu können, dass es sich bei dem vorliegenden Gebäude um ein jüdisches Gemeindezentrum handelt. So steht der Entwurf Heises und Knoblauchs, nicht ausschließlich die städtebauliche Dominanz betreffend, konträr zur Synagoge Körners. Zwar lassen sich einige Übereinstimmungen finden – beispielsweise die Grundstücksformen sowie die im Grundriss runden Synagogenräume und der konkave Mauerschwingung der Eingangsfassaden –, diese sind jedoch marginal. Und während die Synagoge an der Steeler Straße von Weitem als jüdischer Sakralbau zu erkennen war, so liegt die Synagoge von 1959 zurückgezogen, denn die Kuppel erhebt sich nicht über die Gesamtanlage. Das Architektenpaar Knoblauch und Heise hat sich für die Ausbildung des Kultusgebäudes in reiner Kuppelform entschieden. Da die Kuppel seit der Mitte des 18. Jahrhunderts durchgängig in der Synagogenarchitektur zu finden ist, haben sich die Architekten der Tradition mit moderner Architektursprache genähert. Den Deutungsansatz zur Bestimmung derselben haben sie allerdings falsch angesetzt, als sie angaben, sich „durch ein vorangegangenes Studium alter Synagogen in Palästina“¹¹⁴⁴ orientiert zu haben.

14.3.3 Die Kuppel im Synagogenbau

Das auffallendste Merkmal der Essener Synagoge ist die Kuppel, die direkt auf dem Boden aufzuliegen scheint. Sie ist nicht länger bekrönendes Element eines aufragenden Gebäudes, sondern liegt, ohne Einsicht in die innere Funktion zu gewähren, direkt auf einem Betonsockel. Vorhandene Fenster setzen erst weiter oben an und bieten durch die Verwendung von Glasbetonfeldern keinen Einblick. Knoblauch und Heise gaben beim Bau der Essener Synagoge an, dass die Kuppel „den einzigen, wirklich halbkreisförmigen Baukörper dieser Art in Europa darstellen“ und eine „Stimmung mit sich [bringen soll], die jedem Menschen – ob religiös veranlagt oder nicht – Andacht abverlangt.“¹¹⁴⁵ Diese Aussage Knoblauchs und Heises ist vermutlich dahin gehend zu interpretieren, dass es sich um den ersten, auf dem Boden ohne Unterbau aufliegenden halbkreisförmigen Baukörper oder vielleicht auch *sakralen* Baukörper dieser Art in Europa handeln sollte. Denn interessanterweise sind auf dem Boden aufliegende Kuppeln seit den 1920er-Jahren einer anderen Baugattung zu eigen – den Planetarien, einer Baugruppe, die ebenfalls nicht der Einsichtnahme von außen dient, sondern vielmehr den konzentrierten Blick in den Himmel fördern soll. So weist die Essener Synagoge große Ähnlichkeit mit dem Jenaer Planetarium von 1924/25 auf, auch wenn die Kuppel des Planetariums nicht gänzlich ohne Unterbau auf dem Boden aufliegt. Dies ist jedoch bei dem 1965 in Berlin-Schöneberg erbauten Planetarium der Fall.¹¹⁴⁶ Ihren Ausblick erhalten die Planetarien verständlicherweise durch nach

¹¹⁴³ Dieter Kirchner ebda.

¹¹⁴⁴ Knoblauch/Heise 1959, S. 20.

¹¹⁴⁵ Ebda., S. 21.

¹¹⁴⁶ Vgl. Heinle, Erwin/Schleich, Jörg: Kuppeln aller Zeiten – aller Kulturen, Stuttgart 1996, S. 180.

oben gerichtete Öffnungen. Bei einem Vergleich des Planetariums in Jena mit der Essener Synagoge fällt neben dem halbkreisförmigen Bau insbesondere der vorgelagerte rechteckige Eingangsbereich auf. Das Planetarium ist frei von Öffnungen bis auf eine Laterne auf dem Scheitelpunkt der Kuppel. So weisen beide Gebäude auf ihre Funktion der Himmelsbetrachtung hin, das eine Gebäude in seiner realen Nutzung, das andere metaphorisch gesehen. Kurz vor dem Bau der Synagoge in Essen, 1957–58, wurde in Ingolstadt die katholische Kirche St. Pius von Josef Elfinger gebaut, die ebenfalls fast nur aus einer Kuppel zu bestehen scheint [Abb. 458]. Bei diesem christlichen Sakralgebäude wurde der Unterbau mit gelblichem Mauerstein erbaut und bildet einen durchfensterten Tambour, auf dem die das Gebäude dominierende Kuppel aufliegt. Die Einschränkung der Architekten Knoblauch und Heise, dass es sich um den ersten Bau „in Europa“ handelt, ist als Hinweis darauf zu verstehen, dass es bereits weitere Bauten vergleichbarer Art gab.

In der Nachkriegszeit wurde, abgesehen von der Synagoge Bremen (1961), keine der deutschen Nachkriegssynagogen mit einer Kuppel in tradierter Form erbaut [Abb. 376]. Den Anfang machte das 1950 wiederaufgebaute, zur Synagoge umgebaute Friedhofsgebäude in Dresden, wo die Kuppel den Teil darstellt, der als Neubau gewertet werden kann. Hier wird ein zylindrischer Tambour von einer Spitzkuppel bedeckt [Abb. 459]. In Düsseldorf verwendete Guttman 1958 eine flache Kuppel in Ovalform, die Synagogen in Minden von 1958 von Karl Gerle sowie sein Bau in Hagen von 1960 variieren Kuppelformen. So sitzt in Hagen eine stark abgeflachte Spitzkuppel auf einem niedrigen durchfensterten Tambour– und erinnert in ihrer ursprünglich geplanten Höhe an die Dresdner Kuppel –, während in Minden die Kuppel lediglich im Innenbereich zu sehen ist, da sie außerhalb unter einem steilen Spitzdach versteckt ist. In Berlin verwendeten Knoblauch und Heise das Motiv der Dreierkuppel als Zitat der zerstörten Vorgängersynagoge, diese sind von der Straßenseite aus jedoch kaum zu sehen. Insofern gelang dem Architektenpaar mit Essen ein aus der gesamten Baugruppe herausragender Entwurf mit starkem Wiedererkennungswert. Sie griffen ein in der Tradition der Synagogenarchitektur tief verwurzeltes Architekturelement auf und verfremdeten es, indem sie es seiner früheren Funktion entkleideten und einer neuen Funktion zuführten. Die Einheit von Synagoge, Gemeindehaus und Nebenräumen in einem Gebäude, häufig durch eine Kuppel bekrönt – wie beim Körner-Bau gesehen –, gliederten sie in verschiedene Elemente auf. Eine zersprungene Einheit fächert sich auf dem Grundstück des Gemeindezentrums auf, verliert damit allerdings ihre städtebauliche Dominanz – sie verflacht. Die Kuppel selbst wird jedoch zum Raum, der genutzt werden kann.

Die Kuppel als bekrönendes Dachelement von Synagogen tauchte in Deutschland im Zuge der Großstadtsynagogen des 19. Jahrhunderts auf. Im Gegensatz zum Kirchenbau standen in der historischen Synagogenarchitektur kultisch identifizierbare Bauformen nicht zur Verfügung. Um jedoch die Gebäude gemäß ihrer Bedeutung zu kennzeichnen, wurde auf die Kuppel – auch unter Hinweis auf eine orientalische Bautradition – zurückgegriffen. „Dabei steht nicht der Wunsch im Vordergrund, das Gebäude als Kultbau zu charakterisieren, sondern es als bedeutendes öffentliches Gebäude herauszuheben.“¹¹⁴⁷ Dementsprechend wurden häufig nicht die kultisch

¹¹⁴⁷ Hammer-Schenk 1974, S. 422.

bedeutsameren Gebäudeteile überkuppelt, sondern derjenige Bauteil, „der das Gebäude der Öffentlichkeit gegenüber repräsentiert[e]“. ¹¹⁴⁸ Beispielhaft ist dies an der Berliner Synagoge in Oranienburger Straße von 1866 ¹¹⁴⁹ zu erkennen [Abb. 460], bei der lediglich der Eingangsbereich mit einer auffallenden und dominierenden Kuppel – eine der bekanntesten Synagogenkuppeln in Deutschland – versehen wurde, während die eigentliche Synagoge von der Straße aus nicht einsehbar war und ohne Kuppel blieb. Die Kuppel entbehrt hier einer kultischen Bedeutung, denn sie wurde im Sinne einer Gleichberechtigung von Repräsentationsbauten innerhalb des Stadtbildes erbaut. Die Bedeutung der Kuppel als öffentlich wirksames Bauelement war wichtiger als die Darstellung innerer Raumfunktionen. ¹¹⁵⁰ Demgemäß nahm der Kuppelbau nach der gesetzlichen Gleichstellung der Juden und zu Beginn starker antisemitischer Strömungen allmählich ab, also zu einem Zeitpunkt, als eine Exposition jüdischer Kultbauten zunächst nicht mehr notwendig und schließlich nicht mehr erwünscht war. ¹¹⁵¹ Der Zusammenhang von Kuppelbau und Repräsentationswirkung zeigt sich an den besprochenen Synagogen-Rundbauten in Mainz, Offenbach und dem zeitgenössischen Bahnhofsbau in Köln-Deutz.

Zu Beginn des frühen 20. Jahrhunderts wurde im Synagogenbau auf die Kuppel als Dach in Reinform weitgehend verzichtet. Hier bildete die Behrens-Synagoge in Sillein von 1931, die mittig über dem rechteckigen Baukörper mit einer Kuppel bekrönt wurde, die Ausnahme. Diese ist jedoch vom Rand des Gebäudes zurückgezogen und wird durch die hochgezogenen Eckseiten teilweise verdeckt. So bemerkt auch Max Eisler: „Kurzum, sie ist – glücklicherweise – nicht das präpotente ‚Wahrzeichen‘ geworden, das die Bauherren wahrscheinlich im Auge hatten“. Denn diese hatten die „strikte Forderung nach einer Kuppel“ erhoben. ¹¹⁵² So tritt die Kuppel im Synagogenbau in Deutschland im 20. Jahrhundert als Kennzeichnungselement allmählich zurück.

In den USA weisen die frühen Synagogenbauten und die ersten Monumentalbauten Ende des 19. Jahrhunderts indes noch den gleichen Impetus auf wie wenige Jahrzehnte zuvor in Deutschland: Der zur Straßenfront liegende Repräsentationsbau wurde überkuppelt, wie der Blick auf Temple Beth-El von Arnold Brunner in New York von 1891 zeigt. Ebenso wie in der Oranienburger Straße in Berlin wurde hier der zur Straße liegende Eingangsbereich mit einer monumentalen Kuppel versehen. ¹¹⁵³ Anders hingegen sah es in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhundert aus, als in den USA überkuppelte Zentralbauten mit historisierenden Elementen im neuromanischen oder byzantinischen Stil präferiert wurden. ¹¹⁵⁴ Architektonische Differenzierungsbestrebungen zwischen christlichen und jüdischen Gotteshäusern bestanden in

¹¹⁴⁸ Ebda., S. 423. Vgl. auch Künzl 1984, S. 313.

¹¹⁴⁹ Beginn der Bauarbeiten 1859, Beendigung verzögert, u.a. durch den Tod Stülers.

¹¹⁵⁰ Die Entwicklung der Kombination von Kuppel und Synagoge als Kennzeichen im Stadtbild wird bei der Mole Antonelliana von Alessandro Antonelli deutlich. Antonelli schuf bei dem Bauvorhaben der Synagoge (1863–1889) ein Wahrzeichen Turins. Ursprünglich als Synagoge begonnen, überstieg das Gebäude Maße und Finanzierung und wurde schließlich von der Jüdischen Gemeinde aufgegeben, vgl. Rosso, Franco: Alessandro Antonelli e la Mole di Torino, Turin 1977.

¹¹⁵¹ Vgl. Hammer-Schenk, 1974, S. 424.

¹¹⁵² Eisler 1931, S. 528 u. 526. Eisler kritisiert die Forderung nach einer Kuppel als einen „hartnäckigen Rest einer uneigentümlichen und irrigen Tradition“. (Ebda.)

¹¹⁵³ Vgl. Israelowitz 1992, S. 75f.

¹¹⁵⁴ Künzl 1992, S. 160.

den USA nicht, vielmehr wurden die Gebäude oftmals nacheinander von verschiedenen Religionen genutzt.¹¹⁵⁵ Die Kuppel als Kennzeichen einer städtebaulichen Gleichberechtigung war in den amerikanischen Städten nicht notwendig. Eine daraufhin notwendige emanzipatorische Abgrenzung zur Kuppel, wie in Deutschland, war ebenfalls nicht erforderlich. Die Kuppel als Charakteristikum hielt sich in den USA bis in die Zwanzigerjahre:

Zum einen hatte der [Erste Welt-, K.L.] Krieg das Territorium der USA nicht betroffen und auch keinen Bruch mit einer Stiltradition ausgelöst. So spielte deshalb nach Kriegsende der Historismus weiterhin eine wichtige Rolle. Zum anderen vermehrten sich die Synagogengemeinden nicht nur in den Städten, in denen Juden sich schon zuvor angesiedelt hatten, sondern es kamen auch in vielen Städten des Landesinnern zahlreiche neue dazu. So kann man wohl sagen, daß im amerikanischen Synagogenbau eine Kontinuität vom 18. bzw. frühen 19. Jahrhundert bis in unsere Zeit besteht.¹¹⁵⁶

Dennoch setzte in den Vierziger-, Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts in den USA ein Modernisierungsbestreben der Synagogenarchitektur ein. Im Zuge der Städteexpansion und Gemeindeneugründungen in den Vorstädten verlagerte sich der Architekturstil hin zu einer funktional angelegten Architektursprache, die Kennzeichen der neuen Gemeindezentren wurde. Erich Mendelsohn, der in den USA nach Deutschland und Palästina seine dritte Karriere begann, ragte mit seinen Synagogenbauten aus der Konformität vieler rein zweckmäßig gehaltener Synagogen in den USA heraus. Als er nach 1941 seine Synagogen in den USA baute, gab es dort demnach im Synagogenbau weniger noch als in Europa ein einheitliches Stilerbe.

14.3.3.a Erich Mendelsohn und die Park-Synagoge in Cleveland (1953)

Bei seinem zweiten Synagogenbau, der Park-Synagoge in Cleveland (1953), bot sich für Mendelsohn die Möglichkeit, den synagogalen Gesamtkomplex außerhalb der Stadt auf einem Hügel zu errichten. Leicht ansteigend bot der Baugrund die Möglichkeit, dem Talmud entsprechend die Synagoge am höchsten Punkt der Stadt zu erbauen [Abb. 218]. Die Gesamtanlage, bestehend aus Wochentagsynagoge, großer Synagoge, Versammlungshalle, Büros und Kassenzimmer, wurde auf einem keilförmigen Grundriss errichtet.¹¹⁵⁷ Die Synagoge als alles dominierender Bauteil wurde als große Kuppel auf niedrigem Tambour ruhend erbaut und scheint nur aus Kuppel zu bestehen, „la cupola non sovrasta, non corona, non conclude uno spazio: coincide con esso.“¹¹⁵⁸ Die Kuppel bekrönt also nicht länger das Gebäude, sondern bildet mit dem Innenraum eine Einheit: coincide con esso. Mendelsohn löst sich mit seinem Entwurf aus dem traditionellen Synagogen-Kuppelbau und greift zugleich diese Tradition auf, um sie eigenständig weiterzuarbeiten.

Der Tambour, auf dem die Kuppel aufliegt, ist durchfenstert. Geostet wird der

¹¹⁵⁵ Künzl 1992, S. 157.

¹¹⁵⁶ Künzl 1992, S. 160.

¹¹⁵⁷ Vgl. Morgenthaller, Hans R.: „Es wird schwierig sein, eine Wohnung für uns zu finden“. Arbeiten in den USA 1941 bis 1953, in: Stephan, Regina (Hg.): Erich Mendelsohn. Architekt 1887–1953. Gebaute Welten. Arbeiten für Europa, Palästina und Amerika, Ostfildern/Ruit 1998, S. 288–315, bes. S. 297–300.

¹¹⁵⁸ Zevi, Bruno: Erich Mendelsohn. Opera completa. Architetture e immagini architettoniche, con note biografiche di Louise Mendelsohn, Milano 1970, S. 312.

Synagogeninnenraum durch einen erkerähnlichen Ausbau an der Ostseite [Abb. 462]. Morgenthaler beschreibt diesen Ausbau als Baldachin, der „das alte Thema des Tabernakels in der Wüste auf[nimmt].“¹¹⁵⁹ Die Kuppel wird zum Stiftszelt auf der Wanderung in der Wüste und widerspricht somit der krönenden Abschlussfunktion bisheriger Synagogenkuppeln. Die Schiffsmetapher, die bereits bei Mendelsohns erster Synagoge B’Nai Amoona in St. Louis von 1950 zugeschrieben wird, findet auch in Cleveland ihre Anwendung:

Während dieser Eindruck in St. Louis nur durch die Details vermittelt wurde – Bullaugenfenster und gebogene Wände – wird die Park-Synagoge von dieser Vorstellung beherrscht. Die keilförmigen Umrisse, die geschwungenen Linien und eine Reihe von Bullaugenfenstern ergänzen mit wahrheitsgetreuen Details aus dem Schiffsbau den Eindruck der Masse dieses Gebäudes.¹¹⁶⁰

Die Schiffsmetaphorik steht in Korrelation zu Mendelsohns Auffassung, „daß religiöse Gebäude ihre Würde und emotionale Bedeutung [nicht] durch historische Assoziationen ausdrücken müssen“.¹¹⁶¹ Vielmehr vertrat er die Meinung, dass insbesondere religiöse Gebäude dem Leben angepasst werden müssten.¹¹⁶² Dies wird belegt durch die Tatsache, dass Mendelsohn beim Bau seiner Synagogen sein stilistisches Formenrepertoire variiert. Während man im Oeuvre ein durchgängiges Konzept zu erkennen glaubt, zeigt sich jedoch, dass er seine jeweiligen Entwürfe, ob nun in Deutschland, Palästina oder in den USA, situativ verändert hat. In Cleveland lassen sich Bezüge sowohl zur Bauphase in Deutschland als auch zu jener in Palästina (1934–41) finden. Die geschwungene, triangolare Ecklösung des Synagogenkomplexes erinnert an die Gestaltung des Hauptverwaltungsgebäudes der Deutschen Metallarbeiter-Gewerkschaft (1929–30) in Berlin. Die Fensterreihungen am „Bug“ der Wochentagsynagoge sowie im Synagogenraum erinnern zunächst an die Fensterbänder in Deutschland. Mendelsohn hat Details wie diese den Notwendigkeiten des jeweiligen Ortes angepasst. Dies ging in Palästina damit einher, dass er kein „mendelsohnesques“¹¹⁶³ Formenvokabular verwandt hat. In Auseinandersetzung mit den örtlichen Gegebenheiten verwandte Mendelsohn dort geschlossene Mauerflächen, sodass die Bauten „einen stärker introvertierten Charakter zeigen [...] [und durch] eine eher kontemplative Ausstrahlung gekennzeichnet sind“.¹¹⁶⁴

In Cleveland sind nun zum einen wieder Fensterreihungen zu erkennen und zum anderen eine große Geschlossenheit durch die monumentale Kuppel. Stellt man die Kuppeltradition im Synagogenbau Mendelsohns Ablehnung historischer Assoziationen gegenüber, so muss die Verwendung der Kuppel im Raumgefühl zu suchen sein. Denn auffallend ist der hermetische Charakter der Kuppel, die bis tief auf den Boden gezogen scheint und eher bergend und schützend wirkt als bekrönend und triumphierend. So ergibt sich auf der einen Seite die Schiffsassoziation der Synagoge, die „als ein sich bewegendes, vereinendes Behältnis betrachtet

¹¹⁵⁹ Morgenthaler, 1998, S. 298.

¹¹⁶⁰ Ebda.

¹¹⁶¹ Morgenthaler, 1998, S. 300.

¹¹⁶² Vgl. ebda.

¹¹⁶³ Vgl. Heinze-Mühleib, Ita: Erich Mendelsohn, Bauten und Projekte in Palästina (1934–1941) (Beiträge zur Kunstwissenschaft, 7), München 1986, S. 332.

¹¹⁶⁴ Ebda.

werden“ kann.¹¹⁶⁵ Auf der anderen Seite vereint die Kuppel die Gemeinde auf behütende und demütig beschützende Art – denn „das Gebäude [...] erhebt die Faust nicht gegen Gott“.¹¹⁶⁶

Sowohl bei der Synagoge B'nai Amoona in St. Louis, Missouri [Abb. 464] als auch beim Mount Zion Temple in St. Paul (1954), Minnesota [Abb. 463] fällt auf, dass Mendelsohn im Gegensatz zur gängigen Praxis der funktionalen Gemeindezentren in den USA den Synagogenkorpus über die Annexbauten erhöht. So kommt keine gleichwertige Funktionalität aller Gebäudeteile zum Ausdruck, wie es in den USA bis dahin üblich war, wo die Synagoge ein Teil unter anderen war: „[T]he synagogue has become a complex of buildings, of which the prayer hall is but one.“¹¹⁶⁷

Mendelsohn löst sich demnach nicht nur aus der Tradition der Synagogenarchitektur, sondern entwickelt ebenfalls sein eigenes Formrepertoire situativ weiter. Die Kuppel als städtebaulich dominante Aussage verliert hier ihre Aussagekraft und wird umgedeutet. Er vermittelt dem Besucher der Synagoge die Besonderheit des Sakralgebäudes im Sinne Nikolaus Pevsners: „[He] has suggested that a religious building should ‚convert visitors into worshippers‘. This is the effect Mendelsohn has tried to achieve in the Park synagogue.“¹¹⁶⁸

Im erweiterten Sinne Zevis kann konstatiert werden, dass das bekrönende, erhöhende Element mit dem Raum selbst und damit mit der dort vertretenen Gemeinde verschmilzt. Die Gemeinde ist nicht länger auf eine architektonische Überhöhung angewiesen, sondern ist durch ihre Zusammenkunft in der Synagoge Krone genug. Die exponierte Hügellage des Gemeindezentrums verstärkt diesen Effekt und entfaltet ihre Wirkung durch ihre erhöhte Hügellage, die in Europa in den seltensten Fällen hat verwirklicht werden können. In der Zusammenstellung der Elemente und besonders in der Kuppelform als Synagoge besteht eine offensichtliche Ähnlichkeit zwischen der Park-Synagoge und der Essener Synagoge.

Bisher wenig untersucht ist der Zusammenhang des Entwurfs Mendelsohns mit seiner Tätigkeit als Mitglied des Preisgerichts im Züricher Synagogenwettbewerb, dem Wettbewerb, bei dem Oscar Bloch, der Partner Ernst Guggenheimers, den dritten Preis gewonnen hatte. Bei diesem Wettbewerb zu einem ausgeprägten Eckgrundstück zeigt der Entwurf von Walter Henauer und Ernst Witschi einen runden Synagogenkörper¹¹⁶⁹, dem ein querliegender, sechseckiger Eingangsbau vorgesetzt ist [Abb. 465]. Der nicht preisgekrönte Entwurf Henauer und Witschis nimmt vorweg, was Mendelsohn später in Cleveland umsetzt, wenn er ein Eckgrundstück mit der Staffelung runder und rechteckiger Baukörper optimal ausnutzt. Der Entwurf Henauer und Witschis ist jedoch konventioneller, da die Kuppel ein hohes Rundgebäude nach Art des Pantheons bekrönt.

14.3.4 Essen und Cleveland

Eine konkrete Verbindung der Essener Synagoge zu Erich Mendelsohn besteht durch das

¹¹⁶⁵ Morgenthaler, 1998, S. 298.

¹¹⁶⁶ Ebda.

¹¹⁶⁷ Kampf 1966, S. 26.

¹¹⁶⁸ Breffny, Brian de: The synagogue, London 1978, S. 197.

¹¹⁶⁹ Schweizerische Bauzeitung 96 (1930), S. 171–172, S. 172 sowie Schweizerische Bauzeitung 96 (1930), S. 161–165.

Grundstück, auf dem 20 Jahre zuvor ein von Mendelsohn erbautes Jugendheim gestanden hat. Eine Abbildung des Jugendheims findet sich in der Festschrift zur Weihe der Synagoge 1959¹¹⁷⁰, die Kontinuität der Gebäude ist ein Anliegen in der Festschrift. Knoblauch und Heise nehmen Bezug auf Mendelsohns Jugendheim, wenn sie schreiben, dass es „von einem der großen Schrittmacher der modernen Architektur“¹¹⁷¹ gestaltet wurde.

Die Synagogen in Cleveland und Essen wurden auf triangularen Grundrissen errichtet und besitzen eine Kuppel als Sakralgebäude, an die sich weitere Gebäude anschließen. Die Verwaltungsgebäude der jüdischen Gemeinde schließen die Dreiecksform mit einem konvexen Rundschwung ab. Zwischen beiden Hauptelementen liegt ein Innenhof. Auch ein Blick in den Synagogeninnenraum zeigt Ähnlichkeiten in der Sitzanordnung. So sind die Frauenemporen in beiden Fällen hinter einer Brüstung angeordnet und nicht durch eine Empore getrennt [Abb. 453, 462]. Der Sitzverlauf folgt der Rundung der Kuppel. Außerdem wird, ebenso wie in Cleveland, der Essener runde Zentralraum durch die Gestaltung des Ostbereichs gerichtet. Die von Morgenthaler benannte Zeltassoziation des Mendelsohn-Baus in Cleveland ist in Essen durch das Hinterfangen des Toraschreins mittels eines Dreiecks wiederzufinden.

Gänzlich unterschiedlich ist allerdings die Positionierung des Gebäudeensembles im Stadtbild. Während das Gemeindezentrum in Cleveland über der Stadt ruht, wirkt das Essener Zentrum geduckt, was durch die Position der Anlage innerhalb Essens liegt. Von der Synagoge an der Steeler Straße kommend liegt die Synagoge Knoblauchs/Heises unterhalb der Innenstadtlage und verliert damit im Vergleich zur repräsentativen Positionierung der alten Vorkriegssynagoge an Präsenz. Der behütende Charakter der Kuppel des Mendelsohnbaus verändert sich in Essen. Denn hier ruht die Synagoge ohne Unterbau und ohne Fensterband direkt auf einem Betonsockel und ist somit abschließend; es werden weder Ein- noch Ausblicke gewährt. Einen Lichteinfall lassen lediglich die Glasbetonfelder zu. Sowohl der vorgelagerte Eingang als auch die zum Verwaltungsbau führenden Verbindungsgänge sind zur Straße hin fensterlos. Auch der Profanbau gewährt im Untergeschoss zur Straßenseite wenig Einsicht. Im heutigen Zustand ist die Gesamtanlage durch Pflanzen zugewachsen. Damit steht der Essener Bau trotz seiner außergewöhnlichen Form paradoxerweise in der Tradition der deutschen Nachkriegssynagogen, die vielfach durch Unauffälligkeit gekennzeichnet sind.

Aufgrund der formalen Übereinstimmungen mit der Cleveland Synagogue kann festgehalten werden, dass Mendelsohns Entwurf in Cleveland eine eindeutige Vorbildfunktion für die Planung des Essener Bau gehabt hat. Die Umsetzung erfolgte wiederum aufgrund der vorhandenen Mittel, des Raumangebotes sowie den gänzlich unterschiedlichen Repräsentationszwecken in wesentlich schlichterer Form. Überzeugt die Architektur Mendelsohns aufgrund ihrer Rhythmik und Dynamik, so muss dem Bau Knoblauchs und Heises angelastet werden, dass er über diese Qualitäten nicht verfügt. Hier stehen die Gebäudeteile kantig aneinandergesetzt und repräsentieren das Gesamtensemble nach außen hin abgeschlossen. Dennoch handelt es sich um einen dem vorhandenen Platzangebot günstig entsprechenden Entwurf, der es schafft, das

¹¹⁷⁰ Festschrift Essen 1959, S. 7.

¹¹⁷¹ Knoblauch/Heise 1969, S. 21.

vielfältige Angebot um einen stillen Innenhof zu gruppieren. Auch die Singularität des Entwurfes für eine Synagoge in Deutschland erhöht die Attraktivität dieser Lösung. Doch von der Gemeinde als „Krone“ zu sprechen, fiel hier schwer. Die Architekten versuchten, einen für Deutschland einzigartigen Synagogenbau zu erschaffen, was in dieser Bauphase – und darüber hinaus – auch gelungen ist. Doch zugleich entspricht der Bau dem Bestreben jüdischer Gemeinden, möglichst wenig Einblick zu gewähren und sich innerhalb des Stadtbildes nicht zu exponieren. Ebenso wie bei den Planetarien wird der Schwerpunkt in den Himmel fokussiert, von Relevanz sind somit der Innenbau für die Gemeinde sowie der Sinn und Zweck ihres Zusammentreffens. Weder Repräsentation und Darstellung noch Kommunikation mit der Außenwelt sind am Außenbau abzulesen, vielmehr liegt die Priorität auf dem zum Himmel gerichteten Blick. Wenige Jahre später, 1964, greift Paul Johannbroer in Flensburg für die Kirche St. Michael das Konzept der Synagoge als Kuppel ohne Unterbau für einen Sakralbau auf, statt der Fensterbänder stellt er jedoch viertelrunde Fenster auf den Boden des Gebäudes und erreicht eine vergleichbare Abgeschlossenheit wie Knoblauch und Heise fünf Jahre zuvor [Abb. 466].

14.4 Das jüdische Gemeindezentrum in Berlin (1959)

1957 hatte die Jüdische Gemeinde Berlins gemeinsam mit dem Berliner Senat einen Wettbewerb zum Neubau eines Jüdischen Gemeindezentrums ausgeschrieben. Errichtet werden sollte es auf dem Grundstück, auf dem bereits die Synagoge Ehrenfried Hessels von 1912 gestanden hatte [Abb. 435]. Aufgefordert zur Teilnahme am Wettbewerb waren: Dipl. Ing. H. Guttmann, Frankfurt/Main; Architekt H. Schaefers, Berlin; Architekt W. Kuhnert, Berlin; Reg. Baumeister A. Gellhorn, Berlin; Architekten BDA Völker und Grosse, Berlin; Architekt Dipl. Ing. E. Stolzer, Berlin; Architekten Wittkower und Baumann, Tel-Aviv, Israel; Architekt Dipl. Ing. H. Herrey, Berlin; Arbeitsgemeinschaft der Regierungsbaureferendare G. Rümmler, Berlin; team A-Z Architekten D. Knoblauch, Bochum. Die Ausschreibung geht auf einen Senatsbeschluss vom 27.8.1957¹¹⁷² zurück, im Rahmen dessen festgelegt wurde, auf dem Grundstück Fasanenstraße ein jüdisches Gemeindehaus zu erbauen. Der Auslober des Wettbewerbs war der Berliner Senator für Bau- und Wohnungswesen. Auch die Baudurchführung und die Bauleitung lagen in den Händen des Senators. Lediglich das „Raumprogramm wurde von der Jüdischen Gemeinde aufgestellt.“¹¹⁷³ Lange Zeit war der Planung die Frage vorausgegangen, ob die Berliner Gemeinde, die sich bereits ab Mitte Mai 1945 wieder neu formierte, „Rechtsnachfolgerin der 1943 liquidierten Gemeinde oder eine Neuschöpfung“ war. Und war „die sich etablierende Jüdische Gemeinde zum Aufbau einer neuen Ära jüdischen Lebens in Berlin geschaffen oder nur dazu, die Holocaustüberlebenden, die sich zeitweilig in Berlin aufhielten, zu betreuen?“¹¹⁷⁴ Die Entscheidung fiel zugunsten einer zukunftsgerichteten Orientierung in Berlin. Mittelpunkt einer

¹¹⁷² Vgl. Akte Landesarchiv Berlin Rep.9. Nr. 27/28, Akte VI E 2-6640/10-6917.

¹¹⁷³ Ebd.

¹¹⁷⁴ Jüdische Geschichte in Berlin. Bilder und Dokumente. Hg. Reinhard Rürup. (Ausst.-Kat. der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin. Im Auftrag der Stiftung „Neue Synagoge Berlin-Centrum Judaicum“, 8. Mai 1995 bis 31. Jan. 1996), Berlin 1995, S. 327.

lebendigen Gemeinde sollte demnach ein Gemeindezentrum werden, dessen Aufgaben dem klassischen Kanon von „kultischer Bewahrung, jüdischer Geselligkeit und jüdischer Bildung“¹¹⁷⁵ entsprechen sollten. Ein weiterer wichtiger Punkt war die Aufgabe als Schnittstelle zwischen jüdischer und nicht-jüdischer Welt, denn das Haus sollte „die Kontakte zur nichtjüdischen Umwelt fördern helfen und das Verhältnis der Menschen untereinander über den bedrückenden Schatten der Vergangenheit verbessern helfen“.¹¹⁷⁶

14.4.1 Baubeschreibung

Der Neubau wurde auf dem Grundstück der 1938 zerstörten Synagoge errichtet. Nördlich wird das Gebiet von der Bahntrasse eingegrenzt, südlich grenzt es an die vorhandene Wohnbebauung an. Das Gemeindehaus liegt von der Fasanenstraße zurückgezogen, sodass vor dem Gebäude ein großer Vorhof liegt [Abb. 467]. Das Gemeindezentrum präsentiert sich zur Fasanenstraße hin mit seinem Grundkorpus als ein zweigeschossiges, mit gleichmäßigen Fensterreihen versehenes Gebäude. Diese Fensterreihen werden im Erdgeschoss lediglich durch den Haupteingang unterbrochen. Im Obergeschoss hingegen schiebt sich ein geschlossener kubischer Baukörper aus dem Gebäude heraus. Das erste und zweite Stockwerk des Querriegels sind durch eine farbig gefasste Durchfensterung – weiße Fenster von grauem Mauerwerk unterlegt und durch ein schwarzes Betonraster gefasst – gekennzeichnet.¹¹⁷⁷ Der herausragende Längsriegel indes ist auf der gesamten Fläche zur Fasanenstraße hin fensterlos. Licht erhält der Bau durch drei Kuppeln von oben [Abb. 455, 470, 473]. Belebt wird die Wandfläche durch die blau-graue Farbigkeit des gekörnten Putzes. Den oberen und unteren Abschluss bilden, wie bereits bei der Gestaltung des Querriegels, zwei schwarze Betonbalken [Abb. 473].¹¹⁷⁸

Auf der Ostseite des Grundstücks ragt der Kubus weit über die Bebauung des Erdgeschosses hinaus, gestützt wird er von zwölf Säulen. Die Außenwand ist durch ein Davidstern-Raster mit dreieckiger Aussparung gekennzeichnet, die ein Motiv des Innenraums aufnimmt. Innerhalb dieses Dreiecks ragt ein rechteckiger, fensterloser Erker heraus [Abb. 469].

So präsentiert sich das Gemeindezentrum im Erdgeschoss als querrrechteckiger Riegel zur Fasanenstraße, im Obergeschoss hingegen wird dieser Riegel längsrechteckig erweitert. Die überschattete Fläche unterhalb des herausgerückten Längsriegels bildet im rückseitigen Erdgeschoss ein Freigeschoss mit Garten [Abb. 482]. Der Querriegel ist voll unterkellert [Abb. 470].

Über eine großzügige Freitreppe gelangt man zum Haupteingang. Vor diesem Eingang – oberhalb des Eingangs bündig an den herausragenden Kubus anschließend – steht ein Teilstück des Portals der Synagoge von 1912. Eine weitere Spolie der Fassade mit der Inschrift „Du sollst

¹¹⁷⁵ Sellenthin, H.G.: Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80. In: Festschrift anlässlich der Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses, hg. vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin 1959, S. 124.

¹¹⁷⁶ Ebda.

¹¹⁷⁷ Bei Renovierungen wurde der Kontrast des schwarzen Betonrahmens abgemildert, indem man diese Fassungen hell angestrichen hat.

¹¹⁷⁸ Diese Betonbalken wurden ebenfalls hell gestrichen.

Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst“¹¹⁷⁹ steht am nördlichen Ende des Grundstücks vom Gebäude abgerückt als Mahnsäule [Abb. 467].

Durchschreitet man das Portal, gelangt man in ein geräumiges Foyer [Abb. 472]. Im Untergeschoss befinden sich Clubräume, Unterrichtsräume sowie Büros und die Treppenaufgänge. Im Obergeschoss sind der kleine Saal mit angeschlossener Küche für den Restaurantbetrieb sowie der große Saal untergebracht. Dieser umfasst Sitzplätze für rund 650 Personen [Abb. 455]. Die Ausstattung des Gebäudes war stilistisch durch die 1950er-Jahre geprägt, so beispielsweise die schlanken, runden Säulen im gesamten Haus sowie die geschwungene Treppe im Foyer, die in das Untergeschoss führt. Die Farbgestaltung des Hauses benennt der Architekt Knoblauch, der auch eine stilisierte Menora als Wandbild im Foyer gestaltet hat [Abb. 472], als von „progressiver Grundeinstellung“ geprägt.¹¹⁸⁰

Der große Saal wird durch die drei Kuppeln, die mit gelben und weißen Glasbausteinen durchsetzt sind, sowie eingelassene Lampen beleuchtet [Abb. 455]. Die Decke wird durch zwei Reihen schwarzer Säulen getragen. Die Seitenwände sind mit „afrikanischer Birke“ verkleidet, die Rückseite des Raumes mit Esche.¹¹⁸¹ Der Boden ist mit Parkett ausgelegt. An der Ostseite befindet sich an der Wand ein Maßwerkkraster mit stilisierten Davidstern-Motiven, das von hinten beleuchtet wird. Ausgespart ist eine Dreiecksform, die das Zeltmotiv darstellt. Vor der Ostseite befindet sich eine Empore, auf der ein Toraschrein ruht, flankiert von zwei siebenarmigen Leuchtern. Schrein und Leuchter können in einer „apsisartigen Nische“ verschwinden.¹¹⁸² [Abb. 469, 470].

14.4.2 Wettbewerbsbedingungen

Dem Wettbewerb ging ein Gerichtsverfahren voraus, in dem die Jüdische Gemeinde zu Berlin sowie die Jewish Trust Corporation for Germany auf Rückerstattung des Grundstücks geklagt hatten. Die Jüdische Gemeinde hatte am 19. August 1939 das Grundstück, auf dem die 1938 abgebrannte Synagoge gestanden hatte, für 350 000 RM an die Deutsche Reichspost verkaufen müssen, obwohl der Wert etwa 2 Millionen RM betragen haben wird.¹¹⁸³ Das Grundstück war zudem seinerzeit lastenfrei zu übertragen gewesen. Überdies war ein der Jüdischen Gemeinde gegen die Berliner Feuersozietät zustehender Anspruch auf Entschädigung an den Käufer abzutreten.

Da die Enteignungen durch die Nationalsozialisten unter Mithilfe der jüdischen Gemeinden zu geschehen hatten und ein „juristisch korrekter Ablauf (Preisschätzungen, Kaufverträge, Eigentumsübertragungen)“ eingehalten wurde, führte diese „Korrektheit“ [...] dazu, daß nach Beendigung des II. Weltkrieges und der Wiederherstellung normaler Verhältnisse Rückerstattungsverfahren in einigen Fällen gerichtliche Klärung erforderlich machten.“¹¹⁸⁴ Das

¹¹⁷⁹ 3. Moses 19,18.

¹¹⁸⁰ Vgl. Baubeschreibung des Architekten Dieter Knoblauch, in: Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 27/28.

¹¹⁸¹ Baubeschreibung Dieter Knoblauch, in: Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 27/28.

¹¹⁸² Ebda.

¹¹⁸³ Landesarchiv Berlin, Akte B Rep. 002, Nr. 9789.

¹¹⁸⁴ Bendt, Veronika: Die Synagogen unter dem Nationalsozialismus, in: Ausst.-Kat. Berlin 1983, Teil 2, S. 50–123, S. 68.

Rückerstattungsverfahren um das Grundstück an der Fasanenstraße wurde von der Berliner Kommission für Ansprüche auf Vermögenswerte am 24. Januar 1954 zugunsten der Jüdischen Gemeinde entschieden. Am 14. August 1954 hat das Wiedergutmachungsamt 52 einen Antrag auf Fortsetzung des Verfahrens abgewiesen.¹¹⁸⁵ War zunächst die problematische Rückübertragung des Grundstücks Gegenstand von Gerichtsverhandlungen, so konterkariert die Aussage in der Festschrift zur Einweihung diesen Hintergrund, wenn es heißt, dass am „27.8.1957 [...] der Senat [von Berlin] den folgenden historischen Entschluß [faßte:] ‚Das Grundstück wird der Jüdischen Gemeinde von Berlin unentgeltlich zur Verfügung gestellt, so lange das Gebäude von ihr als Gemeindehaus genutzt wird.‘“

Somit stand einem Neubau nichts im Wege, und die Ruine der Hessel-Synagoge konnte einschließlich ihrer Fundamente vom 4.12.1957 bis zum 29.5.1958 abgetragen werden.¹¹⁸⁶ Erhalten geblieben sind die im Neubau verwendeten Spolien [Abb. 481].

In den „Bedingungen zum engeren Bauwettbewerb“, die den Architekten als Informationen dienten, ist zu lesen, dass es sich bei dem geplanten Gebäude um den „Neubau eines Gemeindehauses der Jüdischen Gemeinde zu Berlin“ handeln soll.¹¹⁸⁷ Die Ausschreibung ist hinsichtlich der Gebäudenutzung offengehalten. Auffallend ist, dass an keiner Stelle auf die Funktion des Gebäudes näher eingegangen wird. Im aufgestellten Raumprogramm¹¹⁸⁸ – das an anderer Stelle ausdrücklich als von der jüdischen Gemeinde konzipiert benannt wird¹¹⁸⁹ – ist von einem großen Saal von 700m² sowie von einem kleinen Saal mit 125m² die Rede. Weiterhin wird von einem Vestibül für eine Getränkeausgabe, von Büroräumen, Klassenräumen, einem Tagesraum (Essraum) mit Küche, einer Bücherei, einem Büchermagazin und einer Wohnung für den Verwalter sowie den obligatorischen Treppenhäusern, Toiletten und Fluren gesprochen. Dass das Gemeindehaus auch von religiöser Nutzung sein soll, wird nicht erwähnt. Es erweckt den Anschein, dass den teilnehmenden Architekten die Nutzung des Gemeindehauses unklar bleibt, denn in den Rückfragen, die bis zum 2. November 1957 an den Senator für Bau- und Wohnungswesen gerichtet werden sollten¹¹⁹⁰, ist an erster Stelle zu lesen: „Welchen Zwecken dient der große Saal hauptsächlich?“¹¹⁹¹ An zehnter Stelle wird genauer nachgefragt: „Soll einer der Räume als sogenannter Betraum genutzt werden?“¹¹⁹² Erwidert wird, dass die hauptsächlichste Nutzung eine kulturelle sein soll und lediglich an hohen Feiertagen eine synagogale Nutzung stattfinden wird. Im Laufe der Beantwortung von Frage 12, die ebenfalls nach der genauen Raumausnutzung fragt („Großer Saal: [...] Welchen Zwecken soll der Saal dienen: Vorträge, Kammermusik, Orchester, Theateraufführungen [...], Ballveranstaltungen oder ausschließlich Gottesdienst und religiöse Veranstaltungen?“), wird erstmals ein Toraschrein erwähnt, der eingebaut werden soll: „An hohen Feiertagen findet im großen Saal Gottesdienst statt. Ein

¹¹⁸⁵ Vorgang 53 WGA 236/51 und 53 WGA JRSO 261/52, ebda.

¹¹⁸⁶ Vgl. Landesarchiv Berlin, Akte Rep.9. Nr. 27/28, Baugeschichte.

¹¹⁸⁷ „Bedingungen zum engeren Wettbewerb [...]“. Vgl. Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 26.

¹¹⁸⁸ Ebda.

¹¹⁸⁹ Vgl. Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 27/28, Baugeschichte.

¹¹⁹⁰ Abgabetermin der Entwürfe war der 15. Januar 1958. Vgl. Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 24/25.

¹¹⁹¹ Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 09, Nr. 24/25: An alle Wettbewerbsteilnehmer, Preisrichter, stellvertretende Preisrichter und Vorprüfer des Architektenwettbewerbs „Jüdisches Gemeindehaus“, Beantwortung von Rückfragen.

¹¹⁹² Die Antwort auf Frage zehn war: „An hohen Feiertagen nur der große Saal.“ Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 09, Nr. 24/25: An alle Wettbewerbsteilnehmer.

eingebauter Schrein an der Ostseite des Raumes soll die Thora-Rollen beherbergen und von den Andächtigen mit dem Blick nach Osten betrachtet werden können.¹¹⁹³

Auf die Anforderungen eines Almemors wird nicht verwiesen. Deutlich wird, dass eine synagogale Nutzung des Neubaus im Hintergrund steht. Vordergründig ist die Planung eines kulturellen Versammlungsortes und Treffpunktes vorgesehen. Die Besprechung von Versammlungsmöglichkeiten, inklusive Foyer und Garderoben, sowie die Organisation von Ball-Veranstaltungen im großen Saal mit Verköstigung zeigen den geringen Stellenwert religiöser Nutzung. Von einem Fragesteller wird das Kulturprogramm des Jüdischen Gemeindehauses des Y.M.H.A. in New York, Lexington Avenue, als mögliches Vorbild angefragt.¹¹⁹⁴ „Dem Programmablauf in der Lexington Avenue sind diese Veranstaltungen jedoch nicht gleichzusetzten“, lautet die Antwort.¹¹⁹⁵ Denn das Jüdische Gemeindehaus in der Lexington Avenue ist im Zusammenhang mit einer bestehenden Synagoge zu sehen. Diese Central Synagogue aus dem Jahre 1872 gilt als Wahrzeichen der Stadt und des Landes New York.¹¹⁹⁶ Hier nehmen die Synagoge und die in ihr abgehaltenen Gottesdienste sehr wohl einen hohen Stellenwert ein.

Was wurde mit der Ausschreibung zum Berliner Jüdischen Gemeindezentrum beabsichtigt? Ein Blick auf die Überschriften der Tagespresse zum Richtfest zeigt Begriffe wie: „Brückenschlag der Verständigung“¹¹⁹⁷, „Zeugnis der neuen deutschen Demokratie“¹¹⁹⁸, „Kulturzentrum“¹¹⁹⁹ und „Haus der Begegnung“¹²⁰⁰. Hierbei handelt es sich folglich um Begriffe, die auf eine Bedeutung des Gemeindezentrums als Verbindungsglied zwischen jüdischer Gemeinschaft und Hamburger Gesellschaft hinweisen, teilweise sogar als Aushängeschild der Deutschen und ihrer neuen Demokratie fungieren. Dass es sich um ein spezifisch jüdisches Haus für spezifisch jüdische Belange handelt, wird weder benannt noch angedeutet. So kann davon ausgegangen werden, dass weder die Jüdische Gemeinde noch die Stadt Berlin einen Synagogenneubau im Sinn hatten. Zum Zeitpunkt der Planung waren sieben Synagogen in Nutzung, die jüdische Gemeinde Berlins hatte je einen orthodoxen und liberalen Rabbiner angestellt.¹²⁰¹ So ist die Zurückhaltung im Synagogenneubau zu diesem Zeitpunkt nicht nur mit der Zahl der vorhandenen Synagogen zu erläutern. Die demonstrative Verbindlichkeit des Gemeindehauses als „Haus der Begegnung“ steht synonym für die bis dato in Deutschland – bis auf wenige Ausnahmen – verwendete Synagogenarchitektur der Neubauten. Dass der zu errichtende Neubau zwar über einen „spezifisch inneren Gehalt“ verfügen soll, wird als Begründung für den Gewinnerentwurf benannt, in der Bauausschreibung jedoch nicht vorausgesetzt.¹²⁰²

Über den beschränkten Wettbewerb entschied am 05.02.1958 ein Preisgericht, das aus neun

¹¹⁹³ Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 09, Nr. 24/25: An alle Wettbewerbsteilnehmer.

¹¹⁹⁴ Ebda.

¹¹⁹⁵ Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 09, Nr. 24/25.

¹¹⁹⁶ Vgl. Israelowitz 1992, S. 45, 104.

¹¹⁹⁷ Der Abend, 11. Nov. 1958.

¹¹⁹⁸ Der Tagesspiegel, 11. Nov. 1958.

¹¹⁹⁹ Die Welt, 11. Nov. 1958.

¹²⁰⁰ Telegraf, 11. Nov. 1958.

¹²⁰¹ Vgl. Korn, 1988, S. 312.

¹²⁰² Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 24/25: Niederschrift über die Sitzung des Preisgerichts am 5. Februar 1958 in Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 6-10, Akte VI C – 6620/1.

Preisrichtern bestand. In vier Rundgängen wurde über die zehn Entwürfe und Modelle entschieden, es wurde im Verhältnis von sechs zu drei über den ersten und zweiten Preis entschieden, außerdem wurde je einstimmig beschlossen, zwei weitere Entwürfe anzukaufen. Der erste Preis ging an die Architekten Dieter Knoblauch und Heinz Heise mit der Tarn-Nr. 0019. Der zweite Preis ging an die Tarn-Nr. 0014, hinter der die Arbeitsgemeinschaft der Regierungsbaureferendare Rümmler, Haase und Wolf, Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 6–10, stand.¹²⁰³ Die beiden Ankäufe gingen an zwei Berliner Architekten: Hermann Herrey und W. Kuhnert.¹²⁰⁴

Die Beschreibung des zweiten Preises zeigt, dass auch hier die Planer einen geschlossenen Baukörper für den Saalbau vorgesehen hatten, der sein Licht von oben erhalten sollte. Negativ wird angemerkt, dass der Saal in unmittelbarer Nähe der Bahngleise liegen würde. Hierin kann neben der Überschreitung der genannten Baukosten ein Grund für die Ablehnung gesehen werden. Der erste Preis wird zunächst aufgrund seiner übersichtlichen und klaren Gruppierung gelobt. Die Verwendung der Spolien wird ebenso gelobt wie das Dreikuppelzitat am Hauptsaal:

Die Architektur klingt mit dem dreifachen Kuppelmotiv über dem großen Saal in zurückhaltender Weise an das ehemalige Synagogenbauwerk an. Die architektonischen Erinnerungstücke sind zu feierlicher Wirkung gebracht, wobei das alte Hauptportal wirklich durchschritten wird.¹²⁰⁵

14.4.3 Bauvorgaben

Das Gebäude des Jüdischen Gemeindezentrums ist architektonisch unauffällig und unterscheidet sich nicht von einer zeittypischen Zweckarchitektur. Vielmehr ist es durch eine besondere Zurückhaltung bei architektonischen Stilmitteln geprägt, obwohl doch die 1950er-Jahre die Zeit waren, in der architektonisch „alles möglich schien“¹²⁰⁶. Häufig wurden öffentliche Gebäude dieser Zeit opulent ausgestattet:

Weite Hallen auf Säulen und geschwungene Treppenhäuser mit traumwandlerisch sicheren Deckenanschlüssen bilden anfangs noch einen merkwürdigen Gegensatz zu den zwar schon geräumten, aber über weite Strecken noch gähnend leeren Trümmerlandschaften. Die neue Festlichkeit spricht zugleich von einer bequemen Behaglichkeit, die dem schnellen Vergessen eigen zu sein scheint.¹²⁰⁷

Diesem Baustil schlossen sich weder die Architekten noch die Bauherren an. Es handelte sich in diesem Falle aber weder um eine „Kargheit als Instrument der Vergewisserung“¹²⁰⁸ noch um eine,

¹²⁰³ Mit dem Entwurf der Regierungsbaureferendare Rümmler, Haase und Wolf scheint sich das Haus des Senators für Bau- und Wohnungswesens am Wettbewerb beteiligt zu haben.

¹²⁰⁴ Dipl.-Ing. Hermann Herrey, Klopstockstraße 2, Berlin, sowie Architekt W. Kuhnert, Heinrich-Seidel-Straße 1, Berlin-Steglitz. Vgl.: Niederschrift über die Sitzung des Preisgerichts.

¹²⁰⁵ Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 24/25: Niederschrift über die Sitzung des Preisgerichts am 5. Februar 1958 in Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 6-10, Akte VI C-6620/1.

¹²⁰⁶ Klaus Harprecht, in: Die Zeit, 26/18.6.1998, S. 45. Zit. nach: Striffler, Helmut: Als alles möglich schien, in: Die 50er Jahre – Halbzeit der Moderne. Kunst und Kirche 4 (1998), S. 198–201, S. 198.

¹²⁰⁷ Durth, Werner/Gutschow, Niels: Fünfziger Jahre (Deutsches Komitee für Denkmalschutz, Faltblattreihe F 8), Bonn o.J.

¹²⁰⁸ Leydecker, Karin: Kargheit als Instrument der Vergewisserung? In: Die 50er Jahre. Kunst und Kirche 4/98, S. 204–206.

wie beim Kirchenbau verwendete, „veredelte Armut“¹²⁰⁹ – „würdig, aber nicht ärmlich“¹²¹⁰. Vielmehr bauten Heise und Knoblauch eine internationale wie auch ahistorische Architektur – wären da nicht ihre verwendeten Spolien.

Wie bei der Essener Synagoge bereits gesehen wurde, nannten die Architekten ihr „Studium alter Synagogen Palästinas“ als prägend für den Berliner Bau, wo alle „Studien der Jüd. Lehre und des Jüd. Lebens, welche für Essen unternommen wurden, [...] – in die neuen Verhältnisse übersetzt – dem Bau in der Fasanenstraße zugute“¹²¹¹ kamen. Im Berliner Fall wurde das Gemeindehaus auf dem Grundstück der Synagoge von Hessel erbaut, und Spolien des zerstörten Gebäudes sollten wiederverwendet werden. Die Vorgabe der Planung für die Architekten war, sich mit der Architektur des Vorgängerbaus auseinanderzusetzen, der erst am 10.01.1958 gesprengt worden war¹²¹².

14.4.3.a Die liberale Synagoge in der Fasanenstraße 79–80 von Ehrenfried Hessel (1912)

Die am 26. August 1912 eingeweihte Synagoge unterschied sich deutlich von anderen jüdischen Kultbauten ihrer Zeit [Abb. 435]. Zwar waren romanische Synagogen im Stil der Düsseldorfer Synagoge Josef Kleesattels von 1904 in dieser Zeit durchaus noch verbreitet, doch der Bau Hessels unterscheidet sich durch eine diverse Baugliederung und veränderte Fassadenbehandlung, die auf einer Reduktion ansonsten üblicher plastischer Bauelemente beruht. Der dreischiffige Synagogenlängsraum verbleibt ohne Querschiff und somit ohne den in der deutschen Synagogenromanik üblichen dominanten Vierungsturm [Abb. 38], stattdessen befinden sich über dem Hauptraum drei Kuppeln. Bei der Fassade handelt es sich um eine aus dem Synagogengebäude herausgeschobene, einem Westwerk ähnliche Vorhalle. Hier befindet sich, flankiert von zwei weiteren Eingängen, der Haupteingang [Abb. 481]. Diesem Rundbogenportal, in dessen Tympanon schmale, auf Doppelsäulen stehende hohe und schmale Rundbogenfenster liegen, ist eine Baldachinarchitektur vorgestellt: Diese im Sinne einer Ädikula gestaltete Überdachung wird von einer Kuppel bekrönt, die ihrerseits von kleineren Kuppeln flankiert wird und auf einem angedeuteten Architekturmodell ruht. Das Architekturmodell verfügt über Rundbogenfenster sowie Rundfenster. Die dominierende Kuppel liegt auf von kleinen Doppelsäulchen gerahmten Fenstern. Die Kuppel wird von einer Laterne bekrönt.¹²¹³ Diese Miniaturarchitektur wiederholt den diskret byzantinisierenden Eindruck der Synagoge, der am Hauptgebäude hauptsächlich auf der Gestaltung der drei Kuppeln beruht [Abb. 435]. Diese in ihrer Form der byzantinischen Architektur entlehnten Kuppeln unterscheiden sich in ihrer Bedachung von den bis dahin üblichen Synagogenkuppeln in Deutschland. In diesem Fall von stark gewölbten Dachziegeln bedeckt und mit Pinienzapfen bekrönt, unterscheiden sie sich von den zwiebelförmigen Kuppeldächern einer romantisch geprägten islamisierenden Architektur, wie

¹²⁰⁹ Leydecker 1998, S. 204,206.

¹²¹⁰ Durt/Gutschow o.J.

¹²¹¹ Ebda.

¹²¹² Ausst.-Kat. Berlin 1983, Bd. 2, S. 114.

¹²¹³ Diese Laterne ist am späteren Portal der Synagoge von 1959 nicht mehr vorhanden.

bspw. der Synagoge in der Oranienburger Straße [Abb. 460] oder den neoromanisierenden Kuppeln im Stile Edwin Opplers. Weitere Details, wie die am Fassadenrisalit flankierenden Pilaster mit vorgelegten Dreiviertelsäulen und ihrer Untergliederung durch Löwen, wurden bereits in der zeitgenössischen Kritik auf italienische Kirchen der Romanik zurückgeführt.¹²¹⁴ Auch an den Pilastern befinden sich auf Eingangshöhe angedeutete Architekturmodelle: Zwei auf Podesten ruhende Gesetzestafeln werden von Architekturbaldachinen überdacht und verweisen in ihrer Form der stilisierten Figürlichkeit auf Heiligen- und Fürstendarstellungen romanischer Basiliken. Obwohl im Einzelnen mit zu dechiffrierenden Details, bot die Synagoge im Ganzen zunächst einen wenig wiedererkennbaren Eindruck:

In der zeitgenössischen Wertung fiel aber besonders das Neue an diesem Bau auf, wozu vor allem die relative Großflächigkeit der Mauerbehandlung gehörte, die fast alle Beurteilungen durchzieht und die eindeutige Zuordnung zu einem bestimmten Vorbild verhindert.¹²¹⁵

14.4.3.b Die Spolien am Jüdischen Gemeindehaus in Berlin

Die benannte Ädikulagestaltung sowie einer der seitlichen Pilaster mit vorgelegten Dreiviertelsäulen wurden auf Wunsch der Jüdischen Gemeinde¹²¹⁶ beim Abriss der Ruine erhalten und beim Bau des Jüdischen Gemeindezentrums wiederverwendet [Abb. 467], so auch bei den Entwürfen Hermann Zvi Guttmanns, der sich am Wettbewerb beteiligt hatte [Abb. 478, 480]. Während Guttman die Elemente beinahe in ihrer ursprünglichen Anordnung verwenden wollte – auch plante und zeichnete er zwei Pilaster ein –, sind sie auch bei Knoblauch und Heise Teil der Gestaltung, wirken jedoch insbesondere aufgrund ihrer geringeren Einbindung in die Architektur prägnanter [Abb. 473, 478].

Beide Elemente sind aufgrund ihrer weiterführenden Aussage von besonderem Interesse. Wie bereits beschrieben, wurde die Ädikula von einer Architekturdarstellung überdacht, die in ihrer Form byzantinisierende Elemente aufweist. Eine angedeutete Architektur ist mit Fensterdarstellungen versehen und wird von zurückfluchtenden Dachelementen seitlich eingefasst. Seitlich wird sie von Türmchen flankiert, und sie wird mit einer massiven, proportional dominanten Kuppel bekrönt, die ihrerseits wiederum von einer Laterne bedacht wird. Konkreten Architekturvorlagen ist dieses Modell nicht zuzuordnen. Ebenso wie die Löwenpaare an den seitlichen Pilastern entspricht auch das Architekturmodell einer doppelten Chiffrierbarkeit, sozusagen einer doppelten kulturellen Identität. Denn so wie die Löwen „von italienischen Kirchen der Romanik vielfach bekannt“¹²¹⁷ sind, so sind sie länger noch Bestandteil jüdischer Sakralkunst, wo sie bspw. häufig auf *Parochets* paarweise eine Krone oder als Aufsatz auf Toraschreinen die Gesetzestafeln flankieren.¹²¹⁸ So kann der Löwe im jüdischen Kontext als Sinnbild für den Stamm

¹²¹⁴ Hammer-Schenk, Harold: Historische Einführung, in: Ausst.-Kat. Berlin, Bd.1, S. 21–70, S. 49.

¹²¹⁵ Ebda., S. 49f.

¹²¹⁶ „Einem Vorschlag aus rabbinischem Kreise folgend, wurde beschlossen, in den Neubau die Vorderfront der alten Synagoge einzubeziehen. Dieser Gedanke wurde im späteren dahingehend abgeändert, daß Bruchstücke der alten Synagoge ausgewählt wurden [...]“: Sellenthin 1959, S. 125.

¹²¹⁷ Hammer-Schenk 1983, S. 49.

¹²¹⁸ Vgl. Ausst.-Kat. Köln 1963, Bd.I und II.

Juda gelten, in der romanischen Portalarchitektur hingegen stellt er das Wächtermotiv dar.¹²¹⁹ Der Löwe als Wächter wird in der *christlichen* Sakralkunst als Verweis auf den Thron König Salomos angesehen, wo zwölf Löwen die zwölf Stämme Israels symbolisieren.¹²²⁰ Salomos Thron wiederum kann allegorisch für den Jerusalemer Tempel verstanden werden.

Architekturdarstellungen und -modelle sind, wie bereits der Löwe, fester Bestandteil jüdischer Sakralkunst. Hier sind sie umrahmender Bestandteil von Texten bspw. in einem *Machsorim* (Gebetbuch für die Feiertage) sowie zur Kennzeichnung von Hochzeitsringen und in der kunstvollen Ausarbeitung der *Besomim-Büchsen* (Gewürzbehältern). In der Tradition des Synagogenbaus nimmt ein Architekturverweis im Portalbereich traditionell keine besondere Stellung ein und bildet eine Neuerung.

Ein Blick auf den christlichen Sakralbau zeigt, dass Architekturdarstellungen im Portalbereich als Hinweis auf das Himmlische Jerusalem zu verstehen sind. Im Bogenfeld kirchlicher Portale finden sich programmatische Aussagen hinsichtlich einer übergeordneten, außer-kirchlichen Funktion, bspw. als Gerichtsstätte. In diesem Fall befanden sich im Mittelalter häufig Löwendarstellungen in der Nähe des Portals.¹²²¹

Grundsätzlich hatte die Gestaltung des Portalbereichs in der christlichen Sakralarchitektur *hinweishaften* Charakter. Eine aus der realen Gerichtsstätte resultierende Bedeutung war die metaphorische Deutung des Portalbereichs als Darstellungen des Jüngsten Gerichts. So war im übergeordneten Sinn die reale Kirche als Abbild des Himmlischen Jerusalems zu verstehen. Die „Deutung der Kirche als Abbild des Himmlischen Jerusalem erfordert das Durchschreiten des Göttlichen Gerichts“.¹²²²

In der Berliner Synagoge Hessels findet sich im Bogenfeld eine Architekturdarstellung, die aufgrund der byzantinisierenden Gestaltung der Kuppel einen orientalisierenden Charakter hat. Der Verweis auf den orientalischen Ursprung des Judentums war eine Zeit lang als Darstellungsmittel beim Synagogenbau beliebt, hat sich jedoch, wie bereits aufgezeigt wurde, auf langfristige Sicht als kontraproduktiv erwiesen. War zunächst die Möglichkeit einer Architekturform, unabhängig vom Kirchenbau, zur Darstellung der jüdischen Gemeinden in Deutschland erfolgreich, erwies sich die synonyme Fremdheit der Wirklichkeit des deutschen Judentums rasch als abträglich. So kam die Hinwendung zur deutschen Romanik als Ausdruck jahrhundertealter Treue zu Deutschland als Lebensmittelpunkt. Zum Zeitpunkt der Errichtung der Synagoge in Charlottenburg bestand der reflexive Hinweis auf eine deutsche Gesinnung durch bauliche Mittel nicht länger. Vielmehr konstatiert Hammer-Schenk, dass die jüdische Gemeinde mit dem Hessel-Bau „ihre Vaterlandstreue [nicht mehr] in besonders ‚deutschen‘ Baustilen glaubte ausdrücken zu müssen.“¹²²³

Die Berliner Gemeinde mit ihrem Bau in Charlottenburg war 1912, ebenso wie die Essener Gemeinde mit ihrem Körner-Bau ein Jahr später, im Zuge der Rückbesinnung auf die eigenen

¹²¹⁹ Vgl. Sachs, Hannelore: *Christliche Ikonographie in Stichworten*, Berlin 1994, S. 243.

¹²²⁰ Sachs 1994, S. 243, auch: 1. Kön. 10. 18-20.

¹²²¹ Binding, Günther: *Architektonische Formenlehre*, Darmstadt 1987, S. 101.

¹²²² Vgl. ebda.

¹²²³ Hammer-Schenk 1983, Bd. I, S. 50.

jüdischen Traditionen, die besonders auch in der Fassadengestaltung zum Ausdruck kommen sollten, unabhängig geworden. In Essen war es die bekannte Portalgestaltung mit den Darstellungen jüdischer Symbolik. In Berlin nun finden sich die Löwenpaare und die Architekturdarstellung als Verweis auf Salomos Thron und hier als Zeichen von Macht sowie Gerechtigkeit.¹²²⁴ Der Thron Salomos kann allegorisch für das Himmlische Jerusalem verstanden werden. Ebenso verhält es sich mit der byzantinisierten Kuppel im Eingangsbereich. Architekturdarstellungen im Sakralbau ohne deutlichen Herkunftsverweis verstehen sich im kunsthistorischen Kontext als Allegorien des Himmlischen Jerusalems. Welche Bedeutung hätte am Synagogenportal ein Verweis auf das Himmlische Jerusalem?

Jerusalem ist und war das Ziel jüdischer Hoffnung [...] Jerusalem war ein irdisches Ziel und wurde zur Richtung für jedes Gebet, das nicht im Tempel gebetet wurde. Nach der Zerstörung des Tempels und außerhalb des Heiligen Landes vermischte die Sehnsucht nach Wiederherstellung der alten Ordnung diesseitige und jenseitige Ziele; Jerusalem blieb ein Ort mitten in der Welt, also ein geographisch bestimmtes Ziel, und war gleichzeitig teleologische Metapher.¹²²⁵

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde bei Synagogenweihen vermehrt der Hinweis auf die erbaute Synagoge als Tempel gegeben. Dies entsprach der Überzeugung, die Zeit des Wartens auf die Wiederkehr nach Jerusalem als beendet anzusehen und in Deutschland eine endgültige Heimat gefunden zu haben.¹²²⁶ Dementsprechend wurde bei der Einweihung der Synagoge in der Fasanenstraße von 1912 hervorgehoben: „Das deutsche Vaterland ist unserem Herzen heiliges Land.“¹²²⁷ Derartige „Beteuerungen [...] in der Anspielung auf das ‚heilige Land‘ [waren] sehr deutliche Hinweise auf die wirkliche Heimat“.¹²²⁸ So kann in diesem Zusammenhang die modellhafte Architektur des Eingangsportals trotz byzantinisierender Hinweise als Aussage zum Himmlischen respektive wahrhaftigen Jerusalem verstanden werden. Indem an der Synagoge im Portalbereich ein Verweis auf das Himmlische Jerusalem gegeben wird, wird Jerusalem in situ verortet und damit ein architektonischer Hinweis auf die wahre Heimat der Berliner jüdischen Gemeinde gegeben.

Auch Ulrich Eckhardt und Andreas Nachama sprechen 1996 in ihrer Publikation „Jüdische Orte in Berlin“ noch von der Hessel-Synagoge als Tempel.¹²²⁹ Diese Bezeichnung ist für den Bau des Jüdischen Gemeindehauses von 1959 von besonderer Relevanz. Versteht man die Portalgestaltung des Hessel-Baus im kunsthistorischen Sinn als Hinweis auf das Himmlische Jerusalem und damit als Verweis auf die „wahre Heimat“, so ist insbesondere die Übernahme dieser Elemente für einen Neubau 1959 besonders aussagekräftig. Zunächst waren die Überlegungen jüdischer Gemeindeglieder nach 1945 vom Gedanken der Auswanderung bestimmt. Deutschland sollte eine notgedrungene Zwischenstation sein. So auch die Situation in

¹²²⁴ Heinz-Mohr, Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen in der christlichen Kunst, Freiburg i.Br. 1991, S. 204.

¹²²⁵ Nippa/Herbstreuth 1999, S. 249.

¹²²⁶ Vgl. die Entstehungsgeschichte des Seesener Tempels: Hammer-Schenk 1981, Bd.I., S. 152 sowie die Einweihungsrede zur Stuttgarter Synagoge von 1861, in welcher Stuttgart mit Jerusalem gleichgesetzt wurde. Ebda., S. 282f.

¹²²⁷ Einweihungsrede des Rabbiners Bergmann, in: Gemeindeblatt, 2 (1912), S. 116f., zit.n. Ausst.-Kat. Berlin 1983, Bd. I, S. 52 und S. 69.

¹²²⁸ Ebda., S. 52.

¹²²⁹ Eckhardt, Ulrich/Nachama, Andreas: Jüdische Orte in Berlin, Berlin 1996, S. 80.

Berlin:

Der vorherrschende Gedanke nach der Befreiung und der ersten Sammlung jüdischer Gemeinschaftsarbeit in Berlin 1945 war, der Liquidation der Berliner Gemeinde durch die Nazis auch eine Liquidation des jüdischen Gemeindelebens von jüdischer Seite her folgen zu lassen und schnellstens für die Auswanderung der Überlebenden, vor allem nach Israel und Amerika, Sorge zu tragen. So wurde die Berliner Gemeinde der ersten Nachkriegsjahre stets als „Liquidationsgemeinde“ bezeichnet.¹²³⁰

In Folge der notwendigen Sozialleistungen, wie bspw. der Versorgung durch Krankenhäuser, Waisen- und Altenheimen, Gottesdienste u.v.a., etablierte sich nolens volens wieder jüdisches Gemeindeleben in Berlin und allgemein in Deutschland. Ähnlich verhielt es sich mit dem gesamten jüdischen Leben in Deutschland. Dennoch war und blieb die Einstellung zu Deutschland und zum eigenen Bleiben für die meisten Jüdinnen und Juden zwiespältig.¹²³¹

So präsentiert sich auch die Architektur des Gemeindehauses an der Fasanenstraße funktional und ohne eindeutigen Hinweis auf die Nutzergemeinde. Ähnliches ließe sich über den Großteil der neu erbauten Synagogen in Deutschland bis 1971 sagen, die über ihren spezifischen Inhalt keine Aussage machen und geben. Der sich zur Straße präsentierende Querriegel des Gemeindehauses zeigt mit seiner Fensterfront eine Neutralität, wie er bei vielen Verwaltungsgebäuden der 1960er-Jahre zu finden ist. Der herausragende Riegel des Festsaals kontrastiert mit der Offenheit der Fenster durch die geschlossene Wandfläche. Die drei Kuppeln sind in ihrer Außenwirkung für den äußeren Gesamteindruck des Gebäudes unwesentlich. Die Spolien der zerstörten Synagoge nun sind dem Gemeindehaus vorgestellt. Der Risalit wurde als frei stehende Mahnsäule auf dem Vorplatz konzipiert, das Portalelement hingegen ist dem tatsächlichen Eingang vorgelagert, das bedeutet: Wer das Gebäude betreten möchte, muss hindurchschreiten. In der Wettbewerbsbegründung für den Entwurf hieß es, dass die „architektonischen Erinnerungsstücke [...] zu feierlicher Wirkung gebracht [sind], wobei das alte Hauptportal wirklich durchschritten wird“.¹²³²

14.4.3.c Einordnung

So hat die jüdische Gemeinde in Berlin der Nachkriegszeit diese Aussage durch die Spolien unbewusst auf den Neubau transponiert, obwohl doch das Grundgefühl der Gemeinde, wie in den anderen jüdischen Nachkriegsgemeinden, häufig das Warten auf eine Auswanderung in die USA war.

Wenn mich heute jemand fragt, wann ich mich entschlossen habe, in Deutschland zu bleiben, dann weiß ich es nicht. Es war eine Entwicklung, die nicht über Nacht kam, und es gab auch keinen Punkt, wo ich gesagt hätte: „So. Jetzt fällt die Entscheidung – ich bleibe in Deutschland“.¹²³³

¹²³⁰ Sellenthin 1959, S. 94.

¹²³¹ Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums, 6 (1946), S. 3.

¹²³² Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 9, Nr. 24/25: Niederschrift über die Sitzung des Preisgerichts am 5. Februar 1958 in Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 6-10, Akte VI C-6620/1.

¹²³³ Bubis, Ignatz: Jüdisches Leben in Deutschland 1945–1995, in: Günther B. Ginzel (Hg.): Der Anfang nach dem Ende. Jüdisches Leben in Deutschland, Düsseldorf 1996, S. 37–54, S. 42.

Knoblauch und Heise geben dem Gemeindezentrum eine architektonische Internationalität, die in ähnlicher Weise am Amerika-Haus in Berlin von Erich Bruno Grimmek von 1957 zu finden ist [Abb. 474]. Auch hier ragt im Portalbereich der Fassade ein Baukörper in den Straßenraum hinein, das Gebäude mit seinen seitlichen Verwaltungs- und Veranstaltungsräumen verläuft quer zur Straße [Abb. 477]. Ebenso wie am Jüdischen Gemeindehaus erstreckt sich ein Saal an der Rückseite in die Tiefe des Grundstücks. Der herausragende Baukörper des Obergeschosses, mit dem Schriftzug „Amerika Haus“ versehen, ist mit Mosaiksteinen in Blautönen verkleidet, wie sie auch am Jüdischen Gemeindehaus zu finden sind. Allerdings handelt es sich am Amerika-Haus um abgegrenzte Farbfelder, die eine Farbskala von Weiß über Grau bis hin zu orangefarbenen Streifen umfassen, während es sich am Gemeindehaus um ein in Blau- und Weißtönen unstrukturiertes Mosaik handelt.

Grimmek's Entwurf bezog sich auf die ersten Pläne, die noch der US-Architekt Gordon Bunshaft, „Chefentwerfer des großen Büros SOM (Skidmore, Owings und Merrill) aus Chicago“¹²³⁴, entworfen hatte. Seine Bauaufgabe lautete:

Einladend soll das Haus sein. [...]. Weil der Bau für seinen Inhalt werben soll, kommt der Gestaltung des Äußeren große Bedeutung zu. Zugleich soll das Haus nicht pathetisch wirken, aber auch nicht alltäglich. Es soll nichts mit den ehrfurchtgebietenden Kulturtempeln der Vergangenheit gemein haben, aber auch nicht so banal wie eine Bankfiliale oder Grundschule aussehen.¹²³⁵

Grimmek gelingt diese Aufgabe, indem er durch das Glasmaterial Transparenz und durch die niedrige Geschossanzahl eine menschliche Proportion¹²³⁶ vermittelt. Doch ebenso wie das Jüdische Gemeindehaus besitzt das Gebäude im Obergeschoss den zur Straße herausragenden Baukörper, der mit einer geschlossenen Fassade ohne erkennbare Aussage ist. Dort, wo am Jüdischen Gemeindehaus hinter dem blockhaften Kubus der große Saal liegt, liegt im Amerika Haus die Bibliothek. Auch diese wird durch drei Oberlichter beleuchtet [Abb. 477], ebenso wie das sich an der Hessel-Synagoge orientierende Gemeindehaus [Abb. 470, 471]. Die Mosaikgestaltung des Amerika Hauses verweist mit ihren Querstreifen und weißen Punkten stilisiert auf die amerikanische Flagge [Abb. 474], das Mosaik des Gemeindehauses orientiert sich in seiner Farbigkeit an den Farben der Flagge Israels, wie beispielsweise auch Hermann C. Quacken in Gelsenkirchen den Zugang zu seinem versteckt liegenden Bau mit Fliesen der gleichen Farbskala ausstattete. Gemäß Heinz Galinski war der Bau des Jüdischen Gemeindezentrums „nicht nur eine Dokumentation jüdischen Willens zur Heimat, sondern ist auch vom besten Willen der Deutschen zur Demokratie getragen.“¹²³⁷ Die Stellungnahme für Deutschland als Heimat der jüdischen Gemeinde durch die Spolien entspräche der Funktion des Hauses als „Brückenschlag der Verständigung“. Es ist eine Verbindung zwischen zerstörter jüdischer Gemeinde der Vorkriegszeit mit derjenigen der Nachkriegszeit. Die Spolien dienen der

¹²³⁴ Gaertringen, Hans Georg Hiller von: Pop, Politik und Propaganda. Das Amerika Haus Berlin im Wandel der Zeit, hg. von C/O Berlin, Berlin 2015, S. 59–82, S. 67.

¹²³⁵ Ebda., S. 69.

¹²³⁶ Ebda.

¹²³⁷ Der Abend, 11.Nov. 1958.

Rückbindung und Traditionalisierung der inneren Gemeinde. Zugleich ist die architektonische Nähe zum Amerika Haus als Internationalität zu verstehen und ein Verweis auf die der Gemeinde immanente Orientierung an den Möglichkeiten der Auswanderung, so wie gleichermaßen die Farbigkeit des Mosaiks ein Verweis auf Israel ist.

Erich Mendelsohn hat vor seiner Übersiedlung nach Israel bereits 1938 das Medizinische Zentrum der Hebräischen Universität am Mount Scopus (1936–38) errichtet [Abb. 436] und überwölbt den auf hohen Stützen liegenden Übergang zwischen den Gebäuden mit drei hintereinander liegenden Kuppeln. Diese nicht funktional erscheinenden Kuppeln wirken wie ein Zitat der Hessel Synagoge in Berlin, wo Mendelsohn bis zur Eröffnung seines Büros in Haifa 1936 arbeitete und lebte. So lässt sich neben der Essener Synagoge auch in Berlin eine Verbindung zu Mendelsohn herstellen, die zunächst auf rein formalen Vergleichbarkeiten beruht und zugleich eine Verbindung zu Israel bedeutet.

Nahe der Alten Synagoge in München von 1887 am Lenbachplatz wurde in der Nachkriegszeit die Neue Maxburg errichtet. Architekten waren Sep Ruf und Theo Papst, die ihrem Bau den unzerstörten Turm der alten Herzog-Max-Burg voranstellten [Abb. 485]. Auch hier sollte gemäß Wettbewerbsrichtlinien ein altes Element, in diesem Fall der Turm, erhalten bleiben¹²³⁸ und als Spolie eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart bilden. Doch neben diesen beiden Polen sollte der Neubau zugleich architektonisch für eine neue Zeit stehen, da in der Maxburg die Verwaltung des Justizministeriums untergebracht wurde. Schnell wurde die Neue Maxburg mit ihrer Transparenz und Leichtigkeit Vorbild für die Architektur der 1950er-Jahre, auch durch die dezidierte Verwendung künstlerischer Elemente gemäß der „Kunst-am-Bau“-Verordnung.¹²³⁹ Ein Teil dieser Gestaltung waren Mosaik, die am rückwärtigen Teil der Anlage angebracht wurden und leicht aus dem Gebäude herausragen [Abb. 486].

In ihrer Fenstersetzung im Innenhof scheint die Maxburg im Sinne einer Positiv-negativ-Vorlage die Fenster des Jüdischen Gemeindehauses vorwegzunehmen [Abb. 473, 487]: Dort, wo in München die Flächen unterhalb der Fenster dunkel gehalten sind, sind sie in Berlin weiß. Und die in München helle Fensterumrahmung wurde in Berlin im ursprünglichen Zustand dunkel gestaltet. Knoblauch und Heise haben ihr jüdisches Gemeindehaus sehr zeitgenössisch verortet. Im Vergleich mit dem Amerika Haus wurden demokratische Ideale mit einer Anbindung an die Vorkriegszeit architektonisch gestaltet. Der Berliner Jüdischen Gemeinde wurde die Anbindung an eine alte Heimat in Kombination mit den Zufluchtsorten Israel und den USA bildlich in Aussicht gestellt, zugleich wurde die Gemeinde selbst souverän als kosmopolitisch gezeigt.

14.5 Essen und Berlin im Vergleich

In Berlin stehen die geschlossene Fassade des FestsaaIs und der formulierte Wunsch der Öffnung zur Gesellschaft in Kontrast zueinander und symbolisieren die Situation der Jüdinnen

¹²³⁸ Ein Vorbild für Europa: Die Maxburg in München, (Ausst.-Kat. Amtsgericht München in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und der Sep Ruf Gesellschaft e. V., 28. Juni bis 31. August 2019), München 2019, S. 17.

¹²³⁹ Ebda., S. 28f.

und Juden in Deutschland zum Zeitpunkt der Erbauung: „Die Überlebenden [...] wußten [nicht], wenn sie mit Gleichaltrigen zusammenkamen, wer waren diese Gleichaltrigen?“¹²⁴⁰

Knoblauch und Heise haben zeitgleich an Ausschreibungen zu Wettbewerben für Bauten jüdischer Gemeinden teilgenommen und beide Male den Ersten Platz erreicht. Lautete ihre Argumentation, dass beide Bauten gemeinsame Vorarbeiten hatten, so kamen sie zu sehr heterogenen Ergebnissen. In Berlin war die Vorgabe, Spolien der alten Synagoge zu verwenden, vorherrschend, während sich in Essen die Synagoge auf dem Grundstück eines von Erich Mendelsohn erbauten Jugendheims befindet. Somit war eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der Architektur, mit Synagogen und jüdischen Architekten vorgegeben. Zeitlich gesehen lagen zwischen Reichspogromnacht und Einweihungen 21 Jahre, zwischen Kriegsende und Weihen lediglich 14 Jahre. Die Ruine der Hessel-Synagoge in Berlin war bis zu ihrem Abriss in einem erhaltungsmöglichen Zustand. Die endgültige Zerstörung vieler Synagogenruinen steht in deutlichem Gegensatz zum Aufwand, der ab den 1980er-Jahren für die Rekonstruktion und Sanierung ehemaliger Gebäude in jüdischer Nutzung betrieben wurde. Die gesellschaftliche Hinwendung zu jüdischem Leben in Deutschland mittels Sanierungen, Rekonstruktionen und – im Falle der Architekten durch die Grundlagenforschung von historischer Literatur – beruht auf dem Verständnis des Judentums als historischer Größe. Diese heutige Sicht ist geschichtlich zu erklären; dass jedoch bereits in den 1950er-Jahren überlebende Jüdinnen und Juden und ihre Synagogen in dieser Form kategorisiert wurden, ist als Zeichen einer Verdrängung zu werten.

Knoblauch und Heise, Jahrgänge 1928 und 1927, standen zum Zeitpunkt der Wettbewerbe noch am Anfang ihrer Karrieren. Ihre Kinder- und Jugendzeit erlebten sie während des Nationalsozialismus, sodass ein persönlicher Rückgriff auf eine Zeit der gelebten Gemeinschaft jüdischer und nicht-jüdischer Bürger nicht möglich war. Knoblauch und Heise stehen für eine Zeit junger Architekten und junger demokratischer Architektur, die sich der Bauaufgabe Synagoge bereits mit einem historischen Verständnis vom Judentum in Deutschland nähern. Dementsprechend informieren sie sich, ihren Angaben nach, mit einem Blick auf historische Synagogen ältester Zeit. Zugleich sind beide Bauaufgaben an dezidierte Vorbedingungen geknüpft, die sie in Essen mit einer Verarbeitung des Vorbilds Erich Mendelsohn lösen. In Berlin lösen sie die Aufgabe der Spolie vergleichbar wie andere zeitgenössische Architektur, die an einen Vorgängerbau erinnern will. In Bezug auf beide Lösungen gilt es anzumerken, dass es bei diesen historischen Bezügen nicht um eine Darstellung mahnmalbedingter Architektur geht. Sowohl in Essen als auch in Berlin knüpfen Knoblauch und Heise an Gebäude an, die mit ihren Baulösungen ein Bild demokratischer Architektur vermitteln.

15 Hamburg (1960): *Durchdachte Nüchternheit*

Im September 1945 hat sich die jüdische Gemeinde in Hamburg wieder neu gegründet, die ersten Gottesdienste fanden in einem Betraum im Oppenheimer Stift in der Kielortallee statt, aber auch

¹²⁴⁰ Bubis 1996, S. 46.

in der Synagoge im jüdischen Altenheim in der Sedanstraße. Ein eingeschränkter Wettbewerb wurde von der Gemeinde 1957 ausgeschrieben, den das Architekturbüro Wongel + May gewann. An diesem Wettbewerb hat auch Hermann Zvi Guttmann teilgenommen [Abb. 30, 237], der zwar nicht gewonnen hat, später jedoch als Berater für die rituellen Bestandteile, so die Mikwa der Synagoge, hinzugezogen wurde.¹²⁴¹ Klaus May hatte einen jüdischen Vater, und auch wenn dieser, Ernst May, nicht durch religiöse Bekenntnisse in Erscheinung getreten ist, wird Hintergrundwissen vorhanden gewesen sein. Die Synagoge und das Jüdische Gemeindezentrum liegen an der Ecke Hohe Weide / Heymannstraße inmitten eines Wohngebietes [Abb. 488]. Die Synagoge als überragender Baukörper liegt mit ihrer Ostung zur Heymannstraße hin, das Zentrum fächert sich in verschiedene Baukörper auf. Dominiert wird die Anlage von der Synagoge, die in ihrer Höhe die restlichen Bauten des Gemeindezentrums überragt. Auffallend ist der von den Architekten Klaus May und Karl-Heinz Wongel gewählte fünfeckige Grundriss für das Synagogengebäude, „eine Grundform, die an das Pentagramm, an das Siegel Salomos erinnern mag“¹²⁴², während die Anordnung der Annexbauten keinem ersichtlichen Motiv oder Schema folgt.

15.1 Klaus May (1920–2012)

Klaus May wurde am 25.05.1920 in Breslau als erstes Kind von Ilse, geb. Hartmann aus Berlin, und dem Architekten Ernst May geboren, 1923 sein Bruder Thomas. Die Familie lebte ab 1926 in Frankfurt/Main. Die Großmutter und Mutter von Ernst May, Fanny Clara May, geb. Pollitz (1859–1923), entstammte einer wohlhabenden Düsseldorfer jüdischen Familie. 1930 siedelten die Eltern in die Sowjetunion um, wo Ernst May bei der Planung der Industriestadt Magnitogorsk engagiert war. Klaus May besuchte zu dieser Zeit ein Internat in Salem am Bodensee, die Ferien verbrachte er bei den Eltern in Moskau. Nachdem die Beschäftigung Ernst Mays in der Sowjetunion aufgrund der politischen Veränderungen beendet und Ernst May in Deutschland von Goebbels diffamiert wurde, ging die Familie 1933 ins Exil nach Ostafrika. Die Diffamierung Ernst Mays in Deutschland war primär politisch formuliert: Die Verfolgung „im Nationalsozialismus rührt in erster Linie von seinem Engagement im von SPD und liberaler DP geprägten Neuen Frankfurt“¹²⁴³ her, doch dass Ernst May Jude war, wird ein verstärkendes Moment gewesen sein.

Klaus May besuchte im heutigen Tansania eine englische Schule. Sein Vater Ernst May arbeitete in dieser Zeit, mit wenigen Architekturaufträgen, zunächst als Farmer. Als Ernst May 1937 in Nairobi, Kenia, ein Architekturbüro eröffnet, übernimmt Klaus May die Leitung der Farm. Mit dem Eintritt Englands in den Zweiten Weltkrieg wurden er und sein Bruder, gemeinsam mit dem Vater, für zweieinhalb Jahre in Südafrika interniert; hier wurden sie vom Vater und von anderen Lagerinsassen unterrichtet. Nach der Entlassung aus dem Internierungslager 1942 bleibt

¹²⁴¹ Beschreibung der Synagoge von Klaus May vom 19.02.1958, in: Akte 8363, Bauprüfteilung Grundbuch Eimsbüttel, Hamburg.

¹²⁴² Kunst und Kirche, 1 (1962), S. 31.

¹²⁴³ Email Florian Seidel an die Verf. vom 02.02.2021, vgl. Seidel, Florian: Ernst May. Städtebau und Architektur in den Jahren 1954–1970. München 2010.

Klaus May bis 1946 im Haus der Eltern in Südafrika und arbeitet als technischer Zeichner. 1946 geht er zum Architekturstudium an ETH nach Zürich. Im Jahre 1953 heiratet er die Architektin Hertha Groth (1924–2015), die er zu Beginn der 1950er-Jahre beim Wohnungsbauprojekt „Grindelhochhäuser“ im Büro von Bernhard Hermkes kennenlernte, gemeinsam bekamen sie eine Tochter und einen Sohn. Nach der Rückkehr Ernst Mays 1954 nach Deutschland und der Ernennung zum Leiter der Planungsabteilung der „Neuen Heimat“ in Hamburg, arbeitete Klaus May im Büro seines Vaters an den Wiederaufbau- und Stadtentwicklungsplänen in Hamburg, Bremen und anderen deutschen Städten mit. In dieser Zeit lernte er Karl Heinz Wongel kennen, der ebenfalls im Büro von Ernst May arbeitete. Hertha und Klaus May sowie Karl Heinz Wongel gründeten ein eigenes Architekturbüro (Wongel+May). Dieses Büro übernahm häufig die Werkplanungen von Ernst Mays Siedlungsprojekten. Wongel+May gewannen den Wettbewerb um die Planung der neuen Hamburger Synagoge, die 1960 geweiht wurde. Später zogen Klaus und Hertha May nach Baden-Württemberg, wo Hertha May an der Goldschmiedeschule in Pforzheim unterrichtete. Klaus May verstarb am 06.04.2012 in Pforzheim.

15.2 Karl-Heinz Wongel (1923–1994)

Karl Heinz Wongel wurde 28.06.1923 in Hamburg geboren. Während des Krieges wurde er verletzt und verbrachte mehrere Monate in einem Lazarett in Süddeutschland. Nach Ende des Krieges studierte er Architektur in Stuttgart, u.a. bei Paul Bonatz. Seinen Berufseinstieg begann Wongel im Büro von Ernst May, wo er dessen Sohn Klaus May kennengelernt hat. Gemeinsam mit Hertha May gründeten sie eine Bürogemeinschaft (Wongel + May), die bei einem Wettbewerb die Planung und den Bau der Neuen Synagoge in Hamburg gewinnt. Wongel war an den Stadtplanungen Ernst Mays beteiligt, u.a. für die Neue Heimat, die Planungen der Bremer Vahr und in Frankfurt/Main. Das Büro Wongel + May war aber auch selbstständig an Stadterschließungs-Projekten beteiligt, u.a. 1963 an einer Siedlung in Scharbeutz. Im Jahre 1969 heiratete er Heike Wongel. Nach Auflösung des Büros arbeitete Wongel hauptsächlich an der Ostseeküste. Karl Heinz Wongel ist am 16.03.1994 in Scharbeutz verstorben.¹²⁴⁴

15.3 Baubeschreibung

Das jüdische Gemeindezentrum mit Synagoge befindet sich auf dem Eckgrundstück Hohe Weide und Heymannstraße. Die Synagoge überragt den Gesamtkomplex als dominanter Baukörper [Abb. 489].

Der Haupteingang und zwei Wohnungen, für den Kantor und den Rabbiner vorgesehen, liegen in einem eingeschossigen Anbau an der Hohen Weide, an der Heymannstraße schließen sich zweigeschossig ein kleiner Betsaal sowie ein großer Versammlungssaal an [Abb. 492]. Der kleine Betsaal und der Versammlungssaal sind über einen 45-Grad-Winkel miteinander verbunden

¹²⁴⁴ Auskünfte: Heike Wongel, Telefonat am 03.02.2021.

[Abb. 491, 507]. Alle Gebäudeteile umfassen einen Innenhof, der von den Straßenseiten her nicht einsehbar ist. Die Anordnung der Gebäudeteile, wie auf dem Grundriss ablesbar, orientiert sich am Zuschnitt des Grundstücks [Abb. 507]. Während Synagogenbau, Wohnbereich und kleiner Betsaal über einen geometrischen Grundriss verfügen, weicht der Versammlungsraum hiervon ab und ist keiner geometrischen Figur zuzuordnen; am ehesten ließe sich sein Grundriss als trapezförmig beschreiben.

Der Gesamtkomplex ist mit quadratischen, hellen Kunststeinplatten¹²⁴⁵ verkleidet, die durch ein Steinband des gleichen Materials horizontal untergliedert werden [Abb. 490] und vor die Fassade gehängt wurden.¹²⁴⁶ Während die profanen Gebäudeteile mit Fenstern nach Bedarf der Räumlichkeiten versehen wurden, wird die Synagoge durch große Wandflächen charakterisiert, die straßenwärts seitlich mit einem vertikalen Fensterband mit bunten Glasflächen unterbrochen werden. Die Dächer sind mit Kupfer bedeckt, das flach ansteigende Synagogendach wird von einem zierlichen Magen David bekrönt [Abb. 488].

Der Haupteingang, gestaltet von Trautl Beermann (1926–1995), befindet sich an der Hohen Weide [Abb. 489, 493], ein Nebeneingang sowie eine Garagenzufahrt befinden sich an der Heymannstraße. Einige Stufen führen zum Haupteingang mit drei doppelflügeligen Türen, das Dach des Eingangsbereiches wird von einem Kupferband mit hebräischer Inschrift verkleidet. Hinter dem Eingangsportal schließt sich ein kleiner Vorraum an, von dem ausgehend eine Treppe in das Kellergeschoss führt sowie der Innenhof und der Synagogenraum betreten werden können. Über den Innenhof gelangt man zu den anschließenden Gebäudeteilen.

Das Motiv der drei Portale wiederholt sich im Vorraum, da der Synagogenzugang von zwei Türen flankiert wird, die zur Frauenempore führen. Man betritt den geosteten Synagogenraum an seiner Westseite, die aufgrund der Fünfeckform des Raumes spitz zuläuft [Abb. 507].

Zentral im Raum befindet sich, leicht erhöht und von einem Geländer abgegrenzt, der Almemor. Er wird dreiseitig von den Sitzbereichen umfassen, die in Richtung des Toraschreins orientiert sind. Vor dem Almemor befindet sich um einige Stufen erhöht ein Podest, das die gesamte Raumseite umfasst. Hierauf befindet sich das Kantorlesepult [Abb. 496, 497]. Um zwei weitere Stufen erhöht liegt an der Wand der Toraschrein. Der Schrein ist rechteckig geformt, ruht auf einem Sockel und ist von Marmor eingefasst. Seine Öffnung ist von einem Samtvorhang verhüllt. Über dem Toraschrein befindet sich das Ewige Licht – *Ner Tamid* [Abb. 496].

Die gesamte Ostseite des Raumes wird großzügig für den Sakralbereich verwendet, der durch ein zweifaches Geländer – auf Höhe des Kantorlesepultes sowie des Toraschreins – zum Raum hin abgegrenzt wird. Tageslicht erhält der Raum durch die großen vertikalen Fensterreihen, die von Werner Spangenberg mit jüdischer Symbolik – u.a. den Gesetzestafeln [Abb. 499], einer Tora-Rolle [Abb. 495], der Menora [Abb. 498], dem Davidstern [Abb. 503] – gestaltet wurde, sogar das Symbol „des Gewürzkastens [...] [kommt] darin zur Darstellung.“¹²⁴⁷

Zwei der Fenster reichen von der Decke bis zur Höhe der Empore, ein weiteres wird hinter der

¹²⁴⁵ Klaus (Franz) May: Beschreibung der Neuen Synagoge, in: Wolfsberg-Avid, Oskar u.a.: Die Drei-Gemeinde. Aus der Geschichte der Jüdischen Gemeinden Altona-Hamburg-Wandsbek, München 1960, S.148.

¹²⁴⁶ Bauprüfabteilung Grundbuch Eimsbüttel, Akte 8363.

¹²⁴⁷ May 1960, S. 147.

davor schwebenden Empore bis zum Boden geführt, die andern zwei führen von der Decke bis zum Boden [Abb. 495, 498, 499]. Die Decke des Synagogenraums besteht aus geometrischen Feldern, in denen Lichter eingebracht sind. Die Decke ist in Blau gehalten [Abb. 508, 509].

Südöstlich befindet sich hinter einer Falttür der kleine Betsaal für die Wochentage, der an hohen Feiertagen durch Öffnung der Falttür mitgenutzt werden kann [Abb. 500, 507].

Die Frauenempore der großen Synagoge umläuft vier Seiten des Raumes und ist – bis auf zwei zierliche Säulen – frei schwebend [Abb. 494, 498]. Von der Empore kann der gesamte Ostbereich des Raumes überblickt und eingesehen werden, da die Sitzreihen nach hinten hin ansteigen. Die Ausrichtung der Sitze erfolgt zum Toraschrein [Abb. 498, 499, 500].

Die Wochentagsynagoge verfügt über einen quadratischen Grundriss und ist schlicht gestaltet [Abb. 502]. An seiner Südseite befindet sich eine Frauenempore [Abb. 501], in der Mitte des Raumes der Almemor. Tageslicht erhält der Raum durch quadratische Fenster an der Ost- und Westseite, die knapp unterhalb der Decke verlaufen [Abb. 502, 504]. An die Wochentagsynagoge schließt sich im Obergeschoss gemäß den Plänen von 1958 ein Sitzungszimmer mit Vorzimmer und Bibliothek an. Der Versammlungssaal, dessen Galerie nach Vorstellungen des Architekten May einer Gemädegalerie dienen sollte, schließt an die kleine Synagoge an und dient der Gemeinde für Veranstaltungen [Abb. 505].

Das Gemeindezentrum ist unterkellert, im Keller befindet sich die Mikwa, die nach Plänen von Hermann Guttman gebaut wurde. Ansonsten dient der Keller der Unterbringung von Zweckräumen.¹²⁴⁸

15.4 Einordnung

Die Errichtung der Synagoge fand in der Regionalpresse lebhaftes Interesse.¹²⁴⁹ Die Einweihung fand am Sonntag, dem 04. September 1960 um 10 Uhr¹²⁵⁰ statt, die Presse bemerkt dazu, dass es sich um „ein hervorragendes Beispiel moderner Kirchenbaukunst“¹²⁵¹ handelt. Der Hamburger Bau war der einzige Synagogenbau der Architekten May und Wongel, wobei May laut Unterlagen der Federführende des Entwurfes war, da der Großteil der Pläne mit seinem Namen versehen ist.¹²⁵² Auch die Baubeschreibung anlässlich der Weihe wurde von Klaus May verfasst.¹²⁵³ Gemäß May wurde zumindest der Innenraum der Synagoge wie die „alten orthodoxen Synagogen“ gestaltet:

Gewandelt hat sich nur der architektonische Stil. Während sich früher der Heilige Schrein, das Vorbeterpult und die Bestuhlung in oft komplizierteren Formen in noch komplizierteren Gebäuden befanden, sind diese heute in den klaren Formen unserer Zeit angeordnet. Der Bau selbst bildet mit

¹²⁴⁸ Hier befinden sich Toilettenräume, Heizung, Garderoben, Stuhllager, Werkraum und Tiefgarage.

¹²⁴⁹ Bild v. 04.12.1960; Hamburger Echo vom 05.09.1960; Hamburger Abendblatt vom 02.09.1960; Die Welt vom 05.09.1960; Die Welt vom 16.08.1960, in: Staatsarchiv Hamburg A680.

¹²⁵⁰ Hammer-Schenk 1988, S. 285.

¹²⁵¹ Hamburger Echo vom 05.09.1960.

¹²⁵² Eingesehene Unterlagen im Besitz der Architekten Elsner, Hamburg, die im Auftrag der Synagogengemeinde das Gebäude betreuen.

¹²⁵³ May 1960, S. 147–148

ihnen stilistisch eine Einheit.¹²⁵⁴

Hinweise auf Vorbilder oder anregende Beispiele gibt May nicht, jedoch spricht er davon, dass eine reduzierte Formensprache die Grundlage des Entwurfs sein sollte, da alte Synagogen oftmals kompliziert errichtet worden waren. Dies gibt einen Hinweis darauf, dass allzu häufig der innere Aufbau nicht mit dem Äußeren übereinstimmte. Es zeigt aber auch, dass Klaus May die Architektur einer Synagoge geläufig war. Die Hauptsynagoge der Vorkriegszeit, die Synagoge am Bornplatz von 1906, schied als direktes Vorbild aus. Es handelte sich um eine Synagoge in Kirchenbautradition in der Nachfolge der Architektur Edwin Opplers. Dennoch steht auch die Synagoge Mays und Wongels nicht ohne Bezug zur Synagogenbautradition: Viele der zwischen 1840 (Dresden) (Düsseldorf 1903, Mülheim a.d.Ruhr 1907) [Abb. 41] und 1931 erbauten Monumentalsynagogen in Deutschland verfügten über einen turmartig erhöhten Zentralraum, der von einer Kuppel oder einem Zeltdach bedeckt wurde. Diese Turmerhöhung, die im Kirchenbau dem Vierungsturm entspräche, war polygonal gestaltet. Der neuromanische Charakter dieser Synagogen war nicht zu verkennen, und hierzu trug das Kuppeloktogonal entscheidend bei, erinnerte es doch an Vierungstürme, wie sie von deutschen Domen wie in Speyer oder Worms insbesondere in purifizierenden Rekonstruktionen bekannt waren. Architekten wie Semper, Oppler, Joseph Kleesattel und Ludwig Lewy in Straßburg [Abb. 38] förderten den oktogonalen, turmartigen Zentralraum, über den auch die Synagoge am Bornplatz verfügte – wenn auch nicht polygonal. In der Baubeschreibung der Hamburger Synagoge von 1960 im Grundbuchamt Elmsbüttel spricht Klaus May vom erhöhten Baukörper der Synagoge als Turm.¹²⁵⁵ May gliedert somit die Synagogen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, mit ihren unter einem Dach zusammengefassten Funktionen, bei seinem Bau in der Fläche [Abb. 507] auf.

Im Innenraum der Synagoge fällt die mit grafischem Muster verzierte Deckengestaltung auf [Abb. 508], in deren Felder ohne ersichtliches Muster Lampen installiert wurden. Diese in blau gehaltene Decke mit ihrer erratisch wirkenden Anordnung sowohl der Lampen, der Umrandungen und auch den ohne erkennbares System angeordneten Paneelen knüpft an eine Tradition von Synagogendecken an. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden zunächst eindeutige Sternenhimmel gestaltet [Abb. 513, 514]. Das Versprechen an Abraham, dass seine Nachfahren so zahlreich sein würden wie die Sterne, wurde als Gestaltungsmotiv in Folge des Bilderverbotes verwendet und auf die Decke als symbolisiertes Himmelszelt übertragen.¹²⁵⁶

Die Synagogenarchitektur des frühen 20. Jahrhunderts erweiterte das Sternenhimmel-Motiv der Synagogendecken. Nun kamen expressionistischere Himmelsabbildungen hinzu, die eine Variation der Deckentradition bedeuteten, so beispielsweise in der Synagoge in Merzig, deren Decke 1922 verändert wurde [Abb. 510], oder in Gelsenkirchen-Buer von 1927/28 [Abb. 511]. Die Variation mit grafischen Elementen findet sich auch in der von Robert Stern errichteten Synagoge in Köln-Ehrenfeld aus dem Jahr 1926 [Abb. 512]. Sollte die Deckengestaltung von Klaus May in Hamburg ganz ohne bestimmaren Hintergrund sein, setzt er diese in die Tradition des

¹²⁵⁴ May 1960, S. 147.

¹²⁵⁵ Akte 8363 der Bauprüfabteilung Grundbuch Elmsbüttel.

¹²⁵⁶ Vergl. Keßler 2007, S. 221 und 222.

synagogalen Sternenhimmels. Da es sich um 12 Deckensegmente handelt, können die 12 Tierkreiszeichen als Sternbilder oder die 12 Stämme Israels gemeint sein.

16 Kassel (1965): *Erneut verschwunden*

Von 1946 bis 1949 bestand in Kassel das Lager Kassel-Hasenhecke, in dem Displaced Persons lebten. Die jüdischen Bewohner dieses Lagers bildeten mit der Gründung eines jüdischen Komitees am 04.11.1947¹²⁵⁷ die Grundlage der jüdischen Gemeinde in Kassel, da sich nach Auflösung des Lagers herausstellte, dass sich eine kleine Jüdische Gemeinde in Kassel erhalten würde. 1952/53 wurde in der Heubnerstraße ein Betsaal eingerichtet.¹²⁵⁸ Planungen zu einem Synagogenneubau gab es seit Beginn der 1960er-Jahre. Wie in vielen anderen Städten lag das Bau-Verfahren in den Händen des Hochbauamtes der Stadt Kassel, die in Absprache mit der Jüdischen Gemeinde Anfang 1963 den Architekten Alfred Stalal beauftragte.¹²⁵⁹ Nachdem im Frühjahr 1963 verschiedene Synagogen besichtigt worden waren – beispielsweise in Darmstadt, wo 1950 ein kleiner Betsaal in einem bestehenden Haus geweiht worden war, in Offenbach, Hannover und Bremen –, erstellte Stalal verschiedene Bauentwürfe. Über diese Entwürfe entschied der Landesverband der Jüdischen Gemeinden.¹²⁶⁰ Im November 1963 wurde der Bauantrag eingereicht, Baubeginn war am 20.05.1964. Die Bauarbeiten wurden jedoch bereits im Juni 1964 wiedereingestellt, da es Befürchtungen gab, dass der Bau zu klein werde. Daraufhin wurde der ursprüngliche Plan geändert, im November 1964 wurden die Bauarbeiten fortgeführt. Die Weihe der Synagoge erfolgte am 12.12.1965 in Anwesenheit von Oberbürgermeister Karl Branner und Regierungspräsident Alfred Schneider, den Vertretern des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen und den Gemeindegliedern selbst.¹²⁶¹ Mit Anwachsen der Jüdischen Gemeinde in den 1990er-Jahren – innerhalb von zehn Jahren wuchs die Gemeinde von 83 Mitgliedern auf 837 Mitglieder an – wurde der unter Ausnutzung aller Raumerweiterungen auf 100 Personen angelegte Gemeindesaal zu klein. 1995 gab es erste Pläne für einen Erweiterungsbau, der aufgrund von Bauschäden nicht realisiert werden konnte. So wurde 1998 die Nachkriegssynagoge des Architekten Alfred Stalal aus dem Jahr 1965 abgerissen. Bis auf eine Publikation im Rahmen einer Ausstellung im Stadtmuseum Kassel anlässlich der Weihe der von Alfred Jacoby geplanten neuen Synagoge im Jahr 2000 gibt es keine Bearbeitung dieses Synagogenneubaus der Nachkriegszeit.¹²⁶² Der Architekt Alfred Stalal ist bislang unbekannt.

¹²⁵⁷ Protokoll Nr. 1 der ersten Sitzung des neugewählten jüdischen Komitees, Hasenhecke, den 4.II.1947, URL: <http://www.dpcamps.org/doc-ProtokollNr1-bw.jpg> (Zugriff 30.12.2021).

¹²⁵⁸ Alemannia Judaica - Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum, Stand: 30. Juni 2020, URL: https://www.alemannia-judaica.de/kassel_synagoge.htm#Bets%C3%A4le%20/%20Synagogen%20nach%201945%C2%A0 (Zugriff 27.06.2022).

¹²⁵⁹ „Daten für die Einweihung der Synagoge am 12.12.1965“, in: Stadtarchiv Kassel S5R1.

¹²⁶⁰ Ebda.

¹²⁶¹ Kasseler Post vom 13.12.1965, in: Stadtarchiv Kassel S5R1

¹²⁶² Synagogen in Kassel, bearb. von Esther Haß/Alexander Link/Karl-Hermann Wegner (Ausstellung im Stadtmuseum Kassel anlässlich der Einweihung der neuen Synagoge im Jahr 2000), Marburg 2000.

16.1 Alfred (Fredo) Staral (1910–2000)

Alfred Staral wurde am 30.12.1910 in Rokycany (Rokitzan), 20 km entfernt von Plzeň (Pilsen), in Tschechien geboren. Es gibt zwei Quellen für seinen Lebenslauf: seine Meldekarte im Stadtarchiv Kassel und das Archiv der Gruppe „Schlaraffia Chasalla“, deren Mitglied Staral gewesen ist. Die Meldekarte führt ihn als österreichischen Staatsbürger mit dem Namen: Staral, Alfred („Fredo“).¹²⁶³ Über seine Familie und seine Jugend ist nichts bekannt, eventuell gehörte seine Familie ursprünglich zur Gruppe der deutschsprachigen Sudetendeutschen. Ohne weitere Information über seine Ausbildung ist Alfred Staral ab 1949 als Angestellter in Volkmarshausen, Kreis Wolfhagen, rund 40 km von Kassel entfernt, verzeichnet. 1950 wird Staral jedoch Mitglied bei der Schlaraffia Gamundia in Gmunden, Oberösterreich, was auf einen längeren Aufenthalt hindeutet.¹²⁶⁴ Bei der Schlaraffia handelt es sich um einen weltweit vernetzten Männer-Bund, der sich ritterlichen Zielen wie Freundschaft, Kunst, Humor und Toleranz verschrieben hat, jenseits von Religion und Politik.¹²⁶⁵

Von 1954 bis 1959/60 hatte Staral eine Bürogemeinschaft mit Bodo-Dietmar Glüer (1913–1962)¹²⁶⁶ – Glüer und Staral. Während dieser Zeit bauten oder haben sie in Kassel das DAG-Haus, den Alt-Philippinenhof und die Landeskreditkasse umgebaut. Von 1959 bis 1977 ist Alfred Staral im Branchenverzeichnis in Kassel verzeichnet, anschließend bis 1988/89 im Branchenverzeichnis Lohfelden, lediglich 10 km von Kassel entfernt. Staral hat 1961 und 1963 Gebäude für die Kasseler Farben/Baumann & Co. und eine Kleiderfabrik 1962 errichtet, 1965 die Synagoge und 1969 ein Gebäude in der Rudolf-Schwander-Straße 4–8, ein Bürogebäude, in dem sich heute die Debeka-Geschäftsstelle befindet. Unter „Engagement“ ist der Meldekartei zu entnehmen, dass Staral ab 1959 Mitglied bei der „Schlaraffia Chasalla“ war. Tatsächlich war er ab 1958 Mitglied. Die Schlaraffia Chasalla (Kassel) besteht dort seit 1883, die Erstgründung der Schlaraffia war 1859 in Prag. Alfred Staral war in Kassel Mitglied mit dem Namen „Ritter Links“. Bürgerliche Namen werden geändert, bspw. „Ritter Palindrotto“.¹²⁶⁷ Die im Melderegister auftauchende Abkürzung von Alfred auf Fredo ist davon unabhängig,¹²⁶⁸ scheint jedoch als gängiger Rufname fungiert zu haben, da sie hier vermerkt wurde. Beruflich ist Alfred Staral zuletzt 1988/89 im Branchenverzeichnis in Lohfelden registriert und am 03.10.2000 verstorben.¹²⁶⁹

¹²⁶³ Quelle: Stadtarchiv Kassel, Meldekartei Stadtarchiv: Staral, Alfred ("Fredo").

¹²⁶⁴ Telefonische Auskunft am 01.03.2021 durch den Kanzler von Schlaraffia Chasalla, Roland Wolff.

¹²⁶⁵ Für Informationen zur Schlaraffia: URL: Schlaraffia.org, besonders: <https://www.schlaraffia.org/was-ist-schlaraffia/>

¹²⁶⁶ Meldekartei Bodo-Dietmar Glüer. Stadtarchiv Kassel. Bei Glüer ist verzeichnet „Sohn von Waldemar Glüer“: Glüer, Ernst Heinrich Waldemar, Regierungsbaumeister, geb. 15.02.1880 (Berlin-) Zehlendorf, gest. 12.06.1917 Kassel, URL: http://www.kmkbuecholdt.de/historisches/personen/architekten_gl.htm (Zugriff 11.02.2021).

¹²⁶⁷ Hessische/Niedersächsische Allgemeine, ePaper/04.01.2013, URL: <https://www.hna.de/kassel/rollenspiel-maennerbund-schlaraffia-gruendete-sich-jahren-kassel-2686351.html> (Zugriff 11.02.2021).

¹²⁶⁸ Telefonische Auskunft am 01.03.2021 Roland Wolff, Schlaraffia Chasalla.

¹²⁶⁹ Ebda., Archiv Schlaraffia Chasalla.

16.2 Baubeschreibung

Die Synagoge in Kassel war ein 12m mal 20m langer Rechteckbau, der über zwei Geschosse verfügte. Die Synagoge war flachdachgedeckt, der Eingang lag an der Bremer Straße am westlichen Ende des Gebäudes [Abb. 515, 516, 517], die Ostfassade lag zur Mosenthalstraße hin. Dem Synagogenkorpus war ein niedrigerer Profananbau vorgesetzt. Der Synagogenraum ragte über die Dachebene des Gesamtgebäudes hinaus. Die Synagoge war verklindert, an der Ostseite war sie über die gesamte Gebäudehöhe mit einem durchfensterten Beton-Raster gestaltet. Die Setzung der Betonstreben bildete Dreiecke. Diese Wandfläche war in eine rechte und linke Fensterfläche geteilt, mittig und seitlich sowie oberhalb der Fenster war sie betongefasst. Mittig auf der südöstlichen Fensterfläche war eine Sechsecköffnung. Die Betonwand ragte sowohl seitlich als auch oberhalb über das Gebäude hinaus und bildete eine deutliche Repräsentationsfläche.

Das Untergeschoss war als Souterrain-Geschoss ausgebildet, hier waren ein Unterrichtsraum, ein großes und ein kleines Büro sowie zwei Gästezimmer untergebracht. Die Fenster der Räume des Souterrains waren hinter die Wandfläche zurückgesetzt und lagen verschattet.

Dem Eingang an der Südseite, der über fünf Stufen zu erreichen war, entsprach ein großes Fenster an der Nordseite. Die Nordwand mit der Fensterfläche, die aus zwei großen, bodentiefen Fenstern sowie drei kleineren bodentiefen Fenstern bestand, war dreigeteilt: Ein breites Betonband bildete den oberen, ein weiteres Betonband den unteren Gebäudeabschluss. Dazwischen lag eine gemauerte oder verklinderte Wandfläche, die horizontal durch vier hellere Querstreifen gekennzeichnet wurde. Über den Eingang gelangte man in das Hauptgeschoss. Hier befand sich der Synagogenraum, der durch eine Faltwand mit dem Gemeindesaal zu kombinieren und erweitern war. Weiterhin lag auf dieser Ebene eine Küche, die für größere Gruppen ausgestattet war.

Der Synagogenraum bestand aus einem geosteten Synagogenraum, der vor der von Dieter von Andrian gestalteten Glaswand aus schräg verlaufenden Betonstreben stand [Abb. 518, 519]. Toraschrein und der in der Raummitte liegende Almemor bestanden aus Mahagoni, ebenso ein Raumteiler, der den Hauptraum an der Südseite um den Frauenbereich erweitert. Auch war die Nordwand halbhoch mit Mahagoni verkleidet. Zwischen Männer- und Frauenbetraum gab es ein Gitter [Abb. 519], das das Dreiecksmotiv der Fensterglaswand wiederholte. Der Frauenbetraum im nach Westen zurückgesetzten Anbau, war somit zur Nordseite hin orientiert und ohne Sicht auf den Toraschrein. Der Toraschrein, der an der Ostseite auf einem um drei Stufen erhöhten Podest stand, bildete nicht den Raummittelpunkt der Synagoge. Das liturgische Zentrum ist im Almemor zu sehen. Sowohl die fest installierten, dreiseitig liegenden Männersitzbänke als auch die fest installierte Bestuhlung des Frauenbetraumes waren zur Raummitte und zum Lesepult hin ausgerichtet. Von den drei Sitzreihen für Frauen war die letzte Reihe leicht erhöht angebracht, um eine bessere Sichtbarkeit zu gewährleisten. Die Raumdecke, die im Hauptraum über dem

Deckenniveau des südlichen liegenden Anbaus war, war im gesamten Raum wellenförmig ausgebildet. [Abb. 519]

Die Dreiecksflächen der von Dieter von Andrian gestalteten Betonwabenwand waren mit Bleiglasfenster gefüllt. Diese greifen den Davidstern auf [Abb. 520, 521], der bereits aus den Betonstreben zu erkennen ist, sodass die gesamte Wandfläche mit ihren Dreiecken als Variation des Davidsterns gesehen werden kann. Diese Fenstergestaltung gab es sowohl auf der Ebene des Synagogenraums als auch im Untergeschoss. Ob im Untergeschoss die Fenster ebenfalls farbig gestaltet worden waren, ist nicht zu erkennen. Diese Betonfenstergestaltung prägte Außen- und Innenbau.

An den Synagogenraum schloss sich der Gemeindesaal an, der von der Synagoge durch Schiebetüren getrennt werden konnte [Abb. 518]. Insgesamt, bei geöffneten Schiebetüren, bot der Raum Platz für 100 Besucher. Während die Sitzplätze der eigentlichen Synagoge fest installiert waren, war die Bestuhlung des Gemeindesaals mobil. Der Gemeindesaal hatte an der Nordwand ein doppelflügeliges, bodentiefes Fenster und hatte somit eine andere Ausrichtung als der Synagogenraum.

16.3 Baugeschichte

So wenig, wie über den Architekten Fredo Staral bekannt ist, so wenig ist auch über die erste Nachkriegssynagoge in Kassel bekannt. Kassel ist die nördlichste der wenigen Städte der ehemaligen amerikanischen Besatzungszone, in denen eine Synagoge neu erbaut wurde.

Die Synagoge Starals bringt eine eigene Note in die bis 1965 erbauten Synagogen ein, da sie verschiedene Aspekte aufweist, die in dieser Form in der deutschen Synagogennachkriegsarchitektur bislang nicht vorkamen. Staral baute einen Multifunktionsbau, dessen Betraum durch eine große Falttür vom Gemeindesaal abgetrennt werden konnte, eine Erweiterungsmöglichkeit, die lediglich in Hamburg fünf Jahre zuvor angewandt wurde. Hermann Zvi Guttman greift diese Möglichkeit der Raumerweiterung 1969 in Osnabrück auf. Hamburg war nicht unter den Synagogen, die im Vorfeld besucht worden waren.¹²⁷⁰

Der Schlussbericht über den „Neubau Israelitisches Gemeindehaus“¹²⁷¹ berichtet von einer Baupause kurz nach Baubeginn:

Das Rechnungsprüfungsamt hat bei einer Baustellenprüfung festgestellt, daß die Bauarbeiten wegen Planungsänderungen mehrere Wochen ruhten und das Hochbauamt um eine Erklärung hierzu gebeten. [...]. Während der Bauausführung hat der Landesverband der jüdischen Gemeinde in Frankfurt Änderungswünsche vorgetragen. Diese hatten zur Folge, daß [...] Umbauarbeiten in größerem Umfang erforderlich waren. Aus dem Satteldach wurde ein Flachdach, der Chor mußte um eine Achse verlängert werden, der ursprünglich geplante kleine Chor entfiel, der Unterrichtsraum wurde vergrößert.¹²⁷²

¹²⁷⁰ „Daten für die Einweihung der Synagoge am 12.12.1965“, in: Stadtarchiv Kassel S5R1.

¹²⁷¹ „Mehrkosten durch Planungsänderung während der Bauzeit: Neubau Israelitisches Gemeindehaus, Holländische Straße“, in: Stadtarchiv Kassel SD 4 Schlussbericht 1964.

¹²⁷² Ebda., S. 25.

Grundrisse der Synagoge Starals sind nicht erhalten, lediglich eine Skizze anlässlich des zunächst geplanten Erweiterungsbaus zeigt den Ursprungsbau [Abb. 516]. Hier sieht man den herausragenden Hauptbau zweiseitig – an der Süd- und Westseite – um einen flacheren Anbau erweitert. Es ist nicht verständlich, wo ein kleinerer Chor hätte gebaut werden sollen bzw. welcher Gebäudeteil mit Chor beschrieben ist. Vermutlich wird so der Hauptbau bezeichnet. So wurde statt eines satteldachgedeckten Gebäudes ein kubischer Bau mit herausragendem Hauptbau und seitlichem, niedrigerem Vorbau errichtet. Die Innenraumnutzung scheint dieser Erweiterung nach angepasst worden zu sein, denn der Frauenbeträum befindet sich, achsial verschoben, im niedrigen Anbau. Es ist nicht ersichtlich, wie die ursprüngliche Planung ausgesehen hätte. Eventuell wäre der Frauenbeträum, da keine Empore gebaut wurde, im angrenzenden Gemeindesaal vorgesehen gewesen. Die neuen Planungen machten eine umfangreiche Überarbeitung der Statik erforderlich¹²⁷³, denn zwischen angrenzendem Frauenbeträum und Hauptraum fehlt die Stütze einer Mauer, die die Drucklast des höher liegenden Hauptraums und des Anbaus auffängt [Abb. 516, 519]. Eine Stütze, die längs und quer liegende Betonbinder trug, übernahm diese Funktion. In Folge fiel das ursprünglich geplante Satteldach weg. So scheint der ursprüngliche Plan ein konventioneller Entwurf gewesen zu sein. Der ausgeführte Bau Starals war unkonventioneller, und obwohl die ausgeprägte Wandgestaltung zur Mosenthalerstraße hin und somit für Passanten ansichtig lag, war die Synagoge kein bedeutsamer Bau Kassels:

Die nach dem letzten Krieg neu gebaute Synagoge in der Bremer Straße ist ein kleiner, größtenteils aus Beton gefertigter Neubau, der abseits liegt und nur wenigen in Kassel bekannt ist. [...] Sie ist jedoch in kaum einer Hinsicht mit der alten großen Synagoge in der Unteren Königsstraße zu vergleichen.¹²⁷⁴

Rees-Dessauer beschreibt die Synagoge Starals als „aufgrund ihrer Modernität [...] nicht unauffällig“.¹²⁷⁵ Der Eingangsbereich, der durch das Souterraingeschoss erhöht war, lag durch eine seitliche Rahmung und ein Dach zurückgezogen. Die Wandfläche an der Südseite war der Nordseite vergleichbar und zeigte, da fensterlos, eine größere Unauffälligkeit. Die optisch herausragendste Gestaltungsfläche war die Ostwand mit ihren Betonfenstern. Der Davidstern findet hier eine Verwendung als großflächiges Ornament.

16.4 Das Motiv des Davidsterns und Einordnung der Synagoge

Der Davidstern als Zeichen hat zunehmend die Funktion als originäres Symbol des Judentums in Abgrenzung zum Kreuz der Christen erhalten. War das Schild Davids, der *Magen David*, zusammengesetzt aus zwei ineinandergreifenden Dreiecken, zu Beginn noch ein Symbol, das sowohl von Juden als auch Christen gemeinsam verwendet wurde, ist es inzwischen das

¹²⁷³ Ebd.

¹²⁷⁴ Ditfrid Krause-Vilmar: Streiflichter zur neueren Geschichte der Jüdischen Gemeinde Kassel, in: Ausst.-Kat. Kassel 2000, S. 13–24, S. 24.

¹²⁷⁵ Rees-Dessauer 2019, S. 70.

originäre Symbol des Judentums und seit 1948 politisches Zeichen auf der Flagge des Staates Israel.

Betrachtet man die Verwendung des Davidsterns als ornamentale Verzierung und Kennzeichnung jüdisch genutzter Gebäude, taucht er bereits frühzeitig an Synagogen auf, bspw. an der Synagoge in Kapernaum aus dem 2./3. Jahrhundert v.d.Z. in Israel. Neben der Menora war also der Davidstern ein ornamentales Kennzeichen¹²⁷⁶ und konnte in seiner geometrischen Figur als Hexagramm, jedoch ohne Bezug zum Judentum, auch an christlichen und muslimischen Gebäuden – hier jedoch als magisches Zeichen – genutzt werden.¹²⁷⁷ Zur Kennzeichnung jüdischer Menschen wurden gelbe oder rote Davidsterne ab 1325 in Portugal verwendet, wobei Gelb als negative Farbe konnotiert war.¹²⁷⁸ Seit dem 16. Jahrhundert wurde der Davidstern im Sinne eines Gildenzeichens von der Prager Jüdischen Gemeinde öffentlich verwendet, um sich später als bauliches Attribut von der Altneu-Synagoge in Europa als synagogales Kennzeichen zu verbreiten.¹²⁷⁹ Im Verlauf wird der Davidstern explizit beim Synagogenbau auch von nicht-jüdischen Architekten zur Kennzeichnung der Bauten und als Schmuckelement genutzt,¹²⁸⁰ auch um ein Äquivalent zum christlichen Kreuz zu haben. Ab dem 18. Jahrhundert wird innerhalb Jüdischer Gemeinden der Davidstern zum am häufigsten verwendeten Symbol auf liturgischen und rituellen Gegenständen, der Bedeutungsinhalt wandelt sich zum Zeichen religiöser Zugehörigkeit. Mit steigendem Antisemitismus im 19. Jahrhundert und dem Aufkommen der zionistischen Bewegung wurde der Davidstern zum Symbol des Judentums schlechthin, sowohl religiös als auch politisch. Auf dem 23. Zionistenkongress 1933 wurde der Davidstern auch offizielles Zeichen des Zionismus, zeitgleich wurde er als Schmähsymbol durch die Nationalsozialisten missbraucht und musste später, 1941, in Form eines Aufnähers auf die Kleidung jüdischer Deutscher aufgebracht werden.¹²⁸¹

In der Architektur zunächst als Einzelform genutzt, um in Form von Hochzeitssteinen, Fenstern und Dachbegrünungen die Gebäude [Abb. 47, 50, 328] als jüdisch zu kennzeichnen, wird der Davidstern vom Zeichen hin zum Ornament verändert. Als dekoratives Element verziert er musterhaft Flächen, bspw. auf *Seder-Decken*¹²⁸² oder als Zaunelement der Synagoge in Aachen aus dem Jahr 1862.

Nach 1945 findet sich der Davidstern von Beginn an als Zeichen jüdischer Gotteshäuser, so etwa beim Rundfenster in Saarbrücken oder in Erfurt als eingelassener Stein oberhalb des Portals sowie als Rundfenster [Abb. 1]. Insofern schließen sich die Architekten bei der Verwendung des Davidsterns bruchlos an die Kennzeichnung bis 1933 an. Erst bei Knoblauch und Heise findet sich 1959 der Davidstern flächig ornamental [Abb. 469] am Berliner Jüdischen Gemeindehaus, sowohl im Innen- als auch Außenbau als Gittermotiv. In Bremen verkleidet 1961 ein Rautengitter

¹²⁷⁶ Der Davidstern als Ornament in Abgrenzung zur Funktion des Hexagramms als magisches Zeichen: Scholem, Gerschom: Das Davidschild. Geschichte eines Symbols, in: Gerschom Scholem (Hg.): Judaica I, Frankfurt/Main 1965, S. 75–188, S. 104f.

¹²⁷⁷ Stegemann, Wolf/Eichmann, S. Johanna: Der Davidstern, Dorsten 1991, S. 189, Fußnote 1.

¹²⁷⁸ Ebda., S. 66.

¹²⁷⁹ Oegema, Gerbern S.: Von Prag in die ganze Welt, in: Stegemann/Eichmann 1991, S. 70–73.

¹²⁸⁰ Oegema 1991, S. 71.

¹²⁸¹ Kwiet, Konrad: »ich verpflichte mich, das Kennzeichen sorgfältig zu behandeln ...«. In: Stegemann/Eichmann 1991, S. 112–121.

¹²⁸² Seder-Decke 19. Jahrhundert, Sammlung Judaica Dorsten.

das Gemeindehaus, aus dem jedoch – da die Querstreben fehlen – kein Davidsternmotiv ablesbar ist [Abb. 379]. Karl Gerle hatte zuvor in Hagen [Abb. 364] und in Minden [Abb. 343] im Außenbereich bei der Fensterverkleidung das gleiche Rautenmuster verwendet, das in Annäherung an den Davidstern verstanden werden kann. In Aachen, wo Gerle 1957 das Jüdische Gemeindezentrum als Umbau errichtete, taucht eine Reihung von Davidsternen als Flächenmuster bei den Fenstern des Synagogenraums auf [Abb. 335].

Staral verkleidet mit einem gitterartigen Davidsternmuster die äußere Ostwand der Synagoge in Kassel. Die Fensterfüllungen der Betonglaswand, gestaltet von Dieter von Andrian, greifen den Davidstern erneut auf und variieren ihn [Abb. 520, 521]. Im untersuchten Zeitraum ist der Entwurf Starals für den Synagogenneubau in Deutschland singulär, kein weiterer Bau weist das jüdische Symbol in dieser Flächigkeit zur Kennzeichnung der Gebäudehülle auf. Anders stellte sich die Situation in Ostfrankreich dar. Im Kontext der Saarbrücker Synagoge gesehen, weisen französische Synagogenbauten den Davidstern als Muster auf, so in Bolchen [Abb. 88] von 1952, in Vitry-le-François von 1957 [Abb. 99], die Fenster in Hangenau [Abb. 96] von 1962 und die Synagoge Don Isaac Abravanel in Paris von 1962 [Abb. 98]. Die Tradition des Davidsterns als Ornament verbindet sich hier mit der Tradition der Vergitterung von Frauenbereichen, die ursprünglich vom Hauptraum der Männer abgesondert am Gottesdienst teilnehmen konnten.¹²⁸³ Reich ausgestaltet wurden diese oft ornamental gehalten, andernorts genügten nach Keßler schlichte Teilöffnungen der Wände:

Die Regel bildete ein einfaches Holzgitter, wie es in vielen Synagogen Deutschlands, Polens, Frankreichs etc. nachweisbar ist. Dies war eine [...] Möglichkeit [...] die Handlungen im Männerraum zu verfolgen.¹²⁸⁴

Eine Differenzierung zwischen aschkenasischer und sephardischer Gestaltung zeigt sich insbesondere in Frankreich, wo sich die Traditionen des sephardischen Judentums anders baulich darstellen. Die Verwendung eines ornamentalen Davidsternmusters, wie sie bspw. bei der Synagoge Don Isaac Abravanel in Paris zu sehen ist, kann als Verweis auf eine sephardische Verbindung oder eine sephardisch inspirierte Verwendung des Davidsterns gesehen werden. Ob es sich um eine aktive oder passive Übernahme handelt, ist nicht nachzuvollziehen. Dass Staral eine großflächige ornamentale Wandmusterung mit Davidstern in Kassel erbaut, kann auch mit seiner tschechisch-österreichischen Prägung zusammenhängen.

Fünf Jahre vor der Weihe der Kasseler Synagoge, 1960, wurde in Stade an der Elbe eine katholische Kirche eingeweiht [Abb. 522a]. Diese von Hildegard Buttge auf siebeneckigem Grundriss erbaute Kirche besitzt eine auffallende Fassadengestaltung. Die Westfassade besteht aus einer durchfensterten Betonwand, die Umrandungen der Fenster bilden eine ornamentale Davidsternfläche. Im Innenraum steht der Altar an der Ostseite vor einer Ecke. Diese Mauerecke wird durch eine deckenhohe Wandgestaltung betont, die in ihrer Dreiecksgestaltung auf das Zeltmotiv verweist. Davidstern und Zeltmotivik an prominenten Stellen einer christlichen Kirche

¹²⁸³ Vgl. Krinsky 1988, S. 35–37.

¹²⁸⁴ Keßler 2007, S. 209.

dieser Zeit in Deutschland beinhalten mehr als eine dekorative Funktion. Vielmehr verweisen sie auf das Judentum respektive eine jüdisch-christliche Geschichte und berühren somit die Thematik der christlichen „Theologie nach Auschwitz“.¹²⁸⁵ Angesichts der „christlichen Mitschuld und Komplizenschaft während der Schoah“¹²⁸⁶ und vor dem Hintergrund, dass nicht „alle Christen [...] Mörder, aber alle Mörder [...] Christen“¹²⁸⁷ waren, setzte nach 1945 der Versuch einer Aufarbeitung aufseiten der christlichen Kirchen ein. Während es in der direkten Nachkriegszeit zunächst eine Phase moralischer Betroffenheit gab, die zu Ansätzen von Schuldbekennnissen führte – beispielsweise bei der Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Weißensee 1950 –, setzte mit dem Evangelischen Kirchentag 1961 in Berlin ein jüdisch-christlicher Dialog ein.¹²⁸⁸ Nach Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils 1965 bekannte sich die katholische Kirche in ihrer Erklärung „Nostra Aetate“ zum Verhältnis der Kirche zu ihren jüdischen Wurzeln. Im Zuge dieser Erklärungen wurde verschriftlicht, was seit den Thesen der Seelisberger Konferenz von 1947¹²⁸⁹ gestaltend auf die innere und äußere Kirche einwirkte. In Stade findet dieser Prozess des Bekenntnisses der (katholischen) Kirche zu ihren jüdischen Wurzeln architektonischen Ausdruck. Buttge verwendet den Davidstern gleichermaßen wie Staral fünf Jahre später für eine sprechende Fassade. Im Innenraum verweist Buttge durch die Zeltassoziation der Wandgestaltung auf das Alte Testament und die Wanderschaft des jüdischen Volkes. Wo zuvor ikonografisch in der Sakralarchitektur die Wurzel Jesse auf die genealogische Herkunft Jesu verwies, wird jetzt zeichenhaft auf die Verwandtschaft der Religionen Bezug genommen. Mit der – positiv intendierten – architektonischen Darstellung der Kirchen in ihrer jüdisch-christlichen Tradition findet jedoch eine erneute Aneignung jüdischen Kulturguts statt.

17 Wiesbaden (1966). *Erste Traditionen*

Für Unwissende ist die Wiesbadener Nachkriegssynagoge nicht sichtbar. Im Hof einer Geschäftshäuserreihe [Abb. 523] positioniert, steht sie an dem Ort, an dem bereits die orthodoxe Synagoge der Vorkriegszeit gestanden hat. Wer nicht weiß, dass es hier einen relativ großen Neubau eines jüdischen Gotteshauses aus den 1960er-Jahren gibt, wird im Wiesbadener Straßenbild mit dem Judentum nur als historischer Größe konfrontiert.

Die Jüdischen Gemeinden Wiesbadens hatten vor der Schoah verschiedene Synagogen und Beträume. Von ihnen war die 1869 geweihte Reform-Synagoge am Michelsberg die größte und repräsentativste. Sie stand im Stadtbild erhöht und entsprach mit ihrer zentralen Hauptkuppel und kleinen Nebenkuppeln, dem horizontalen Fassadenabschluss und mit ihren ornamentierten, gebrannten Tontafeln an der Außenfassade den Vorstellungen der Zeit über einen gelungenen

¹²⁸⁵ Petersen, Birte: Theologie nach Auschwitz? Jüdische und christliche Versuche einer Antwort (Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum (VIKJ), 24), Berlin 2004.

¹²⁸⁶ Petersen 2004, S. 26.

¹²⁸⁷ McAfee Brown, Robert: Elie Wiesel. Zeuge für die Menschheit, Freiburg 1990, zit. n. Petersen 2004, S. 27.

¹²⁸⁸ Petersen 2005, S. 35f.

¹²⁸⁹ Ahrens, Jehoschua: Gemeinsam gegen Antisemitismus – Die Konferenz von Seelisberg (1947) revisited (Forum Christen und Juden, 19), Berlin 2020, S. 216.

Synagogenbau, war jedoch bereits in den 1920er-Jahren aufgrund dieser maurisierenden Elemente Gegenstand kritischer Überlegungen.¹²⁹⁰

Eine weitere Synagoge gehörte zur orthodoxen Gemeinde, die sich nach den Reformbewegungen innerhalb der jüdischen Gemeinde 1845 neu gegründet hat. Ihr Bau von 1897 in der Friedrichstraße 24¹²⁹¹, der eng von Nachbarbebauung umgeben war, brannte – wahrscheinlich, da die Gefahr zu groß war, dass das Feuer auf diese Nachbarbebauung überspringen konnte – in der Pogromnacht nicht aus. Diese im Verhältnis zur Synagoge Michelsberg kleinere Synagoge lag versteckt in einem Hinterhof. Auf diesem Hof mussten sich die in den 1940er-Jahren noch in Wiesbaden lebenden Jüdinnen und Juden in Vorbereitung zu den Deportationen versammeln, bevor sie zu den Transportzügen gehen mussten.¹²⁹² Ungefähr 10 Überlebende der ehemals 2800 Mitglieder zählenden Wiesbadener jüdischen Gemeinde kehrten nach Kriegsende in die Stadt zurück.¹²⁹³ Diejenigen, die in den 1930er-Jahren rechtzeitig auswandern konnten, lebten nach 1945 in der ganzen Welt verstreut: Uruguay, Argentinien, USA, Spanien, England, Frankreich und Israel.¹²⁹⁴ Unter den Gründungsmitgliedern der Gemeinde war der Überlebende Wiesbadener Jack (Jaques) Matzner, der es als seine

Lebensaufgabe [betrachtete] den Toten und denen, die nicht mehr wiederkehren und denen, die rechtzeitig dieses Land verlassen konnten, eine Stätte zu errichten von der aus das Wort Gottes in die ganze Welt gehen soll. Als eine Stätte zum Gedenken an alle die Menschen, die einstmal Wiesbaden kannten und die einstmal in Wiesbaden waren.¹²⁹⁵

Als Kennzeichen ihrer Internationalität benannte sich die wiedergegründete Jüdische Gemeinde als „Jüdische Kultus-Gemeinde“ in drei Sprachen, später wurde die Bezeichnung „Kultus“ gestrichen. Wiesbaden war Sitz der amerikanischen Militärregierung sowie der hessischen Landesregierung. Der Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde fand unter der direkten Beobachtung der Besatzungsmacht statt, die den Wiederaufbau befürwortete und wünschte¹²⁹⁶ und die in die Planungen für den Wiederaufbau miteinbezogen wurden:

Ausserdem ist ein starker Zustrom von Angehörigen der Alliierten Mächte jüdischen Glaubens zu erwarten, denen Wiesbaden als Hauptstadt Gross-Hessens ein würdiges Gotteshaus zu bieten verpflichtet ist.¹²⁹⁷

¹²⁹⁰ „Betrachtungen über die Wiesbadener Synagoge auf dem Michelsberg“, in: Jüdische Wochenzeitung Wiesbaden-Nassau v. 26.09.1927, URL: Alemannia Judaica - Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum, Stand: 30. Juni 2020, https://www.alemannia-judaica.de/wiesbaden_synagoge.htm#Die%20Synagoge%20auf%20dem%20Michelsberg%201869%20bis%201938 (Zugriff 16.07.2021)

¹²⁹¹ Die Hausnummer variieren von 24, nach 1945 Friedrichstraße 31 und später 33.

¹²⁹² Juden in Wiesbaden von der Jahrhundertwende bis zur „Reichskristallnacht“ (Ausst.-Kat. Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden 1988), Wiesbaden 1988, S. 66.

¹²⁹³ Aust.-Kat. Wiesbaden 1988, S. 66.

¹²⁹⁴ „Genaue Angaben darüber, wie viele jüdische Bürger Wiesbadens sich der Verfolgung entziehen konnten [...] existieren nicht. Manche Wiesbadener Juden, die nach Holland oder Frankreich emigriert waren, wurden verhaftet und von dort aus deportiert.“ [Ausst.-Kat. Wiesbaden 1988, S. 66.]

¹²⁹⁵ „David P. Boder Interviews Jaques Matzner, September 26, 1946, Wiesbaden, Germany“. Voices of the Holocaust, URL: <https://voices.library.iit.edu/interview/matznerJ> (Zugriff 19.07.2021). Zu David Jakob/Jack/Jaques Matzner: „...Bis zur bitteren Neige ...“, in: Osteuropäisches Judentum in Wiesbaden. Förderkreis Aktives Museum Deutsch-Jüdischer Geschichte in Wiesbaden (Hg.), Wiesbaden 1991, S. 161–173.

¹²⁹⁶ Viele Mitglieder der stationierten Air-Force waren jüdischen Glaubens, die am Gemeindeleben dieser Zeit teilnehmen wollten und teilgenommen haben. Auskunft und Telefonat mit Samuel Mandelbaum, Jg. 1928 und Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde Wiesbaden in den 1960er Jahren am 25.07.2021. Vgl. zum Vorstand Schreiben an den Oberbürgermeister, in: StaW WI/3 Nr. 2587.

¹²⁹⁷ Ebd.

Da die orthodoxe Synagoge in der Friedrichstraße bis 1945 als Buchbinderwerkstatt genutzt wurde, war sie nach Kriegsende nutzbar¹²⁹⁸ und wurde dementsprechend wiederhergestellt. Architekt dieser Umbauten war Richard Herwegh. Erst nachdem dieser Bau sich als ungenügend erwies, wurde ein Neubau beauftragt. Die Architekten dieses Neubaus Mitte der 1960er-Jahre waren Ignaz Jacoby und Helmut Willy Joos, die ihr Büro in Frankfurt/Main hatten. Ignaz Jacoby als Mitglied der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, der bereits mit Hermann Zvi Guttmann am Neubau der Offenbacher Synagoge beteiligt war, war die Bauaufgabe „Synagoge“ bekannt.

17.1 Ignaz Jacoby (Jakubowitz) (1921–2005)

Der Lebenslauf von Ignaz Jacoby (Jakubowitz) wurde von Alfred Jacoby verfasst:

Ignaz Jacoby wurde als Ignaz Jakubowitz am 07.07.1921 in Czenstochau/Polen als jüngstes von 5 Kindern geboren. Seine Mutter stammte aus Chemnitz. Seine Muttersprache war Deutsch. Er ging in Czenstochau von 1927 bis zu seinem Abitur im Jahr 1939 in die polnisch-sprachige Schule. Zum 01.09.1939 hatte er einen Studienplatz für Ingenieurwesen am Polytechnikum in Warschau erhalten, den er nie antrat.

Anstatt dessen wurde er kurz vor Kriegsausbruch zum polnischen Militärdienst einberufen, kam aber nicht zum Einsatz. Nach der Kapitulation Polens 1939 endete der Krieg gegen das Dritte Reich Hitlers und die Zeit der Judenverfolgung in Polen begann. Seine Familie lebte fortan in einem als Ghetto abgesperrten Bezirk der Stadt.

Von 1942 an bis zum Kriegsende 1945 war Ignaz Jakubowitz zusammen mit seinem älteren Bruder Julius, seiner späteren Ehefrau Sara Taubenblatt und deren Bruder Leon im Konzentrationslager HASAG in Tschenstochau als Zwangsarbeiter interniert. Sie mussten Kriegsmunition herstellen und beim Straßenbau arbeiten.

Die gesamte restliche Familie war 1942 aus dem Ghetto abgeholt und in Treblinka vergast worden.

Nach dem Krieg fand ein bei der US Army dienender, auch aus Chemnitz stammender Verwandter über das Rote Kreuz seinen damaligen Aufenthaltsort im polnischen Zabrze (Hindenburg) heraus. Er ermöglichte ihm, zusammen mit seiner Frau Sara, seinem Bruder sowie seinem Schwager Leon Taubenblatt, im Jahr 1946 die Einreise in die amerikanische Zone. Sein Bruder Julius emigrierte von dort aus 1948 nach New York und nahm den Namen Jacoby an – Ignaz änderte diesen erst 1972. Von 1946 bis 1960 wohnte die Familie Jakubowitz in Offenbach/M. Danach zog sie mit ihren zwei Kindern, Alfred (geb. 1950) und Evi (geb. 1954) nach Frankfurt/M um. Ab 1950 nahm Ignaz Jakubowitz ein Studium der Ingenieurwissenschaften auf und schloss dieses 1954 als Bauingenieur an der Ingenieurschule in Frankfurt/M ab. Ab 1956 führte er ein erfolgreiches Architekturbüro in Frankfurt/M. Sein langjähriger Mitarbeiter Helmut Joos gründete später das Büro JSK. Zu den Hauptentwürfen seines Büros in den 1950–1970er Jahren gehörten das Shell Hochhaus in der Nibelungenallee (heute Fachhochschule Frankfurt)¹²⁹⁹ sowie das 1965 verwirklichte Projekt in der Falkensteinerstrasse direkt am Alleenring. Es war eines der ersten über 22m hohen Gebäude in Frankfurt/M. und bis 1975 Hauptsitz von Procter und Gamble in der BRD.

Ignaz Jakubowitz gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Jüdischen Gemeinde in Offenbach/M (1946) und des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen (1948) in deren Vorständen er bis 1992 ehrenamtlich tätig war. Er war auch Delegierter des Zentralrats der Juden in Deutschland und erhielt für seine Verdienste 1987 das Bundesverdienstkreuz. Neben den über 100 Wohn- und Geschäftshäusern, die von 1956 bis 1980 entstanden, baute er auch für die kleine Jüdische Gemeinschaft in der Bundesrepublik.

Neben einer kurzen Zusammenarbeit mit Hermann Guttmann beim Bau der Synagoge von Offenbach/M (1955)¹³⁰⁰ entstanden das Gemeindehaus der Israelitischen Religions-Gemeinschaft (IRG) in Stuttgart sowie die Synagoge mit Gemeindesaal der Jüdischen Gemeinde in Wiesbaden. Ignaz Jacoby verstarb 2005 in Frankfurt/M.¹³⁰¹

¹²⁹⁸ Stadtarchiv Wiesbaden, WI/3 Nr. 2832, Blatt 6.

¹²⁹⁹ Hier bezieht sich Alfred Jacoby auf Entwürfe für dieses Projekt. Das Büro-Center-Nibelungenplatz (BCN) war bis Mitte der 1980er Jahre das Shell-Hochhaus, der Konzern bezog das Haus 1966, das seinerzeit höchste Gebäude der Stadt. Ab 1988 wurde es umgebaut. Architekt war Günther Rheingans. Vgl. Sturm, Philipp/Cachola Schmal, Peter (Hg.): Hochhausstadt Frankfurt. Bauten und Visionen seit 1945, München/London/New York 2014, S. 202.

¹³⁰⁰ Vgl. Klei 2018, S. 127.

¹³⁰¹ Zusendung der Biographie, Email vom 25.02.2021.

Der Sohn Ignaz Jacobys, Alfred Jacoby, hat acht Synagogenneu- und -umbauten, sieben in Deutschland und eine in den USA, erbaut, darunter die Nachfolgebauten der abgerissenen Synagogen in Kassel und Chemnitz, sowie die Synagogen Guttmanns in Offenbach und Osnabrück umgebaut.¹³⁰²

17.2 Helmut Willy Joos (1935–2018)

Helmut Joos wurde am 12.03.1935 in Neuenbürg bei Pforzheim geboren. Seine Mutter starb bei einem Bombenangriff auf Pforzheim, der Vater fiel in Russland, sodass Helmut Joos bei Adoptiveltern aufwuchs.¹³⁰³ Veröffentlichten Biografien ist zu entnehmen, dass er bei seinem Großvater aufwuchs.¹³⁰⁴ Nach dem Abitur absolvierte er zunächst eine Maurer- und Zimmermannlehre und studierte anschließend von 1956–61 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, hier bei Egon Eiermann, und in Mainz Architektur. Nach dem Diplom in Karlsruhe¹³⁰⁵ ging Joos zunächst nach Pforzheim zurück¹³⁰⁶ und trat von hier aus seine erste Anstellung im Büro von Ignaz Jacoby in Frankfurt/Main an.¹³⁰⁷ Es findet sich auch eine Information, dass Joos seine erste Anstellung bei Alois Giefer und Hermann Mäckler hatte.¹³⁰⁸ Nachdem Joos zunächst als Büroleiter bei Jacoby gearbeitet hat, ist ab Januar 1963 die Partnerschaft zwischen Jacoby/Jakubowitz und Joos im Rahmen des Synagogenbaus in Wiesbaden auf einem Briefkopf dokumentiert: „Ignaz Jakobowitz – Helmut Joos | Ingenieure – Architekten“.¹³⁰⁹ Gemäß Nachruf Christoph Manus' eröffnete Joos 1963 ein eigenes Architekturbüro¹³¹⁰, im Zusammenhang mit der Wiesbadener Synagoge unterzeichnete Joos bis 1964 auf Unterlagen mit dem Briefkopf Jakobowitz – Joos¹³¹¹, ein gemeinsamer Briefkopf findet sich noch aus dem Jahr 1965 in den Unterlagen.¹³¹² Es kann festgehalten werden, dass, im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit Jacoby, Helmut Joos ab 1963 selbstständig mit Partner war. Wie lange die Bürogemeinschaft andauerte, ist unklar. Alfred Jacoby gibt den Zeitrahmen „Mitte, Ende der 60er Jahre an“¹³¹³, Helmut Joos soll das Architekturbüro ab diesem Zeitpunkt alleine weitergeführt haben. Ab 1970

¹³⁰² Brülls, Holger: Bauen als Heilen – Alfred Jacobys Beitrag zur Synagogenarchitektur der Gegenwart, in: Neue Synagoge Chemnitz 2002, S. 17–28; Rees-Dessauer 2019, S. 227-242.

¹³⁰³ Telefonat mit Andrea Joos am 23.07.2021. Andrea Joos ist Tochter von Helmut Joos und führt das Unternehmen jsk architekten GmbH seit 2009.

¹³⁰⁴ Seib, Adrian: Joos, Helmut W. In: Frankfurter Personenlexikon. Ein Projekt der Frankfurter Bürgerstiftung (Onlineausgabe), 29.7.2021, URL: <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/10508?treffer=Joos> (Zugriff 27.06.2022)

¹³⁰⁵ JSK Architekten (Hg.): Gebaute Transparenz – built transparency, Berlin 2000, S. 11.

¹³⁰⁶ E-Mail Andrea Joos vom 23.07.2021.

¹³⁰⁷ Ebda.

¹³⁰⁸ Vgl. Seib 2021 sowie Email Adrian Seib vom 29.07.2021 mit Verweis auf: Wolfgang Schubert: „Geschafft und Häusle gebaut. Helmut Joos schwang sich zum Großarchitekten auf und in Frankfurt als Erster über die 100-Meter-Marke“, in: Frankfurter Rundschau, 24.6.2006. Quelle: ISG (Institut für Stadtgeschichte Frankfurt): Slg Personen S2 / 15.558 Helmut Willy Joos.

¹³⁰⁹ Brief und Briefkopf vom 13.01.1963, Schreiben Helmut Joos' an die Bauaufsichtsbehörde Wiesbaden, in: Bauaufsichtsamt Landeshauptstadt Wiesbaden (BAALW) Akte 22157.

¹³¹⁰ Manus, Christoph: Helmut Joos – der Mann, der Frankfurt prägte, in: Frankfurter Rundschau vom 08.03.2018, URL: <https://www.fr.de/frankfurt/helmut-joos-mann-frankfurt-praegte-10988193.html> (Zugriff 18.07.2021) und: JSK Architekten 2000, S. 11; Sturm/Schmal 2014, S. 292: hier wird angegeben, dass Joos sein Büro bereits 1961 gründete. Vgl. BAALW Akte 22157.

¹³¹¹ BAALW, Akte 22157.

¹³¹² StaW, WI/3 Akte 2587.

¹³¹³ Telefonat mit Alfred Jacoby am 30.07.2021.

arbeitete Joos gemeinsam mit Reinhard W. Schulze, das Büro steht für Großprojekte, insbesondere Hochhausbauten in Frankfurt. Das seit 1980 mit Schulze und Karsten Krüger-Heyden gemeinsam geführte Architekturbüro JSK prägt mit seiner Architektur das Stadtbild von Frankfurt.¹³¹⁴ Neben Hochhausbauten ist das Büro international für Flughafengebäude tätig und wird mit internationalen Preisen ausgezeichnet.¹³¹⁵ Joos starb am 26.02.2018 in Frankfurt.

17.3 Baugeschichte

Im August 1945 wurde seitens der Stadt und der Jüdischen Gemeinde beschlossen, zunächst die ehemalige Synagoge in der Friedrichstraße wiederherzurichten.

Am 24.06.1946 wurde von Jack Matzner ein Brief an den Oberbürgermeister von Wiesbaden, an den Ministerpräsidenten und den Innenminister Hessens sowie an den Staatskommissar für Jüdische Fragen, Dr. Epstein, geschickt, da bis Juni 1946 nichts geschehen war, was auf die Einrichtung eines Erinnerungsortes oder der Herrichtung der Synagoge in Wiesbaden hinwies. Mit „tiefem Befremden und berechtigter Bitternis im Herzen“¹³¹⁶ schrieb die Jüdische Gemeinde ein Memorandum mit Auflistung der zu erledigenden Maßnahmen an die Kommune. Die angemahnten Maßnahmen umfassten das Anbringen eines Gedenksteins an der Stelle der früheren Synagoge am Michelsberg, die Wiederherrichtung der Synagoge in der Friedrichstraße und die Fürsorge für die Friedhöfe und die Wiederherrichtung der Mikwa, die sich zuvor im Hotel „Pariser Hof“ befunden hatte. Auf die Mikwa wurde in Absprache mit der Jüdischen Gemeinde zunächst verzichtet, den anderen Punkten wurde entsprochen. Als Sitz der Landesregierung sowie der amerikanischen Militärregierung war die Fürsorge für die Jüdische Gemeinde auch hier eine Aufgabe, an der sich der Neuanfang der BRD beweisen musste. Es geschahen folgerichtig mehr als nur Wiederherrichtungen, vielmehr gab es bereits für diesen Bau umfangreiche Umbauten. Unter anderem wurden in dieser Zeit des Baustoffmangels 50kg Messing für Beleuchtungskörper beantragt, die die Bauwirtschaftsstelle zunächst nicht besorgen konnte. Das Städtische Hochbau- und Maschinenamt gibt diesen Bedarf, da weder das Landeswirtschaftsamt noch die Bauwirtschaftsstelle das Material beibringen können – da für „Beleuchtungskörper [...] auf Grund einer Anordnung der Militärregierung überhaupt keine Messingbezugsrechte ausgegeben [werden]“¹³¹⁷ –, an die Jüdische Gemeinde weiter, mit der Bitte, „die Bezugschein für Messing zu besorgen und dem Hochbauamt zu übermitteln.“¹³¹⁸ Dies spricht für die Einschätzung, dass die Jüdische Gemeinde über besondere Verbindungen – vor allem zur Militärregierung – verfügen würde. Die Gemeinde jedoch erwidert, dass sie „keine Schuld an der Zerstörung der Synagoge [...] und deren Ausraubung“ trage und insofern das Hochbauamt bitte,

¹³¹⁴ Manus 2018, (Zugriff 18.07.2021).

¹³¹⁵ JSK Architekten 2000, S. 191.

¹³¹⁶ StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 3.

¹³¹⁷ Schreiben des Leiters der Bauwirtschaftsstelle Quitzow an das Hochbau- und Maschinenamt vom 17.04.1947, in: StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 59.

¹³¹⁸ „Der Magistrat der Stadt Wiesbaden / Städt. Hochbau- und Maschinenamt an die Jüdische Gemeinde Wiesbaden vom 28.4.47.“, StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 60.

„für die Beschaffung des notwendigen Materials“¹³¹⁹ selbst zu sorgen. Die Gemeinde wünschte eine völlige „Wiedererrichtung im stilistischen Rahmen des ganzen Bauvorhabens.“¹³²⁰

Der Wiederaufbau umfasste einen quadratischen Hauptbau mit einer Frauenempore an der durchfensterten West- und Südseite. Der Synagoge vorgelagert war ein Eingangsbereich mit Treppenhaus, und ein längsrechteckiger Bau mit integriertem Treppenhaus war an der Ostseite angebaut. Der Anbau wird in den Unterlagen als Aufenthaltsraum beschrieben,¹³²¹ das gewünschte Bauprogramm seitens der Gemeinde waren ein „Club- und Versammlungsraum, Bibliothek. Einrichtung der zweiten Etage als Wohnung des Kastellans.“¹³²² Im Stadtarchiv Wiesbaden gibt es einen Bestuhlungsplan der Frauenempore vom August 1946. Hier sind 99 Sitzplätze angegeben und eingezeichnet, sodass auch dann, wenn keine weiteren Maßangaben auf dem Plan stehen, von einem größeren Bau auszugehen ist. Architekt des Umbaus war der Wiesbadener Richard Herwegh, der von 1949–55 an den Ausbauten vieler Kinos beteiligt war: in Bensheim¹³²³, beim Kino „Gloria“ in Konstanz¹³²⁴, beim Umbau des Kinos „Roxy“ in Frankfurt¹³²⁵ sowie beim Kino „Union-Theater“¹³²⁶ in Mönchengladbach.

Am 22.12.1946 wird diese erste Nachkriegssynagoge in Wiesbaden in Anwesenheit von General J.H. Edwards, dem Leiter der Militärregierung James R. Newman, dem Berater der US-Armee in jüdischen Angelegenheiten Rabbiner Philipp Bernstein, dem hessischen Kultusminister Franz Schramm, dem Wiesbadener Oberbürgermeister Hans Heinrich Redlhammer, dem Staatskommissar Kurt Epstein sowie dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden Leo Frimm eingeweiht.¹³²⁷

Im Laufe der Nutzung wurde deutlich, dass die für die damaligen Zeitverhältnisse umfangreich renovierte Synagoge nicht mehr als ein Provisorium sein konnte. Bei einer Sitzung des Magistrats der Stadt Wiesbaden am 05.03.1962¹³²⁸ bestand „Übereinstimmung darüber, daß die Synagoge in der Friedrichstraße 31 in Ordnung gebracht werden muß, entweder durch einen Neubau oder durch Instandsetzung“, und weiter „wird anerkannt, daß der Jüdischen Gemeinde in Wiesbaden außer der Synagoge ein Kultur- und Verwaltungszentrum zur Verfügung stehen muß“.¹³²⁹

So ist es folgerichtig, dass am 22.10.1963 ein auf den 14.10.1963 datierter Bauantrag mit dem Bauvorhaben „Synagoge und Geschäftshaus“ beim Bauaufsichtsamt eingeht.¹³³⁰ Als Planverfasser werden Ignaz Jakobowitz und Helmut Joos, Ingenieure und Architekten aus Frankfurt/Main, angegeben. Eine Aktennotiz merkt an, dass in einer Besprechung der

¹³¹⁹ Jüdische Gemeinde – Jewish Community Wiesbaden an Herrn Baurat Sartorius vom 13.05.1947, in: StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 61.

¹³²⁰ StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 8.

¹³²¹ StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 53.

¹³²² StaW, WI/3 Nr. 2832, Blatt 8.

¹³²³ Weber, Klaus: Kinocenter Bensheim (Hessen) 2020, URL: <http://www.allekinos.com/BENSHEIMKinocenter.htm> (Zugriff 27.06.2022).

¹³²⁴ Redlich, Gert: 1954 Gloria Konstanz, Deutsches Fernsehmuseum 2022, URL:<http://www.fernsehmuseum.info/1954-gloria-konstanz.html> (Zugriff 17.07.2021).

¹³²⁵ Weber, Klaus: Roxy Frankfurt (Hessen) 2020, URL: <http://www.allekinos.com/FRANKFURTRoxy.html> (Zugriff 27.06.2022)

¹³²⁶ https://rp-online.de/nrw/staedte/moenchengladbach/moenchengladbach-so-schoen-waren-frueher-die-kinos_bid-57699451#8 (Paywall, Zugriff 17.07.2021)

¹³²⁷ Jüdische Rundschau 3.1948, Juli, Nr. 18/19.

¹³²⁸ Auszug aus der Niederschrift: Baupläne der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden, in: BAALW, Akte 22157.

¹³²⁹ Ebda.

¹³³⁰ BAALW, Akte 22157.

Dienststellenleiter des Bauamtes darum gebeten wird, „den Bauantrag bevorzugt und wohlwollend zu behandeln“. In einer weiteren Notiz ist zu lesen, dass der „Stdtbrt. bittet, den Bauantrag sofort zu prüfen, sobald er eingereicht ist.“¹³³¹ In dieser Bauplanungsphase werden bereits eine Synagoge mit 140 Sitzplätzen, eine Gaststätte im Keller, ein Schulraum, ein Büro in einem Hofgebäude, ein Geschäft sowie ein 7-geschossiges Bürohaus geplant. Dem eingereichten schriftlichen Vorentwurf der Architekten vom 01.08.1963 stimmt die „Baudeputation [...] mit Beschluß Nr. 410 vom 20.8.1963“¹³³² zu, sodass am 27.01.1964 dem Neubau, der „die zulässige bebaubare Fläche, die zulässige Geschosshöhe sowie die zulässige Baumasse“ mit dem Hinweis, dass die „vorgesehene Bebauung [...] den Vorstellungen des Stadtplanungsamtes“¹³³³ entspricht,¹³³⁴ überschreiten darf, vonseiten des Oberbürgermeisters Georg Buch zugestimmt wird.

Die Tatsache, dass der „Wiesbadener Magistrat dem Neubau einer Synagoge“¹³³⁵ zugestimmt hat, sind dem Wiesbadener Kurier und dem Wiesbadener Tagblatt eine Meldung wert.¹³³⁶ Aus dem Februar 1964 gibt es ein Schreiben Helmut Joos', in dem die Sitzplätze der Synagoge mit 192 angegeben werden. Außerdem wird angeführt, dass die Gaststätte im Keller nur der Gemeinde diene und dann auch nur nach den Gottesdiensten,¹³³⁷ denn andernfalls hätten die Bestimmungen für Gaststätten gegriffen und Änderungen der Pläne bedingt.¹³³⁸

Im Bauaufsichtsamt Wiesbaden finden sich Baupläne aus drei Entwurfsphasen, die sich teilweise vom ausgeführten Bau unterscheiden. Erste Pläne sind auf den 04.07.1963 datiert und umfassen Entwürfe für alle Geschosse, die der Jüdischen Gemeinde zur Verfügung stehen sollten. Die Pläne benennen die Jüdische Gemeinde Wiesbaden als Bauherrin und sind mit den Angaben zu Gegenstand, Masstab und Plannummer, sowie dahin gehend, von wem der Plan an welchem Datum angefertigt wurde, versehen. Gestempelt sind alle Pläne mit „Ignaz Jakobowitz – Helmut Joos“. Die erste Entwurfsreihe wurde von „Brückel“ angefertigt, diese Pläne wurden von (Helmut) Joos unterschrieben. Die zweite Entwurfsreihe vom 28.9.63, Pläne 1 bis 8, sind von Joos angefertigt. Bis auf Plan 1, der auch mit Joos unterschrieben wurde, sind die Pläne 2 bis 7 von (Ignaz) Jakobowitz unterschrieben, ein Plan 8, vom 18.8.1963, der das 6. Obergeschoss zeigt, ist ohne Namen desjenigen, der die Pläne angefertigt hat – entspricht aber der Handschrift Joos' –, und ohne Unterschrift versehen. Die dritte Reihe Pläne vom 04.05.1964 wurde von „Heinrich“ angefertigt und von Helmut Joos unterschrieben. Es lässt sich nicht klären, auf wen die kreativen Anteile an den Entwürfen zurückgehen, jedoch kann davon ausgegangen werden, dass es sich um eine Gemeinschaftsarbeit des Büros gehandelt hat, bei der Fachwissen über die Architektur der Synagoge und die Entwürfe Hand in Hand gingen. Rees-Dessauer gibt in ihrer

¹³³¹ „Auszug aus der Niederschrift über die Besprechung der Dienststellenleiter am 18. Juli 1963“ in BAALW, Akte 22157.

¹³³² BAALW, Akte 22157.

¹³³³ Begründung des Stadtbaurates in der Magistratsvorlage vom 17.01.1964, in: BAALW, Akte 22157.

¹³³⁴ Die Überschreitungen entsprechen denen des angrenzenden „Haus der Heimat“, hierzu: „Gründe für die Befreiung“, in: BAALW, Akte 22157.

¹³³⁵ Wiesbadener Tagblatt, 30. Jan. 1964, Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

¹³³⁶ Wiesbadener Kurier vom 29. Jan. 1964, Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

¹³³⁷ BAALW, Akte 22157.

¹³³⁸ Schreiben des Staatlichen Gewerbeaufsichtsamtes Wiesbaden vom 10.12.1965 an den Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden, in: BAALW, Akte 22157.

Bearbeitung Ignaz Jacoby als Architekten an.¹³³⁹ Im Bauaufsichtsamt oder im Stadtarchiv lassen sich keine von Ignaz Jakobowitz/Jacoby angefertigten Pläne finden, doch als Architekt jüdischen Glaubens wird der inhaltliche Teil von ihm stammen, vergleichbar mit einem aus seinem Büro verfassten Brief, in dem auf die rituellen Grundlagen des Synagogenbaus eingegangen wird, der aber nicht von Jakobowitz/Jacoby selbst unterschrieben wurde.¹³⁴⁰

Veröffentlichungen über Helmut Joos beschreiben, dass dieser sich bereits im Jahre 1963 selbstständig gemacht hat.¹³⁴¹ Die letzte Planreihe vom Mai 1964 ist jedoch noch von Joos unterschrieben. Ein Briefkopf aus dem Jahr 1965 zeigt, dass bis zu dieser Zeit das Büro gemeinsam geführt wurde, Alfred Jacoby spricht von einer gemeinsamen Zusammenarbeit bis Mitte/Ende der 60er-Jahre. Ignaz Jakobowitz, der sich ab 1972 Jacoby nannte, wurde bislang lediglich bei Rees-Dessauer mit seinem später angenommenen Namen Jacoby publiziert, allerdings ohne eine Verbindung zwischen Jakobowitz und Jacoby zu schaffen¹³⁴², Klei spricht in ihrer Publikation von einem Architekten Jakobowitz, ohne die Verbindung zur Synagoge Wiesbaden herzustellen. Hier gibt sie bei einem Eintrag zur Synagoge Wiesbaden „Architekt unbekannt“ an.¹³⁴³ Ignaz Jacoby war bis Ende der 1960er-Jahre berufstätig. Eine Auskunft der Witwe Helmut Joos' lautet, dass Joos das gemeinsame Büro weitergeführt hat, nachdem Jacoby ausgeschieden sei.¹³⁴⁴ Der Briefkopf von Jakobowitz und Joos aus dem Jahr 1965 zeigt unter dem Namen Jakobowitz' „Architekten – Ingenieure“, unter dem Namen Joos' ist zu lesen: „Entwurf, Planung, Bauleitung, künstlerische Oberleitung“, was auf eine Zuordnung des Hauptgeschäfts auf Helmut Joos hindeutet. Bislang wurde in keiner Publikation über Helmut Joos diese gemeinsame Bürozeit mit Ignaz Jacoby erwähnt, obwohl Joos sich stets positiv über diese gemeinsame Arbeitszeit geäußert hat.¹³⁴⁵ Auch in einer Publikation über die Arbeiten des Büros JSK werden die Erfolge der Anfangszeit, die in der Bürogemeinschaft Jacoby (Jakobowitz) – Joos entstanden sind, so beispielsweise das Rhein-Main-Center an der Bockenheimer Landstraße in Frankfurt von 1963, lediglich Joos zugeschrieben.¹³⁴⁶

Es gibt keine Hinweise darauf, dass in Wiesbaden eine Ausschreibung zum Synagogenbau stattgefunden hat, weder Gemeinde noch Stadtarchiv oder die Akten des Bauaufsichtsamtes geben Aufschluss. Es kann von einer direkten Beauftragung der Architekten Jacoby (Jakobowitz) und Joos durch die Gemeinde ausgegangen werden.

17.4 Baubeschreibung

Der Grundstein für den endgültigen Neubau der Synagoge wurde am 04. April 1965 gelegt, anderthalb Jahre nach Einreichen des Bauantrages, und die bis dahin genutzte Synagoge wurde

¹³³⁹ Rees-Dessauer 2019, S. 70.

¹³⁴⁰ Schreiben des Architektenbüros an den Herrn Thiersch, Hochbauamt Wiesbaden, vom 29.03.1965, Briefkopf Jakobowitz/Joos, in: StaW WI/3 2587.

¹³⁴¹ Sturm/Schmal 2014, S. 292; JSK Architekten 2000, S. 11.

¹³⁴² Klei 2017, S. 127; Rees-Dessauer 2019, S. 240.

¹³⁴³ Klei 2017, S. 54 Fußnote 63.

¹³⁴⁴ Telefonat mit Andrea Joos am 23.07.2021.

¹³⁴⁵ Ebda.

¹³⁴⁶ JSK Architekten 2000, S. 11.

komplett entfernt.¹³⁴⁷ Die Weihe des Neubaus fand am 11.09.1966 statt. An der Straßenseite Friedrichstraße steht als vorderer Bauriegel ein siebengeschossiges Bürogebäude mit einem Ladenlokal im Erdgeschoss [Abb. 523]. Das Bürogebäude ist hellblau verputzt, die Fensterreihen bilden eine Fensterreihung mit geringen Rahmenabständen und ohne Gesimse. Seitlich des Ladenlokals befinden sich auf der linken Seite der Eingang zum Gebäude sowie ein Durchgang – in Größe einer Durchfahrt – in den Innenhof, rechts ist der Zugang zur Tiefgarage, die bis unter die Synagoge führt.¹³⁴⁸ Über den Durchgang betritt man einen Hof, der zum Jüdischen Gemeindezentrum führt.

Das Gemeindezentrum besteht aus unterschiedlichen Baukörpern, die der Höhe nach gestaffelt hintereinander liegen [Abb. 524]. Der höchste Baukörper ist der eigentliche Synagogenraum. Auch in den geometrischen Grundformen unterscheiden sich die Baukörper: Während die Profanbereiche rechteckig sind [Abb. 538], sind Teile des Sakralbereichs mit runden Wandverläufen. Im formalen Aufbau stimmt der Bau von 1966 mit dem Vorgängerbau der Nachkriegszeit von 1946 überein: Gemeindehaus und Synagoge liegen an den gleichen Stellen wie zuvor (Ab. 530, 537). Betritt man den Innenhof hinter dem Bürogebäude, liegt rechterhand ein flacher eingeschossiger Bau als Verbindungselement. An diesen Bau schließt sich ein dreigeschossiger Bau mit Sekretariat, Büros, Schulräumen, einem Saal und einer Hausmeisterwohnung an. Die gesamte Fläche, vom vorderen Bürogebäude über den Innenhof bis zur Synagoge, ist unterkellert.

Am Ende des Grundstücks liegt der Synagogenkörper, der vom Verwaltungsanbau halb verdeckt wird [Abb. 525]. Die Synagoge liegt, liturgisch geostet, parallel zum Straßenverlauf Friedrichstraße. Hauptfassade der Synagoge ist der Ausschnitt, der vom Hof aus zu sehen ist [Abb. 524]. Der rechteckige Verbindungsanbau, der im rechten Winkel an die Synagoge ansetzt, beinhaltet im Obergeschoss Büros und Arbeitsplätze. Dieses Gemeindehaus ist von außen mit Glas-Kleinmosaik verkleidet, die Farbe Blau der Steine variiert und changiert. Die Fenster des Baus schließen flächig mit der Fassade ab, ohne Fensterbänke oder Umrahmungen. Lediglich der Aluminiumrahmen betont die Fenster, in der Zusammenstellung mit dem weißen Verputz der Synagoge ergeben sich die Farben der Flagge Israels, und diese Farbkombination wiederholt sich in der Glasfenstergestaltung im Innenraum [Abb. 526]. Betreten werden kann die Synagoge durch einen Haupteingang an der Westseite [Abb. 524] und durch das Gemeindehaus. Der Haupteingang, um einige Stufen erhöht, liegt vom Synagogenkörper zurückgezogen und ist mit einem hervorkragenden Dach überdacht. Im hinteren Bereich, wo sich das Treppenhaus befindet, ist der Vorbau um ein Stockwerk erhöht. An der Stirnseite des Überdaches befindet sich eine Inschrift auf Hebräisch. Links neben dem Eingang steht eine erhaltene Säule der alten Synagoge vom Michelsberg als Erinnerungsstele [Abb. 529]. Unterhalb des Flachdachabschlusses verläuft ein strukturiertes Betonband mit versetzten Würfelformen [Abb. 524].

Die Synagoge umfasst in Erd- und Obergeschoss den Synagogenraum sowie das vorliegende Treppenhaus. Im Obergeschoss befindet sich die Empore. Betritt man den Synagogenraum von

¹³⁴⁷ Wiesbadener Tagblatt, 11. Juni 1965, StaW WI/3 Nr. 2587.

¹³⁴⁸ Dieser Garagenzugang wurde mit einem Aufzug versehen, der die Autos in das Untergeschoss befördert.

der Westseite, fällt der Blick auf eine konkav geschwungene, Holzvertäfelte Ostwand [Abb. 526]. Zeitungsausschnitte von der Eröffnungsfeier zeigen die Apsiswand unverkleidet in Weiß¹³⁴⁹ [Abb. 549]. Zwischen Wand und Decke liegt eine schmale Fensterreihe, die mit blauen, weiß gefassten hebräischen Buchstaben gefüllt ist [Abb. 526]. Durch den konkaven Wandschwung, der seitlich zum Raum im rechten Winkel gerade abschließt, bildet sich eine Apsis. In die Ostwand der Apsis ist der Toraschrein integriert, der mit einem Vorhang verdeckt ist. Im Raum vor dem Toraschrein steht vor einer Holzbrüstung der Almemor am Abschluss des Apsisbereichs. Seitlich befindet sich linkerhand ein Raum, an der rechten Seite gibt es einen weiteren Ein- bzw. Ausgang [Abb. 538]. Im Obergeschoss schließt am geraden Wandabschluss die Empore an, die den Schwung der Ostwand aufgreift und weiterführt, sodass sich im Raum ein Oval bildet [Abb. 527, 537]. Die Empore ist frei hängend im Raum [Abb. 528]. Während sich im Untergeschoss neben der Apsis Räumlichkeiten befinden, ist im Obergeschoss, auf der Frauenempore, die Ostseite verglast. So ist die Grundfläche im Erdgeschoss größer als im Obergeschoss [Abb. 527].

Der Synagogenraum ist bodentief verglast [Abb. 525], die Fenster befinden sich an der Nord- und Südseite und bestehen aus vier Fensterreihen, je leicht schräg gestellt, die jeweils aus rechteckigen Fenstern zusammengesetzt sind. Die Fensterflächen sind nur durch die Fensterstege unterteilt, die Empore hängt davor [Abb. 527]. Die Glasfenster wurden von Egon Altdorf gestaltet, der die gesamte Innenausstattung der Synagoge gestaltete, auch ein rituelles Handwaschbecken im Vorraum der Synagoge. Altdorf hat dieses Becken aus einem verwitterten Stein gestaltet, aus dem das Wasser wie aus einer Quelle entspringt. 17 Jahre nach Fertigstellung der Synagoge, 1983, hat Altdorf die Fenster auf der Frauenempore gestaltet.¹³⁵⁰ [Abb. 526] Die Bilder sind thematisch gestaltet: So ist die Südseite mit „Wand der Lobpreisung“, die Nordseite mit „Wand des Bundes“ bezeichnet.¹³⁵¹ Symbole der 12 Stämme sind in die Fenster eingearbeitet. Im Fensterband unterhalb des Daches verläuft ein Schriftzug: Das *Schma Jisarel* ist in blauen Buchstaben umlaufend gestaltet und nur dann zu erkennen, wenn die Fensterrahmen und Stützstreben ignoriert werden.¹³⁵² [Abb. 526, 528] Das Ewige Licht innerhalb einer Glasinstallation oberhalb des Almemors wurde ebenfalls von Altdorf gestaltet, er greift hier die Grundrissform der Synagoge auf [Abb. 526], auch wenn das Oval¹³⁵³ bei ihm zum Kreis stilisiert wurde. Das Kreismotiv taucht an verschiedenen Stellen in den Glasfenstern auf [Abb. 526]. Die als „Flügel“¹³⁵⁴ bezeichnete Umrahmung des Innenkreises bezieht sich auf den Verlauf der Frauenempore, den Grundriss der Synagoge sowie ihre Position auf dem Grundstück [Abb. 526, 539]. Auf Höhe der Frauenempore ist in Weiß, und in Größe und Gestaltung der einzelnen Glassegmente unterschiedlich zu den umgebenden Glassegmenten, der Magen David zentral im Fenster positioniert. Da er im oberen Bereich durch die Empore verdeckt und im unteren Bereich nur halb

¹³⁴⁹ Wiesbadener Tagblatt, 12. September 1966, S. 4; Wiesbadener Kurier, 12. September 1966, S. 3;

¹³⁵⁰ Stahl, Günter/Maisant, Mechthild: Stadtlexikon: Egon Altdorf (1922–2008), o.J. (2022), URL: https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Altdorf_Egon.php (Zugriff 27.06.2022); Flick, Verena: Du hast die Erde aufgehängt im freien Raum. Egon Altdorfers Glasgestaltung in der Wiesbadener Synagoge, in: Magazin. Wiesbadener Kurier am Wochenende, 19./20. November 1983.

¹³⁵¹ Flick 1983.

¹³⁵² Flick schreibt irrtümlich: „Wieder sind die Schriftzeichen in Opalweiß gehalten, (...)“. Die Schriftzeichen sind blau, von weißem – nicht durchsichtigen – Glas gefasst.

¹³⁵³ Flick schreibt von der „halbkreisförmige[n] Frauenempore“, es handelt sich um das Dreiviertel eines Ovals.

¹³⁵⁴ Flick 1983.

zu sehen ist, ist die Wirkung auf die Außenwahrnehmung konzipiert [Abb. 525]. Neben einer hebräischen Inschrift oberhalb des Portals [Abb. 524] ist der Magen David das einzige größere Kennzeichen der Synagoge als jüdisches Gotteshaus.

Im Erdgeschoss waren laut Grundriss 96 Sitzplätze vorgesehen, im Obergeschoss rund 50, Rees-Dessauer gibt die Sitzplatzzahlen mit 112 und 62 an.¹³⁵⁵ Der Boden des Synagogenraums ist mit schwarzem Naturstein belegt, außer der holzverkleideten Apsiswand sind die Wände in Weiß gehalten. Der Grundriss der Synagoge misst an der Ostseite rund 12m, an der Westseite rund 15m, die Nord- und Südseite mit etwa 14,5m sind leicht schräggestellt. Die Westwand der Synagoge ist leicht geschwungen gestaltet, sodass der Grundriss zwischen Trapez und Parabel variiert [Abb. 538]. Die Synagoge hat einen geraden Dachabschluss und überragt den sich anschließenden Anbau.

17.5 Vorentwürfe

Die Grundrisspläne, die sich im Bauaufsichtsamt befinden, weisen unterschiedliche Entwürfe von unterschiedlichen Entwerfern bzw. Zeichnern auf. Die ersten Entwürfe von Juli 1963, die von „Brückel“ angefertigt und mit „Joos“ unterschrieben wurden [Abb. 531–533], unterscheiden sich vom ausgeführten Bau in der Ausgestaltung des Vorderhauses, den Eingangsbereich des Geschäftes betreffend, der Anordnung von Eingängen des Verbindungsbaus und einer unterschiedlichen Grundriss-, Aufriss- und Fassadengestaltung der Synagoge [Abb. 534–540]. Insgesamt sind in der Akte zur Friedrichstraße 33 im Bauaufsichtsamt Wiesbaden drei Entwurfsreihen vorhanden. Der Grundriss bei Brückel ist noch trapezförmig [Abb. 533], es fehlt die Rundung der Westseite; die Ostseite hat einen geraden Abschluss. Im Innenraum ist der Almemor, wie letztlich ausgeführt, im Chorraum, nahe des Toraschreins, untergebracht. Auch die parabelförmige Apsis des ausgeführten Baus ist bei den ersten Planungen trapezförmig geplant, ebenso der Verlauf der Empore. Im Unterschied zur gebauten Synagoge ist in der Seitensicht zu sehen, dass 1963 statt eines Flachdaches zunächst ein Dach geplant war, das gegen Osten ansteigt [Abb. 531, 532]. Allerdings verläuft dieses Schrägdach nicht über den gesamten Innenraum, sondern wird in einem schrägen Winkel im Chorraum heruntergeführt [Abb. 532]. Dieses Schrägdach ist durchfenstert. Das Dach am verbleibenden Ostteil ist flach, mit einer kleinen Kuppel oberhalb des Bereiches des Toraschreins. Diese Entwurfsreihe, gezeichnet von Brückel, trifft sich mit den Entwürfen von September 1963, die von Helmut Joos angefertigt und sowohl von ihm als auch von Jakobowitz unterzeichnet wurden [Abb. 540 – 547]. Allerdings verläuft bei Joos' Entwürfen die Ostseite geschwungen, wenn auch nicht so stark ausgeprägt wie beim gebauten Entwurf [Abb. 547]. Die Empore bei diesen Entwürfen verläuft eckig und bildet als Freiraum ein Trapez [Abb. 546], die Empore ragt an ihrer Westseite über die Raumgröße des Untergeschosses hinaus, da in dieser Version der Verlauf des Treppenhauses seitlich des Synagogenraums geplant war. Hier hat die Empore 96 Sitzplätze, ebenso viele wie im

¹³⁵⁵ Rees-Dessauer 2019, S. 240.

Untergeschoss. An der Ostseite, oberhalb des Toraschreins, verläuft bei Joos ein ungefähr drei Meter hohes und neun Meter breites Fensterband trapezförmig im schräg gestellten Wandverlauf [Abb. 542, 545], wenn auch das Dach bei Joos nicht so steil ansteigt wie bei Brückel [Abb. 532]. Sowohl bei Joos als auch bei den Plänen des/der letzten Entwerfers/Entwerferin „Heinrich“ ist der Almemor in der Raummitte eingezeichnet.

Die hofseitige Fassadengestaltung (Südseite) von Brückel sieht zwei vertikale Fensterbänder vor, die vom Boden bis zum Dach verlaufen [Abb. 531]. Joos hat zwei übereinanderliegende querrrechteckige Fenster geplant, die durch ein Band horizontal unterteilt werden [Abb. 543]. Die umgebende Wandfläche ist durch horizontal verlaufende Striche strukturiert, und es ist nicht zu erkennen, um welches Material es sich handeln soll. Oberhalb des Eingangs ist mittig der Wandfläche ein Davidstern angebracht. Die letzte Entwurfsreihe zeigt die gebaute Anlage, in manchen Plänen sind die Änderungen zum Entwurf Joos' farbig im Plan eingezeichnet [Abb. 539]. Die größten Unterschiede bestehen im ovalen Verlauf der Frauenempore im Raum sowie in der runden Apsis, im Flachdach im Gegensatz zum gegen Osten ansteigenden Dach der vorherigen Entwürfe und auch in der Verlegung des Treppenhauses. Die Verlagerung des Eingangs im Gemeindehaus ist zwar nicht besonders auffällig [Abb. 547], bedeutet aber dennoch eine Akzentverschiebung [Abb. 538], da der Entwurf Joos' eine größere Symmetrie aufweist. Die Fassadengestaltung der ausgeführten Synagoge im Vergleich zum Entwurf von Joos ist anders, die Dekoration mit dem Davidstern ebenfalls. Auch unterscheidet sich der gesamte Raumeindruck durch das schmale Oberbandlicht an der Ostwand [Abb. 526] deutlich vom geplanten großen, schräg stehenden querrrechteckigen Fenster des zweiten Entwurfs [Abb. 544]. Die Betonung des Chorraums mittels eines Oberlichtes über dem Toraschrein aus dem Entwurf Brückels wäre ebenfalls ein weiterer wahrnehmbarer Unterschied gewesen [Abb. 532]. Letztlich wurde der Bau nach den von Heinrich gezeichneten Plänen ausgeführt.

17.6 Einordnung

Der Bau der Synagoge in Wiesbaden steht fast am Ende der Bauentwicklung der ersten Bauphase von Nachkriegssynagogen in Deutschland. Es wurden seit 1950 bereits 20 Neubauten (ohne Aachen, Mainz und Chemnitz) errichtet, mit denen sich Jacoby und Joos auseinandersetzen konnten. Dieser Gruppe von Synagogen ist eine große Heterogenität eigen. Es finden sich jedoch insbesondere bei Guttmann Formen, die sich auch in Wiesbaden wiederfinden lassen. An den Entwürfen für Wiesbaden waren unterschiedliche Personen an der zeichnerischen Planungsphase des Synagogenbaus beteiligt. Den Architekten Jacoby und Joos werden die bis 1963 gebauten Synagogen bekannt gewesen sein, vor allem Jacoby hatte Kontakt zu Hermann Zvi Guttmann. Guttmann hat die Parabel als Grundrissform erstmalig im Jahr 1963 in Hannover verwendet [Abb. 240], basierend auf den Vorentwürfen Adolf Falkes [Abb. 275].

In Wiesbaden wurde eine individuelle Lösung der Bauaufgabe gefunden, auch wenn es eine Anlehnung an die Anordnung der Baukörper an die Vorkriegssynagoge gegeben hat. Die ersten Entwürfe, die Brückel angefertigt hat, aber auch die Lösungen von Joos haben eine besondere

Lichtführung im Ostbereich des Synagogenraums. Die Betonung des Ostbereichs mittels Lichtführung hätte in dieser Form des großen Ostfensters eine singuläre Lösung innerhalb der Baugruppe bedeutet. Die stattdessen gewählten großen Seitenfenster des Sakralraums entsprechen in ihrer leichten Schrägstellung [Abb. 525] der Fenstersetzung in Düsseldorf von 1958 [Abb. 247]. In stark verändertem Maßstab sieht man die Schrägstellung der Seitenfenster bei der Fenstersetzung Goldschmidts in Bonn [Abb. 196] und Gerle in Minden [Abb. 348]. Jacoby und Joos haben mit Altdorf einen Glaskünstler engagiert, der regional bekannt war, und die Kennzeichnung des Raumes als Sakralraum geht in großem Maße auf die Fenstergestaltung zurück. Altdorf hat sich als nicht-jüdischer Glasmaler mit der Symbolik des Judentums auseinandergesetzt und diese originär künstlerisch umgesetzt. Vergleichbares lässt sich über die Synagogen in Hamburg [Abb. 499] und Bremen [Abb. 381] sagen. Auch die Synagogen Karl Gerles weisen eine verstärkte Betonung des Sakralraumes durch die Glasfenstergestaltung auf, so beispielsweise in Hagen, Bremen und Mühlheim an der Ruhr. Ebenso setzt Helmut Goldschmidt das Mittel der Glasfenstergestaltung in all seinen Synagogen ein und hat, bspw. in Bonn, mit Karl Jörres eine Traditionsfirma gewählt [Abb. 200]. Doch anders als in Wiesbaden sind bei Hermann Zvi Guttmann und Goldschmidt die Fenster ein rein dekoratives Element, auf dem keine bildliche Auseinandersetzung mit dem Judentum stattfindet.

Als weiteres Mittel zur Raumgestaltung wird in Wiesbaden die Ostseite mit Holz verkleidet. Diese teilweise raumhohe Verkleidung lässt sich in vielen Synagogen dieser Zeit finden. So beginnt Helmut Goldschmidt 1956 bei seiner Dortmunder Synagoge damit, dass er den Toraschrein mit einem beinahe deckenhohen Holz-Trapez hinterfängt [Abb. 191]. Es kann festgehalten werden, dass eine Holzverkleidung, vor allem der Seitenwände, zunächst hauptsächlich in den kleineren der Synagogenneubauten verwendet wurde, hier insbesondere bei den Bauten Karl Gerles. Gerle verkleidet die Seitenwände der Synagoge in Recklinghausen von 1955 halbhoch mit Holz, ebenfalls wie in Minden, Paderborn und Hagen. Lediglich bei seinem Großbau in Bremen verzichtet er auf Holz als Wandmaterial. Goldschmidt verwendet, wie erwähnt, Holz in Dortmund, Bonn und Münster, wenn auch mehr als gestalterisches Mittel; er variiert bei diesem Material in Setzung und Form. Guttmann verwendet Holz als Kennzeichnung seiner Wochentagsynagoge in Düsseldorf aus dem Jahr 1958, später verkleidet er in Hannover und Osnabrück deckenhoch den gesamten Synagogeninnenraum. Auch Backhaus und Brosinsky greifen für die Synagoge in Karlsruhe die Wandverkleidung durch Holz im gesamten Raum auf.

Orientierte sich das Vokabular zu Beginn und bis in die Mitte der achtziger Jahre hinein eher an den stilistischen Tendenzen der bundesdeutschen Architekturdiskussion, hat es sich mit den internationalen Aktivitäten und der zunehmenden Komplexität und Größe [...] weiterentwickelt.¹³⁵⁶

Joos' Schilderung der Orientierungswege bundesrepublikanischer Architektur auf die Synagogenarchitektur zu übertragen, bedeutet, dass weniger europäische und außereuropäische – sprich USA und Israel – Vorbilder herangezogen wurden. Vielmehr scheint

¹³⁵⁶ Helmut W. Joos: Der Mensch im Mittelpunkt, in: JSK Architekten 2000, S. 8.

auch im Fall der Wiesbadener Synagoge eine Auseinandersetzung mit „bundesdeutscher“ Vorbildarchitektur stattgefunden zu haben. So verwundert es nicht, dass der gebaute Entwurf im Sinne der bis 1966 erbauten Synagogentradition eher konventionell ausfällt. Der ursprünglich geplante Entwurf des Oberlichtes als großes, querrrechteckiges Fenster an der oberen Ostwand, mit Joos als Entwerfer, wäre eine (innerdeutsch und auch international) singuläre Raumlösung geworden. Es lassen sich keine Unterlagen mit Protokollen dahin gehend finden, auf wen die Abänderungen zurückgehen.¹³⁵⁷ Eine Lösung mit einem solchen Lichteinfall hätte eventuell dem formulierten Anliegen widersprochen, „ein reiner Zweckbau zur Versammlung der Menschen, die beten wollen“¹³⁵⁸ zu sein. Weiter heißt es, dass die „jetzt im Bau befindliche Wiesbadner Synagoge [...] aber nach dem Rythus [sic] der ersten Synagogen und Tempel errichtet und ausgelegt [wird], am Rythus wird festgehalten.“¹³⁵⁹ Es wird nicht deutlich, in welcher Form bei diesem Bau in besonderer Weise am Ritus der ersten Synagogen festgehalten wird, zeigt doch die Konzentration von Toraschrein und Lesepult im Osten – statt eines mittigen Almemors – , dass es vielmehr eine Orientierung am Aufbau der deutschen Reformsynagogen der Vorkriegszeit ist.

Ignaz Jacoby und Helmut Joos werden die Hannoveraner Synagoge gekannt haben. Die Elemente Parabel im Grundriss, die geschwungene Ostwand sowie die deckenhohe Verkleidung des Ostbereichs zeigen Übereinstimmungen mit dem Bau Guttmanns von 1963 [Abb. 273, 526]. In Wiesbaden geschieht die Umsetzung dieser Vorlage schwungvoller und mit offenerer Ausstrahlung. So war es auch ein Anliegen, dass die Wiesbadener Synagoge in ihrer Anlehnung an den alten Ritus zugleich modern wird.¹³⁶⁰ Erreicht wird dies durch eine Gegensätzlichkeit, die dem Hannoveraner Bau Guttmanns fehlt. Während Guttmann sich mit dem Grundriss seiner Synagoge in Hannover durchaus in die zeitgenössische Sakralarchitektur des Kirchenbaus einreicht, wird durch die Holzverkleidung aller Wände sowie die nur mit schlichtem Buntglas ausgestatteten Fenster Sakralität eingebüßt. Jacoby und Joos weisen sowohl eine Parabelform als auch rechte Winkel auf, die Wände sind sowohl mit Holz verkleidet als auch weiß verputzt. Die ovale Emporenführung dynamisiert den Raum, und die Fenster Altdorfs weisen in ihrer Großflächigkeit der Motive auf den Anspruch an sakraler Ausstrahlung hin. Jacoby und Joos, und insbesondere die jüdische Gemeinde selbst, wollten keinen „Repräsentations- und Prachtbau, sondern eingeschlossen in einen Hof, nur [einen] auf den Bedarf – jetzigen Bedarf der Wiesbadner Jüdischen Gemeinde in der Größe“¹³⁶¹ abgestimmten Bau.

So steht der Bau im Spannungsgefüge der historischen Situation einer Nachkriegsgemeinde. Der Hessische Innenminister Heinrich Zinnkann weist in einem Schreiben vom 6. März 1950 „An die Herren Regierungspräsidenten in Darmstadt – Kassel – Wiesbaden“ deutlich darauf hin, dass „es eine selbstverstaendliche [sic] Pflicht gerade der politischen Koerperschaften¹³⁶² sein [sollte]

¹³⁵⁷ Steve Landau, Geschäftsführer der jüdischen Gemeinde Wiesbaden, Telefonat vom 05.01.2021.

¹³⁵⁸ Schreiben an Herrn Thiersch, Hochbauamt Wiesbaden, von S. Julian, Büro Jakobowitz und Joos vom 29.03.1965, in: StaW WI/3 2587.

¹³⁵⁹ S. Julian 1965, in: StaW WI/3 2587.

¹³⁶⁰ S. Julian 1965, in: StaW WI/3 2587.

¹³⁶¹ Ebda.

¹³⁶² In Folge werden alle Umlaute ausgeschrieben.

[...] eine rasche und vollstaendige Wiedergutmachung herbeizufuehren“.¹³⁶³ Anlass hierzu gaben in Wiesbaden Unstimmigkeiten im Rahmen der sogenannten Wiedergutmachung über ein Wiesbadener Grundstück, die Verhandlungen endeten in einem Vergleich.¹³⁶⁴ Das Schlusswort von Zinnkann gibt Aufschluss über die politische Motivation im Umgang mit jüdischen Gemeinden:

Es darf nicht uebersehen [sic] werden, dass der Geist, aus dem heraus solche Auseinandersetzungen mit den Berechtigten gerade von den Repraesentanten oeffentlicher Koerperschaften gefuehrt werden, auch im Ausland mit kritischer Aufmerksamkeit beobachtet wird und dass Fehler, die hierbei unterlaufen, das Ansehen der jungen deutschen Demokratie gefaehrden koennen.¹³⁶⁵

18 Karlsruhe (1971): *Polnisch-amerikanisches Erbe*

Am 24.01.1969 gab es den ersten Spatenstich für den Neubau einer Synagoge in Karlsruhe. Standort war eine Lage im Staatswald, an der Knielinger Allee, im sogenannten Paul-Revere-Village der amerikanischen Besatzungsmächte. Die Errichtung dieses Neubaus markiert einen Wechsel in der Bautätigkeit von Synagogenneubauten in Deutschland. Auch wenn es keine große Neubautätigkeit von Synagogen gegeben hat, beginnt dennoch eine Phase geringer Aktivität. Nach 20 Jahren Bautätigkeit war der Bedarf an Neubauten jüdischer Gotteshäuser größtenteils gedeckt, die Gemeindegrößen stagnierten, an manchen Orten wurden die Mitgliederzahlen wieder geringer. Nach der Weihe in Karlsruhe und bis zum Bau der Synagoge in Nürnberg (1984), hier waren die Architekten dieselben wie in Karlsruhe, pausierte der Synagogenbau¹³⁶⁶. Seit Ende der 1990er-Jahre wurden dann wieder vermehrt Synagogen errichtet.

Zugleich bildet der Karlsruher Bau den Auftakt zu einem veränderten architektonischen Ausdruck des Typus' Synagoge und unterscheidet sich in seiner Gestaltung grundlegend von den Architekturen der ersten Jahre. Erstmals seit Beginn des Synagogenneubaus nach 1945 haben Architekten einen Bau errichtet, der schwerlich zu einem neutral genutzten Raum oder einer Kirche umfunktioniert werden könnte: Aufgrund des im Grundriss verankerten *Magen Davids* ist die jüdische Zuordnung eindeutig [Abb. 31, 552].

Die Bauplanung in Karlsruhe, die in den 1950er-Jahren mit dem Wunsch nach einer repräsentativen Synagoge beginnt und bis zur Weihe der Synagoge am 04.07.1971 andauert, spiegelt die deutsche Mehrheitsgesellschaft wider, die erstmals nach der Schoah wieder öffentlich Einspruch und Klage gegen den Neubau einer Synagoge erhob. So war der Ablauf in

¹³⁶³ Der Hessische Innenminister, Wiesbaden, 06.03.1950 hinsichtlich der Durchführung des Rückererstattungsgesetzes durch die Gemeinden und Gemeindeverbände, in: StaW WI/3 Nr. 2832.

¹³⁶⁴ Magistratsvorlage der Stadt Wiesbaden/Vermessungsamt hinsichtlich eines Rückerstattungsanspruchs vom 08.07.1950 sowie Protokoll des Amtes für Vermögenkontrolle und Wiedergutmachung in Wiesbaden vom 06.09.1950, in: StW WI/3 Nr. 2832.

¹³⁶⁵ Der Hessische Innenminister, Wiesbaden, 06.03.1950 hinsichtlich der Durchführung des Rückererstattungsgesetzes durch die Gemeinden und Gemeindeverbände, in: StaW WI/3 Nr. 2832.

¹³⁶⁶ Es gab den Betsaal im Rahmen eines Altersheims in Frankfurt/Main, 1978 geweiht und nach Entwürfen Guttmanns gebaut sowie einen Betsaal in Berlin (1981).

Karlsruhe stärker durch verschleppte Entscheidungen hinsichtlich des Bauplatzes und der ungeklärten Neubau-Finanzierung gekennzeichnet, als es bis zu diesem Zeitpunkt andernorts der Fall war. Auch geschah die Beauftragung der Architekten nicht durch die Jüdische Gemeinde, sondern durch die Stadt als Bau-Auftraggeberin. Der letztlich ausgeführte Entwurf und Bau des Architektenbüros von Hermann Backhaus und Harro (Wolf) Brosinsky hingegen verbindet auf bis dahin nicht vollzogene Weise die Bau-Geschichte des Judentums vor 1933 mit amerikanischer Synagogenarchitektur und dem Beginn einer hinsichtlich der Schoah deutbaren *architecture parlante* in Deutschland. Diese erfährt an der Fassade des Jüdischen Gemeindezentrums in Frankfurt, dem Jüdischen Museum Berlin und den Synagogen in Oberhausen (1999) und Mainz (Entwurf 1999, Weihe 2010) ihre Weiterentwicklung.

18.1 Harro Wolf Brosinsky (1920–1992)

Harro Wolf Brosinsky wurde 1920 in Erkenschwick in Westfalen geboren und arbeitete im Architekturbüro des Schwiegervaters. 1946–49 absolvierte er ein Architekturstudium an der TH Karlsruhe, Diplom bei Otto Haupt. 1949 gründete er das Architekturbüro Backhaus und Brosinsky gemeinsam mit Hermann Backhaus. 1957 promovierte er an der TU Braunschweig. Zu den Bauten des Architekturbüros Backhaus und Brosinsky gehören – neben der Synagoge von 1971 – u.a. Bauten im Paul-Revere-Village im Zeitraum von 1950 bis 1955, die Arzneimittelfabrik Wilhelm Schwabe in Durlach (1951–1954), die Industrie- und Handelskammer in Karlsruhe (1954/55), Wohnhochhäuser Mühlburger Feld (1952/53), die Maschinenfabrik Gritzner (1956), das Südwestrundfunkstudio Kriegsstraße (1956–1960), die Mona-Verwaltungsgebäude in der Augartenstraße (1959/60 und Anbau 1965), heute ein Kulturdenkmal der Stadt Karlsruhe, und die Maschinenfabrik Thielicke (1958–1960). „Das Werk beschränkt sich aber nicht auf Karlsruhe“.¹³⁶⁷ Harro Brosinsky ist 1992 verstorben.

18.2 Hermann Backhaus (1921–2001)

Hermann Backhaus wurde am 27.01.1921 in Berlin-Charlottenburg als Sohn von Hermann (1885–1958) und Dorothea (geb. Ottmann) Backhaus geboren. Der Vater war Physiker und späterer Rektor der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Hermann Backhaus studierte von 1945–1950 Architektur an der TH Karlsruhe und erwarb sein Diplom bei Heinrich Müller. 1949 wurde das Architekturbüro Backhaus und Brosinsky gegründet. 1958 promovierte Backhaus an der TU Braunschweig bei Walter Henn. Zu den Bauten des Architekturbüros Backhaus und Brosinsky gehören – neben der Synagoge von 1971 – u.a. Bauten im Paul-Revere-Village im Zeitraum von 1950 bis 1955, die Arzneimittelfabrik Wilhelm Schwabe in Durlach (1951–1954), die Industrie- und Handelskammer in Karlsruhe (1954/55), Wohnhochhäuser Mühlburger Feld

¹³⁶⁷ Architekturbüro Backhaus und Brosinsky 2014, URL: https://ka.stadtwiki.net/Architekturb%C3%BCro_Backhaus_und_Brosinsky (Zugriff 27.06.2022); Markgraf, Monika: Karlsruhe: Streit um IHK-Verwaltungsgebäude, Moderne Regional 2020, URL: <https://www.moderne-regional.de/tag/harro-brosinsky/> (Zugriff 27.06.2022).

(1952/53), die Maschinenfabrik Gritzner (1956), das Südwestrundfunkstudio Kriegsstraße (1956–1960), die Mona-Verwaltungsgebäude in der Augartenstraße (1959/60 und Anbau 1965), heute ein Kulturdenkmal der Stadt Karlsruhe, und die Maschinenfabrik Thielicke (1958–1960).¹³⁶⁸ Hermann Backhaus verstarb am 12.08.2001.

18.3 Synagogenarchitektur in Karlsruhe

Karlsruhe nimmt in der deutschen Synagogenarchitektur des frühen 19. Jahrhunderts insbesondere durch die Synagoge Friedrich Weinbrenners von 1806 eine wichtige Position ein. Zu Beginn Napoleons Ägyptischer Expedition 1798 geplant, verwendete Friedrich Weinbrenner (1766–1826) für die Synagoge Karlsruhes das Motiv eines ägyptischen Pylons zur Portalgestaltung mit anschließendem Innenhof [Abb. 391]. Neben den am Beispiel Bremen beschriebenen Attributen ägyptischer Architektur in Verbindung mit der jüdischen Religion war der Synagogenbau auch ein Zeichen politisch motivierter Modernität in Karlsruhe. Der Enkel des seinerzeit regierenden Karl Friedrich von Baden, Karl von Baden, heiratete im Weihejahr der Synagoge 1806 die Adoptivtochter Napoleon Bonapartes und wurde 1811 Großherzog von Baden. Ein weiterer markanter Bau Weinbrenners ist St. Stephan (erbaut 1808–14): Die als Pantheon errichtete katholische Kirche stand dem Ständehaus von 1822 gegenüber, das ebenfalls von Weinbrenner entworfen worden war und das erste Parlamentsgebäude in Deutschland wurde. Dass die Synagoge durch Weinbrenner errichtet wurde, zeigt nicht nur, dass sie als Bauaufgabe ernst genommen wurde, sondern auch, dass sie Bestandteil der Stadtplanung war. Hierbei wurden den Bauaufgaben unterschiedliche architektonische Stile gemäß ihrer vermeintlichen Stellung im bauhistorischen Ablauf zugewiesen. Die Ruine des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Ständehauses war ab 1955 als Bauplatz einer neuen Synagoge im Gespräch.

Die ägyptisierte Synagoge brannte 1871 aus, 1875 wurde an gleicher Stelle ein Synagogeneubau von Josef Durm geweiht. Durm, der mit seinen im Stil der Neorenaissance erbauten öffentlichen Gebäuden in Karlsruhe Bekanntheit erlangte, stieg 1877 zum Obersten Baudirektor Badens auf.¹³⁶⁹ So bewegte sich seine historistische Synagoge zwischen Renaissance-Portal, einer kleinen Fensterrosette im hervorkragenden Mittelteil und romanischen Rundbogenfries, seitlichen Turmstümpfen und gestreiftem Mauerwerk und wies Ähnlichkeiten mit der zeitgleich erbauten Friedhofskapelle Karlsruhes auf. Äußerlich nicht durch jüdische Symbolik gekennzeichnet, war die Synagoge vor allem durch die Kombination von im Renaissance-Stil erbautem Tor und nicht eindeutig zuzuordnenden Architekturformen aufgrund dieser stilistischen Uneindeutigkeit bereits zu diesem Zeitpunkt als Synagoge erkennbar. Da auf den Grundresten des Vorgängerbaus errichtet, konnte die Fassade „sehr zum Verdruß der Stadt, die im Bemühen um eine Verschönerung und Aufwertung der Hauptstraße Karlsruhes, der Langestraße, dort gern die

¹³⁶⁸ Architekturbüro Backhaus und Brosinsky 2014, URL: https://ka.stadtwiki.net/Architekturb%C3%BCro_Backhaus_und_Brosinsky (Zugriff 27.06.2022).

¹³⁶⁹ Grammbitter, Ulrike: Josef Durm 1837–1919. Eine Einführung in das architektonische Werk (tuduv-Studien: Reihe Kunstgeschichte, 9), München 1984.

Hauptfassade gesehen hätte“¹³⁷⁰, ausgerichtet werden. Der hochgezogene und hervortretende Mittelteil war seit Mitte des 19. Jahrhunderts Kennzeichen synagogaler Architektur. War schon bald Weinbrenners ägyptisierendes Zitat, auch aufgrund veränderter politischer Hintergründe in Baden, nicht mehr opportun, so verweist Durm durch Portal und Zweifarbigkeit der Wandgestaltung auf Italien und das seit 1871 bestehende Deutsche Reich. Herrschte also noch zum Zeitpunkt der Synagoge Weinbrenners die politisch motivierte Ägyptenmode, hatte sich 70 Jahre später die politische Lage grundlegend geändert. Dem entsprach auch die Synagogengestaltung Durms, der auf die romanische Grundlage einer synagogalen Baugeschichte verwies und sich hiermit in der Gemeinschaft mit Albert Rosengarten und Edwin Oppler befand. Stilistisch stand der Bau Durms in einer Reihe mit den Synagogen in Kassel (1839), Mannheim (1855), Frankfurt/Main (1853), in einem Synagogenstil, der sich in dieser Zeit über ganz Europa erstreckte. In der Phase eines sich verstärkenden Nationalgefühls und ihrem architektonischen Ausdruck ist neben der erkennbaren synagogalen Form das Hinzufügen einer „deutschen Renaissance“¹³⁷¹ Ausdruck der Teilhabe an der Karlsruher Gesellschaft. Und auch wenn seinerzeit beim „Landtag 20.000 Petitionen ein[gingen]“¹³⁷², die sich gegen das Gesetz zur bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Baden richteten, trat dieses am 4. Oktober 1862 in Kraft. Sowohl Weinbrenners als auch Durms Synagoge waren weniger Darstellung der Jüdischen Gemeinde selbst als vielmehr architektonische Bestandteile in einem hierarchischen Stadtsystem.

Neben der Synagoge Durms für die liberale Gemeinde gab es noch die 1881 geweihte Synagoge Gustav Zieglers in der Karl-Friedrich-Straße, die für die seit 1869 bestehende orthodoxe Gemeinde gebaut wurde. Diese hatte sich im Rahmen der Abkehr von der liberalen Gemeinde gegründet, da deren Zugeständnisse an die nicht-jüdische Umwelt zu groß waren oder schienen. Auch Ziegler erhöhte den Mittelteil wie ein Mittelschiff, der den Sakralbereich beinhaltete; statt Renaissanceportal bedeckte hier eine welsche Haube ein schlichtes Portal. Niedrigere Seitenflügel, die nach vorne ragen, flankieren den Eingangsbereich. Die Fassade der eigentlichen Synagoge ist horizontal dreigeteilt mit einem Eingangsbereich – wie die Seitenflügel mit zweifarbigem Mauerwerk – und hervorkragendem Portal. Die darüberliegende, durchfensterte Mittelzone ist vertikal von vier Pilastern gegliedert, die das obere Drittel zu tragen scheinen. Dieses ist mit einem Tympanon versehen, dem ein von Archivolten gerahmtes Rundfenster eingelegt ist. Darüber befindet sich ein undekoriertes Giebelfeld. Die Synagoge war in ein Gemeindezentrum eingebettet, in dem Wohnungen für Rabbiner und Kantor, ein Kindergarten, Raum für Schulunterricht und eine Mikwa untergebracht waren, im „Vorderhaus war Parterre eine Polizeistation.“¹³⁷³ Im Ganzen gedrängener und in engerer Straßenflucht findet die Synagoge, auch wenn der Architekt ein renommierte Architekt Karlsruhes war, weniger Widerhall in der

¹³⁷⁰ Grammbitter 1984, S. 379.

¹³⁷¹ Ebda., S. 393.

¹³⁷² Stadtarchiv Karlsruhe: Geschichte der Karlsruher Juden in Daten, in: ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁷³ Leon Meyer: Jüdisches Leben in Karlsruhe bis zur „Kristallnacht“ (Die „Austrittsgemeinde und andere Minjan), Manuskript, in: Stadtarchiv Karlsruhe: Geschichte der Karlsruher Juden in Daten, Karlsruhe o.J. (1993), in: ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

zeitgenössischen Berichterstattung und öffentlichen Wahrnehmung.¹³⁷⁴ Weitere in Karlsruhe verstreute, teils in Lokalen untergebrachte Beträume eingewanderter Juden, sind weder seinerzeit publizistisch erwähnt worden, noch sind sie heute im allgemeinen Bewusstsein.¹³⁷⁵ Die Synagogen Durms und Zieglers wurden in der Nacht des 9. November 1938 niedergebrannt.

18.4 Bauplanung

Nach dem Krieg und der Neugründung der Gemeinde konnte in Karlsruhe im Juli 1951 ein Betsaal im rückwärtigen Anbau eines Wohnhauses in der Herrenstraße 14 eingebaut und am 26. Juli 1951 eingeweiht werden [Abb. 550], in Saarbrücken war ein halbes Jahr zuvor bereits ein großer Synagogenneubau geweiht worden. Der Betraum in Karlsruhe war ein Provisorium, das 20 Jahre lang halten sollte. Mit rund 90 m² erweiterte der große Betraum rückseitig das Erdgeschoss. Längsrechteckig, mit einer Reihe von Pfeilern, die den Synagogenraum längs im Verhältnis 1:2 teilten, hatte der Raum seinen Toraschrein an der Ostseite. Ein Almemor war in den Raum gerückt, die Sitzbänke waren zum Toraschrein ausgerichtet. Der Schrein war in die Wand eingelassen und mit einem Vorhang verdeckt. Die Pfeiler, wie die kassettierte Decke des Raums, waren mit Holz verkleidet.¹³⁷⁶

Nachdem in den 1950er-Jahren die Gemeinde lediglich 40 bis 50 Mitglieder zählte, waren es 1960 ungefähr 200, sodass der Betsaal in der Herrenstraße allmählich zu klein wurde.¹³⁷⁷ Die Gemeinde plante daraufhin, das Gebäude zur Synagoge auszubauen. Mit Bezug auf den städtischen Bebauungsplan, der einen Neubau nicht hergeben würde, lehnte die Stadtverwaltung den Umbau ab.¹³⁷⁸

Auf der Suche nach einem geeigneten Grundstück für einen Neubau stand die Gemeinde in ständigem Kontakt mit städtischen und staatlichen Stellen. Verschiedene Grundstücke waren im Gespräch.¹³⁷⁹ Eines der Objekte war das von Weinbrenner gebaute ehemalige Karlsruher Ständehaus, der frühere Sitz des Landtags. In der Stadtmitte gelegen, sollte diese Ruine eigentlich an die Oberpostdirektion verkauft werden, die jedoch bereit war, auf ihr Vorkaufsrecht zu verzichten. Als Antworten auf einen Artikel in den Badischen Neuen Nachrichten¹³⁸⁰, der über diese Pläne informierte, erschienen in Folge einige Leserbriefe, die sich auf diese Bauplanung

¹³⁷⁴ Twiehaus, Christiane: Die Synagoge im Spiegel der öffentlichen Medien des 19. Jahrhunderts. Die Synagogenbauten in Karlsruhe von Josef Durm und Gustav Ziegler, in: Jüdische Studien und jüdische Identität (Trumah, 17), Heidelberg 2008, S. 171–191, besonders: S. 187 – 189.

¹³⁷⁵ Manuskript Meyer 1993, in: StaK ZGS 5.5. Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁷⁶ Die neue Synagoge in der Herrenstraße, in: BNN vom 26. Jul. 1951, in: StaK ZGS 5.5. Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁷⁷ Neue Karlsruher Synagoge auf Platz des Ständehauses? In: BNN, 10. Nov. 1960, Nr. 264, in: StaK ZGS 5.5. Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁷⁸ Niederschrift Öffentliche Sitzung am 19. 11. 1963 vom 25. 11. 1963: Vortrag Landrat Schopf, in: Stadtarchiv Karlsruhe: Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2 Synagogen, Neubau einer Synagoge, Jahr 1959 – 1999.

¹³⁷⁹ Stadtarchiv Karlsruhe: Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2 Synagogen, Neubau einer Synagoge, Jahr 1959–1999.

¹³⁸⁰ Neue Karlsruher Synagoge auf Platz des Ständehauses? In: BNN, 10. Nov. 1960, Nr. 264, in: StaK ZGS 5.5. Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

bezogen. Eine besondere Stellung nehmen die Leserbriefe Ernst Baur ein, der sich aus „religiös-ethisch[en]“¹³⁸¹ Gründen gegen den Neubau am Ort des Ständehauses ausspricht:

Bei größtem Wohlwollen den Juden gegenüber muß man doch sagen, daß eine Synagoge nicht neben eine christliche Kirche paßt, einerlei, ob diese katholisch oder evangelisch ist. [...] Städtebaulich gesehen muß doch jeder vernünftige Mensch sagen, daß eine Synagoge neben der im klassizistischen Stil erbauten Stephanskirche einen widersinnigen Eindruck machen würde. [...] Ist nicht das Ständehaus ein historisches Gebäude, wo jahrzehntelang [...] hervorragende Männer aus- und eingingen?¹³⁸²

In Folge gab es verschiedene Antworten, die dem Schreiber eine „zutiefst unchristliche Haltung“¹³⁸³ attestieren. Baur weist mit einem weiteren Leserbrief die Kritik mit der Frage zurück, ob man noch nicht „von Demokratie gehört [habe], wo man das Recht hat, ehrlich und frei seine Meinung zu äußern?“¹³⁸⁴ Somit ist 1960 die öffentliche Ablehnung eines Synagogenbaus wieder möglich und nun mit dem Hinweis der Meinungsfreiheit in einer Demokratie¹³⁸⁵ verteidigt:

Die christlichen Religionen lehren alle: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ und das ist für einen anständigen Menschen selbstverständlich! Deshalb kann ich doch der Meinung sein, daß eine Synagoge nicht neben eine christliche Kirche paßt. Was würden die Einsender [die, von der zutiefst unchristlichen Haltung sprachen, K.L.] sagen, wenn man auf den Gedanken käme, neben das Freiburger Münster oder den Kölner Dom eine Synagoge zu bauen? Ich sagte [...] schon, [...] die christliche Kirche verkörpert den abendländischen und die Synagoge den morgenländischen Stil!¹³⁸⁶

Verbunden mit einer stilistischen Zuschreibung wird der Begriff des Fremdländischen erneut einer Synagoge zugeschrieben. Das „Morgenländische“, rund 160 Jahre zuvor durch den ägyptisierenden Stil Weinbrenners am Bau der Synagoge dargestellt, wird 15 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs und der Schoah rein formal als unpassender, vermeintlich architektonischer Stil abgelehnt. Das Grundstück des ehemaligen Landtags, das diese Leserreaktionen hervorgerufen hatte, wurde schließlich nicht mit der Synagoge bebaut, sondern an die Katholische Kirche vergeben.¹³⁸⁷ Die Jüdische Gemeinde hatte darauf „auf persönlichen Wunsch des Herrn Finanzministers Dr. Müller verzichtet“¹³⁸⁸. Während im Jahr der Leserbriefe, 1960, der Landtagsabgeordnete Robert Gleichauf eine Anfrage an die Landesregierung Baden-Württembergs, welche Gegenmaßnahmen angesichts zunehmender antisemitischer Gewalttaten

¹³⁸¹ Die Meinung der Leser, in: BNN, 17. Nov. 1960, Nr. 269, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁸² Ebd.

¹³⁸³ BNN, 19. Nov. 1960, Nr. 271, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁸⁴ BNN, 02.Dez. 1960, Nr. 282, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁸⁵ Eine Demokratie, „wo man das Recht hat, ehrlich und frei seine Meinung zu äußern“, in: „Weltanschauliche Gegensätze“ in: BNN, 02.Dez. 1960, Nr. 282, in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹³⁸⁶ Ebd.

¹³⁸⁷ Niederschrift Öffentliche Sitzung vom 25. 11.1963. Vortrag Landrat Schopf, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹³⁸⁸ Schreiben Werner Nachmanns an den Kultusminister Wilhelm Hahn vom 01.03.1966, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

in baden-württembergischen Gemeinden getroffen würden¹³⁸⁹, lehnt er als späterer Finanzminister Anfragen nach Kostenübernahmen beim Bau der Synagogen ab.¹³⁹⁰

Eine Nachfrage aus dem Jahr 1963, den möglichen Bauplatz einer Synagoge betreffend, vom Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Karlsruhes und Präsident des Oberrates der Israeliten Badens (und ab 1969 Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland), Werner Nachmann, wird dahin gehend beantwortet, dass die „Verhandlungen zwischen Stuttgart und Bonn“ noch laufen und „die Angelegenheit im Auge behalten wird“.¹³⁹¹ Am 19.11.1963 hält Stadtrat Schopf im Rahmen einer Öffentlichen Sitzung des Gemeinderates ein Plädoyer außerhalb der Tagesordnung zum Thema der „Bereitstellung eines Grundstücks für die jüdische Gemeinde Karlsruhe zum Bau einer Synagoge“ und fordert,

daß sämtliche beteiligten Stellen, die hiermit zu tun haben, nicht nur ein Lippenbekenntnis abgeben, sondern zu einer ernstesten Tat schreiten. Es ist nicht mehr würdig, wenn die jüdische Gemeinde, mag sie noch so klein sein, klein aber nicht aus ihrem Verschulden heraus, nun ständig als Bittsteller auftreten muß.¹³⁹²

Die Anfrage Schopfs wird vom Oberbürgermeister mit dem Hinweis erwidert, er „habe mit der jüdischen Gemeinde ein sehr gutes herzliches Verhältnis [...] [und] Herrn Nachmann in dieser Sache dutzende Male empfangen, wir haben auch gutgemeinte Vorschläge gemacht“.¹³⁹³

Die Angelegenheit liegt z.Z. in Bonn, und nach den neuesten Berichten, die ich vernommen habe, will sogar das Land Baden-Württemberg erklären, zunächst mal finanziell in Vorlage zu treten, ganz gleich, was diese Abwicklungsstelle in Bonn fordert.¹³⁹⁴

Scheinbar korrekt werden alle gangbaren Wege zur Finanzmittelbereitstellung in Erwägung gezogen.¹³⁹⁵ Deutlich wird, dass zu diesem Zeitpunkt weder die Stadt Karlsruhe noch das Land Baden-Württemberg oder die Bundesrepublik Deutschland initiativ werden. Landrat Schopf erfährt Ende des Jahres 1963, dass

¹³⁸⁹ Wolfgang Mährle: Wiederkehr der alten Geister? Baden-Württemberg und die Welle antisemitischer Straftaten 1959/1960. In: Archivnachrichten des Landes-Archiv Baden-Württemberg, Nr. 38/März 2009, S. 19. https://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/48714/Archivnachrichten_38_36dpi.28610.pdf (Entnommen 30.08.2021).

¹³⁹⁰ Schreiben des Finanzministers Baden-Württembergs Robert Gleichauf an den Präsidenten des Oberrates der Israeliten Badens, Werner Nachmann vom 13.10.1968 mit der Absage einer finanziellen Unterstützung, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹³⁹¹ Schreiben an den Oberrat, z.Hd. Werner Nachmann, vom 21.10.1963. In: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹³⁹² Vortrag Landrat Schopf. In: Niederschrift 1963, S. 1. In: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹³⁹³ Ebda., S. 2.

¹³⁹⁴ Ebda., S. 2f.

¹³⁹⁵ Die Verzögerungen können mit den in dieser Zeit laufenden Verhandlungen um Wiedergutmachungsleistungen in Verbindung stehen, die Ende der sechziger Jahre in der BRD zum Abschluss gekommen zu sein schienen und das Ende der Nachkriegszeit einläuteten. Mit Lockerung der Ostpolitik und einer verstärkten Ausreise jüdischer Menschen aus der Sowjetunion, wurden die Verhandlungen neu belebt. Werner Nachmann (1925–1988), ab 1969 Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, spielte hierbei eine wichtige Rolle bei der Stärkung der Funktion des Zentralrates. Nach dem Tod Nachmanns wurden persönliche Verfehlungen im Umgang mit Wiedergutmachungsgeldern bekannt, die letztlich nicht aufgeklärt werden konnten. Dem zurückhaltenden Umgang seitens der Presse mit diesen Enthüllungen wird zugeschrieben, dass der Vorgang keine antisemitischen Reaktionen hervorrief, sondern als persönliche Verfehlung behandelt wurde. Vgl. Goschler, Constantin/Kauders, Anthony: Positionierungen. In: Brenner 2012, S. 295–378, bes.: S. 336–340.

von seiten des bad./württ. Finanzministerium schriftlich daraufhingewiesen wurde, dass mit dem in Frage stehenden Grundstück [...] zu Gunsten der Jüdischen Gemeinde in absehbarer Zeit nicht zu rechnen sei, da die Verhandlungen mit Bonn auf Schwierigkeiten stossen.¹³⁹⁶

Daraufhin schreibt er am 18.12.1963 an den Justizminister Baden-Württembergs, Wolfgang Hausmann, dass er „den Eindruck [habe], dass diese Angelegenheit so langsam einen unangenehmen, politischen Beigeschmack erhält [...] [und], dass man diese Dinge unter keinen Umständen treiben lassen darf.“¹³⁹⁷

Weitere drei Jahre später, nun also mehr als zehn Jahre nach Beginn der Planungen, schreibt Werner Nachmann an den Kultusminister Baden-Württembergs, dass die Gemeinde mit Hilfe der Stadt zu einem günstigen Grundstück gelangt sei, und sendet Planungsunterlagen sowie einen Kostenvoranschlag mit. Nachmann schreibt sehr zurückhaltend, dieses Schreiben stelle „zunächst einmal lediglich eine Diskussionsgrundlage dar[...]. So ist es von Seiten der Jüdischen Gemeinde Karlsruhe [...] gedacht.“¹³⁹⁸ Im März 1966 scheint der Bau einer neuen Synagoge endgültig beschlossen, auch wenn im Mai 1967 seitens des Finanzministeriums die Finanzierung erneut infrage gestellt wird.¹³⁹⁹ Im Juli 1967 schreibt das Finanzministerium an den Oberbürgermeister Karlsruhes, dass weiterhin geprüft werde, ob Wiedergutmachungsmittel zur Verfügung stehen werden.¹⁴⁰⁰ Die Problematik der Finanzierung eines Synagogenneubaus zieht sich bis 1972 – also fast 20 Jahre – hin, wechselweise wird das Thema seitens der Kommune oder des Landes erörtert. Insbesondere die Fragestellung, inwieweit Mittel, die im Rahmen von Wiedergutmachungsleistungen an die Jewish Trust Corporation JTC und Jewish Restitution Successor Organization IRSO gezahlt wurden, in die Finanzierung miteingerechnet werden können, wurde seitens des Landes Baden-Württemberg immer wieder aufgeworfen.¹⁴⁰¹ Werner Nachmann merkt in einem Schreiben an den Finanzminister Robert Gleichauf an, dass es auch im „politischen Interesse wäre, wenn man Neubauten von Synagogen [...] nicht immer nur mit den Gesetzen der Wiedergutmachung in Verbindung bringt“.¹⁴⁰²

Ein Informationsschreiben des Dezernates I im Oktober 1968 beschreibt eine letztendliche Klärung der Grundstücksübergabe an die Gemeinde als „die letzten Schriftstücke in einer langen Kette von Bemühungen, Besprechungen und Korrespondenzen.“¹⁴⁰³ Es wird angemerkt, dass die „moralischen Verpflichtungen in vorliegendem Falle weit über allen rechtlichen Fragen

¹³⁹⁶ Schreiben an den Justizminister Dr. Wolfgang Hausmann/Stuttgart/Justizministerium vom 18.12.1963, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹³⁹⁷ Ebda.

¹³⁹⁸ Schreiben Werner Nachmanns an den Kultusminister Wilhelm Hahn vom 01.03.1966, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹³⁹⁹ Anruf des Ministerialdirigenten Dr. Kirchner, Finanzministerium, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁰⁰ Schreiben des Justizministeriums an den Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe vom 03.07.1967, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁰¹ „Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums; Architektenhonorar Dr.-Ing. Backhaus + Brosinsky“ sowie „Jüdisches Gemeindezentrum; Finanzierung + Mittelbewilligung“ beide vom 20. 01.1972, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁰² Schreiben Werner Nachmanns an den Finanzminister Robert Gleichauf, den Bauplatz der Synagoge betreffend, vom 28.10.1968, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁰³ Schreiben an an die Landtagsabgeordnete Hanne Landgraf, die Landtagsabgeordneten Hermann Veit, Traugott Bender und Oberbürgermeister Otto Dullenkopf, „Betr. Bauplatz für den Neubau einer Synagoge“ vom 31.10.1968, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

stehen“,¹⁴⁰⁴ aber auch, dass für die Bereitstellung von Finanzmitteln für den Synagogenneubau durch den Karlsruher Gemeinderat „rechtlich wohl auch kaum eine Verpflichtung“¹⁴⁰⁵ bestünde.

Erst als die Gemeinde ihre Immobilien in der Herrenstraße und Kriegsstraße verkauft und sich mit insgesamt 400.000,00 DM an der Finanzierung beteiligt, ist die Gesamtfinanzierung, die sich auf 2,4 Mio. DM beläuft, gesichert. Das Finanzministerium des Landes Baden-Württemberg beteiligte sich am Bau des Gemeindezentrums durch Überlassung des Grundstücks, das mit einem Wert von 151.875,00 DM beziffert wurde.

Am Beispiel Karlsruhe wird deutlich, wie die an IRSO und JTC gezahlten Wiedergutmachungsleistungen durch die Länder die Bauvorgänge in den jeweiligen neugegründeten Gemeinden verhinderten. Ein Argument des Finanzministeriums, den Bau in Karlsruhe betreffend, lautete,

daß das Land weitere Leistungen für ähnliche Zwecke in den badischen Landesteilen nicht mehr zu erbringen hat, nachdem die Israelitische Religionsgemeinschaft Badens für alle Ansprüche auf Grund von Schäden, die den früheren jüdischen Gemeinden in Nord- und Südbaden entstanden sind [...] endgültig abgefunden worden ist.¹⁴⁰⁶

Denn das Finanzministerium verrechnete die bei Globalverträgen gezahlten Summen von 1,5 Mio. DM an die IRSO im Jahr 1951/52, den Betrag von 2,5 Mio. DM an die JTC im Jahr 1958 sowie den „Vergleich zwischen Oberrat der Israeliten Badens und den jüdischen Gemeinden Baden-Baden, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim einerseits und dem Land Baden-Württemberg [...] andererseits vom 22.12.1967 mit einem Betrag von 4,5 Mio. DM“¹⁴⁰⁷ miteinander.

Doch nicht nur die frühe Bauplatzdiskussion und die Finanzierung erwiesen sich als schwierig. Nachdem beschlossen worden war, dass das Jüdische Gemeindezentrum an der Knielinger Allee im Staatswald erbaut werden sollte, klagten Anwohner der angrenzenden Erzbergerstraße gegen den Bau.¹⁴⁰⁸ Das Grundstück befindet sich zwischen Erzbergerstraße, Knielinger Allee und Adenauerring. Der Adenauerring als äußerer Halbkreis der radial angelegten Wege- und Straßenführung um das Karlsruher Schloss und seine barocke Ringanlage, trennt das Synagogengrundstück vom Innenstadtbereich. Eingebettet in das Waldstück befinden sich in weiterer Nähe die Mehrfamilienhäuser der Erzbergerstraße, ohne jedoch direkt an die Synagoge

¹⁴⁰⁴ „Betr. Bauplatz für den Neubau einer Synagoge“ vom 31.10.1968, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁰⁵ Ebd.

¹⁴⁰⁶ „Offenlage 15.1.1969“ hinsichtlich der Finanzierung des Jüdischen Gemeindezentrums vom 20.01.1972, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁰⁷ Ebd., S. 2.

¹⁴⁰⁸ Aktenvermerk über die Zusammenkunft im Hotel Handelshof am 01.07.1968, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2. Der Schilderung des Abends nach stand „die Mehrzahl der Anwesenden diesem Bauvorhaben aufgeschlossen gegenüber.“ Zitat: ebd., S. 2.

zu grenzen. Die Klagen der Anwohner¹⁴⁰⁹ wurden abgewiesen.¹⁴¹⁰ Die Anwohner sprachen davon, dass bei

der Errichtung der Wohnblöcke in Form von Eigentumswohnungen an der Erzbergerstraße im Jahr 1950 [...] [davon ausgegangen wurde], daß hier in ruhiger Wohnlage ein Gebiet erschlossen wird, [und dass] das auch für die weitere Zukunft ein ruhiger Wohnbereich bleiben sollte.¹⁴¹¹

Mit dieser Formulierung schließen die Anwohner an antisemitische Vorurteile hinsichtlich des jüdischen Gottesdienstes an und bedienen stereotype Vorurteile hinsichtlich eines Mangels an „Andacht und Ordnung“¹⁴¹² jüdischer Gottesdienste, wie sie durchgängig in Ablehnungen von Synagogenbauten geäußert wurden.

Die unterschiedlich begründeten Einwendungen der Einsprecher gipfeln übereinstimmend in der Forderung, dem Bauvorhaben an seinem jetzt geplanten Standort die baurechtliche Genehmigung zu versagen. Dieser Forderung kann aus rechtlichen und sachlichen Gründen nicht entsprochen werden. Die Einsprüche werden daher als unbegründet zurückgewiesen. [...] [E]ine Beeinträchtigung der Nachbarn bzw. der Angrenzer durch das Vorhaben ist nicht ersichtlich.¹⁴¹³

Aus der schriftlichen Begründung der Absage geht außerdem hervor, dass die Vorlage, gegen die die Anwohner geklagt haben, bereits einmal zugunsten der Anwohner geändert worden war, der also hier beklagte Entwurf in seinem Volumen bereits ein Entgegenkommen bedeutete:

Dem Bauordnungsamt lag bereits vor etwa einem Jahr ein Bauantrag der Jüdischen Gemeinde zur Bebauung dieses Geländes vor. Dieser Bauantrag wies gegenüber dem jetzt vorliegenden ein erheblich größeres Bauvolumen auf und stellte auch im Hinblick auf die anschließende Wohnbebauung keine vollauf befriedigende Lösung dar, da der geplante Baukörper mit seiner gesamten Länge von ca. 55,00 m den angrenzenden Grundstücken zugewandt war. Im Interesse der Angrenzer bzw. Nachbarn hat das Bauordnungsamt die Bauherrschaft veranlaßt, eine Neuplanung durchzuführen, die jegliche Beeinträchtigung der Nachbarschaft ausschließt.¹⁴¹⁴

Schließlich fand am 24.01.1969 der erste Spatenstich statt, zu dem Oberbürgermeister Günther Klotz einlud. Das städtische Hauptamt wurde damit beauftragt, die notwendigen Vorbereitungen

¹⁴⁰⁹ Befürchtungen waren, dass durch die Gottesdienstbesucher der Verkehr sich erhöhe, keine Parkplätze mehr zur Verfügung stünden, dass die Anwohner an einer Durchfahrtsstraße leben würden und der ruhige Wohncharakter der Häuser gestört werde. Außerdem wolle man die Gottesdienstbesucher selber davor schützen, am Samstag durch spielende Kinder gestört zu werden, vgl: Protokollnotiz über die Versammlung der Anlieger für den geplanten Neubau der Synagoge vom 08.07.1968, S. 3, in: Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt: Baugrundstück K'he-Hardt, Lagerbuch-Nr. 5562. Bauvorhaben: Neubau eines Jüdischen Gemeindezentrums. Bauherr: Jüdische Gemeinde Karlsruhe Kriegsstr. 154, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹⁰ Aktenvermerk vom 12.02.1969: Nachdem die Baugenehmigung der Verwaltungsgerichtsordnung für vollziehbar erklärt wurde, stellte der „Angrenzer Prof.Dr.-Ing. Vosberg [...] beim Verwaltungsgericht Karlsruhe den Antrag, die aufschiebende Wirkung des Widerspruchs [...] wiederherzustellen. Dieser Antrag wurde vom Verwaltungsgericht [...] abgelehnt.“, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2. Letztlich klagten neun Anwohner und die Sparkassen-Wohnbau Baden-Pfalz GGmbH, Karlsruhe: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹¹ Karl Salow: Protokollnotiz über die Versammlung der Anlieger. Karlsruhe 08.07.1968, in: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹² Hammer-Schenk 1981, S. 125. Vgl. die Schilderung der Planungen für die Synagoge in Berlin-Heidereutergasse im Jahr 1708: „Der Neubau wurde dadurch verzögert, daß ein Grundstück wieder aufgegeben werden mußte, weil die nahe gelegene christliche Gemeinde das «Geschrei und Lärmen» der Juden fürchtete.“ Ebd., S. 31. Ebenso die Klagen gegen den Synagogenneubau in München und Würzburg, ebd., S. 69f.

¹⁴¹³ Anlage II zur Baugenehmigung Bautagebuch-Nr. 639/68. In: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹⁴ Ebd., S. 2.

zu treffen und die Einladungen zur „Feier anlässlich des ersten Spatenstichs zur Errichtung einer Synagoge“ zu versenden.¹⁴¹⁵

Bei der Zusammenstellung der Einladungsliste ist folgender Personenkreis zu berücksichtigen: alle Bürgermeister, Regierungspräsident Dr. Munzinger, die Fraktionsvorsitzenden, Stadtkämmerer Dr. Seiler, Hauptamt, Baudirektor Tietze, BOA, Baudirektor Beller, Stadtplanungsamt, Baudirektor Stephan, HBA, Vermessungsdirektor Schilling, VLA, Pol. Präs. Dr. Scholz, die Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche, 12 Vertreter der jüdischen Gemeinde, Presse, Rundfunk, Fernsehen, Presseamt sowie Architekten und Vertreter der Baufirmen nach Absprache mit Herrn Dr. Ing. Brosinsky.¹⁴¹⁶

Gemäß dieser Aufzählung stehen die namenlosen Mitglieder der Jüdischen Gemeinde auf Platz 11 der Liste, mengenmäßig in deutlicher Unterzahl. Der Oberrat der Israeliten Badens hat dann in einem Schreiben an den Oberbürgermeister die Anzahl der ihrerseits Einzuladenden auf 33 Personen erhöht, unter anderem wurden zwei Commanding Officer der in Karlsruhe stationierten Amerikaner eingeladen,¹⁴¹⁷ denn die Synagoge liegt im „Amerikanischen Viertel“ Karlsruhes, wo zum Zeitpunkt der Bebauung die Kasernen und Offiziershäuser sowie der Flughafen der US-Armee lagen. Diese Nähe kann ein Grund für die Wahl des Grundstücks und für die Zustimmung seitens der Jüdischen Gemeinde gewesen sein: Das sogenannte Paul-Revere-Village in der Karlsruher Nordstadt war von 1950–55 ein frühes Hauptwerk der Architekten Backhaus & Brosinsky, mit dem sich das Architekturbüro einen Namen innerhalb Karlsruhes erarbeitete. So fand auch die im Anschluss an den ersten Spatenstich stattfindende Feier im US-Offizierskasino statt.¹⁴¹⁸ Eine genaue Begründung, warum die Wahl auf Backhaus und Brosinsky fiel, ist nicht dokumentiert. Erkennbar ist jedoch, dass der Bau der Synagoge, nachdem alle Hindernisse im Vorfeld ausgeräumt worden waren, und die Synagoge selbst, in das Zentrum der Reputation der Stadt rücken.

18.5 Architektenwahl

Bereits 1959 war die Rede davon, dass man gemeinsam mit Baudirektor Helmuth Stephan nach Straßburg fahren wollte, um die dort 1954 geweihte Synagoge zu besichtigen.¹⁴¹⁹ Und schon im Schreiben an den Kultusminister aus dem Jahr 1966 berichtet Werner Nachmann, dass von der Gemeinde ein Architekt beauftragt worden sei, der einen Vorentwurf erstellt habe, und dass das Städt. Hochbauamt dazu einen Kostenvoranschlag machen würde,¹⁴²⁰ auch um die Kosten auf

¹⁴¹⁵ BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹⁶ „Feier anlässlich des ersten Spatenstichs zur Errichtung einer Synagoge am 24.1.1969, in: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹⁷ Schreiben des Oberrates der Israeliten Badens an Oberbürgermeister Klotz vom 13.01.1969, in: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴¹⁸ Einladung zur Feier des ersten Spatenstichs am 24.01.1968 mit anschließendem Umtrunk, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴¹⁹ Schreiben des OB Klotz an den Oberrat der Israeliten Badens vom 14.07.1959, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴²⁰ Schreiben Werner Nachmanns an den Kultusminister Wilhelm Hahn vom 01.03.1966, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

2,4 Mio. DM zu senken.¹⁴²¹ Zu diesem Vorgang lassen sich Pläne im Archiv für Architektur und Ingenieurbau SAAI in Karlsruhe finden, das den Nachlass des Architekturbüro Backhaus und Brosinsky aufbewahrt. Hier befinden sich Pläne eines Mannheimer Architekten ohne Namensnennung aus dem Jahr 1965 [Abb. 586, 587].

Nachdem 1968 dann die Finanzierung gesichert scheint, muss das Hochbauamt die vorgelegten Pläne überarbeiten.¹⁴²² Die Badischen Neuen Nachrichten berichten im Januar 1968: „Jüdische Gemeinde erhält eine Synagoge“,¹⁴²³ und stellen einen Entwurf der Synagoge mit einer vom Hochbauamt angefertigten Planskizze vor [Abb. 561]. Dieser Entwurf unterscheidet sich vom Entwurf Backhaus' & Brosinkys. Während Nachmann davon schreibt, dass die Jüdische Gemeinde einen (namentlich genannten) Architekten gefunden hat, ist im weiteren Verlauf zunehmend das Hochbauamt federführend im Planungsverfahren. Zu Beginn ist von einer Umplanung die Rede¹⁴²⁴, später heißt es, dass als „Anfangsleistung der Stadt [...] Vorentwürfe für den Neubau vom Hochbauamt übernommen“¹⁴²⁵ wurden, auch ist nun von Kosten in Höhe von 1,4 Mio. DM die Rede.¹⁴²⁶ Zu diesem Planungsvorgang finden sich ebenfalls Pläne im SAAI, die zeigen, wie weit der Vorgang gediehen war. Schließlich ist aber zur

Entlastung des Hochbauamtes und auf Wunsch der Jüdischen Gemeinde [...] beabsichtig, mit dem Bau der Synagoge das Architekturbüro Backhaus & Brosinsky zu beauftragen, da das Hochbauamt infolge der zahlreichen noch im Bau befindlichen stadt eigenen Objekte das notwendige technische Personal zum Bau der Synagoge nicht zur Verfügung hat.¹⁴²⁷

So wird Mai 1968 im Amtsblatt des Stadtkreises Karlsruhe erstmalig ein Modell der Architekten Backhaus & Brosinsky publiziert, das dem letztlich ausgeführten Bau entspricht.¹⁴²⁸ Das Hochbauamt wurde am 07.05.1968 vom Gemeinderat ermächtigt, die Verträge mit dem Architekturbüro abzuschließen.¹⁴²⁹ Der im Hochbauamt vorliegende Bauantrag ist auf den 29.05.1968 datiert, der erste Spatenstich war bereits am 24.01.1968, und zu diesem Zeitpunkt werden endgültige Pläne vorgelegen haben.¹⁴³⁰ Im Rahmen der Anwohnerklagen ist von einem bereits 1967 gestellten Bauantrag mit Entwürfen die Sprache, der zugunsten der Anwohner verändert worden ist.¹⁴³¹ Der Vorgang der Planung lag komplett in der Verantwortung der Auftraggeberin, der Stadt Karlsruhe. Wer der 1966 von Nachmann angesprochene Architekt war,

¹⁴²¹ Antwortschreiben des OB Klotz an Werner Nachmann vom 19.01.1968 auf dessen Anfrage vom 15.01.1968, wann das „Bauamt mit dem ersten Spatenstich rechnet.“, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴²² Schreiben an den Kultusminister Wilhelm Hahn, wahrscheinlich von OB Günther Klotz [Unterschrift unleserlich], vom 01.03.1966, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴²³ BNN, Nr. 23/Samstag, 27. Januar 1968, o.S. in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹⁴²⁴ Vorlage des Sekr.Dez.I vom 05.04.1968, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴²⁵ Tagesordnung Öffentliche Sitzung zum Außerordentlichen Haushaltsplan 1968; hier; Bereitstellung von Mitteln für den Neubau einer Synagoge in Karlsruhe vom 07.05.1968, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴²⁶ Tagesordnung Öffentliche Sitzung zum Außerordentlichen Haushaltsplan 1968; hier; Bereitstellung von Mitteln für den Neubau einer Synagoge in Karlsruhe vom 07.05.1968, in: StAK, Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2. und Amtsblatt für den Stadtkreis Karlsruhe, Nr. 19/ 10. Mai 1968, S. 2. StAK Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴²⁷ Amtsblatt für den Stadtkreis Karlsruhe, Nr. 19/ 10. Mai 1968, S. 2, in: StAK Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2, S.2.

¹⁴²⁸ Amtsblatt Nr. 19/1968, S. 3.

¹⁴²⁹ „Niederschrift der 45. Sitzung des Gemeinderates am 07. Mai 1968 [...] im Bürgersaal des Rathauses unter dem Vorsitz von Oberbürgermeister G. Klotz.“, in: StAK Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴³⁰ Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt: Baugrundstück K'he-Hardt, Lagerbuch-Nr. 5562. Bauvorhaben: Neubau eines Jüdischen Gemeindezentrums. Bauherr: Jüdische Gemeinde Karlsruhe Kriegsstr. 154, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴³¹ Anlage II zur Baugenehmigung Bautagebuch-Nr. 639/68, in: BAO, Bautagebuch-Nr. 639/68.

dessen Pläne dem Bauaufsichtsamt vorgelegt wurden, ist unklar. Es finden sich Pläne mit der Ortsangabe Mannheim und einer unleserlichen Unterschrift.

In einem Schreiben vom 20.01.1972 über den Abrechnungsverlauf der Architektenhonorare heißt es, dass die „vom Hochbauamt seit 1966 angefertigten Entwürfe [...] hinfällig geworden“¹⁴³² waren. Bis zum Bauantrag vom 29.05.1968 von Hermann Backhaus und Harro Wolf Brosinsky¹⁴³³ tauchen in den Unterlagen keine weiteren namentlich benannten Architekten auf.

Jedoch sind alle Unterlagen und Pläne, wenn auch mit Briefkopf des gemeinsamen Büros ausgestattet, von Harro Brosinsky unterzeichnet.¹⁴³⁴ Es findet sich die Unterschrift von Hermann Backhaus lediglich in einem Schreiben an den Oberbürgermeister, in dem auf eine Veröffentlichung der Synagogenplanung hingewiesen wird.¹⁴³⁵ Harro Brosinsky ist es auch, der mit dem Städtischen Hochbauamt die Leistungsvereinbarungen abgeschlossen hat,¹⁴³⁶ und Brosinsky ist es, der Oberbürgermeister Otto Dullenkopf den Schlüssel anlässlich der Synagogenweihe übergibt [Abb. 568] – bevor dieser dann den Schlüssel „dem Hausherrn Präsident Werner Nachmann“¹⁴³⁷ überreicht. Das Architekturbüro Backhaus & Brosinsky wurde 1950 von Hermann Backhaus und Harro Wolf Brosinsky gegründet. Neben der Synagoge in Karlsruhe wurde auch die Synagoge in Freiburg i.Br. durch das Architekturbüro errichtet. Die Planungen dazu begannen bereits während der Bauphase der Karlsruher Synagoge, im Jahr 1970, eingeweiht wurde die Synagoge allerdings erst 1987.¹⁴³⁸ Und so, wie in anderen Städten – Düsseldorf, Wiesbaden – Architekten für den Synagogenbau in die Auswahl gezogen wurden, die Erfahrung in der Kinoarchitektur hatten, haben Backhaus und Brosinsky im Anschluss an die Bauten im Paul-Revere-Village das Südwestrundfunkstudio mit Nebengebäuden von 1956–60 in Karlsruhe gebaut. Die Herausforderung hierbei bestand darin, „den Neubau aus der geschlossenen Reihenhausbebauung herauszulösen und als Einzelbaukörper zu entwickeln.“¹⁴³⁹ Hinsichtlich der Karlsruher Synagoge kann Harro Brosinsky als eigentlicher Architekt des Architekturbüros Backhaus & Brosinsky für das Jüdische Gemeindezentrum benannt werden.

18.6 Baubeschreibung

Das Jüdische Gemeindezentrum Karlsruhe liegt an der Knielinger Allee 11. Von der Straße zurückgezogen, hinter einer Rasenfläche und von Baumbestand flankiert, präsentiert sich

¹⁴³² An das Dez. I über Dez. IV.: Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums: Architektenhonorar Dr.-Ing. Backhaus + Brosinsky vom 20.01.1972. Unterzeichnet von Stephan und Wandelmaier, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴³³ Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt: Baugrundstück K'he-Hardt, Lagerbuch-Nr. 5562. Bauvorhaben: Neubau eines Jüdischen Gemeindezentrums. Bauherr: Jüdische Gemeinde Karlsruhe Kriegsstr. 154, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴³⁴ BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴³⁵ Schreiben der Architekten an OB Günther Klotz über eine Publikation in der Zeitschrift Baumeister vom 04.02.1969, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴³⁶ An das Dez. I über Dez. IV.: Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums: Architektenhonorar Dr.-Ing. Backhaus + Brosinsky vom 20.01.1972. Unterzeichnet von Stephan und Wandelmaier, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴³⁷ Neuer Mittelpunkt religiösen Lebens. Synagoge und jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe feierlich eingeweiht, in: BNN 05.07.1971, o.S., in: StAK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹⁴³⁸ Saai, Archiv für Architektur und Ingenieurbau: Backhaus und Brosinsky (gegr. 1950), URL: <https://www.saai.kit.edu/bestand/backhaus-brosinsky.php> (Zugriff 27.06.2022).

¹⁴³⁹ Baumeister, 54 (1957), S. 545–549, S. 545.

zunächst ein querliegender Rechteckbau [Abb. 551]. Über eine Freitreppe gelangt man in das Foyer des 12 x 36 m großen Gebäudes, in dem die Verwaltungsräume untergebracht sind [Abb. 553]. Der gelb-rot verkleinerte Bau ist zur Straßenseite ein Parterregeschoss, eingeschossig mit halb verdeckten Kellerräumen, auf der Rückseite liegt das Untergeschoss frei [Abb. 552]. Hinter dem rechteckigen Profanbau liegt die eigentliche Synagoge, die das Profangebäude zwar an Höhe überragt, von der Straße jedoch kaum zu sehen und zu erkennen ist. Auch vom daran vorbeiführenden Adenauer-Ring aus ist die Synagoge nicht zu sehen, da sie in den „Staatswald Karlsruhe Hardt, Distr. I Bannwald – kleine[r] Exerzierplatz“¹⁴⁴⁰ eingebettet ist und versteckt liegt [Abb. 562]. Ein Waldstreifen mit einer Breite von 50m zum Adenauer-Ring sowie die gesamte Waldfläche ist als öffentliche Grünfläche deklariert und sollte der Öffentlichkeit auch nach der Bebauung als Grünanlage zugänglich sein.¹⁴⁴¹ Der Breite des Profanbaus, 36m, entspricht die Bautiefe des Gemeindezentrums: Tiefe des Profanbaus, Verbindungsgang und Synagogenkörper betragen insgesamt gleichfalls 36m [Abb. 563, 564]. Die Tiefe des Hexagons des Synagogenkörpers beträgt an seiner zweiseitigen Seite 19m.

Der Synagogenkorpus ist im Untergeschoss sechseckig, von außen ragen an den Ecken sechs Betonstreben hervor. Das Dach des Gebäudes springt zwischen den Streben zurück [Abb. 552], sodass die äußere Dachform einen Davidstern bildet, der nur in der Aufsicht eindeutig zu erkennen ist [Abb. 31, 567]. Das Dach ist zur Mitte hin leicht ansteigend. Unterhalb des Daches verläuft ein schmales Fensterband. Die Seitenwände des Gebäudes sind zwischen Dach und Sockelgeschoss gefaltet, um den Übergang von Davidstern und Sechseck zu bilden: jede Seitenwand des Synagogenraums ist in sich zweifach gekippt. Die Betonstreben sowie die Seitenwände des Daches oberhalb des Fensterbandes sind weiß, die Wandflächen bestehen aus Kieselbeton. Der Synagogenraum ruht auf dem Untergeschoss und überragt dieses. Die Geschosshöhe der Synagoge ruht deutlich erkennbar auf einem sechseckigen Betonfundament [Abb. 552, 563, 564], das den darunter liegenden Gemeindesaal überragt. Die seitlich aufragenden Betonstreben stehen ohne Verbindung hervor, sodass die Synagoge selbst ein auf Betonstreben ruhender Baukörper ist, dem ein weiterer Raum untergeschoben zu sein scheint [Abb. 565].

Man betritt das Jüdische Gemeindezentrum über die überdachte Freitreppe und gelangt in das quadratische Foyer. Die westliche und östliche Seitenwand des Foyers sind holzverkleidet und der Boden travertingedeckt, dem Eingang gegenüber liegt eine Treppe [Abb. 553]. Diese führt sowohl über acht Stufen hinauf in einen Zwischengang zur Synagoge als auch in das Untergeschoss. Im Untergeschoss befindet sich – unter dem Synagogenraum – ein Gemeindesaal mit Bühne [Abb. 560]. Der Saal ist ein sechseckiger Raum, zwei dieser sechs Seiten sind bodentief durchfenstert [Abb. 552], der Raum ist mit Parkettboden ausgelegt. Weiterhin befinden sich im Untergeschoss des Rechteckgebäudes zwei Küchen, eine milchige und eine für Fleischzubereitung, Sanitärräume, ein Clubraum sowie Teile einer Wohnung. Der

¹⁴⁴⁰ Bebauungsplan, in: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴⁴¹ Anlage II zur Baugenehmigung Bautagebuch-Nr. 639/68, in: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68.

Clubraum, ein kleiner Saal, ist, da auf der Rückseite des Gebäudes gelegen, wie der Gemeindesaal ebenerdig [Abb. 563].

Im Erdgeschoss gelangt man vom Foyer in den Gebäudetrakt mit Büros, Schulklassen und einem Sitzungszimmer. Am östlichen Ende des Gebäudes befindet sich eine Wohnung, die jedoch weder im Erdgeschoss noch im Untergeschoss vom Gemeindezentrum aus betreten werden kann.

Der Verbindungsgang zwischen Gemeindehaus und Synagoge ist ein Glasriegel [Abb. 553], mit bodentiefen Fenstern auf beiden Geschosshöhen [Abb. 559]. Im Kellergeschoss ist der Boden, wie im Foyer, mit Naturstein belegt, im Obergeschoss, vor der Synagoge, liegt blauer Teppich; in diesem Synagogenvorraum befinden sich Garderobenständler. Die Wand und der zweiflügelige Eingang zur Synagoge sind mit Holz verkleidet.

Betritt man die Synagoge durch die schlichte Holztür, gelangt man in einen ganz mit Holz ausgekleideten Innenraum [Abb. 555]. Die Bodenebene des Raumes ist, ebenso wie der darunter liegende Gemeindesaal, sechseckig. Direkt vom Boden an erheben sich jedoch die Seitenwände, die teils in den Raum ragen, und falten sich nach außen [Abb. 554]. Oberhalb des Raumes verläuft das Fensterband. Das Dach wird von waagerechten Betonbindern getragen, die einen Davidstern bilden [Abb. 556, 557]. Das Hexagon, das sie mittig bilden, hat zentral ein Oberlicht, das ebenfalls sechseckig ist. Wände und Decke sind – bis auf den schmalen Fensterstreifen und die weißen Betonbinder – mit schmalen Holzlamellen einheitlich verkleidet. Der Farbton des Holzes harmoniert mit den rot-gelben Außenklinkern des Gemeindehauses [Abb. 551]. Der Boden der Synagoge ist mit blauem Teppich ausgelegt (es handelt sich hier um den gleichen Boden wie im Garderobebereich). Der Zentralraum wird durch den Toraschrein in einer der Ecken des Hexagons nach Osten ausgerichtet, der Toraschrein ragt aus der Ecke heraus und bildet eine kleine Kammer [Abb. 554]. Über zwei Stufen gelangt man auf ein Podest, auf dem Toraschrein und Almemor stehen, und das Podest ragt in den Raum hinein. An vier Seiten des Raumes, vor dem Podest schräg stehend gruppiert, befinden sich die Sitzreihen. Ebenfalls auf einem kleinen Podest, über zwei Stufen betretbar, sind die Frauensitze im hinteren Bereich der Synagoge untergebracht [Abb. 555, 558]. Durch zwei halbhohe Holztüren zu betreten, besitzt der Frauenbereich eine im unteren Bereich geöffnete, auf Höhe der Sitze mit einer kleinen Wandfläche geschlossene und einem darüber verlaufenden Band an Davidsternen angedeutete Vergitterung. Auch wenn es keine Frauempore ist und keine ganze Abtrennung, ist der Frauensitzbereich deutlich separiert. Eine Erhöhung der Abtrennung des Frauenbereichs soll erst nach der Fertigstellung der Synagoge und nach der ersten Nutzung stattgefunden haben, Abbildungen des vorherigen Zustands lassen sich nicht finden.

Licht erhält der gesamte Raum durch das rundum verlaufende Fensterband, das Okulusfenster sowie Leuchtröhren, die entlang der Betonbinder angebracht sind und den Davidstern betonen. Beide Fensterelemente haben eine Buntfensterverglasung: Während das Fensterband unregelmäßige, abstrakte Glasfelder hat [Abb. 556], ist dem Deckenfenster ein Davidstern eingelegt.

18.7 Vorpläne – Vorbilder – Einordnung

Im Nachlass der Architekten Backhaus und Brosninsky finden sich auch die Vorentwürfe zum Bauvorgang des Karlsruher jüdischen Gemeindezentrums, bevor Backhaus und Brosninsky beauftragt wurden. Ein erster Plan vom März 1964 [Abb. 592] zeigt einen Entwurf, der unter der Leitung von Stadtbaudirektor Max Beller gezeichnet wurde. Zwei hintereinander gestaffelten Baukörper, die von einem Zwischengebäude verbunden sind. An der Südseite schließt sich ein Hof an, der mit „Laubhütten“ beschriftet ist.

Weitere Pläne sind auf den Januar 1965 datiert. Hier ist ein jüdisches Gemeindezentrum zu sehen, das aus verschiedenen Baukörpern besteht, die von der Knielinger Allee her betreten werden. [Abb. 586] Die gesamte Anlage liegt in einem angedeuteten Halbkreis von Süd nach Nord hintereinander gestaffelt. Dadurch erhalten die Gebäudeteile eine Trapezform. Vor dem Synagogenkörper liegt das Gemeindezentrum mit Büros und Unterrichtsräumen und einem sich dahinter anschließenden Gemeindesaal. Zwischen Gemeindesaal und Synagoge liegen ein Clubraum sowie ein Rabbinerzimmer. Die Synagoge ist ein zweigeschossig aufragender Baukörper, der lediglich über ein schmales Fensterband unter der Dachtraufe Tageslicht erhält. [Abb. 587] An der Ostseite ist der Synagogenbau schmaler an der Westseite, der Raumabschluss an der Westwand ist geschwungen. Gemeindezentrum mit integrierter Synagoge wird von Gebäuden umfassen, die eine unterschiedliche Geschosshöhe aufweisen. Hinter dem Gemeindezentrum, durch einen Gartenhof verbunden, schließt sich ein Appartementhaus an. Auf allen Plänen, die mit „Mannheim, Jan 65“ bezeichnet sind, findet sich zwar eine Unterschrift, aber kein ausgeschriebener Name, so dass die Entwürfe nicht zuzuordnen sind.¹⁴⁴² [Abb. 587]

Die Badischen Neuen Nachrichten, die am 27.01.1968 ankündigten, dass die Jüdische Gemeinde eine Synagoge erhält – nach „30 Jahren geduldigen Wartens“¹⁴⁴³ –, stellten eine Skizze des Synagogenentwurfs von der Nordansicht vor, der Ansicht, die von der Knielinger Allee aus zu sehen ist [Abb. 561]. Die Skizze, deren Herkunft in der Zeitung mit „Städt. Hochbauamt“ versehen ist, zeigt eine symmetrische Anlage eines niedrigen Profanbaus, hinter dem sich ein aufragender Sakralbau zeigt. Die Pläne zu diesem Entwurf, die vom Stadtbauamt unter Leitung des Stadtoberbauamtes Willi Pankoke angefertigt wurden, finden sich ebenfalls im SAAI. Die Synagoge wird hier von flacheren Annexbauten umrahmt, die ein Atrium umschließen. [Abb. 594]

Der Eingangsbau hat keine Fenster, aber mittig eine gerasterte Front, die wahrscheinlich aus Glasbausteinen besteht oder der ein Betonraster vorgelegt wurde [Abb. 590]. Über eine flache Treppe ist ein schmaler, zweiflügeliger Eingang zu sehen, der durch Längsbalken gerahmt und mit einem hervorkragenden Dach bedeckt ist. Der sich dahinter befindende Sakralbau verfügt über einen querrchteckigen Grundriss, die ungegliederte, gerade Wand hat unterhalb des Daches ein Fensterband. Dach und Fensterband steigen zu den äußeren Ecken an. Die Skizze zeigt kaum Perspektiven, es ist jedoch erkennbar, dass die Ost- und die Westwand der Synagoge

¹⁴⁴² Nachfragen beim Karin M. Storch BDA, Vorsitzende der Kammergruppe Mannheim der Architektenkammer Baden-Württemberg, sowie bei Dr. Andreas Schenk, wiss. Stadthistoriker des MARCHIVUM, haben keine belegbaren Ergebnisse erbracht.

¹⁴⁴³ BNN, Nr. 23/Samstag, 27. Januar 1968, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

ähnlich gestaltet sind wie die Nordseite. Mittig des Daches ist auf der Skizze eine Art Spitzdach zu sehen, es ist jedoch nicht ersichtlich, ob Gebäudeteile vor- und zurückspringen. Dem Artikel ist zu entnehmen, dass „eine leicht und wie schwebend wirkende Schalen-Dachkonstruktion [...], die symbolisch an ein Zelt erinnern soll“,¹⁴⁴⁴ das Dach bedecken soll. Auch an anderer Stelle des Textes heißt es, der Sakralbau solle an das Zelt der Wanderung erinnern, in dem sich die Heilige Lade befand. Um den Sakralbau gruppieren sich mehrere flache Profanbauten, auch der Gemeindesaal. In Bezug auf diese flächig angeordneten Gebäudeteile findet sich der Hinweis, dass dem Bauordnungsamt zu Beginn ein Bauantrag vorgelegen hat, der im Vergleich zum ausgeführten „ein erheblich größeres Bauvolumen auf[wies]“¹⁴⁴⁵. Dieser Vorentwurf war dann zugunsten der Anwohner reduziert worden. Dem entspricht ein Plan aus dem Jahr 1967. [Abb. 591]. Zur Knielinger Allee ausgerichtet liegen zwei hintereinander gelagerte Gebäudeteile. Verbunden werden beide Bauelemente über ein Zwischengebäude. [Abb. 588, 591] Dieser Entwurf entspricht in seiner Anordnung den ersten Entwürfen von 1964. [Abb. 591, 592]. Bemerkenswert an diesen Plänen ist die auffallende Gestaltung der Synagogenfassade. [Abb. 595]. Der hier dreiseitig freistehende Baukörper ist mit plastisch hervortretenden Wandelemente verkleidet. Obwohl die Baupläne weit ausgearbeitet worden waren, stellen die Badischen Neuen Nachrichten in einem Artikel im Mai 1968 ein neues Modell des zukünftigen Jüdischen Gemeindezentrums vor – in der Form, wie es letztlich auch ausgeführt wurde. Begründet wurde die Weitergabe des Bauauftrages mit Personalmangel seitens des Bauamtes.¹⁴⁴⁶ Das Architektenbüro Backhaus & Brosinsky entschied sich für eine komplette Neuplanung von Grund auf. Dementsprechend stellten die Architekten in einer Honorarabrechnung zusätzliche Ausgaben in Rechnung, denn die „Baufaufgabe war historisch und politisch durchzuarbeiten“¹⁴⁴⁷. Da zur Bewältigung der Aufgabe „wissenschaftliche Vorarbeiten“ notwendig waren und außerdem „Reisen in den Orient und die ‚Neue Welt‘ erforderlich“¹⁴⁴⁸ wurden, erhöhte sich der Aufwand. Diese Fahrten sowie ausführliche Gespräche über Ritus und Ablauf der Gottesdienste würden eine erhöhte Leistungsabrechnung erforderlich machen. Die Erstattung dieser zusätzlichen Kosten wurde jedoch von der Stadt abgelehnt¹⁴⁴⁹:

Ohne Zweifel haben die Herren Architekten die ihnen anhand des städtischen Auftrags gebotene Gelegenheit dazu genutzt, sich im modernen Synagogenbau zu informieren. Zweifellos geschah dies aus ureigenem Interesse und zum eigenen Vorteil der Architekten. Sie haben sich durch diese Information das notwendige Rüstzeug erworben, das vielleicht eine andere Architektengruppe in die

¹⁴⁴⁴ BNN, Nr. 23/Samstag, 27. Januar 1968, o.S., in: StAK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹⁴⁴⁵ Anlage II zur Baugenehmigung Bautagebuch-Nr. 639/68. In: BAOK, Bautagebuch-Nr. 639/68, S. 2.

¹⁴⁴⁶ Amtsblatt für den Stadtkreis Karlsruhe, Nr. 19/ 10. Mai 1968, S. 2, in: StAK Aktennr. 373-212, Hauptregistratur, 373.2, S.2.

¹⁴⁴⁷ An das Dez. I über Dez. IV.: Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums: Architektenhonorar Dr.-Ing. Backhaus + Brosinsky vom 20.01.1972. Unterzeichnet von Stephan und Wandelmaier, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁴⁸ An das Dez. I über Dez. IV.: Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums: Architektenhonorar Dr.-Ing. Backhaus + Brosinsky vom 20.01.1972. Unterzeichnet von Stephan und Wandelmaier, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁴⁹ An das Dez. I über Dez. IV.: Neubau des Jüdischen Gemeindezentrums: Architektenhonorar Dr.-Ing. Backhaus + Brosinsky vom 20.01.1972. Unterzeichnet von Stephan und Wandelmaier, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

Planungen hätte einbringen können. Die Stadt kann deshalb keinesfalls den daraus entstandenen Aufwand für den von ihr finanzierten Neubau der Karlsruher Synagoge übernehmen [...].¹⁴⁵⁰

Der Hinweis des „eigenen Vorteil[s]“ der Architekten kann sich darauf beziehen, dass Backhaus und Brosinsky in der Phase der Schlussabrechnungen bereits an den Planungen der Synagoge in Freiburg beteiligt waren. In der Begründung der Architekten selbst verwundern die antiquierten Bezeichnungen „Neue Welt“ und „Orient“. Anlässlich einer Veröffentlichung des Synagogenentwurfs in der Zeitschrift *Baumeister* heißt es in einem Schreiben von Backhaus und Brosinsky an Oberbürgermeister Klotz treffender, dass „Dr. Brosinsky an einer ‚Baumeister‘-Reise nach Israel teilgenommen hat“¹⁴⁵¹. Hier wird neutral formuliert, zugleich fungiert die Aussage als die Bestätigung, dass es sich bei der Synagoge in Karlsruhe um eine Bauaufgabe von Harro Brosinsky handelte.

Was verbanden die Architekten mit dieser ältlichen Umschreibung der Reiseziele? *Neue Welt* und *Orient* wirken wie eher Begriffe des 19. Jahrhunderts, in dem sich Harro Brosinsky informiert hat, um sich Klarheit über die Geschichte der Synagogenarchitektur zu verschaffen, als dass es sich um eine Informationsreise über aktuelle Architekturströmungen gehandelt hätte. Hier wird deutlich, dass die Gleichsetzung des Judentums mit einer Religion aus alter Zeit auch Ende der 1960er-Jahre nach wie vor wirkt. Wie bereits beim Bau der Essener Synagoge 1959, im Rahmen dessen die Architekten angegeben haben, sich bei ihren Planungen durch Studien alter Synagogen Palästinas informiert zu haben, geben die Architekten hier an, den Fokus der Information im Historischen gesucht zu haben. Diese Wahrnehmung der Synagogenarchitektur – die Gleichsetzung mit alter Geschichte –, die wie ein Topos bis in die heutige Beschäftigung mit Synagogen wirkt, zeigt sich auch in der Zeitungsberichterstattung über den Bau des Jüdischen Gemeindezentrums in Karlsruhe und steht synonym für die Wahrnehmung und Einordnung jüdischer Gemeinden als Relikte einer untergegangenen Kultur. Hier erfolgte die stete Gleichsetzung der seinerzeit aktuellen jüdischen Gemeinde mit der Geschichte der Zerstörung, und hierbei schwingen Anerkennung, aber auch Distanzierung mit. Stets ist der Hinweis auf eine historische und damit entfernte Größe bestimmendes Argument. An diese Wahrnehmung schließen die Begriffe „Neue Welt“ und „Orient“ an. Bereits der Verfasser des ablehnenden Leserbriefs hatte sich 1960 in den *Badischen Neuen Nachrichten* auf den morgenländischen Stil einer Synagoge bezogen. Anhand des ausgeführten Entwurfs wird indes deutlich, dass sich Harro Brosinsky auf seinen Reisen im zeitgenössischen Synagogenbau informiert hat. Diese Erkenntnisse sind in den Entwurf eingeflossen und lassen sich eindeutig zuordnen.

¹⁴⁵⁰ Schreiben des Finanzreferates Dez.I, Unterschriftenkürzel nicht zu identifizieren, an den Präsidenten des Oberkirchenrates der Israeliten Badens Herrn Werner Nachama vom 08.02.1972, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

¹⁴⁵¹ Schreiben der Architekten an OB Günther Klotz über eine Publikation in der Zeitschrift *Baumeister* vom 04.02.1969, in: StAK, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2.

18.7.1 Sechseck und Davidstern

Die Karlsruher Synagoge von 1971 ist vorwiegend durch das gebaute Symbol des Davidsterns gekennzeichnet, das sich im Dachaufbau zeigt. Der Davidstern durchdringt das Gebäude im Ganzen und bildet den Raum als Körper. Jedoch ist erst in der Dachaufsicht eindeutig zu erkennen, dass der Davidstern in dieser Form einen Gegenpol zum kreuzförmigen Dachaufbau bildet, wie er sich in der Hochromanik im Kirchenbau entwickelt hat.¹⁴⁵² Gebildet wird das kreuzförmige Dach durch bis zum First hochgezogene Giebel, die über eine Dachlinie verbunden sind, das Dach selbst ist nicht über die Giebelhöhe erhaben. Wenn auch in gelängter Form, erhielt Weinbrenners Kirche St. Stephan in Karlsruhe, die im Krieg teilzerstört wurde, im Rahmen des Wiederaufbaus 1951–55 auf dem Glockenturm ein kreuzförmiges Dach. Brosinsky transformiert die Form des kreuzförmigen Dachaufbaus zu einem davidsternförmigen. Das Gebäude ruht mit dieser erkennbar deutlichen Dachausbildung auf einem flachen sechseckigen Grundriss, der Übergang von aufsteigenden, gefalteten Wandflächen zum Dach bildet den Synagogenraum [Abb. 555]. Der somit entstehende Zentralraum hat seiner Form nach – und die Wiederholung des Davidsterns im inneren Aufbau und mittig abschließendem Okulusfenster bestätigt dies – einen deutlichen Raummittelpunkt. Brosinsky greift diesen jedoch nicht auf, sondern er positioniert Almemor und Toraschrein in reformierter Anordnung an der Ostseite (Abb 554]. Somit zeigt sich, dass die Raumkonzeption nicht funktional bedingt ist und als Symbol fungiert.

Die Wirkung dieser im Judentum verankerten Raum- und Gebäudekonzeption wird in den Unterlagen wegen Anwohnerklagen bereits als zweifach verringert beschrieben. Eine weitere Klage wird abgelehnt; hier heißt es, dass die Planung im Bauvolumen deutlich reduziert wurde und dass „der geplante Baukörper mit seiner gesamten Länge von ca. 55,00m den angrenzenden Grundstücken“¹⁴⁵³ zugewandt war und verstellt wurde. Das ursprüngliche Bauensemble wurde offensichtlich um mehr als 12m reduziert. Die Anlage eines mehrteiligen Gemeindezentrums als „religiöses Zentrum der jüdischen Gemeinde Karlsruhe“¹⁴⁵⁴ war ursprünglich auf mehrere Profanbauten verteilt, unter anderem sollte sich der Gemeindesaal ebenfalls außerhalb der Synagoge befinden. Wäre die Synagoge ohne den Unterbau eines Gemeindesaals und nicht hinter, sondern vor die Profanbauten gestellt worden, so wäre die Sichtbarkeit eine gänzlich andere geworden. Hier hätte das Symbol des Davidsterns, frei stehend und straßenseitig deutlich sichtbar, die Möglichkeit bekommen, die Jüdische Gemeinde erkennbar zu repräsentieren. Stattdessen befinden sich Synagoge und Gemeindesaal übereinander gesetzt hinter dem Riegel des Profangebäudes. Das religiöse Zentrum wurde zu einer Staffelung von Gebäudeteilen, den Anwohnern zuliebe von der Straße zurückgezogen.

Die Synagoge an der Knielinger Straße ist nicht der einzige Sakralbau in Karlsruhe, der auf einem Sechseck errichtet wurde. Mit einer wesentlich kürzeren Planungsphase im Vergleich zur Synagoge – Beauftragung des Architekten 1961, Baubeginn 1963¹⁴⁵⁵ – wurde im Jahre 1965 die

¹⁴⁵² Binding 1987, S. 50, 52 und 176f.

¹⁴⁵³ Anlage II zur Baugenehmigung Bautagebuch-Nr. 639/68, in: BAO, Bautagebuch-Nr. 639/68.

¹⁴⁵⁴ BNN, Nr. 23/Samstag 27. Jan. 1968, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

¹⁴⁵⁵ Krüger, Jürgen: Karlsruhe. St. Johannes Baptista. Strasse der Moderne. Kirchen in Deutschland, 10/2018, URL: <https://www.strasse-der-moderne.de/kirchen/karlsruhe-st-johannes-baptista/> (Zugriff 27.06.2022).

St. Johannes Baptista des Architekten Rainer Disse geweiht [Abb. 576]. Disse wählt für seine katholische Kirche einen sechseckigen Grundriss, der beinahe fensterlose Bau wird durch schmale Fensterbänder unterhalb des Daches sowie durch Dachfenster erhellt [Abb. 577]. Das Dach wird von sieben Stützen getragen, die wie „Pilze in die Höhe streben“,¹⁴⁵⁶ und jede dieser Stützen trägt ein sechseckiges Deckenfeld. Zwischen den Deckenfeldern bilden sich Dreiecksflächen, die durchfenstert sind. Die innere Reihe von sechs Dreiecken, die sich jeweils an den äußeren Spitzen berühren, bilden einen Davidstern aus Fenstern, dessen mittiges Sechseck – gebildet durch die zentrale Raumstütze – im Gegensatz zur Synagoge verschlossen ist [Abb. 576]. Dieser katholische Kirchenbau greift die Möglichkeiten des Zentralraumes auf. Als Kontrapunkt zum geosteten Altar befindet sich in der Mitte des Raumes, nahe des zentralen Pfeilers, das Taufbecken. Die Bankreihen gruppieren sich der Raumform angepasst Richtung Osten und bilden einen Mittelgang, in dessen Mitte das Taufbecken steht. Die vormals traditionelle synagogale Raumantonomie, das Spannungsgefüge, das sich aus dem Zusammenspiel von getrennt stehendem Toraschrein und Almemor ergibt, wurde hier im Kirchenbau angewandt. Die Synagoge Brosinskys hingegen bleibt bei einer Ostorientierung. Der Sakralraum St. Johannes Baptista steht auf Stützen erhöht, unter dem Sakralraum befindet sich der Gemeindesaal [Abb. 576]. Disse Kirche wurde als Betonbau auch im Inneren mit Beton gestaltet, die Wände sind durch reliefartige, geometrische Betonfelder strukturiert. Hier unterscheidet sich die im Innenraum holzverkleidete Synagoge deutlich von St. Johannes Baptista, auch wenn es den Werkstoff Holz im Innenbau von Kirchenneubauten in diese Bauphase gegeben hat, bspw. beim Bau der Kapelle Neustadt von Hanns Hoffmann aus dem Jahr 1968 [Abb. 579] oder auch bei Disse selbst, der das Dach seiner Kirche Verklärung Christi auf dem Feldberg (1965) einseitig mit Holz verkleidet hat. Hanns Hoffmann hat die Ausbildung eines kreuzförmigen Dachs zum Raum ohne Unterbau hier sehr deutlich ausgeprägt, seine Kapelle in Sarzbüttel (1965), die Erlöserkirche in Reckenfeld (1968) und die Apostelkirche in Hamm variieren das Mittel der tiefen Dachführung zur Raumbildung. Bei diesen Konzeptionen finden sich Ähnlichkeiten zwischen christlicher und jüdischer Architektur, die von der Umsetzung des Synagogen- und Kirchenraums als Zeltmotiv herrührt. Der Gedanke eines jüdisch-christlichen Erbes findet auch seinen architektonischen Niederschlag, seit Le Corbusier in seiner Veröffentlichung „Vers Une Architecture“ das Stifts-Zelt mit seiner Einfriedung als Grundform der geometrischen Grundlagen genommen hat.¹⁴⁵⁷

Doch trotz formaler Kongruenzen zum zeitgenössischen christlichen Sakralbau rezipiert Brosinsky mit der Verwendung der Holzverkleidung einen Synagogen-Bautypus, der sich zeitlich und regional begrenzt als eigenständiger Bautypus ausgebildet hatte: die polnischen Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts. Brosinsky kann einen Zugang zu dieser Baugruppe gefunden haben, da er sich in der „Neuen Welt“ informierte. Hier wird er – wenn er, wie geschildert, zu Studienzwecken dort gewesen ist – das Aufgreifen dieser Bautradition in den USA in den 1960er-Jahren gesehen haben.

¹⁴⁵⁶ Krüger 2018: Innenraum (Zugriff 27.06.2022)

¹⁴⁵⁷ Le Corbusier: Vers une architecture, Paris 1925, S. 54f.

18.7.2 Polnische Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre Rezeption in den USA

1915 stellte Alfred Grotte in einem ersten auf Deutsch geschriebenen Grundlagenwerk über „Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen“ den Typus der polnischen Holzsynagogen als besondere Synagogenarchitekturform vor.¹⁴⁵⁸ Dieser Bautypus der Dorfsynagogen¹⁴⁵⁹ gehört mit ihrer spezifischen Holzbauweise und ihren reichen Wandmalereien des Synagogeninnenraums zu den eigenständigsten jüdischen Sakral-Architekturen, die sich im europäischen Raum haben entwickeln können. Unabhängig vom Bilderverbot sind hier „Decken und Wände [...] mit Rankenornamenten, Sprüchen und dazwischen gestreuten tierischen und menschlichen Figuren völlig überzogen, [...] originell und charakteristisch in Farbe und Zeichnung.“¹⁴⁶⁰ [Abb. 572] Die Publikation „Holzsynagogen in Polen“ von Breier, Eisler und Grunwald von 1934 hatte ihren thematischen Schwerpunkt auf der Darstellung der Konstruktionsformen. Denn diese Holzsynagogen, verwandt mit der wenig älteren Architektur polnischer Holzkirchen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, zeichnen sich neben ihrer Malerei durch komplexe Zentralbauten aus, die von mehrstufigen Dachaufbauten bedeckt waren. Die Schrift Breiers/Eisler/Grunwalds erschien zu einem Zeitpunkt, an dem sich die Synagogenarchitektur in den USA – später als in Europa – von eklektizistischen Stilen löste und neuen Formen zuwandte.¹⁴⁶¹ Auch in den USA wuchs das Interesse an originär jüdischer Architektur und ihren Ausdrucksformen. So setzten sich zum einen die Einwanderer bei ihren ersten, einfachen Holzsynagogen mit ihrem polnischen Erbe auseinander¹⁴⁶², zum anderen wirkte auch in den USA die wachsende Zuwendung zu zionistischem Gedankengut. 1959 wurde in den USA die Dokumentation von Maria und Kazimierz Piechotka über „Wooden Synagogues“ in Polen publiziert, eine Beschreibung der architekturhistorischen Genese sowie als Katalog der im Krieg „martyred buildings“.¹⁴⁶³

The connection to the *Wooden Synagogues* became a connection to the lost Jewish culture of Eastern Europe.¹⁴⁶⁴

An den polnischen Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts haben nachweislich jüdische Handwerker, wenn sie nicht Hauptbaumeister waren, mitgewirkt.¹⁴⁶⁵ Die Innenausmalungen lagen hierbei ganz in der Hand jüdischer Künstler, was durch Inschriften belegt ist.¹⁴⁶⁶ Auch das Miteinander figürlicher Darstellungen und Inschriften, die verwoben und aufeinander bezogen

¹⁴⁵⁸ Grotte 1915, S. 48–64.

¹⁴⁵⁹ Vgl. Künzl 1988, S. 93.

¹⁴⁶⁰ Ein „menschliches Antlitz bei der Ausschmückung einer Synagoge darzustellen“ war ausgeschlossen, so dass die Gesichter und Köpfe – wenn ausgeführt worden waren – übermalt wurden. Oder sie wurden durch Attribute ersetzt: Breier, Alois/Eisler, Max/Grunwald, Max: Holzsynagogen in Polen. O.O. (Baden bei Wien) 1934, S. 55.

¹⁴⁶¹ Roth 1964, S. 121.

¹⁴⁶² Gruber, Samuel D.: „Polish influence on American synagogue architecture“ (2010). Religion, 34. <https://surface.syr.edu/rel/34> (Zugriff 10.09.2021).

¹⁴⁶³ Piechotka, Maria/Piechotka, Kazmierz: *Wooden Synagogues*, Warsaw 1959.

¹⁴⁶⁴ Gruber 2010, S. 151.

¹⁴⁶⁵ Grotte 1915, S. 4; Breier/Eisler/Grunwald 1934, S. 24.

¹⁴⁶⁶ Breier/Eisler/Grunwald 1934, S. 9f.,

sind, zeugen von der Beteiligung jüdischer Handwerker.¹⁴⁶⁷ Der komplexe Aufbau der polnischen Synagogendächer überhöht hauptsächlich den Männerraum als eigentlichen Synagogenraum. An den Hauptbau gliedern sich flache Annexbauten, teilweise übereck, an. Die vielschichtige, übereinander gestaffelten Dachausformung, die von außen dem zumeist viereckigen Grundriss folgen, werden im Innenraum durch aufwendige Holzverstrebungen gestützt. Sie bilden im Innenraum Kuppeln oder, wie bspw. bei der frühen Synagoge in Gwozdziecz von 1652, ein Achteck. Teilweise befindet sich der im Raum gelegene Almemor im Zentrum dieser Konstruktionen. Während die Annexbauten zumeist mit flachen Pultdächern an den Hauptbau anschließen, sind die Hauptdächer übereinander gestaffelt, entweder als Mansard- oder Walmdächer mit Fußwalm.¹⁴⁶⁸

Diese Staffelung, die Malerei und das sichtbare Holz der unverputzten Innenräume zeigen in ihrer regionalen und zeitlichen Begrenzung eine Besonderheit des europäischen Synagogenbaus. Die von jüdischen Handwerkern gestaltete Synagogenarchitektur, sowohl im Innen-, als auch Außenbau, dient als Vorbild einer originär jüdischen Architektur.

In Auseinandersetzung mit diesem europäischen Erbe entwickelten sowohl in Europa als auch in den USA geborene Architekten unterschiedlichste Synagogenformen. Eine erste Form der Bezugnahme, die mittelalterliche europäische Einflüsse und die der polnischen Holzsynagoge in Synthese rezipiert, ist Frank Lloyd Wrights Beth Sholom Congregation in Elkins Park, Pennsylvania, 1954–1959 [Abb. 55]. Wright verlässt hier die horizontale Bauweise seiner frühen Bauten und verleiht seiner Synagoge etwas vertikal Strebendes. Er abstrahiert die Bauweise der polnischen Synagogen in Kombination mit den Giebelfialen der Altneuschul in Prag. Während Wright einen expressionistischen Entwurf kreiert, setzt Pietro Belluschi 1959 in Merion, Pennsylvania, die Staffelung der Ebenen und die Überhöhung des Zentralraums mittels eines Zwölfecks auf dem Grundriss eines Hexadekagons um. Von der Mitte des Daches des Temple Adath Israel ragt ein Zwölfeck empor [Abb. 583] und bildet einen Luft- und Lichtraum, der die Staffelung polnischen Konstruktionen weiterentwickelt. In Folge von Wrights und Belluschis Bauten und nach der Publikation Piechotka/Piechotka wird das gestaffelte Dach in der Tradition polnischer Holzsynagogen in den USA vielerorts aufgegriffen.¹⁴⁶⁹ So steht der Temple De Hirsch Sinai (1960) in Seattle, Washington, von John Detlie und Raymond Peck in der Tradition Belluschis und variiert zugleich Wrights Entwurf.¹⁴⁷⁰ [Abb. 582]

Bei der Congregation Sons of Israel aus dem Jahr 1963 von Lewis Davis, Samuel Brody und Chester Wiesniewski findet sich ebenfalls das gestaffelte Dach der polnischen Holzsynagogen

¹⁴⁶⁷ Zu sehen an der Westwand der Synagoge in Jablonow, Ende 17. Jhd., in: Breier/Eisler/Grunwald 1934, S. 14f. sowie 52–60.

¹⁴⁶⁸ Das „zwei- und mehrgeschossige Dach muss als polnisches Doppel-, nicht als Mansarddach angesprochen werden, weil diese Dachform schon im 13. Jahrhundert, also lange vor dem französischen Mansarddach, üblich war.“ Breier/Eisler/Grunwald 1934, S. 45.

¹⁴⁶⁹ Kampf 1966, S. 37.

¹⁴⁷⁰ Gruber, Samuel D: USA: Seattle's De Hirsch Sinai, a Suburban-style Mountain, Cave and Tent for an Urban Congregation, 05/2019, URL: <http://samgrubersjewishartmonuments.blogspot.com/2019/05/usa-seattles-de-hirsch-sinai-suburban.html> (Zugriff 18.09.2021).

[Abb. 580].¹⁴⁷¹ Das Ziel der von Davis, Brody und Wiesniewski gewählten Bauweise war die Fokussierung der Gemeinde:

Our aim has been to emphasize the centrality and gathering of the congregation under one roof for worship in contrast to the usual axially directed space which sets up an audience to stage relationship.¹⁴⁷²

Der so entstehende Luftraum [Abb. 581] gibt der Synagoge Weite und Größe. Belluschi legt bei seinem Temple Adath Israel of the Main Line zwischen Synagogenraum und erhöhtem Dach eine Binderkonstruktion am Übergang von Hexa- zu Dodekagon. Diese Binderbalken bilden in ihren Verstrebungen einen Davidstern [Abb. 584]. Unterhalb von Davidstern und Kuppel steht der Almemor, der, während er den Raum zentriert, zugleich betont wird.

1964 wird in Europa dieser durch Binderbalken konstruierte Davidstern in der Belfast Hebrew Congregation in Nordirland von Eugene Rosenberg aufgegriffen [Abb. 575]. Das Dach wird durch ein in sich gefaltetes und leicht aufragendes Sechseck gebildet und ruht, ähnlich wie bei Belluschi, auf einem umgebenden Gebäude. In Leeds, England, baute G. Alan Burnett 1969 die Beth HaMedrash Hagadol Synagoge als Zentralraum mit sechseckigem Grundriss [Abb. 574]. Die ansonsten fensterlosen Wände haben Fensterbänder zwischen Wand und Dach, das leicht ansteigende Dach wird von einer kleinen sechseckigen Laterne ebenfalls beleuchtet. Auch hier bilden Binderbalken einen den Raum überspannenden Davidstern, das innere Sechseck wird von der Laterne überhöht [Abb. 573].

Ähnlichkeiten zwischen den benannten Synagogen und dem Entwurf Brosinskys in Karlsruhe bestehen vor allem durch den eingelegten Davidstern im Dach und seinen frei liegenden Binderbalken. Während der Grundriss mit dem der englischen Synagogen vergleichbar ist, finden sich Ähnlichkeiten zu US-amerikanischen Synagogen auch bei den gefalteten und Raum gebenden Dachaufbauten [Abb. 566, 571, 580].

Das von Brosinsky verwendete Motiv des Davidsterns als Dachform sowie jüdischer Symbolik in Form von Polygonen wurde bereits an anderen Orten aufgegriffen. Brosinsky steht in einer Reihe mit den beschriebenen Synagogen in den USA und Großbritannien, die ihrerseits in der Tradition polnischer Holzsynagogen stehen.

Die Synagoge in Karlsruhe stellt in Deutschland den ersten Abschluss einer Bauphase dar und eröffnet in ihrer Symbolsprache die Auseinandersetzung von jüdischem Architekturerbe mit Erinnerungs- und Mahnmalcharakter. Durch den *Magen David* als Bauform zeigt Brosinsky sehr deutlich, wenn auch nur aus der Aufsicht und im Wissen um die Form erkennbar, dass es sich um ein eindeutig jüdisches Sakralgebäude handelt. In dieser Deutlichkeit der Darstellung wäre keine Nutzung als christlicher Sakralbau möglich. Das Jüdische Gemeindezentrum Karlsruhe stellt vielleicht den ersten Synagogenbau in der Geschichte Jüdischer Gotteshäuser in Deutschland dar, der nur für eine jüdische Gemeinde Gültigkeit besitzt. Brosinskys Entwurf

¹⁴⁷¹ Vgl. auch Temple Emanu-El von Peter Blake/Julian Neski in Livingston, New Jersey von 1962 und B'nai Jehuda von Clarence Kivet/Raph Myers in Kansas City von 1968, in: Kletke, Daniel: Einige Streiflichter zum Synagogenbau in den Vereinigten Staaten seit 1945, in: Kunst und Kirche 4 (2001), S. 228–232.

¹⁴⁷² Statements by Architects on the Architecture of the Synagogue: Davis, Brody and Wisniewski, in: Meier, Richard: Recent American Synagogue Architecture (The Jewish Museum New York), New York 1963, S. 19.

bedeutet den Auftakt zur Architektur jüdischer Gebäude, die „aus einem neuen Selbstbewusstsein heraus eine *zeichenhafte Symbolsprache* entwickeln, die architektonische, biblische und historische Bezüge herstellen will“.¹⁴⁷³

18.7.3 Karlsruhe als Auftakt einer zeichenhaften Sprache: das Polygon als Grundlage der Formensprache Libeskind, Hecker und Herz

In Karlsruhe wird der Davidstern als Entität verwendet. Er erwächst aus der Grundform des Sechsecks und stellt die Synagoge als geschlossenen Baukörper dar, in der Symbol und Funktion verschmelzen.

Das Jüdische Gemeindezentrum Karlsruhe von 1971 kann in die von Brenner definierte Phase der „Positionierung“ des Judentums in Deutschland nach 1945 eingeordnet werden.¹⁴⁷⁴ Tatsächlich findet eine sichtbare Positionierung als Jüdische Gemeinde statt. Und obwohl der Baukörper in sich geschlossen und ganz ist, zeigt er durch gefaltete Wandgestaltung einen wahrnehmbaren Bruch.

1986 greift Salomon Korn den „Bruch in der Geschichte und in der Welterfahrung“¹⁴⁷⁵ im Bau des Jüdischen Gemeindezentrums in Frankfurt/Main architektonisch auf. Am Außenbau des Ignatz Bubis-Gemeindezentrums erheben sich zwei stilisierte Gesetzestafeln mit deutlich sichtbaren Brüchen [Abb. 34]. Das Gemeindezentrum selbst besteht aus mehreren, teilweise spitzwinkligen Baukörpern, die durch eine mit Glas bedeckte Passage verbunden sind. Während die übereck stehenden Gesetzestafeln – die das Fassadenmotiv des Temple Oheb Shalom in Baltimore, Maryland, der 1960 geweihten Synagoge Walter Gropius¹⁴⁷⁶ aufgreifen – eine Zerstörung thematisieren, zeigt sich in der Aufsicht des Gebäudes und der Ausbildung der spitzen Winkel im Grundriss eine Aufsplitterung. Dieser Aufsplitterung ist eine ruhige Fassadengestaltung entgegengesetzt, die zwischen der Flächigkeit der Steinfassade und den großen, offenen Glasflächen wechselt. Nicht nur die Gesetzestafeln kennzeichnen das Gebäude der jüdischen Gemeinde, stilisierte Siebenarmige Leuchter geben ebenfalls Auskunft.

Erst seit Mitte der 1980er Jahre baute die Zweite Generation unter dem maßgeblichen Einfluss von Salomon Korn den Bruch in die Gemeindezentren, Synagogen und Museen ein. Nachdem das dauerhafte Domizil im Exil auf unvorstellbar grausame Weise in Frage gestellt worden war, konnte man einfach nicht zum *status quo ante* zurück, das Trauma musste artikuliert und repräsentiert werden.¹⁴⁷⁷

¹⁴⁷³ Holste, Christine: Jüdische Architektur und Identität – einige Bemerkungen zur neueren Diskussion, in: Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden (Europäisch-jüdische Studien – Beiträge, hg. vom Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Potsdam, in Kooperation mit dem Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg, 9), Berlin/München/Boston 2015. S. 222–234, S. 224.

¹⁴⁷⁴ Brenner 2012, Teil III, S. 295–378.

¹⁴⁷⁵ Petersen 2004, S. 19.

¹⁴⁷⁶ Vgl. hierzu die Entwürfe Hermann Zvi Guttmanns für den Synagogenbau in Wien, in: Alexandra Klei: Nicht realisierte Synagogen. Die Planungen des Architekten Hermann Zvi Guttmann in Wien, in: David. Jüdische Kulturzeitschrift. Ausgabe 120, URL: <https://davidkultur.at/artikel/nicht-realisierte-synagogen> (Zugriff 18.02.2022).

¹⁴⁷⁷ Krochmalink 2020, S. 16f.

Zvi Hecker und Manuel Herz entwickeln das Motiv der Zersplitterung als geometrische Grundrisse für Bauten jüdischer Gemeinden weiter [Abb. 36]. Daniel Libeskind wandte diese Bauweise zuerst bei seinem Museumsbau für das Felix-Nussbaum-Haus in Osnabrück an, bevor er 1998–2001 den Erweiterungsbau für das Jüdische Museum in Berlin errichtete [Abb 35].¹⁴⁷⁸ Während Hecker, wie zuvor Korn, mit seiner Synagoge 1999 in Duisburg die fragmentarischen Baukörper mit Lichtbrücken verbindet, bildet Herz 2010, der Entwurf stammt von 1999, einen Bau aus hebräischen Buchstaben. Auch wenn Herz den Begriff des Heiligen und des Segensspruches *Quadusha* in hebräischen Buchstaben – קדושה – ausbildet und sich somit in einer Linie mit dem Stiftszelt und *Bezalel* verortet,¹⁴⁷⁹ ist das Fragment prägend für den Bau.

Hier werden die Synagogen im Sinne Giedions selbst zur Plastik und transportieren Informationen zur Geschichte des Judentums in Deutschland.¹⁴⁸⁰ Den Anfang hierzu macht die Synagoge in Karlsruhe, die als skulpturaler Bau eine Kenntlichmachung des Gebäudes für eine rein jüdische Nutzung verkörpert. Brosinsky nutzt hierzu verschiedene, doppelt kodifizierte Symbole. Die Beeinflussung der doppelten Kodifizierung geschieht allerdings zu diesem Zeitpunkt nicht mehr vom Christentum zum Judentum, sondern umgekehrt: Nicht mehr die Synagoge verwendet christlich-kirchliche Formen, sondern nach *Nostra Aetate* bedient sich christliche Sakralarchitektur der Symbolik des Judentums. Christliche Architektur wird mit jüdischer Symbolik geprägt, um ein geläutertes religiös-historisches Bewusstsein zu verdeutlichen. Der Davidstern, der als reines Symbol des Judentums verstanden wird, wird zum Attribut christlicher Architektur. Rainer Disse greift bei seiner Architektur christlich-jüdisches Erbe auf [Abb. 576, 577] – wie zuvor schon Paul Wolters und Hildegard Buttge an der katholischen Kirche Heilig Geist [Abb. 522] –, doch die Deutungshoheit obliegt dem Judentum.

Was wäre geschehen, wäre zu Zeiten der Weimarer Republik die Gewissheit – oder zumindest die Vermutung – verbreitet gewesen, dass die Baudenkmale christlicher Kultur, die Dome und Pfarrkirchen, gleichsam Filialen, weiterentwickelte und umgeformte Abkömmlinge der spätantiken Synagogen sind beziehungsweise sein könnten? Wäre das Eintreten christlicher Institutionen in Deutschland entschiedener gewesen? Wären wenigstens einige deutsche Christen weniger anfällig gewesen für die antisemitischen Verleumdungskampagnen?¹⁴⁸¹

Auch die Bauten Libeskind's, Herz' und Heckers sind als Polygone zu verstehen. Die polygonalen Flächen mit ihrer Aufsplitterung kennzeichnen die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Judentums.

¹⁴⁷⁸ Es stellt sich die Frage, inwieweit die Rauminstallationen der Ausstellung „Primary structures“ des Jewish Museums in New York von 1966 das Motiv der Zersplitterung als Kennzeichnung jüdischer Kunst nach 1945 für jüdische Architektur vorwegnehmen [Abb. 598].

¹⁴⁷⁹ Herz, Manuel: הוגלה מאיר – Licht der Diapora. Jüdisches Gemeindezentrum Mainz, in: Kunst und Kirche 4 (2001), S. 249–251, S. 249f.

¹⁴⁸⁰ Giedion 1965, S. 29.

¹⁴⁸¹ Bartetzko 1988, S. 34f.

19. Exkurs: German Letters (1962): *Israelische Aufmerksamkeit*

Im Zusammenhang mit dem Neubau jüdischer Gemeindezentren und Synagogen nach 1950 hat sich ein Detail ergeben, das in der Forschung zum Judentum nach 1945 in Deutschland bislang nicht bearbeitet wurde, aber einer genaueren Untersuchung bedarf.

Nach 1948 gibt es keine offiziellen diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland. Diese beginnen am 12.05.1965¹⁴⁸², die DDR bekannte sich erst nach der Wende 1990 zum Israelischen Staat. Aber bereits 1960 nimmt das Bezalel National Museum unter der Leitung Richard Eytan, vormals Eisen, Kontakt zum Kulturdezernenten des Zentralrates der Juden, Hans Lamm, auf. In Deutschland waren bis zu diesem Zeitpunkt 17 neue Synagogen erbaut worden, ein Umstand, der im Ausland nicht verborgen geblieben war. Ziel der Kontaktaufnahme ist es, eine Ausstellung „on architecture of new synagogues (not only in Germany)“¹⁴⁸³ vorzubereiten. Hierfür werden in Deutschland und der Schweiz verschiedene Personen kontaktiert. Bei „German Letters“ handelt es sich um die unbekannte Sammlung dieser Briefe im Archiv des Israel Museums, dem Nachfolge-Museums des Bezalel National Museums. So fand ab dem 15.02.1962 für einen Monat im Bezalel National Museum eine Ausstellung über internationale zeitgenössische Synagogenarchitektur statt.

Der erste Brief von Elisheva Cohen an Hans Lamm fragt Pläne und Fotografien für „eine Ausstellung moderner synagogaler Architektur“¹⁴⁸⁴ an. Kurz zuvor war in der Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland, am 16. Oktober 1959, eine Beilage mit Veröffentlichungen über neu erbaute Synagogen in Deutschland herausgebracht worden, die Elisheva Cohen gesehen hatte.¹⁴⁸⁵ Über Elia Werczberger von der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich und Myron E. Schoen von der „Commission on Synagogue Activities, Office of Synagogue Administration“ in New York werden Kontakte zu Ansprechpartnern in Deutschland gesucht und geknüpft. Weiterhin werden die Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, die Israel-Mission, aber auch die Architekten Klaus May, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, Helmut Goldschmidt, Hermann Zvi Guttmann und Ernst Guggenheimer persönlich angeschrieben. Hans Lamm antwortet am 27.04.1960 und teilt mit, dass unverzüglich „ein Rundschreiben an die Jüdischen Landesverbände und Gemeinden im Bundesgebiet“ geschrieben wurde.¹⁴⁸⁶ Über den Kontakt mit Elia Werczberger schickt die Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland Auszüge aus ihren Veröffentlichungen seit 1947 zu den Bauten in „München, Frankfurt, Saarbrücken, Offenbach, Trier, Mannheim, Recklinghausen, Aachen, Minden, Gelsenkirchen, Stuttgart, Düsseldorf, Berlin, Bonn, Essen, Paderborn, Mülheim,

¹⁴⁸² Richarz, Monika: Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945, in: Micha Brumlik/Doron Kiesel/Cilly Kugelman (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Frankfurt/Main 1986, S. 13–30, S. 14.

¹⁴⁸³ Email von Tamar Soffer, Head of Archives of The Israel Museum, Jerusalem, vom 30.06.2021 an die Verf.

¹⁴⁸⁴ Schreiben Elisheva Cohen an Hans Lamm vom 20.04.1960, Archiv des Israel Museum Jerusalem (IMJ).

¹⁴⁸⁵ Schreiben von Elisheva Cohen an Hermann Guttmann [sic] und Helmut Goldschmidt vom 28.06.1960, die diese am 31.07.1960 (Goldschmidt) und am 10.08.1960 (Guttmann) mit der Versendung von Unterlagen beantworten, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁸⁶ Schreiben Hans Lamm an „Herr [!] Cohen“ vom 27.04.1960, in: IMJ – German Letters.

Köln und Dortmund“¹⁴⁸⁷ ebenfalls nach Israel. Werczberger selbst sendet Unterlagen des neu erbauten Jüdischen Gemeindezentrums im Züricher Stadtteil Wiedikon. Die Architekten Knoblauch, Guttman, Goldschmidt, Guggenheimer und May antworten allesamt mit der Zusendung von Unterlagen, ebenso Hans Lamm. Er verschickt Unterlagen – Pläne und Fotografien – aus Berlin, Bielefeld, Paderborn und Stuttgart. Lamm schreibt an das Museum, dass „ein Architekt grössere Pläne und Bilder von Synagogenbauten in Recklinghausen, Minden, Paderborn, Bremen und Aachen [hat] zugehen lassen, deren Versand [...] von uns vorgenommen wird, wenn Sie Wert darauf legen sollten.“¹⁴⁸⁸

Dies bezieht sich auf Karl Gerle, der in den „German Letters“ namentlich nicht erwähnt wird. Ein Schreiben Lamms vom November 1960 gibt jedoch Auskunft darüber, dass das Bezalel Museum Wert auf die Zusendung der Unterlagen gelegt hat.¹⁴⁸⁹ Gerles Pläne wurden dann über Zvi Brosh von der Israel-Mission in Köln nach Israel geschickt.¹⁴⁹⁰ Ernst Guggenheimer¹⁴⁹¹ wurde von Yona Fischer vom Bezalel Museum Jerusalem angeschrieben, der ihm mitteilt, dass „Architekt Rau aus Jerusalem [...] so liebenswürdig“¹⁴⁹² war, die Adresse weiterzuleiten, und geraten hat, dass sich das Museum mit Guggenheimer in Verbindung setzen solle. Nach Ende der Ausstellung gibt es ein Schreiben Elisheva Cohens mit der Nachfrage, was mit den Unterlagen geschehen solle.¹⁴⁹³ Dieses Schreiben wird von Alexander Fried vom Kulturdezernat des Zentralrates mit der Bitte um Rücksendung beantwortet.¹⁴⁹⁴ Zwei Jahre sind zwischen ersten Anfragen, Vorbereitung und der Beendigung der Ausstellung in Jerusalem vergangen und decken für den Bereich der BRD die wichtigsten Bauten und Architekten ab. Am 15.02.1962 wurde die Ausstellung eröffnet und die Exponate einen Monat lang im Bezalel-Museum gezeigt. Ein Katalog wurde nicht gedruckt. Israel war auf die Synagogenneubauten in Deutschland aufmerksam geworden und stellte die Neubauten im Rahmen einer internationalen Ausstellung gleichberechtigt aus. Noch bevor offizielle Kontakte zwischen Israel und der BRD bestanden, wurde Deutschland über die Kultur international aufgenommen.¹⁴⁹⁵

¹⁴⁸⁷ Schreiben von „Hasubski“ (ohne Vornamen) vom Archiv der Allg. Wochenzeitung der Juden in Deutschland an Elia Werczberger vom 16.05.1960, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁸⁸ Schreiben Hans Lamm an das Bezalel Museum vom 30.09.1960, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁸⁹ Schreiben Hans Lamm an Karl Katz vom Bezalel National Museum vom 18.11.1960, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁹⁰ Schreiben Hans Lamm an Zvi Brosh, Leiter der Informationsabteilung der Israel Mission in Köln-Ehrenfeld vom 23.11.1960 sowie Schreiben Hans Lamm an Karl Katz, Bezalel National Museum vom 23.11.1960, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁹¹ Im Schriftverkehr mit „Guggenheim“ bezeichnet.

¹⁴⁹² Schreiben Yona Fischer vom Bezalel National Museum an Ernst Guggenheim[sic] vom 27.12.1967, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁹³ Schreiben Elisheva Cohen an Hans Lamm vom 17.04.1962, in: IMJ – German Letters.

¹⁴⁹⁴ Schreiben von Alexander Fried an „Herr [sic] Cohen“ vom 08.05.1962, in: IMJ – German Letters.

20. Zusammenfassung

[Wir] haben die Trümmer weggeräumt, den Staat und die Wirtschaft aufgebaut und sind im Begriff, als völlig gleichberechtigtes Volk in die europäische Gemeinschaft zurückzukehren.¹⁴⁹⁶

Es wurden ab 1950, nach der Schoah, wieder Synagogen für Jüdische Gemeinden in Deutschland neu erbaut, 26 Synagogen bzw. jüdische Gemeindehäuser wurden im Rahmen dieser Arbeit vorgestellt. Sie umfassen den ersten Neubau 1950 in Saarbrücken bis zur Weihe der Synagoge in Karlsruhe 1971 und bilden die Gruppe der ersten synagogalen Bauphase nach 1945 in Deutschland ab. Diese spezifischen Gebäude hätten zum Zeitpunkt ihrer Erbauung wahrgenommene Zeichen sein können: im Sinne Adenauers für die Rückkehr nunmehr zweier deutscher Staaten in eine europäische Gemeinschaft. Für den Überlebenswillens des jüdischen Volkes. Sie hätten ein Fanal der deutschen Nachkriegsgesellschaft sein können: Seht her – auch das ist der Wiederaufbau Deutschlands! Und wurden Synagogen und jüdische Gemeinden seitens der nicht jüdischen Deutschen voller Stolz und Dankbarkeit als Ausdruck eines unfassbaren Goßmutes gesehen und begrüßt? Auch wenn die Untersuchung stilistischer Mittel und ihre Einordnung in die Geschichte der Synagogenarchitektur im Vordergrund standen, wurde deutlich, dass der Bauvorgang synagogaler Neubauten größtenteils gesellschaftlich unbemerkt geschah. Häufig war die Aufmerksamkeit gering, die Gebäude selbst sind unbemerkt geblieben und der umgebenden Gesellschaft bis heute unbekannt. Dort, wo die Neubauten Aufmerksamkeit bekamen, wurden sie häufig politisch instrumentalisiert. Die Wahrnehmung, bzw. Nicht-Wahrnehmung sind ihrerseits deutlicher Ausdruck einer bestenfalls prozesshaften Aufarbeitung der Schoah seitens der nicht jüdischen Gesellschaft.

Die Ausgangsfrage war: gibt es Verbindungslinien, bewusst oder unbewusst gewählt, zwischen der synagogalen Architekturentwicklung vor 1933 und den Neubauten ab 1950? Die Synagogen sind in ihrem Erscheinungsbild heterogen und häufig nicht als jüdische Sakralgebäude zu erkennen und spiegeln in Aufbau und Gestaltung die sie umgebende allgemeine Nachkriegsarchitektur. So bemerkte Ernst Hiller 1906, dass „der synagogale Ritus eine Tradition hat, aber [dass] die Stätte, wo er seit Jahrtausenden in annähernd gleicher Form gepflegt wurde, die Synagoge“¹⁴⁹⁷ dagegen keine besäße. Hier wird eine Fragestellung in den Vordergrund gerückt, wann immer jüdische Gotteshäuser, allen voran im deutschsprachigen Raum, thematisiert werden: dass der Synagogenbau, „vom formproblematischen Standpunkt gesehen, keine Einheit“¹⁴⁹⁸ bilde. Anhand dieser Charakterisierung Hillers offenbart sich das Dilemma einer angeblich fehlenden eigenständigen Bauform der Synagogenarchitektur. Gemäß Hiller findet ein „Architekt, der vor die Aufgabe gestellt ist, eine Synagoge zu bauen, [...] keinen Anhalt an einer zum Gesetz gewordenen Bauform.“¹⁴⁹⁹ Eine über Jahrhunderte hinweg verfolgte Minderheit der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland hatte ihren Ritus, sah sich jedoch

¹⁴⁹⁶ Adenauer, Konrad: Deutschland im Wiederaufbau. Ein Tätigkeitsbericht der Bundesregierung für das Jahr 1951, hg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn o.J. (1951), S. IX.

¹⁴⁹⁷ Hiller 1906, S. 29.

¹⁴⁹⁸ Krautheimer 1927, S. 11.

¹⁴⁹⁹ Ebda.

aufgrund der Repressionen außerstande, den Schwerpunkt ihrer Existenz auf die Ausbildung einer eigenständigen Architekturform zu legen. Joseph Carlebach führt 1929 den Eindruck an, „daß im Golus zu große Prachtentfaltung unangebracht wäre, daß alles den Charakter des Provisorischen tragen müsse zum Zeichen, daß wir unterwegs und nicht in der Heimat sind.“¹⁵⁰⁰ Als weitere Gründe einer fehlenden Ausprägung eigener Architekturformen führt Alexander Beer an, dass die „bildhafte Ausschmückung der Kultstätten [...] außerhalb des Interesses gegenüber der Wesenheit des jüdischen Gottesdienstes lag.“¹⁵⁰¹ Vielfach wird eine architektonische Zurückhaltung auf das Zweite Gebot zurückgeführt, das bildliche Abbildungen untersagt:

Is there such a thing as Jewish Art? This question is often asked when the subject is mentioned. Generally the Second Commandment is quoted. [...] This commandment, it is said, completely eliminates the possibility of any Jewish art.¹⁵⁰²

Beide Ansatzpunkte zur Betrachtung synagogaler Architektur können auch auf die Bauten ab 1950 angelegt werden. Die Synagogen, die in der Phase zwischen 1950 und 1971 entstanden sind, die Gemeindegründungen, die Wahl der Architekten und ihre Wahl der Stilmittel bildeten in ihrer Vielzahl und Komplexität von jeweiligen Einzelentscheidungen die darstellende Grundlage für einen Aufbau jüdischen Lebens in Deutschland nach der Schoah. Zugleich spiegeln sie den Pragmatismus der allgemeinen Nachkriegsarchitektur.

Die gestellte Frage nach einer gleichen Dialektik von Form und Inhalt im Vergleich von Synagogenneubau zum allgemeinen Wiederaufbau kann an der reduzierten Architektursprache nach 1945 festgemacht werden. Greift man die Synagoge Leitls in Trier heraus, besticht der Bau durch seine Reduktion der Formensprache. Diese wiederum führte bei Wischnitzer dazu, dass der Gestaltung die isolierte Lebensform des Judentums unterstellt wurde.¹⁵⁰³ In Bezug auf die christliche Kirchenarchitektur, die eine vergleichbar reduzierte Darstellung als Ausdruck einer „veredelten Armut“¹⁵⁰⁴ in der Nachkriegszeit nutzte, zum Beweis einer geklärten Haltung und Besinnung auf die Grundzüge des Christentums, können weder Wischnitzers Argument noch die Deutungen christlicher Bezüge beim Synagogenbau angewandt werden. Auch die Dortmunder Synagoge Helmut Goldschmidts, die äußerlich kaum als jüdisches Gemeindezentrum erkannt wird, verwendet trotz gleicher Formen wie nicht-jüdische Architektur nicht dieselben damit verbundenen Aussagen: Im entsakralisierten christlichen Gemeindehausbau, dem Kirchenkomplex in „weltlicher“, neutraler Form, sollte die Integration der Kirche in das tägliche und allgemeine Leben der Gläubigen dargestellt werden.¹⁵⁰⁵ Kirchen- und Gemeindehausarchitektur wurden genutzt, um auf die Verbindung und Verflechtung von Glauben und täglichem und selbstverständlichem Leben hinzuweisen. Die spielerischen architektonischen Sprachmöglichkeiten zwischen puristisch multifunktional und avantgardistisch, die in der christlichen Architektur nach Räumen der Selbstvergewisserung suchten, oder nach

¹⁵⁰⁰ Carlebach 1929, S. 112.

¹⁵⁰¹ Beer 1931, S. 37.

¹⁵⁰² Landberger 1946, S. 3.

¹⁵⁰³ Wischnitzer 1964, S. 251.

¹⁵⁰⁴ Leydecker 1998, S. 204.

¹⁵⁰⁵ Wittmann-Englert 2006, S. 157–164.

heterotopischen Gebäuden, die den „Rückzug aus dem Alltag“¹⁵⁰⁶ ermöglichten, waren erneut ein Privileg christlicher Architektur.

Diese selbstdarstellende Möglichkeit konnten jüdische Gemeinden nicht für sich nutzen, eine großräumige architektonische Selbstverständlichkeit stand jüdischen Gemeinden nicht zur Verfügung. Insofern kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass jüdische Gemeindearchitektur bei vergleichbarer Formenwahl auf das Gegenteil der christlichen Gemeindearchitektur verweist, wenn auch, unter Hinweis auf das Zweite Gebot, eine bauliche Zurückhaltung jüdischer Gemeinden nach 1945 *auch* ein absichtsvolles Charakteristikum der Synagogenarchitektur sein kann. Es zeigte sich jedoch, dass sich in den Planungs- und Bauphasen des Synagogenbaus ab 1945 gesellschaftliche, systemische und immanente Strukturen wiederholten: Die kleine Synagoge in Gelsenkirchen musste, wie schon Jahrhunderte zuvor, im Hinterhof errichtet werden; die Wahl des Bauplatzes in Karlsruhe, die sich über fast 15 Jahre hinzog und im Rahmen dessen die Grundstücksüberlassung Ende der 1960er-Jahre beinahe einem Gnadenakt durch das Land Baden-Württemberg glich, erinnert mit dem Widerstand der umgebenden Anwohner gegen den Bau einer Synagoge in ihrer Nachbarschaft an Vorkommnisse aus dem 19. Jahrhundert. Diese Umstände des Synagogenbaus zeigen die Unmöglichkeit einer selbstverständlichen Architektur auf.

20.1 Architekten

Trotz gleicher Stilmittelwahl sind die architektonischen Aussagen oftmals konträr zu denen der christlichen Sakralarchitektur. An diesem Punkt verbinden sich die jüdischen Gemeinden mit der Lebensgeschichte ihrer Architekten, die durch ihre Entwürfe versuchten, den Jüdischen Gemeinden einen Orientierungs- und Lebensmittelpunkt zu geben. In den Fällen, in denen die Architekten nicht-jüdisch waren, näherten sie sich der Thematik als Außenstehende an, in zwei Fällen sogar als ehemalige Mitglieder der NSDAP. Wilhelm Schlechte, der Architekt der unauffälligen ersten Synagoge Mannheims, war in einem Verfahren als „Mittläufer“, als Belasteter der Klasse II, verurteilt worden, bei Heinrich Sievers in Saarbrücken wurde seitens der Jüdischen Gemeinde über seine nationalsozialistische Vergangenheit gemutmaßt. Sievers Mitgliedschaft in der NSDAP wurde erst im Rahmen der vorliegenden Arbeit recherchiert. Karl Gerle war in seinen Anfangsjahren als Architekt in Planungsprojekte eingebunden, bei denen Zwangsarbeiter beteiligt waren. In Bezug auf Conrad Hermann Quacken, Willy Nöckel, Karl Gerlach und Alfred Staral konnten ihre Beschäftigungsfelder während des Nationalsozialismus nicht herausgefunden werden. Nur wenige Architekten waren zu jung, um auf keine tatsächliche Lebensphase im Nationalsozialismus zurückgreifen zu können: Dieter Knoblauch, Heinz Heise und Helmut Willy Joos. Harro Wolf Brosinsky und Hermann Backhaus waren, Jahrgänge 1920 und 1921, bei Beginn des Krieges noch sehr junge Männer, gleichwohl gehörten auch sie zur Soldatengeneration. Ernst Guggenheimer, Hermann Zvi Guttmann, Helmut Goldschmidt, Ignaz

¹⁵⁰⁶ Ebd., S. 130.

Jacoby und Klaus May waren jüdisch oder jüdischer Abstammung, Klaus May lebte erst nach 1947 in Deutschland. So stehen mit Guggenheimer, Guttmann und Goldschmidt Verfolgte und Opfer des Nationalsozialismus den Mitgliedern der Tätergeneration gegenüber und widmen sich gemeinsam der Bauaufgabe Synagoge. Dass die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion der Architekten bei den Beauftragungen zum Synagogenneubau eine grundlegende Bedeutung hatte, konnte nicht belegt werden, dass eine Konfrontation der Auftraggeber mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ihrer Architekten stattgefunden hätte, ebenfalls nicht.

In diesem Zuge drängt sich die Frage auf, ob sich der Zugang zur Bauaufgabe der nicht-jüdischen Architekten, die im besprochenen Zeitraum Synagogen und Jüdische Gemeindehäuser bauten, ablesen lässt. Nicht-jüdische Architekten näherten sich der Thematik „Synagoge“ im Gegensatz zu jüdischen Architekten kognitiv und mussten sich Informationen erarbeiten. Handwerkliche Grundlagenliteratur, wie sie „der Neufert“ hinsichtlich der wichtigen Positionen liturgischer Elemente liefern konnte, fehlten. Bereits die Synagogen des 19. Jahrhunderts wurden von Architekten entworfen, die nicht jüdisch waren:

[D]ie meisten Synagogen [...] wurden [...] von Architekten [entworfen], die mit kultischen, gesellschaftlichen und baugeschichtlichen Vorbedingungen nicht in dem Maße vertraut waren, wie es etwa beim Kirchenbau der Fall war. Da religiöse Oberbehörden in fast allen Staaten fehlten, waren die einzelnen Gemeinden völlig unabhängig von überregionalen Institutionen.¹⁵⁰⁷

In der Nachkriegszeit, wo häufig die religiösen Grundlagen von Neuem erarbeitet werden mussten, waren die Gemeinden nicht nur im negativen Sinne frei von architektonischen Vorgaben. Den Architekten war sowohl wegen fehlender Vorgaben als auch wegen fehlender konkreter Bautradition freie Hand gelassen.

Knoblauch und Heise gaben an, sich durch das Studium alter Synagogen in Palästina der Aufgabe genähert zu haben. Backhaus und Brosinsky wollten sich durch Reisen in den „Orient“ und die „Neue Welt“ über die Bauaufgabe informiert haben. Über die Vorkenntnisse Karl Gerles ist nichts bekannt, Alfons Leitl war als ehemaliger Redakteur der Zeitschrift *Bauwelt* über aktuelle synagogale Entwicklungen bis 1931 informiert. Die thematische Erarbeitung der historischen synagogalen Bautradition durch nicht-jüdische Architekten zeigt sich an verschiedenen Stellen. Im Vorfeld war die These aufgestellt worden, dass das Judentum in Deutschland nach 1945 architektonisch als historische Größe dargestellt wurde. Dies wird insbesondere durch die Entwürfe der nicht-jüdischen Architekten belegt und stellt die Synagogen der Nachkriegszeit in die Tradition der Synagogenarchitektur bis 1931. Bereits Nöckel wollte mit seinem ersten Entwurf in Erfurt an die Architektur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts anknüpfen. Mit dem Wiederaufgreifen des Rundbaus wäre eine klassizistisch orientierte Bauform zum Tragen gekommen. Auch Leitl stellt die Jüdische Gemeinde in den Kontext konstantinischer Materialwahl und verweist somit nicht nur auf die alte jüdische Gemeinde, sondern auf die frühesten Zeugnisse jüdischen Lebens in Deutschland. Karl Gerle greift Formen historischer Gemeinden auf, wenn er altägyptische Portalgestaltungen in seinen Neubau integriert. Einige Synagogen werden durch

¹⁵⁰⁷ Hammer-Schenk 1981, Teil 1, S. 45.

Kuppeldächer oder angedeutete Kuppeln bekrönt und aufgelockert, wie beispielsweise die Synagoge Gerles in Bremen oder die Synagoge Guttmanns in Düsseldorf. Der Bau der Architekten Dieter Knoblauch und Heinz Heise in Essen aus dem Jahre 1959 indes besteht gänzlich aus einer Halbkuppel. Die Kuppel, im 19. und frühen 20. Jahrhundert ein herausragendes Merkmal einer Synagoge, wird hier in seiner Symbolik aufgegriffen und erhöht.

Im Falle der Synagoge in Saarbrücken, 1951 von Heinrich Sievers geplant, weisen die große, mit Mauerbändern strukturierte Fenstergruppe durch ihre Einbindung in die flächig gehaltene Fassade sowie der über dem Eingangsbereich eingelassene David-Stern assoziativ auf die Fassade der Plauener Synagoge aus dem Jahre 1930 von Landauer hin. Saarbrücken, aber auch Stuttgart erinnern in ihrer reduzierten Gestaltung an die von Bauhaus und Internationalem Stil beeinflusste Bauweise der 1920er- und 1930er-Jahre. Bei der letzten in Deutschland gebauten Groß-Synagoge vor der Schoah, in Hamburg, war „der scheinbar internationale Stil nicht gleichsam neutrale Form architektonischen Ausdrucks, sondern Parteinahme für das Neue [...]“¹⁵⁰⁸ Die Verbindung zu architektonischen Formen dieses Zeitraums wird auf eine inhaltliche Übereinstimmung zu den formulierten Idealen dieser Zeit zurückzuführen sein. In Hamburg war „die Architektur der Synagoge ein [...] wesentliches [...] Moment in der Geschichte der Gleichberechtigung.“¹⁵⁰⁹ Die bislang gesammelten Untersuchungsergebnisse zeigen eine Zuordnung der Synagogen der Nachkriegszeit zum Synagogenbau dieser Zeitphase. Verbindungspunkte sind hierbei Bauten von Architekten wie Erich Mendelsohn, Peter Behrens, Josef Hoffmann und Frank Lloyd Wright. So wird Kontinuität hergestellt und auf die Geschichte jüdischen Lebens in Deutschland verwiesen. Es ist ein bauliches Anknüpfen, ein Wiederaufheben des Fadens, der zerschnitten war.

Auch wenn bei Guttmann seine häufig gewählte Parabelform speziell bei der Düsseldorfer Synagoge auf die Jacob-Obrechtplein-Synagoge des Architekten Harry Elte aus dem Jahre 1928 verweist, denn ebenso wie Elte hinterfängt auch Guttmann den Toraschrein im Apsisbereich mit einem parabolischen Mauereinschnitt, so war Guttmann der Architekt, der mit seinen Bauformen eine ungewöhnliche Architektursprache wählte. Auch Goldschmidt zeigt innovative Gemeindehausarchitektur, die sich einer zuzuordnenden historischen Diktion verweigert. Sowohl Goldschmidt als auch Guttmann können als die Architekten genommen werden, die sich mit ihren Neubauten von der deutschen Synagogengeschichte abgrenzen.

20.2 Entlastungsfunktion

Eine weitere Wirkung einer auf historisch verorteten Formen rekurrierenden Architektur ist die damit einhergehende Distanzierungsmöglichkeit für die Umgebungsgesellschaft. Jüdische Gemeinden bauten nach der Schoah neue Synagogen in Deutschland. Der Verweis auf das Judentum als historische Größe bedeutete somit für die nicht-jüdische deutsche Gesellschaft eine Erleichterung und vermied eine Auseinandersetzung mit den wieder existierenden Gemeinden und

¹⁵⁰⁸ Hammer-Schenk 1988, S. 258.

¹⁵⁰⁹ Ebda.

ihrer Mitgliederzusammensetzung. Alle Synagogen sind nur mit geringer jüdischer Symbolik gekennzeichnet. Fenster mit eingelegten Davidsternen (Saarbrücken, Offenbach) oder in Davidsternform (Trier), eine Kennzeichnung mit Menoroth (Hannover, Düsseldorf, Bonn, Münster, Osnabrück), Gesetzestafeln (Stuttgart) oder kleine Davidsterne auf dem Dach (Trier, Hamburg) geben Auskunft über die Religionszugehörigkeit der Architektur. Obwohl es sich nicht per se um eine versteckt liegende Architektur handelt, ist die Kenntlichmachung der Synagogen mit jüdischer Symbolik gering. Ebenso wie die historische Verortung ist auch das kaum zu erkennende Judentum Ausdruck eines Umgangs mit der Schoah: „Von den Spuren des Völkermordes und der Synagogenzerstörung ist im Synagogenbau in Deutschland nach 1945 fast nichts zu erkennen.“¹⁵¹⁰ Synagogen und jüdische Gemeindezentren nehmen keine physische Wirkung für sich in Anspruch, wie es die christliche Architektur tut, und es lässt sich nach einer sakralen Darstellung von Synagogen fragen. Ihre Architektur unterscheidet sich – bis auf die Erfurter Synagoge und das Jüdische Gemeindezentrum in Dortmund – deutlich von der umgebenden Profanarchitektur. Dies geschieht durch Materialität der Fassaden (Saarbrücken, Stuttgart, Trier), besondere Fensterformen und -setzungen sowie großflächige Fenster (Offenbach, Düsseldorf, Bremen, Hannover, Wiesbaden, Osnabrück), eine besondere Wandgestaltung, Kuppeln, Spolien und erkennbare Grundrisse (Düsseldorf, Paderborn, Hagen).

Aber stellen sie durch ihre Sakralarchitektur auch eine „Art Gegenwelt zur jeweiligen Umgebung dar“?¹⁵¹¹ Politische Weihereden verwiesen auf die Funktion der Synagogen als Nachweis der deutschen Demokratie. Diese Funktionalisierung der Gebäude bedeutet für die wahrnehmende Umgebung eine gesellschaftliche Bereicherung, die an der ureigenen Indienstnahme als sakrale jüdische Gegenwelt zur profanen Umgebung vorbeigeht. Auch wenn eine offene Zugänglichkeit der Gebäude erwünscht war, hat sich seit dem ersten Anschlag auf eine Synagoge 1959 in Köln keine Normalität als Gotteshäuser einstellen können. Demnach sind Synagogen in Deutschland mehrfach kodifiziert. Sie beinhalten neben ihrer Primärfunktion als jüdische Gotteshäuser auch aufgrund ihrer Existenz eine Symbolfunktion für die deutsche Gesellschaft. In ihrer Reduktion jüdischer Kennzeichnung sind sie zugleich eine Rücksichtnahme, die Ende 1960er-Jahre, mit dem Bau der Karlsruher Synagoge, abgelegt wird. Mit dem Aufgreifen des Davidsterns als Grundriss schaffen Harro Brosinsky und Hermann Backhaus einen jüdischen Sakralbau, der nicht als christlicher Sakralbau genutzt werden kann. Dies belegt die These, dass sich die Architektursprache dieser ersten Bauphase hinsichtlich der Darstellung jüdischer Gemeinden im Zeitraum 1950–71 verändert hat, und es somit Hinweise auf eine bildlich versuchte Darstellung zur Aufarbeitung der Schoah gibt. Hinter dem profanen Gemeindehaus in Karlsruhe, das wie ein Riegel zwischen Synagoge und Straße gelegt wurde, liegt die Synagoge in reiner, dem Judentum zugehöriger Symbolform. Bereits an anderer Stelle kennzeichnete der Davidstern im Fassadenbereich jüdische Gotteshäuser, nämlich an der bereits abgerissenen Synagoge in Kassel von Alfred Staral sowie der Synagoge in Trier von Alfons Leitl. Aber Karlsruhe verweist eindeutig auf das Judentum und erweitert so die Formensprache zur kodifizierten Symbolform,

¹⁵¹⁰ Korn 1988, S. 307. Hinzuweisen ist jedoch auf die in den Innenräumen eingerichteten Gedenkorte.

¹⁵¹¹ Wittmann-Englert 2006, S. 141.

hieran schließt sich eine Phase der Architektur als Bedeutungsträger an. Eine *architecture parlante*, die bei Manuel Herz in Mainz hebräische Schrift in Bauform umsetzt und bei Zvi Hecker die Synagoge in Duisburg die, wenn auch widersprüchliche, Deutung des offenen Buches zulässt, greift an der Jahrtausendwende diese gestalterische Bausprache den bei Hiller beschriebenen Verlust der ureigenen Architektursprache auf. Zugleich wird durch die deutliche Darstellung des jüdischen Symbols auf die Geschichte des Judentums verwiesen, die ab diesem Zeitpunkt, den 1970er-Jahren, die Beschäftigung mit der Shoah implizieren muss. Die von Korn kritisierte, mangelnde Darstellung jüdischer Geschichte in Deutschland beginnt sich zu wandeln.

20.3 Kirchenarchitektur

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, ob die Kongruenz stilistischer Formen zwischen Kirchenbau und Synagogenbau die gleichen Aussagen transportiert. Der christliche Kirchenbau eignete sich die Symbolik des Judentums an, um eine gelungene Aufarbeitung der eigenen antijüdischen Haltung bis 1945 architektonisch darzustellen. Dass sich Gemeinden baulich in eine jüdisch-christliche Tradition stellen, zeigen Entwürfe wie die von Hildegard Buttge [Abb. 522] und Rainer Disse [Abb. 576]. Zugleich finden sich Grundrissübereinstimmungen seitens der Synagogen bezogen auf den christlichen Kirchenbau, hier insbesondere hinsichtlich des parabelförmigen Grundrisses von Hannover durch Hermann Zvi Guttmann [Abb. 240]. Seit Bartnings Pressa-Entwurf von 1928 wurde die Parabel als Grundriss prägend durch Rudolf Schwarz bei der Heilig-Geist-Kirche (1955–57) in Bottrop, aber auch zeitgleich von Willy Kreuer bei St. Ansgar (1956–57) in Berlin inszeniert. Die Parabel bietet mit ihrer betonten Rundseite eine Ostorientierung des Sakralraums, ohne auf kreuzförmige Grundrisse zurückzugreifen. Dieser so gerichtete Raum bediente sich einer sakralen Ausstrahlung, ohne zugleich zu eindeutig christlich konnotiert zu sein. Bereits Adolf Falke, der vor Guttmann den Grundriss in Hannover geplant hatte [Abb. 275], hatte diese Grundrissform vorgesehen. Ebenso nutzt Karl Gerle in Hagen [Abb. 362] den runden Gebäudeabschluss zur Ausrichtung des Raumes, während er in Paderborn die Rundung an der Westseite zur äußerlichen sakralen Kennzeichnung nutzt [Abb. 351] und sich formal an die Parabel anlehnt.

Hinsichtlich einer absichtsvollen Architekturwahl gibt es nur wenige schriftliche, zeitgenössische Aussagen über Synagogenarchitektur im deutschsprachigen Raum der Nachkriegszeit. Vergleicht man die auf den Synagogenbau stilistisch und formal einwirkenden Einflüsse mit denen des Wiederaufbaus in Deutschland, so stellt man fest, dass sich beide Strömungen auf die gleichen Architekten zurückführen lassen. Ein Aufzeigen und Rückverfolgen direkter Bezüge vom Nachkriegssynagogenbau zu den 1920er-Jahren kann auf die generelle Nachkriegsarchitektur übertragen werden, da die gleichen Namen der Moderne sowohl beim jüdischen Kultbau als auch beim generellen Wiederaufbau relevant waren. Die Moderne der Weimarer Zeit, die durch das Bauhaus, den Zehnerring und andere Architektenvereinigungen stärkste Entwicklungskraft hatte, verschob sich während des Dritten Reiches in das Exil, oftmals nach Israel. Hier übten den „stärksten Einfluß [...] die deutsch-stämmigen Architekten aus, denn

in der Hitlerzeit wanderten viele nach Israel aus.¹⁵¹² Diese Einflüsse wirkten auf eine Architekturdiskussion ein, die grundsätzlich die Aufgabe und Funktion von Architektur nach dem Zweiten Weltkrieg diskutierte.

20.4 Synagogale Raumantonomie

Eine Diskussion über den Wieder- oder Neuaufbau von Synagogen fand nicht statt, weniger noch die Frage der synagogalen Innenraumgestaltung. Die Frage nach der Innenraumarchitektur von Synagogen war indes bis in die 1930er-Jahre Gegenstand von Diskussionen und diente der Gemeindepriorisierung nach innen. Ob reformiert oder orthodox, ließ sich an der Stellung von Almemor und Toraschrein ablesen. Die *synagogale Raumantonomie* diente der Eigendefinition und nicht der Außendarstellung. So wurde zu Beginn die Frage gestellt, ob die Innenraumkonzeption der Synagogenneubauten Aufschluss über die Zusammensetzung der frühen Gemeinde gibt. Entsprechend der überaus heterogenen Zusammensetzung der Gemeinden nach 1945 gilt es zu überlegen, wer in den Gemeinden am stärksten am Planungsverfahren beteiligt und sich dementsprechend schwerpunktmäßig einbringen konnte. Wie beschrieben, setzte sich nach einer ersten Gemeindegründungsphase, in der es zu doppelten Gründungen in den DP-Lagern und den Städten kam, im Verlauf der Zusammenschluss durch. Die Lagergemeinden wurden aufgelöst, und wer nicht auswanderte, schloss sich den Stadtgemeinden an. Bei den Synagogenneubauten kann von der Stellung der Elemente Toraschrein und Almemor auf die Zusammensetzung der Gemeinden geschlossen werden. War die orthodoxe Innenraumkonzeption mit dem Almemor im Zentrum des Raumes, steht die östliche Kombination von Almemor und Toraschrein für eine reformierte Tradition. So ist im untersuchten Zeitraum die Mehrzahl der Synagogenneubauten in reformierter Stellung errichtet, bei einigen kann der Versuch einer Kombination entdeckt werden, sieben Synagogen entsprechen einer orthodoxen Bauweise. Helmut Goldschmidt und Hermann Zvi Guttman können hier als Vertreter einer gegensätzlichen Bautradition betrachtet werden. Während Goldschmidt ausschließlich die reformierte Bauweise nutzte – um mehr Innenraum zur Verfügung zu haben, hat sich Guttman den Wünschen der Gemeinde angepasst. So ist auf den Plänen der Düsseldorfer Synagoge zunächst ein Almemor in der Raummitte zu sehen, ausgeführt wurde jedoch die reformierte Bauweise. In Offenbach, Hannover, Osnabrück und Würzburg hat Guttman, der orthodox geprägt wurde, den Almemor in der Raummitte positioniert. Die christlichen Architekten Gerle, Leitl, Nöckel, Gerlach, Schlechte, Quacken, Knoblauch und Heise, Backhaus und Brosinsky, haben sich an den Wünschen der Gemeinden orientiert und waren in dieser Frage auf die Unterstützung durch die Gemeinde angewiesen. Auch sie haben in reformierter Tradition gebaut und somit den Wunsch der Gemeinden zum Ausdruck gebracht, denn es ist nicht denkbar, dass nicht-jüdische Architekten über so bedeutsame rituelle Elemente eigenmächtig bestimmten. Lediglich May/Wongel haben in Hamburg den Almemor in den Raum

¹⁵¹² "Die Architekten in Israel", in: Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 7/47/20.2.1953, S. 11.

gezogen, sodass von einer orthodoxen Anlehnung gesprochen werden kann – in Hamburg hat Hermann Zvi Guttmann in rituellen Fragen beratend zur Seite gestanden. Von einer Architektursprache nach innen, zur Selbstdefinition, kann – im Gegensatz zur Entwicklung bis 1933 – in dieser Bauphase nicht länger die Rede sein.

20.5 Aussicht

Einige Synagogen der Konsolidierungsphase jüdischer Gemeinden in Deutschland, die ersten, die als Neubauten konzipiert und ausgeführt wurden, sind bereits verschwunden: Mannheim, Offenbach, Kassel wurden abgerissen oder zumindest stark verändert. Die Synagoge in Hamburg wird in ihrer Bedeutsamkeit durch die Diskussion um einen rekonstruierenden Wiederaufbau der Synagoge am Börneplatz von 1906 geschmälert. Welchen architektonischen Stellenwert haben die ersten Nachkriegssynagogen im öffentlichen Bewusstsein? Denn auch wenn der Großteil der Synagogen dieser Bauphase steht und in Nutzung ist, wird ihr Vorhandensein von mangelnder Kenntnis begleitet. Es zeigt sich, dass nunmehr die Synagogen der ersten Generation nach den Instandsetzungen historischer Synagogen vermehrter Aufmerksamkeit bedürfen und in ihrer Bedeutsamkeit gewürdigt werden müssen.

Wer kennt Hermann Zvi Guttmann, für wen spielt Helmut Goldschmidt als stadtprägender Kölner Architekt und Synagogenbauer eine Rolle? Wer kennt Karl Gerle? Ihnen gemeinsam ist, dass sie zwischen 1950 und 1971 an rund 14 Synagogeneubauten und weiteren Planungen beteiligt waren. Dennoch spielen sie im kunsthistorischen Bewusstsein keine Rolle. Wo taucht in den Besprechungen Oswald Mathias Ungers auf, dass er bei Helmut Goldschmidt gelernt und gemeinsam mit ihm sein erstes Büro geführt hat? Nicht ohne Grund hat Cecil B. Roth 1964 für die deutsche Übersetzung seiner „Jewish Art“, 1961 in Tel Aviv publiziert, Goldschmidts Dortmunder und Mays Hamburger Synagoge als Farbdrucke in die Kapitel über jüdische Architekten und Synagogenarchitektur eingefügt.¹⁵¹³ Wie die Ausstellung in Israel im Bezalel Museum zeigt Roths Publikation, dass der Neubau von Synagogen in Deutschland international Aufmerksamkeit erfährt, in diesen beiden Fällen um ihrer Architektur Willen. Die Ausstellung im Frankfurter Architekturmuseum 1988 greift die Thematik synagogaler Architektur in Deutschland auf, mehr als 20 Jahre später, und muss der deutschen Öffentlichkeit zunächst grundlegend Synagogenarchitektur und ihre Geschichte darstellen. Bis 2020 waren u.a. die Lebensläufe der Architekten Heinrich Sievers, Willy Nöckel, Karl Gerlach, Wilhelm Schlechte, Karl Gerle, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, Alfred Staral, Ignaz Jacoby immer noch nicht untersucht. Klaus May wurde häufig als Franz May geführt, sein Lebenslauf im Kontext der Synagogenarchitektur tauchte bislang ebenso wenig auf wie die von Helmut Joos, Conrad Quacken, Harro Brosinsky und Hermann Backhaus. Hier zeigt sich unter anderem, dass neben fehlender baumonographischer Bearbeitung auf dem Gebiet der Synagogenarchitektur auch die Kontextualisierung lückenhaft ist. Ziel war es, die Synagogenarchitektur von 1950 bis 1971 in

¹⁵¹³ Gudman, P.: Juden in der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Roth 1964, S. 93–106; Eduard Tamili: Die Synagogenarchitektur unserer Zeit, in: Roth 1964, S. 107–126.

Deutschland hinsichtlich ihrer Planungsphasen, ihren Bauformen und historischen Orientierungen zu untersuchen und zu dokumentieren. Deutlich wurde, dass noch weitere Aufgabenfelder zu bearbeiten sind.

21 Literaturverzeichnis

- Adenauer o.J. (1951)** Adenauer, Konrad, in: Deutschland im Wiederaufbau. Ein Tätigkeitsbericht der Bundesregierung für das Jahr 1951, hg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn o.J. (1951), S. IX.
- Adolf 1968** Adolf, Adam: Theologische Grundlagen des modernen Kirchenbaus, Mainz 1968.
- Adorno 1975** Adorno, Theodor W.: Schuld und Abwehr. Soziologische Schriften, II.2 (Gesammelte Schriften, 9.2), Frankfurt/Main 1975.
- Agt 1975** Agt, J.F. (Joannes Floris) van: Synagogen in Amsterdam, S'Gravenhage 1974.
- Ahrendt 1998** Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft. München 1998.
- Ahrens 2020** Ahrens, Jehoschua: Gemeinsam gegen Antisemitismus – Die Konferenz von Seelisberg (1947) revisited (Forum Christen und Juden, 19), Berlin 2020.
- Altaras 1988** Altaras, Thea: Synagogen in Hessen - was geschah seit 1945? Königsstein/Taunus 1988.
- Asaria 1969** Asaria, Zwi: Zur Geschichte der Juden in Osnabrück und Umgebung, in: Festschrift zur Weihe der Synagoge und des jüdischen Kulturzentrums in Osnabrück. 15. Siwan 5729 / 1. Juni 1969, hg. von der Stadt Osnabrück. Osnabrück 1969.
- Ausst.-Kat. Köln 1963** Monumenta Judaica. 2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein, (Ausst.-Kat. Köln, Kölnisches Stadtmuseum, 15. Oktober 1963 bis 15. Februar 1964), 2 Bde., Köln 1963.
- Ausst.-Kat. Berlin 1983** Synagogen in Berlin. Zur Geschichte einer zerstörten Architektur, hg. von Rolf Bothe (Ausst.-Kat. Berlin, Berlin Museum, 26. Januar bis 20. März 1983), 2 Bände, Berlin 1983.
- Ausst.-Kat. Siegburg 1983** Juden an Rhein und Sieg (Ausst.-Kat. Siegburg, Archiv des Rhein-Sieg-Kreises, Mai bis September 1983), Siegburg 1983.
- Ausst.-Kat. Berlin 1987** Erich Mendelsohn. 1887–1953. Idee. Bauten. Projekte. Bearb. Sigrid Achenbach (Ausst.-Kat. Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1987), Berlin 1987.
- Ausst.-Kat. Trier 1988** Juden in Trier. Katalog einer Ausstellung von Stadtarchiv und Stadtbibliothek Trier. März-November 1988. Stadt- und Universitätsbibliothek Trier (Hg.) (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken, 15), Trier 1988.
- Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988** Die Architektur der Synagoge, hg. von Hans-Peter Schwarz (Ausst.-Kat. Frankfurt/Main, Deutsches Architekturmuseum, 11. November 1988 bis 2. Februar 1989), Frankfurt/Main 1988.

- Ausst.-Kat. Wiesbaden 1988** Juden in Wiesbaden von der Jahrhundertwende bis zur „Reichskristallnacht“ (Ausst.-Kat. Wiesbaden, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden 1988), Wiesbaden 1988.
- Ausst.-Kat. Milano 1992** Architettura e spazio sacro nella modernità, hg. von Renato Minnetto (Cat. d'Espo. Milano, Antichi Granai alla Giudecca 4. di Dicembre 1992 finò al 6. di Gennaio 1993), Milano 1992.
- Ausst.-Kat. Berlin 1992** Jüdische Lebenswelten, hg. von Andreas Nachama (Ausst.-Kat. Martin-Gropius-Bau Berlin, 12. Januar bis 26. April 1992), Frankfurt/Main 1992.
- Ausst.-Kat. Berlin 1995** Jüdische Geschichte in Berlin. Bilder und Dokumente. Hg. Reinhard Rürup. (Ausst.-Kat. der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin. Im Auftrag der Stiftung „Neue Synagoge Berlin-Centrum Judaicum“, 8. Mai 1995 bis 31. Jan. 1996), Berlin 1995.
- Ausst.-Kat. Kassel 2000** Synagogen in Kassel, bearb. von Esther Haß/Alexander Link/Karl-Hermann Wegner (Ausstellung im Stadtmuseum Kassel anlässlich der Einweihung der neuen Synagoge im Jahr 2000), Marburg 2000.
- Ausst.-Kat. Frankfurt/M./Köln 2005** Voigt, Wolfgang/Flagge, Ingeborg (Hg.): Dominikus Böhm 1880–1955 (Ausst.-Kat. „Raum ist Sehnsucht. Der Kirchenbaumeister Dominikus Böhm 1880–1955“, Deutsches Architekturmuseum Frankfurt/Main, 16. April bis 19. Juni 2005, Museum für Angewandte Kunst Köln, 24. September bis 11. Dezember 2005), Tübingen/Berlin 2005.
- Ausst.-Kat. Braunschweig 2008** Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung "und ich wurde ihnen zu einem kleinen Heiligtum..." – Synagogen in Deutschland, Cohen-Mushlin, Aliza (Hg.), (Ausst.-Kat. Braunschweig; zugl. Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 5), Petersberg 2008.
- Ausst.-Kat. München 2019** Ein Vorbild für Europa: Die Maxburg in München, (Ausst.-Kat. Amtsgericht München in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und der Sep Ruf Gesellschaft e. V., 28. Juni bis 31. August 2019), München 2019.
- Barkai 1997** Barkai, Avram: Die Organisation der jüdischen Gemeinschaft, in: Deutsch-Jüdische 1997, Bd. IV, S. 69–101, S. 88.
- Bartels 1995** Bartels, Olaf: Der Krieg und die Zweckform. Godber Nissen und der Industriebau während des Nationalsozialismus, in: Frank,

- Hartmut/Schwarz, Ulrich: Godber Nissen: Ein Meister der Nachkriegsmoderne (Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs), Hamburg 1995, S. 20–33.
- Bartetzko 1985** Bartetzko, Dieter: Illusionen in Stein. Stimmungsarchitektur im deutschen Faschismus. Ihre Vorgeschichte in Theater- und Filmbauten, Reinbeck b.H. 1985.
- Bartetzko 1988** Bartetzko, Dieter: Eine verschollene Architektur. Über Synagogen in Deutschland, Frankfurt/Main 1988.
- Bartning 1946** Bartning, Otto: Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen, in: Frankfurter Hefte. Zeitschrift für Kultur und Politik, 1 (1946), S. 63–72.
- Barzen 2007** Barzen, Rainer: Nur unter Vorbehalt? Jüdisches Leben in Trier 1945–1990. Aus dem Gemeindearchiv, in: Neue Adresse: Kaiserstraße. 50 Jahre Synagoge Trier (Festschrift; zugl. Schriften des Emil-Frank-Instituts, 10), Trier 2007, S. 65–76.
- Basch 1860** Basch, Emanuel: Die Ostseite bei Synagogenbauten. In: Ben Chananja, 3 (1860), S.188-189.
- Beer 1930** Alexander Beer, Alexander: Neubau der Synagoge Prinzregentenstrasse in Berlin, in: Deutsche Bauzeitung, 73/74 (1930), S. 521–525.
- Beer 1931** Beer, Alexander: Der jüdische Kultbau, in: Jüdisches Jahrbuch (1931), S. 34–40.
- Bendt 1983** Bendt, Veronika: Die Synagogen unter dem Nationalsozialismus, in: Ausst.-Kat. Berlin 1983, Teil 2, S. 50–123.
- Berkemann o.J.** Berkemann, Karin: Porträt: Das Kulturhaus Zinnowitz, in: Moderne regional o.J., URL: <https://www.moderne-regional.de/tag/kulturhaus/page/2/> (Zugriff 29.06.2022).
- Bet-T'fila** Bet-T'fila:, Forschungsstelle, URL: <https://www.tu-braunschweig.de/baugeschichte/bettfila> (Zugriff 29.06.2022).
- Beyer 1963** Beyer, Oskar: Die Synagogen Erich Mendelsohns, in: Kunst und Kirche 4 (1963), S. 153-157.
- Binding 1987** Günther Binding: Architektonische Formenlehre, Darmstadt 1987.
- Bis zur bitteren Neige 1991** „...Bis zur bitteren Neige ...“, in: Osteuropäisches Judentum in Wiesbaden. Förderkreis Aktives Museum Deutsch-Jüdischer Geschichte in Wiesbaden (Hg.), Wiesbaden 1991, S. 161–173.

- Birkmann/Stratmann 1998:** Birkmann, Günter/Stratmann, Hartmut: Bedenke vor wem Du stehst. 300 Synagogen und ihre Geschichte in Westfalen und Lippe, Essen 1998.
- Blake 1954** Blake, Peter: An american synagogue. A guide book to synagogue design and construction, New York 1954.
- Böcker 2020** Böcker, Axel: Die Neue Synagoge und das Gemeindezentrum in Saarbrücken, Lortzingstraße 8, in: Wettbewerbe. Kunst im öffentlichen Raum, hg. vom Kulturstadtrat der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarlouis 2020, S. 144–145.
- Bohleber 2017** Bohleber, Werner: Nachkriegsgenerationen in Deutschland im Schatten von Holocaust und Zweitem Weltkrieg. In: Wiederaufbau, Verwestlichung, Konservatismus: Die Bonner Republik (1949–1969), in: Perspektiven jüdischer Bildung. Diskurse – Erkenntnisse – Positionen, Zentralrat der Juden in Deutschland (Hg.) (Schriftenreihe der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden in Deutschland), Berlin 2017, S. 192–203.
- Bolz 1951** Bolz, Lothar: Von deutschem Bauen. Rede und Aufsätze, Berlin (DDR) 1951.
- Breffny 1978** Breffny, Brian de: The Synagogue, London 1978.
- Breier/Eisler/Grunwald 1934** Breier, Alois/Eisler, Max/Grunwald, Max: Holzsynagogen in Polen, o.O. (Baden bei Wien) 1934.
- Brenner 1995** Brenner, Michael: Nach dem Holocaust. Juden in Deutschland 1945–50, München 1995.
- Brenner 2000** Brenner, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik, München 2000, S. 13.
- Brenner 2012** Brenner, Michael (Hg.): Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft, München 2012.
- Brenner/Jersch-Wenzel/
Meyer 1996** Brenner, Michael/Jersch-Wenzel, Stefi/Meyer, Michael A. (Hg.): Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 1-4, München 1996.
- Brilling 1972** Brilling, Bernhard: Die jüdischen Gemeinden Mittelschlesiens. Entstehung und Geschichte (Studia Delitzschiana, 14), Stuttgart/Berlin/Köln u.a. 1972.
- Brocke 1999** Brocke, Michael (Hg.): Feuer an Dein Heiligtum gelegt. Zerstörte Synagogen 1938 Nordrhein-Westfalen (Gedenkbuch der Synagogen Deutschland 1938), Bochum 1999.
- Brülls 1998** Brülls, Holger: Synagogen in Sachsen-Anhalt, Berlin 1998.

- Brülls 2002** Brülls, Holger: Bauen als Heilen – Alfred Jacobys Beitrag zur Synagogenarchitektur der Gegenwart. In: Neue Synagoge Chemnitz 2002, S. 17–28.
- Bubis 1996** Bubis, Ignatz: Jüdisches Leben in Deutschland 1945-1995, in: Ginzler 1996, S. 37-54.
- Buchholz 2018a** Buchholz, Axel: Interview mit Eva Mendgen. Schloss Hallberg, ein „herausragender“ europäischer Ort, URL: https://www.sr.de/sr/home/der_sr/so_wurden_wir_was_wir_sind/geschichte/fundstuecke/20160501_fundstueck_mai2016_schloss_halberg100.html (Zugriff 29.06.2022)
- Buchholz 2018b** Buchholz, Axel: Schloss Halberg: Vom industriellen-Domizil zur Botschafterresidenz, 2018, URL: https://www.sr.de/sr/home/der_sr/wir_uber_uns/geschichte/fundstuecke/20180201_fundstueck_februar_2018_schloss_halberg_eins100.html (Zugriff 29.06.2022).
- Building Jerusalem 1996** Building Jerusalem: Jewish architecture in Britain, ed. and Introd. by Sharman Kadish, London 1996.
- Burgauer 1992** Burgauer, Erica: Jüdisches Leben in Deutschland. (BRD und DDR): 1945–1990 (Zürich, Phil., Diss. 1992) Zürich 1992.
- Burgauer 1993** Burgauer, Erica: Zwischen Erinnerung und Verdrängung – Juden in Deutschland nach 1945, Reinbek bei Hamburg 1993.
- Busmann 1995** Busmann, Johannes: Die revidierte Moderne – der Architekt Alfons Leitl 1909–1975 (Beiträge der Forschungsstelle für Architekturgeschichte und Denkmalpflege der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal, 7; zugl. Wuppertal, Univ., Diss., 1993), Wuppertal 1995.
- Carlebach 1929** Carlebach, Joseph: Die Architektur der Synagoge, in: Jeschurun, 3/4 (1929) (Adar-Nissan 5689), S. 109–131.
- Cartal o.J.** Cartal, Karl: Saarbrücken heute und morgen. Der Wiederaufbau. Saarbrücken o.J.
- Corbusier 1925** Le Corbusier: Vers une architecture, Paris 1925.
- Dam 1963** Dam, Hendrik George van: Bewährungsprobe des Rechtsstaates. Die jüdischen Gemeinden am Rhein nach 1945, in: Ausst.-Kat. Köln 1963, S. 647–655.
- Deutscher Werkbund 2014** Deutscher Werkbund Saarland und Institut für aktuelle Kunst (Hg.): Die ehemalige Französische Botschaft in Saarbrücken von Georges-Henri Pingusson. Ein Monument deutsch-französischer Baukultur im Saarland, Saarbrücken 2014.

- Deutsch-Jüdische 1997** Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit, hg. im Auftrag des Leo-Baeck-Institut von Michael A. Meyer, Bd. I–IV, München 1997.
- Deutschland o.J. (1950)** Deutschland im Wiederaufbau. Ein Tätigkeitsbericht der Bundesregierung, hg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn o.J. (1950).
- Diamant 1970** Diamant, Adolf: Chronik der Juden in Chemnitz, heute Karl-Marx-Stadt: Aufstieg und Untergang einer jüdischen Gemeinde in Sachsen, Frankfurt/Main 1970.
- Dietrich 1998** Dietrich, Susanne: "Auf dem Weg zur Freiheit". Die jüdischen Lager in Stuttgart nach 1945, in: Susanne Dietrich/Julia Schulze-Wessel: Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 75), Stuttgart 1998.
- Dietrich/Schulze-Wessel 1998** Dietrich, Susanne/Schulze-Wessel, Julia: Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 75), Stuttgart 1998.
- Dirks/Scheurenberg 2008** Dirks, Werner/Scheurenberg, Harald: Weg zum neuen Gotteshaus vor 50 Jahren am Ziel, in: Mindener Tageblatt, Nr. 137, 14.07.2008.
- Dittmann 2004** Dittmann, Marlen: Die Baukultur im Saarland 1904–1945, (Saarlandhefte 3), Saarbrücken 2004.
- Dittmann 2011** Dittmann, Marlen: Die Baukultur im Saarland 1945–2010 (Saarland-Hefte 4), Saarbrücken 2011.
- Dittmann 2015** Dittmann, Marlen: Das Rathaus St. Johann und der Rathausplatz in Saarbrücken – ein Beispiel für die Stadtbaukunst des späten 19. Jahrhunderts, in: Kunstort. Stadtbaukunst des späten 19. Jahrhunderts: Rathaus und Rathausplatz in Saarbrücken, hg. vom Kulturamt Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarbrücken 2015.
- Dohmen/Sons 1998** Dohmen, Heinz/Sons, Eckhard: Kirchen, Kapellen, Synagogen in Essen, Essen 1998.
- Dolff-Bonekämper/Kier 1996** Dolff-Bonekämper, Gabi/Kier, Hiltrud (Hg.): Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert, München/Berlin 1996

- Durth 1994** Durth, Werner: Zwischen Moderne und Modernismus. Wege zur Architektur der Nachkriegszeit, in: Vittorio Magnago Lampugnani/Romana Schneider (Hg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Expressionismus und Neue Sachlichkeit, Stuttgart 1994, S. 296 – 319.
- Durth 1986** Durth, Werner: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970, Braunschweig 1986.
- Durth/Gutschow o.J.** Durth, Werner/Gutschow, Niels: Fünfziger Jahre (Deutsches Komitee für Denkmalschutz, Faltblattreihe F 8), Bonn o.J.
- Eckhardt/Nachama 1996** Eckhardt, Ulrich/Nachama, Andreas: Jüdische Orte in Berlin, Berlin 1996.
- Eilitz 1971** Eilitz, Peter: Leben und Werk des königl. Hannoverschen Bau-rats Edwin Oppler, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F., 1/2 (1971) (zugl. Hannover, Univ., Diss., 1970), Hannover 1971.
- Einweihung 1970** Einweihung der Synagoge Würzburg 24. März 1970 / 16. Adar 5730, Würzburg 1970.
- Eisler 1910** Eisler, Max: Von jüdischer Kunst (Josef Israels). Köln/Leipzig 1910.
- Eisler 1929** Eisler, Max: Entwürfe für eine Synagoge, in: Menorah, 7 (1929), S. 86-95.
- Eisler 1930** Eisler, Max: Neue Synagogen, in: Menorah 8 (1930), S. 541-549.
- Eisler 1931** Eisler, Max: Die Synagoge in Sillein, in: Menorah, 9 (1931), S. 525-531.
- Eitz/Stötzel 2009** Eitz, Thorsten/Stötzel, Georg: Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Bd.2, Hildesheim 2009.
- Einweihung 1970** Einweihung der Synagoge Würzburg 24. März 1970 / 16. Adar 5730 (Festschrift), o.O. (Würzburg), o.J. (1970).
- Elbern/Reuther 1998** Elbern, Victor H./Reuther, Hans: Die St.-Hedwigskirche zu Berlin. Bauwerk und innere Ausgestaltung, in: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, 49, (1998), S. 99–140.
- Encyclopaedia 1971** Encyclopaedia Judaica, New York 1971–1972.
- Erfurter Chronik 1992** Erfurter Chronik: Erfurter Strassennamen in ihrer historischen Entwicklung. Anlässlich der 1250-Jahr-Feier der Stadt Erfurt 1992, Erfurt 1992.
- Eschwege 1980** Eschwege, Helmut: Die Synagoge in der deutschen Geschichte. Eine Dokumentation, Dresden 1980.
- Festschrift Stuttgart 1952** Festschrift zur Einweihung der Synagoge in Stuttgart am 18. Ijar 5712 (13. Mai 1952), Stuttgart 1952.

- Festschrift Berlin 1959** Festschrift anlässlich der Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses, hg. vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin 1959.
- Festschrift Bonn 1959** Festschrift zur Einweihung der neuen Synagoge in Bonn, 26. Mai 1959, o.O. und o.J. (Bonn 1959).
- Festschrift Essen 1959** Festschrift zur Weihe der Neuen Essener Synagoge am 19. Tischi 5720, dem 21. Oktober 1959 bürgerlicher Zeitrechnung, Essen 1959.
- Festschrift Paderborn 1959** Festschrift zur Weihe der neuen Paderborner Synagoge und des Gemeindehauses mit den Kreisen Büren, Höxter, Warburg, Lipstadt und Soest am 28. Marcheschwan 5720, dem 29. November 1959 bürgerlicher Zeitrechnung, Paderborn 1959.
- Festschrift Münster 1961** Festschrift zur Weihe der neuen Synagoge in Münster/Westf. 12. März 1961 – 24. Adar 5721, hg. von der Jüdischen Kultusgemeinde Münster, Düsseldorf o.J. (1961).
- Festschrift Osnabrück 1969** Festschrift zur Weihe der Synagoge und des jüdischen Kulturzentrums in Osnabrück. 15. Siwan 5729 / 1. Juni 1969, hg. von der Stadt Osnabrück, Osnabrück 1969.
- Festschrift Reichenhain 2006** 660 Jahre Reichenhain. Festschrift. Heimatverein Chemnitz-Reichenhain (Hg.), Chemnitz 2006.
- Fine 2020a** Fine, Steve: Jewish Religious Architecture: From Biblical Israel to Modern Judaism, Leiden/Boston 2020.
- Fine 2020b** Fine, Steve: Synagogues in the Greco-Roman World, in: Steve Fine (Hg.): Jewish Religious Architecture: From Biblical Israel to Modern Judaism, Leiden/Boston 2020, S. 96–121.
- Fischer 1999** Fischer, Katja: Das Neue Dortmund nach 50 Jahren – 25 Architekturbeispiele, Dortmund 1999.
- Flick 1983** Flick, Verena: Du hast die Erde aufgehängt im freien Raum. Egon Altdorfers Glasgestaltung in der Wiesbadener Synagoge, in: Magazin. Wiesbadener Kurier am Wochenende, 19./20. November 1983.
- Flierl 1996** Flierl, Bruno: Das Kulturhaus in der DDR, in: Gabi Dolff-Bonekämper/Hiltrud Kier (Hg.): Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert, München/Berlin 1996, S. 151–170.
- Foschepoth 1993** Foschepoth, Joseph: Im Schatten der Vergangenheit. Die Anfänge der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (Eine Publ. Des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Bad Nauheim), Göttingen 1993.

- Frampton 1995** Frampton, Kenneth: Die Architektur der Moderne: eine kritische Baugeschichte, Stuttgart 1995.
- Frank 1985** Frank, Hartmut (Hg.): Faschistische Architekturen. Planen und Bauen in Europa 1930 bis 1945 (Stadt Planung Geschichte, 3), Hamburg 1985.
- Frank/Schwarz 1995** Frank, Hartmut/Schwarz, Ulrich: Godber Nissen: Ein Meister der Nachkriegsmoderne (Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs), Hamburg 1995.
- Frei/Brunner/Goschler 2009** Frei, Norbert/Brunner, José/Goschler, Constantin (Hg.): Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte, Erfahrung und Wirkung in Deutschland und Israel (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, 8; zugl. Schriftenreihe des Minerva Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, 28), Göttingen 2009.
- Friedlaender 1991** Friedlaender, Albert: Von Berlin in die Welt, in: Andreas Nachama u.a. (Hg.): Jüdische Lebenswelten. Essays, Berlin 1991.
- Fritsche 2013** Fritsche, Christiane: Ausgeplündert, zurückerstattet und entschädigt. Arisierung und Wiedergutmachung in Mannheim (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, 39), Ubstadt-Weiher/Heidelberg/Neustadt a.d.W. 2013.
- Ganther 1959** Ganther, Heinz: Die Juden in Deutschland (1951/52 / 5712 - 1958/59 / 5719), Hamburg 1959.
- Gellhorn 2012** Gellhorn, Martha: Das Gesicht des Krieges. Reportagen 1937–1987, Zürich 2012.
- Gemeinhardt 2013** Gemeinhardt, Anne: Der Wiederaufbau jüdischen Lebens im Saarland 1945-1955 oder: Warum der erste Synagogenbau im Westdeutschland der Nachkriegszeit ausgerechnet in Saarbrücken errichtet wurde, in: Ludwig Linsmeyer/Peter Wettmann-Jungbluth (Hg.): Last aus tausend Jahren. NS- Vergangenheit und demokratischer Aufbruch im Saarstaat (Echolot. Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, 12), Saarbrücken 2013, S. 112–159.
- Gemmeke 1990** Gemmeke, Claudia: Die 'Alte Synagoge' in Essen (1913) (Kunstwissenschaft in der Blauen Eule, 5; zugl. Essen, Phil., Diss., 1990), Essen 1990.
- Gerle 1959** Gerle, Karl: Zur Fertigstellung der neuen Synagoge. In: Allgemeine (Wochenzeitung der Juden in Deutschland), XIV/35 - 27.11.1959, S.17.
- Gerle 1960** Gerle, Karl: Interview zur Einweihung der Bremer Synagoge, in: O.T., Stadt Recklinghausen, 222 (22.09.1960).

- Giedion 1965** Giedion, Siegfried: Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition, Ravensburg 1965.
- Ginzel 1984** Ginzel, Günther B.: Phasen der Etablierung einer jüdischen Gemeinde in der Kölner Trümmerlandschaft 1945-49, in: Köln und das rheinische Judentum. Festschrift Germania Judaica 1959–1984, Köln 1984.
- Ginzel 1996** Ginzel, Günther B. (Hg.): Der Anfang nach dem Ende. Jüdisches Leben in Deutschland, Düsseldorf 1996.
- Ginzel/Güntner 1998** Ginzel, Günther B./Güntner, Sonja (Hg.): „Zuhause in Köln ...“. Jüdisches Leben 1945 bis heute, Köln/ Weimar/Wien 1998.
- Glatz 1989** Glatz, Joachim: Synagogen und Denkmalpflege, in: Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz (Hg.): Synagogen und Denkmalpflege, Mainz 1989.
- Goch 2021** Goch, Stefan: Verfolgung und Ermordung der Gelsenkirchener Juden, in: Goch/Nies 2021, S. 27–49.
- Goch/Nies 2021** Goch, Stefan/Nies, Stefan (Hg.): Selbstbehauptung nach dem Holocaust. Die Jüdische Gemeinde Gelsenkirchen nach 1945 (Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte, 13), Essen 2021.
- Goldbogen 1996** Goldbogen, Nora: Juden in der DDR. Erwartungen–Realitäten–Wandlungen, in: Ginzel 1996, S. 123–149.
- Goldmann-Ida 2020** Goldmann-Ida, Batsheva: Synagogues in Central and Eastern Europe in the Early Modern Period. In: Fine 2020a, S. 184–207.
- Goldschmidt 1959a** Goldschmidt, Helmut: Neubau der Synagoge in Bonn, in: Allgemeine (Wochenzeitung der Juden in Deutschland), XIV/9 - 25.5.1959, S.19.
- Goldschmidt 1959b** Goldschmidt, Helmut: Festschrift zur Einweihung der Neuen Synagoge in Bonn 26. Mai 1959. O.O. und o.J (Bonn 1959).
- Goldschmidt 1961** Goldschmidt, Helmut: Der Neubau der Synagoge, in: Festschrift zur Weihe der neuen Synagoge in Münster/Westfalen, o.O. (Düsseldorf) 1961.
- Götz 1970** Götz, Wolfgang: Historismus. Ein Versuch zur Definition des Begriffes, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, 24 (1970), S. 196–212.
- Goschler/Kauders 2012** Goschler, Constantin/Kauders, Anthony: Positionierungen, in: Brenner 2012, S. 295–378.
- Grammbitter 1984** Grammbitter, Ulrike: Josef Durm 1837–1919. Eine Einführung in das architektonische Werk (tuduv-Studien: Reihe Kunstgeschichte 9), München 1984.

- Grard 2021** Grard, Dominique: Synagogue de la Fraternité, URL: http://leri-zeplus.villeurbanne.fr/arkotheque/client/am_lerize/encyclopedie/fiche.php?ref=82 (Zugriff 26.08.2021).
- Grellert 2007** Grellert, Marc: Immaterielle Zeugnisse. Synagogen in Deutschland. Potentiale digitaler Technologien für das Erinnern zerstörter Architektur, Bielefeld 2007.
- Grossmann 1959** Grossmann, Kurt R.: Die jüdischen Auslandsorganisationen und ihre Arbeit in Deutschland, in: Heinz Ganther: Die Juden in Deutschland (1951/52–1958/59) 5712–5719, Hamburg 1959, S. 137–182.
- Grossmann/Lewinsky 2012** Grossmann, Alina/Lewinsky, Tamar: Eine autonome Gesellschaft, in: Erster Teil: 1945–1949. Zwischenstation, in: Geschichte der Juden 2012, S. 104.
- Grotte 1915** Grotte, Alfred: Deutsche, böhmische und polnische Synagogen-typen vom XI. bis Anfang des XIX. Jahrhunderts, Berlin 1915.
- Gruber 2010** Gruber, Samuel D.: Polish influence on American synagogue architecture, Religion 34 (2010), URL: <https://surface.syr.edu/rel/34>, (Zugriff 10.09.2021).
- Gruber 2019** Gruber, Samuel D: Seattle's De Hirsch Sinai, a Suburban-style Mountain, Cave and Tent for an Urban Congregation, 05/2019, URL: <http://samgrubersjewishartmonuments.blogspot.com/2019/05/usa-seattles-de-hirsch-sinai-suburban.html>, (Zugriff 27.06.2022).
- Gudman 1964** P. Gudmann: Juden in der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Roth 1964, S. 93-106.
- Guggenheimer (Bloch) 1952** Guggenheimer, Ernst/(Bloch, Oskar), in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 1f.
- Guttman 1958** Guttman, Hermann: Das Düsseldorfer Gemeindezentrum, in: Die neue Synagoge in Düsseldorf. Zur Einweihung am 7. September 1958. Düsseldorf o.J. (1958), S. 28–31.
- Guttman 1963** Guttman, Hermann: Das Gemeindezentrum in Hannover, in: Leben und Schicksal 1963, S. 199–206.
- Guttman 1988** Guttman, Hermann Zvi: Vom Tempel zum Gemeindezentrum. Synagogen im Nachkriegsdeutschland, hg. von Sophie Remmlinger und Klaus Hofmann, Frankfurt/Main 1989.
- Hackelsberger 1985** Hackelsberger, Christoph: Die aufgeschobene Moderne. Ein Versuch zur Einordnung der Architektur der fünfziger Jahre, München/Berlin 1985.

- Hagspiel/Kier/Krings 1986** Hagspiel, Wolfram/Kier, Hiltrud/Krings, Ulrich (Hg.): Architektur der 50er Jahre in Köln, Köln 1986.
- Hagspiel/Mader 2000** Hagspiel, Wolfram/Mader, Ruth: Helmut Goldschmidt, in: Polis, 12 (2000), 2, S. 34–39.
- Hagspiel 2010** Hagspiel, Wolfram: Köln und seine jüdischen Architekten, Köln 2010.
- Hahn/Krüger 2007** Hahn, Joachim/Krüger, Jürgen: „Hier ist nichts anderes als Gottes Haus.“ Synagogen in Baden-Württemberg (Gedenkbuch der Synagogen in Deutschland, 4, zugl. Teilband 1: Jürgen Krüger: Geschichte und Architektur), Stuttgart 2007.
- Hain 1996** Hain, Simone: Die Salons der Sozialisten. Geschichte und Gestalt der Kulturhäuser in der DDR, in: Simone Hain/Stephan Stroux: Die Salons der Sozialisten, Berlin 1996, S. 89–149.
- Hammer-Schenk 1974** Hammer-Schenk, Harold: Untersuchungen zum Synagogenbau in Deutschland von der ersten Emanzipation bis zur gesetzlichen Gleichberechtigung der Juden (1800–1871) (zugl. Tübingen, Univ., Diss.), Tübingen 1974.
- Hammer-Schenk 1979** Hammer-Schenk, Harold: Edwin Opplers Theorie des Synagogenbaus, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F., 1-3, (1979).
- Hammer-Schenk 1981** Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933), 2 Teile, Hamburg 1981.
- Hammer-Schenk 1983** Hammer-Schenk, Harold: Historische Einführung, in: Ausst.-Kat. Berlin 1983, Bd. I, S. 21–70.
- Hammer-Schenk 1988** Hammer-Schenk, Harold: Die Architektur der Synagoge von 1780 bis 1933, in: Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 157–285.
- Harprecht 1998** Harprecht, Klaus, in: Die Zeit, 26/18.6.1998, S. 45, zit.n. Striffler 1998, S. 198.
- Heinle/Schleich 1996** Heinle, Erwin/Schleich, Jörg: Kuppeln aller Zeiten – aller Kulturen, Stuttgart 1996.
- Heinsohn 2017** Heinsohn, Kirsten: Wiederaufbau, Verwestlichung, Konservatismus: Die Bonner Republik (1949–1969), in: Perspektiven jüdischer Bildung. Diskurse – Erkenntnisse – Positionen (Schriftenreihe der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden in Deutschland, hg. vom Zentralrat der Juden in Deutschland), Berlin 2017, S. 180–191.
- Heinz 1990** Heinz, Dieter: Konflikte beim Wiederaufbau, in: Von der Stunde 0 zum Tag X. Das Saarland 1945–1959, hg. vom regionalgeschichtlichen Museum Saarbrücken, Saarbrücken 1990, S. 77–94.

- Heinz-Mohr 1991** Heinz-Mohr, Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen in der christlichen Kunst, Freiburg i.Br. 1991.
- Heinze-Mühleib 1986** Heinze-Mühleib, Ita: Erich Mendelsohn. Bauten und Projekte in Palästina (1934–1941) (Beiträge zur Kunstwissenschaft, 7), München 1986.
- Heinze-Greenberg 2011** Heinze-Greenberg, Ita: Europa in Palästina. Die Architekten des zionistischen Projekts 1902–1923, Zürich 2011.
- Henze 1990** Henze, Wolfgang: Bertold Müller-Oerlinghausen. Das Gesamtwerk, Stuttgart/Zürich 1990.
- Hepp o.J. (1964)** Hepp, Nicolas: Kurt Lewy. Sein Leben und seine Kunst, Essen o.J. (1964).
- Herkommer 1930** Herkommer, Hans (Hg.): Kirchliche Kunst der Gegenwart, Stuttgart o.J. (1930).
- Herz 2001** Herz, Manuel: הוגלה מאיר – Licht der Diapora. Jüdisches Gemeindezentrum Mainz, in: Kunst und Kirche 4 (2001), S. 249–251.
- Hiller 1906** Hiller, Ernst: Betrachtungen über den modernen Synagogenbau, in: Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für modernes Judentum, 6 (1906), Sp. 28–36.
- Hiller von Gaertringen 2015** Hiller von Gaertringen, Hans Georg: Pop, Politik und Propaganda. Das Amerika Haus Berlin im Wandel der Zeit, hg. von C/O Berlin, Berlin 2015, S. 59–82.
- Hirschberg 1983** Hirschberg, Hans: Die Bedeutung der Orgel in Berliner Synagogen, in: Ausst.-Kat. Berlin 1983, Bd. S. 183–195.
- Homolka 2015** Homolka, Walter: Neuanfang und Rückbesinnung. Das liberale Judentum nach der Schoa, in: Kotowski 2015, S. 453–472.
- Holste 2015** Holste, Christine: Jüdische Architektur und Identität – einige Bemerkungen zur neueren Diskussion, in: Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden (Europäisch-jüdische Studien – Beiträge, hg. vom Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien, Potsdam, in Kooperation mit dem Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg, 9), Berlin/München/Boston 2015. S. 222–234.
- Hruby 1971** Hruby, Kurt: Die Synagoge – Geschichtliche Entwicklung einer Institution, Zürich 1971.
- Hübsch 1828** Hübsch, Heinrich: In welchem Style wollen wir bauen? Karlsruhe 1828.
- Hüter et al. 1978** Hüter, Karl-Heinz et al.: Architekturführer DDR: Bezirk Erfurt, hg. von der Bauakademie der DDR, Institut für Städtebau und Architektur, Berlin 1978.

- Israelowitz 1992** Israelowitz, Oscar: Synagogues of the United States. A photographic and architectural survey, New York 1992.
- Jacob 1984** Jacob, Jacques: Existenz und Untergang der alten Judengemeinde der Stadt Trier, Trier 1984
- Jacoby 2001** Jacoby, Alfred: Synagogenbau in Deutschland nach dem Krieg, in: Kunst und Kirche, 4 (2001), S. 211–214.
- Jahres-Chronik 1958** Jahres-Chronik für das Jahr 1958, Stadt Gelsenkirchen, bearb. durch Wilhelm Niemöller, in: Stadtarchiv Gelsenkirchen (0/IV,1,44), Gelsenkirchen 1958
- Jencks 1978** Jencks, Charles A.: Die Sprache der postmodernen Architektur, Stuttgart 1978.
- Joos 2000** Joos, Helmut W.: Der Mensch im Mittelpunkt, in: JSK Architekten 2000, S. 8.
- JSK Architekten 2000** JSK Architekten (Hg.): Gebaute Transparenz – built transparency, Berlin 2000.
- Jüd. Gemeindehaus 1959** Jüdisches Gemeindehaus in Berlin. Festschrift anlässlich der Einweihung des Jüdischen Gemeindehauses am 27. September 1959, hg. von der Jüdischen Gemeinde Berlin, Berlin 1959.
- Jüdische Geschichte 1993** Jüdische Geschichte und Kultur in NRW. Ein Handbuch – zusammengestellt von Benno Reicher, hg. vom Sekretariat für gemeinsame Kulturarbeit in Nordrhein-Westfalen (Kulturhandbücher NRW, 4), Essen 1993.
- Jüdische Lebenswelten 2011** Jüdische Lebenswelten im Rheinland. Kommentierte Quellen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Bearb. von Elfi Pracht-Jörns. Köln/Weimar/Wien 2011.
- Jüdisches Museum** Jüdisches Museum Berlin, <https://www.jmberlin.de/libeskindbau>, (Zugriff 13.01.2021).
- Kafka 1990** Kafka, Franz: Brief an den Vater, Frankfurt/Main 1990, S. 45.
- Kahle 1985** Kahle, Barbara: Rheinische Kirchen des 20. Jahrhunderts. Ein Beitrag zum Kirchenschaffen zwischen Tradition und Moderne (Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 39, Köln 1985; zugl. Köln, Univ., Diss., 1982), Pulheim 1985.
- Kahle 1990** Kahle, Barbara: Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1990.
- Kampf 1966** Kampf, Avram: Contemporary Synagogue Art. Developments in the United States, 1945–1965, New York 1966.
- Kastenholz 1971** Kastenholz, J.H.: Dem Andenken des Königl. Hannoverschen Baurates Edwin Oppler, Hannover 1929, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N.F. 24/25 (1970/71), Hannover 1971.

- Kassner 2002** Kassner, Jens: Der Architekt Bruno Kalitzki und das israelische Gemeindeamt an der Hohen Strasse, in: Juden in Chemnitz 2002, S. 126–129.
- Keßler 2007** Keßler, Katrin: Ritus und Raum der Synagoge: liturgische und religionsgesetzliche Voraussetzungen für den Synagogenbau in Mitteleuropa (Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 2, zugl. Tübingen, Univ., Diss. 2005), Petersberg 2007.
- Kirchner 1996** Kirchner, Peter: Akzeptanz oder Widerspruch? Zwischen Religion und Kultur. Porträt der Ostberliner Jüdischen Gemeinde, in: Ginzler 1996, S. 86–122.
- Klapheck 1914** Klapheck, Richard: Professor Edmund Körner, Essen-Darmstadt, in: Moderne Bauformen. Monatshefte für Architektur und Raumkunst, 13 (1914), S. 65–98.
- Klei 2017** Klei, Alexandra: Jüdisches Bauen in Nachkriegsdeutschland. Der Architekt Hermann Zvi Guttmann (Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, 12), Berlin 2017.
- Klei 2019** Klei, Alexandra: Nicht realisierte Synagogen. Die Planungen des Architekten Hermann Zvi Guttmann in Wien, in: David. Jüdische Kulturzeitschrift 4 (2019), URL: <https://davidkultur.at/artikel/nicht-realisierte-synagogen> (Zugriff 18.02.2022).
- Klein-Wiele 2006** Klein-Wiele, Holger: Kinoarchitektur der fünfziger Jahre im Ruhrgebiet (Architektur, 3; zugl. Bochum, Univ., Diss., 2004), Berlin 2006.
- Klemmer 1998** Klemmer, Klemens: Jüdische Baumeister in Deutschland. Architektur vor der Shoah, Stuttgart 1998.
- Kletke 2001** Kletke, Daniel: Einige Streiflichter zum Synagogenbau in den Vereinigten Staaten seit 1945, in: Kunst und Kirche 4 (2001), S. 228–232.
- Klett 1952** Klett, Arnulf, in: Festschrift Stuttgart 1952.
- Kliemann/Ristow 2019** Kliemann, Katja/Ristow, Sebastian: Köln und das frühe Judentum nördlich der Alpen. Kontinuität, Umbruch oder Neubeginn? In: MiQua-Freunde e.V. und MiQua, LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln (Hg.): Beiträge zur rheinisch-jüdischen Geschichte, 9 (2019), S. 9-36.
- Klotz 2001** Klotz, Sabine: Fritz Landauer (1883–1968). Leben und Werk eines jüdischen Architekten (zugl. München, Univ., Diss., 2000), Berlin 2001.

- Knoblauch/Heise 1959** Knoblauch, Dieter/Heise, Heinz: Ein Gotteshaus ist fertig ... die neue Synagoge in Essen, in: Weihe der neuen Synagoge Essen, Essen 1959, S. 20–22.
- Knufinke 2007** Knufinke, Ulrich: Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland (Schriftenreihe der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 3; zugl. Braunschweig, Univ., Diss., 2005), Petersberg 2007.
- Knufinke 2008** Knufinke, Ulrich: Neue Synagogen in Deutschland nach 1945, in: Ausst.-Kat. Braunschweig 2008, S. 97–108.
- Knufinke/Suchy 2013** Knufinke, Ulrich/Suchy, Barbara: Synagogen in Düsseldorf. Von 1721 bis zur Gegenwart (Kleine Reihe der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, 3), Düsseldorf 2013.
- Knufinke 2015a** Knufinke, Ulrich: Sichtbar angekommen? Jüdische Architektur und der Wandel des Sakralen im Bild deutscher Städte, in: Martin Bredenbeck/Inge Gotzmann (Hg.): Stadt und Siedlung. Identitätsorte und Heimat im Wandel, Bonn 2015, S. 40-48.
- Knufinke 2015b** Knufinke, Ulrich: Religiöse Bauwerke jüdischer Gemeinschaften als Orte der sakralen Topographie, in: „Wer kann den Judentempel brauchen?“. Synagogen in Mitteleuropa nach 1945, St. Pölten 2015, S. 46–55
- Knufinke 2016** Knufinke, Ulrich: Architektur-Skulpturen des Jüdischen. Die Synagogen in Dresden, München und Mainz, in: JMB Journal 14 (2016), S. 48–49.
- Knufinke 2018** Knufinke, Ulrich: Synagoge Stuttgart, in: Stadtarchiv Stuttgart 2018, URL: <https://www.stadtlexikon-stuttgart.de/article/eb59f7b2-c52e-4c55-b205-1c1cb213eaa6/1/Synagoge.html> (Zugriff am 26.04.2021)
- Kober 1931** Kober, Adolf: Literatur zur Geschichte der Juden in den Rheinlanden, in: Adolf Kober/Elisabeth Moses (Hg.): Jüdische Kultur und Kunstdenkmäler. Aus der Geschichte der Juden im Rheinland, in: Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 1 (1931), S. 202-205.
- Kohl/Watzinger 1916** Kohl, Heinrich/Watzinger, Carl: Antike Synagogen in Galilaea (Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft, 29), Leipzig 1916.
- Koob 2004** Koob, Manfred (Hg.): Synagogen in Deutschland. Eine virtuelle Rekonstruktion der Technischen Universität Darmstadt, Basel 2004.
- Korn 1988** Korn, Salomon: Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945. In: Ausst.-Kat. Frankfurt/Main 1988, S. 287-343.

- Kornberger 1998** Kornberger, Uwe: Raumkonzeption sefardischer Synagogen, Heidelberg 1998.
- Koschmieder 2016** Koschmieder, Oliver: Christ König Kirche in Wuppertal, in: db – deutsche bauzeitung, 2 (2016), URL: <https://www.db-bauzeitung.de/architektur/christ-koenig-kirche-in-wuppertal/#slider-intro-2>. (Zugriff 04.03.2022).
- Kotowski 2015** Kotowski, Elke-Vera: „Weit von wo? Der Kulturtransfer jüdischer Emigration aus dem deutschsprachigen Raum, in: Elke-Vera Kotowski (Hg.): Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emigrationsländern (Europäisch-jüdische Studien, Beiträge, 9), Berlin 2015, S. 1–18.
- Kotowski 2021** Kotowski, Elke-Vera: Synagoge, in: Zentrum für Jüdische Kulturgeschichte Salzburg (Hg.): Handbuch Jüdische Kulturgeschichte, B.III.1 (Online-Projekt „Handbuch jüdische Kulturgeschichte“), URL: <http://hbjk.sbg.ac.at/kapitel/synagoge/>, Version 18.01.2021.
- Krajewski 2016** Krajewski, Markus: Bauformen des Gewissen. Über Fassaden deutscher Nachkriegsarchitektur, Stuttgart 2016.
- Krause-Vilmar 2004** Krause-Vilmar, Ditfrid: Streiflichter zur neueren Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Kassel, in: Ausst.-Kat. Kassel 2000, 13-24.
- Krauskopf/Lippert/Zaschke 2009** Krauskopf, Kai/Lippert, Hans-Georg/Zaschke, Kerstin (Hg.): Neue Tradition. Konzepte einer antimodernen Moderne in Deutschland von 1920 bis 1960, Dresden 2009.
- Krauss 1966** Krauss, S. (Samuel): Synagogale Altertümer, Berlin 1922 (Nachdruck Hildesheim 1966).
- Krautheimer 1927** Krautheimer, Richard: Mittelalterliche Synagogen, Berlin 1927.
- Krebs 2009** Krebs, Gerhild: Evangelisches Gemeindehaus Wartburg, in: Rainer Hudemann (Hg.): Stätten grenzüberschreitender Erinnerung – Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. und 20. Jahrhundert. Lieux de la mémoire transfrontalière – Traces et réseaux dans l'espace Sarre-Lor-Lux aux 19e et 20e siècles, Saarbrücken 2009. Publiziert unter www.memotransfront.uni-saarland.de.
- Krinsky 1988** Krinsky, Carol Herselle: Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung, Stuttgart 1988.
- Krochmalink 2020** Krochmalink, Daniel: Die Stiftshütte. Zur Modernität eines alten Wanderheiligtums, in: Johannes Heil/Frederek Musall (Hg.): Sakrale Räume im Judentum. Festschrift für Salomon Korn

(Schriften der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, 21), Heidelberg 2020, S. 1–18.

- Krüger 2018** Jürgen Krüger: Karlsruhe. St. Johannes Baptista. Straße der Moderne. Kirchen in Deutschland, 10/2018, URL: <https://www.strasse-der-moderne.de/kirchen/karlsruhe-st-johannes-baptista/> (Zugriff 27.06.2022).
- Kubinszky 1969** Kubinszky, Mihály: Bahnhöfe Europas, Stuttgart 1969.
- Kühling 1969** Kühling, Karl: Die Juden in Osnabrück. Zur Einweihung der neuen Synagoge, Osnabrück 1969.
- Küng 1991** Küng, Hans: Das Judentum. München 1991.
- Künzl 1980** Künzl, Hannelore: Synagogen, in: Eduard Trier/Willy Weyres (Hg.): Kunst des 19. Jahrhunderts im Rheinland, Bd.I, Düsseldorf 1980.
- Künzl 1984** Künzl, Hannelore: Islamische Stilelemente im Synagogenbaudes 19. und frühen 20. Jahrhunderts (Judentum und Umwelt, 9; zugl. Frankfurt/Main, Univ., Habil. 1979), Frankfurt/Main 1984
- Künzl 1988a** Künzl, Hannelore: Europäischer Synagogenbau vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Ausst.-Kat. Frankfurt/Main 1988, S. 89–114.
- Künzl 1988b** Künzl, Hannelore: Die Frage der jüdischen Identität in den Werken von E.M. Lilien und anderen jüdischen Künstlern des späten 19. und 20. Jahrhunderts, in: Kairos, 30-31 (1988), S.188-217.
- Künzl 1988c** Künzl, Hannelore: Synagogen, Mikwen, Ausgrabungen, in: Zeitzeugen. Begegnungen mit jüdischem Leben in Nordrhein-Westfalen, hg. vom Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, Bochum 1998, S. 22–54.
- Künzl 1992** Künzl, Hannelore: Jüdische Kunst von der biblischen Zeit bis in die Gegenwart, München 1992.
- Kulka/Ophir 1963** Kulka, Otto Dov/Ophir, Baruch Z.: Leben und Schicksal in sechseinhalb Jahrhunderten, in: Leben und Schicksal 1963.
- Kurz und Knapp 2020** Kurz und knapp: Religion, in: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/145148/religion/>, 10.08.2020, CC BY-NC-ND 3.0 DE, (Zugriff 22.06.2020).
- Kwiet 1991** Kwiet, Konrad: »ich verpflichte mich, das Kennzeichen sorgfältig zu behandeln ...«, in: Stegemann/Eichmann 1991, S. 112–121.
- Lamm 1966** Lamm, Hans: Synagogenbauten: gestern und heute, in: Der Baumeister, 63 (1966), S. 112–114.
- Landberger 1946** Landberger, Franz: A History of Jewish Art (The Union of America Hebrew Congregations), Cincinnati 1946.

- Laufner 1988** Laufner, Richard: Geschichte der jüdischen Gemeinden Triers, in: Ausst.-Kat. Trier 1988.
- Lavski 1997** Lavsky, Hagit: Die Anfänge der Landesverbände der jüdischen Gemeinden in der britischen Zone, in: Herbert Obenaus (Hg.): Im Schatten des Holocaust. Jüdisches Leben in Niedersachsen nach 1945, Hannover 1997, S. 199–234.
- Leben und Schicksal 1963** Leben und Schicksal. Zur Einweihung der Synagoge in Hannover, hg. von der Landeshauptstadt Hannover, Presseamt, in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde in Hannover e.V., Hannover 1963.
- Leitl 1947** Leitl, Alfons: Anmerkungen zur Zeit, in: Baukunst und Werkform, 1 (1947), S. 6-14.
- Leitl 1952** Leitl, Alfons: Anmerkungen, in Baukunst und Werkform, 9 (1952), S. 2-5.
- Leitl 1953** Leitl, Alfons: Anmerkungen, in: Baukunst und Werkform (1953), S. 3-6.
- Lenhard 2017** Lenhard, Philipp: Der Hamburger Tempelstreit. Kontinuität und Neuanfang in Dibre Haberith, in: Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, 21.09.2017. URL: <https://dx.doi.org/10.23691/jgo:article-24.de.v1> (Zugriff 29.04.2021)
- Leydecker 1998** Leydecker, Karin: Kargheit als Instrument der Vergewisserung? In: Kunst und Kirche 4 (1998), S. 204--206.
- Levi 1982** Levi, Primo: Atempause. Eine Nachkriegsodyssee, Frankfurt/Main 1982.
- Levy 1989** Hermann Levy: Begnadet mit Klugheit, Einsicht und Erkenntnis. Hermann Zvi Guttmanns Wirken und Schaffen gewürdigt, in: Allgemeine Jüdische Wochenzeitung, Nr.44/34 v. 25.8.1989.
- Liebknecht 1952** Liebknecht, Kurt: Fragen der Deutschen Architektur, in: Fragen der deutschen Architektur und des Städtebaus. Referate gehalten anlässlich des ersten Deutschen Architektenkongresses in Berlin, Dezember 1951, hg. von der Deutschen Bauakademie, Berlin 1952, 7–49.
- Liebold/Uhlmann 2018** Liebold, Sebastian/Uhlmann, Wolfgang (Hg.): Chemnitz. Streiflichter der Stadtgeschichte, Markkleeberg 2018.
- Lindau 1998** Lindau, Friedrich: Planen und Bauen der Fünfziger Jahre in Hannover, Hannover 1998.

- Lindner 1997** Lindner, Erik: Patriotismus deutscher Juden von der napoleonischen Ära bis zum Kaiserreich. Zwischen korporativem Loyalismus und individueller deutsch-jüdischer Identität (Europäische Hochschulschriften, 3), Frankfurt/Main 1997.
- Lipman 1954** Lipman, Eugene: Reform Judaism: Its Ritual Observances, its Education Practices and its Social Activities, in: American synagogue 1954, S.51–64.
- Lippert 2009** Lippert, Hans-Georg: Klassisches Erbe. Zum Begriff der Nationalen Tradition in der frühen DDR. In: Krauskopf/Lippert/Zaschke 2009, S. 327–357.
- Lowenthal 1958** Lowenthal, E.G.: Werden - Vergehen - Wiedererstehen. Bild der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf. Ein Versuch, in: Die neue Synagoge in Düsseldorf. Zur Einweihung am 7. September 1958, Düsseldorf o.J. (1958) S. 3–12.
- Lubitz 2006** Lubitz, Jan: Architekten-Portrait: Godber Nissen (1906–1997), URL: https://architekten-portrait.de/godber_nissen/index.html, (Zugriff 21.06.2021).
- Luzzato 1992** Luzzatto, Amos: Lo sviluppo della struttura sinagogale, in: Ausst.-Kat. Milano 1992, S. 82–85.
- Mader 2001** Mader, Ruth, "Wir tauschten Pferdemit gegen Steine". Der jüdische Architekt Helmut Goldschmidt und der Wiederaufbau von Mayen, in: Mayener Beiträge zur Heimatgeschichte, 10 (2001), S. 63–79.
- Mährle 2009** Mährle, Wolfgang: Wiederkehr der alten Geister? Baden-Württemberg und die Welle antisemitischer Straftaten 1959/1960, in: Archivnachrichten des Landes-Archiv Baden-Württemberg, 38 (2009), S. 19, URL: https://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/48714/Archivnachrichten_38_36dpi.28610.pdf (Zugriff 30.08.2021).
- Maier 1952** Maier, Reinhold, in: Festschrift Stuttgart 1952, S. 10–12.
- Manus 2018** Manus, Christoph: Helmut Joos – der Mann, der Frankfurt prägte, in: Frankfurter Rundschau vom 08.03.2018, in: URL: <https://www.fr.de/frankfurt/helmut-joos-mann-frankfurt-praegte-10988193.html> (Zugriff 18.07.2021)
- Maor 1961** Maór, Harry: Über den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland seit 1945 (zugl. Mainz, Univ., Diss. 1961), Mainz 1961.

- Markgraf 2020** Markgraf, Monika: Karlsruhe: Streit um IHK-Verwaltungsgebäude, *Moderne Regional* 2020, URL: <https://www.moderne-regional.de/tag/harro-brosinsky/> (Zugriff 27.06.2022).
- Marschall 2015** Marschall, Kristine: Die alte Synagoge in Saarbrücken, Futterstraße 25/Ecke Kaiserstraße, in: *Wettbewerbe. Kunst im öffentlichen Raum*, hg. von der Landeshauptstadt Saarbrücken Dezernat für Bildung, Saarland, Saarbrücken 2015, S. 8–10.
- Maurer 1963** Maurer, Wilhelm: Kirche und Synagoge. Motive und Formen der Auseinandersetzung der Kirche mit dem Judentum im Laufe der Geschichte, Stuttgart 1953.
- May 1960** Klaus (Franz) May: Beschreibung der Neuen Synagoge, in: Oskar Wolfsberg-Avid u.a.: *Die Drei-Gemeinde. Aus der Geschichte der Jüdischen Gemeinde Altona – Hamburg – Wandsbek*, München 1960, S. 147–148.
- McAfee Brown 1990** McAfee Brown, Robert: Elie Wiesel. Zeuge für die Menschheit. Freiburg 1990, zit. nach Petersen 2004, S. 27.
- Meier 1963** Meier, Richard: *Recent American Synagogue Architecture (The Jewish Museum New York)*, New York 1963.
- Meinke 1960** Meinke, Johannes: Die soziale Integration jüdischer Flüchtlinge des ehemaligen Regierungslagers „Föhrenwald“ in den drei westdeutschen Großstädten Düsseldorf, Frankfurt und München (Schriftenreihe der Lehranstalt für Allgemein- und Sozialhygiene, 2), Hamburg 1960.
- Mendes-Flohr 1997** Mendes-Flohr, Paul: Im Schatten des Weltkrieges, in: *Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit*, Bd. IV, München 1997, S. 15–36.
- Mendgen** Mendgen, Eva: Schloss Halberg, auf: Der SR: so wurden wir, was wir sind: Fundstücke, URL: https://www.sr.de/sr/home/der_sr/wir_uber_uns/geschichte/fundstuecke/20160501_fundstueck_mai2016_schloss_halberg100.html (Zugriff am 14.05.2021).
- Mensing 2019** Mensing, Hans Peter: „... ich werde Eure Synagogen wieder aufbauen ...“. Konrad Adenauer – das Judentum und Israel, in: *Beiträge zur rheinisch-jüdischen Geschichte*, hg. vom MiQua-Freunde e.V. und MiQua. LVR-Jüdisches Museum im Archäologischen Quartier Köln, 10 (2019), S. 9–37.
- Mertens 1997** Mertens, Lothar: Davidstern unter Hammer und Zirkel. Die Jüdischen Gemeinden in der SBZ/DDR und ihre Behandlung durch

Partei und Staat 1945–1990 (Haskala Wissenschaftliche Abhandlungen, hg. vom Moses Mendelsohn-Zentrum für europäisch-jüdische Studien, 18, zugl. Bochum, Univ. Habil. 1996), Hildesheim u.a. 1997.

- Meyer 1962:** Meyer, Hans Chanoch (Hg.): Aus Geschichte und Leben der Juden in Westfalen. Eine Sammelschrift, Frankfurt/Main 1962.
- Meyer 1996a** Meyer, Michael A.: Deutsch werden, jüdisch bleiben, in: Deutsch-Jüdische 1996, Bd. II, S. 208–259.
- Meyer 1996b** Meyer, Michael A.: Jüdische Identität in den Jahrzehnten nach 1848, in: Deutsch-Jüdische 1996, Bd. II, S. 326–355.
- Mishory 2019** Mishory, Alec: Secularizing the Sacred. Apects of Israeli Visual Culture (Brill's Series in Jewish Studies, 65), Leiden/Boston 2019.
- Möller 2018** Möllers, Georg: „Familie Felix und Julie Markus mit Dina und Martha und Bruder Heinrich Hanau“, in: Das Recklinghäuser Gedenkbuch. Opfer und Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes 1933 bis 1945, Recklinghausen 2018, URL: https://www.recklinghausen.de/Inhalte/Startseite/Ruhrfestspiele_Kultur/Gedenkbuch/_Opferbuch_selfdb.asp?db=545&form=report&orderby=fieldVorname (Zugriff 21.02.2022).
- Möllers 2020** Möllers, Georg: Zur Geschichte der vier Synagogen in Recklinghausen, in: Vestischer Kalender, 91 (2020), S. 50–67.
- Mohr 1991** Mohr, Heinz-Gerd: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen in der christlichen Kunst. Freiburg i.Br. 1991.
- Molitor 2004** Molitor, Stephan: Spruchkammerverfahrensakten. Überlieferung zur Entnazifizierung als Quelle für die NS-Zeit, in: Unterlagen der Nachkriegszeit als Quellen zur Geschichte des Dritten Reichs. Vorträge eines quellenkundlichen Kolloquiums im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg am 13. Oktober 2001 in Bad Rappenau, Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Hg), Stuttgart 2004, URL: <https://www.landesarchiv-bw.de/media/full/69770>, (Entnommen am 26.02.2021).
- Morgenthaler 1998** Morgenthaler, Hans R.: “Es wird schwierig sein, eine Wohnung für uns zu finden”. Arbeiten in den USA 1941 bis 1953. In: Stephan 1998, S. 288–315.
- Mühlinghaus 1986** Mühlinghaus, Gerhard Wilhelm Daniel: Der Synagogenbau des 17. und 18. Jahrhunderts im aschkenasischen Raum (Marburg, Univ., Diss., 1986) Marburg/Lahn 1987.

- Müller 1990** Müller, Ulrich: Fremde in der Nachkriegszeit. Displaced Persons – Zwangsverschleppte Personen – in Stuttgart und Württemberg-Baden 1945–1951 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 49), Stuttgart 1990.
- Müller 1993** Müller, Ines: „Dort, in Kakanien, Diesem Untergegangenen, Unverstandenen Staat ...“. Synagogen zwischen Wien und Budapest, Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 92 (1993), S. 245–437.
- N.N. 1928** N.N.: Das Haus Dr. O. in Stuttgart. Architekten Bloch & Guggenheimer, in: Moderne Bauformen: Monatshefte für Architektur und Raumkunst, 28 (1929), S. 515–536.
- N.N. 1936** N.N.: Neue Arbeiten von Dipl.Ing. Otto Eisler, in: Forum, Bd. VI, Bratislava 1936, S. 126–127.
- Nachama/Schoeps/Voolen 1991** Nachama, Andreas/Schoeps, Hans-Joachim/Voolen, Edward van (Hg.): Jüdische Lebenswelten, Essays, Frankfurt/Main 1991.
- Naredi-Rainer 1994** Naredi-Rainer, Paul von: Salomos Tempel und das Abendland. Monumentale Folgen historischer Irrtümer, Köln 1994.
- Naredi-Rainer 1995** Naredi-Rainer, Paul von: Architektur und Harmonie. Zahl, Maß und Proportion in der abendländischen Baukunst, Köln 1995.
- Neue Adresse 2007** Neue Adresse: Kaiserstraße. 50 Jahre Synagoge Trier (Festschrift; zugl. Schriften des Emil-Frank-Instituts, 10), Trier 2007:
- Neue Synagoge 1958** Die Neue Synagoge in Düsseldorf. Zur Einweihung am 7. September 1958, Düsseldorf o.J. (1958).
- Neue Synagoge Chemnitz 2002** Neue Synagoge Chemnitz. Festschrift zur Einweihung der Synagoge und des Jüdischen Gemeindezentrums Chemnitz, Jüdische Gemeinde Chemnitz (Hg.), Chemnitz 2002.
- Neue Werkkunst 1929** Neue Werkkunst: Bruno Kalitzki. Einleitung von Leo Adler, 24, Berlin/Leipzig/Wien 1929.
- Neufert 2021** Neufert, Ernst: Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen und Vorschriften über Anlage, Bau, Raumbedarf, Raumbeziehungen. Maße für Gebäude, Einrichtungen und Geräte mit dem Menschen als Maß und Ziel, Wiesbaden 2021.
- Neuwald-Tasbach 2021** Neuwald-Tasbach, Judith: Die Geschichte meines lieben Vaters Kurt Neuwald sel.A., in: J.E.W. Jüdisches Echo Westfalen, Magazin des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe K.D.Ö.R., 6 (2021), S. 53 u. 55.
- Nies 2021** Nies, Stefan: Juden und Jüdinnen in Gelsenkirchen nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, in Goch/Nies 2021, S. 49–55.
- Nitsche/Röcher 2002** Nitsche, Jürgen/Röcher, Ruth (Hg.): Juden in Chemnitz. Die Geschichte der Gemeinde und ihrer Mitglieder, Dresden 2002.

- Nitsche 2018** Nitsche, Jürgen: Wahrheit, Gerechtigkeit, Wohltätigkeit, Friede, in: Sebastian Liebold/Wolfgang Uhlmann (Hg.): Chemnitz. Streiflichter der Stadtgeschichte, Markkleeberg 2018, S. 50–53.
- Nippa/Herbstreuth 1999** Nippa, Annegret/Herbstreuth, Peter: Eine kleine Geschichte der Synagoge aus dreizehn Städten, Hamburg 1999.
- Novotny 1989** Novotny, Fritz: Zum Geleit, in: Guttman 1989, S. 8.
- Oegema 1991** Oegema, Gerbern S.: Von Prag in die ganze Welt, in: Stegemann/Eichmann 1991, S. 70–73.
- Oesterlein 1963** Oesterlein, Dieter: Kirchenbau heute, in: Kunst und Kirche, 2 (1963), S. 74–77.
- Offenberg 1998** Offenberg, Ulrike: „Seid vorsichtig gegen die Machthaber“. Die Jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945–1990, Berlin 1998.
- Open Data Bundesarchiv** Open Data Bundesarchiv, URL: https://open-data.bundesarchiv.de/apex-ead/DE-1958_R_50-I.xml, (Zugriff 27.06.2022).
- Oppler 1863** Oppler, Edwin: Erläuterungsberichte über die Synagoge in Hannover, in: Hammer-Schenk 1979, S. 101-113.
- Palutzki 2000** Palutzki, Joachim: Architektur in der DDR, Berlin 2000.
- Panagiotidou 2019** Panagiotidou, Iliana: Die Neue Synagoge mit Gemeindezentrum in Essen. In: Synagogen 2019, S. 115–122.
- Pankoke 1996** Pankoke, Barbara: Der Essener Architekt Edmund Körner (1874-1940). Leben und Werk (Bonn, Univ., Diss., 1995), Weimar 1996.
- Pawlita 1993** Pawlita, Cornelius: „Wiedergutmachung“ als Rechtsfrage? Die politische und juristische Auseinandersetzung um Entschädigung für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung (1945 bis 1990) (Europäische Hochschulschriften: Reihe 2, Rechtswissenschaft, 1440, zugl. Gießen, Univ., Diss., 1993), Frankfurt/Main 1993.
- Pehnt 1987** Pehnt, Wolfgang: Altes Ägypten und neue Architektur, in: Pantheon. Internationale Jahreszeitschrift für Kunst, XLV (1987), S. 151–160.
- Pehnt 1989** Pehnt, Wolfgang: Die Erfindung der Geschichte. Aufsätze und Gespräche zur Architektur unseres Jahrhunderts, München 1989.
- Perspektiven 2017** Perspektiven jüdischer Bildung. Diskurse – Erkenntnisse – Positionen (Schriftenreihe der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden in Deutschland, hg. vom Zentralrat der Juden in Deutschland), Berlin 2017.

- Petersen 2004** Petersen, Birte: Theologie nach Auschwitz? Jüdische und christliche Versuche einer Antwort (Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum (VIKJ), 24), Berlin 2004.
- Petsch 1976** Petsch, Joachim: Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich, München/Wien 1976.
- Pfalzer 2002** Pfalzer, Stephan: Entstehung und Entwicklung der Chemnitzer Jüdischen Gemeinde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in: Nitsche/Röcher 2002, S. 13–21.
- Pfeiffer 1986** Pfeiffer, Ernst: Die Juden in Dortmund, Dortmund 1986.
- Piechotka/Piechotka 1959** Piechotka, Maria/Piechotka, Kazmierz: Wooden Synagogues, Warsaw 1959.
- Pracht-Jörns 1998** Pracht-Jörns, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen (Beiträge zu den Bau- und Kunstdenkmälern im Rheinland, 3), Köln 1998.
- Prager 1963** Prager, Norbert: Wiederaufbau, in: Leben und Schicksal 1963, S. 41–47.
- Quast 2001** Quast, Anke: Nach der Befreiung. Jüdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945 am Beispiel Hannover (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945), 17), Göttingen 2001.
- Rabbinische Responsen 1990** Rabbinische Responsen zum Synagogenbau, Teil 1. Die Responsentexte, übersetzt und eingeleitet von Brigitte Kern-Ulmer, Hildesheim/New York u.a. 1990.
- Raschzok/Sörries 1994** Raschzok, Klaus/Sörries, Reiner (Hg.): Geschichte des protestantischen Kirchenbaues, Erlangen 1994.
- Rauhut-Brungs/Wasser 2009** Rauhut-Brungs, Leah/Wasser, Gabriele: Die Bonner Synagoge von 1879 (Verein für Geschichte und Kultur der Juden der Rheinlande e.V.), Bonn 2009.
- Redlich 2022** Redlich, Gert: 1954 Gloria Konstanz, Deutsches Fernsehmuseum 2022, URL: <http://www.fernsehmuseum.info/1954-gloria-konstanz.html> (Zugriff 17.07.2021).
- Rees-Dessauer 2019** Rees-Dessauer, Elisabeth: Die Synagogen der jüdischen Gemeinden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur, Michael Brenner/Stefan Rohrbacher (Hg.), 30), Göttingen 2019.
- Rehdern 1939** Rehder, Gerhard: Lichtspielhäuser in der Mark Brandenburg, in: Deutsche Bauzeitung, 47 (1939), S. 857–861.
- Rehder 1951** Rehder, Gerhard: Eröffnungsrede gehalten am 12.11.1950 in Düsseldorf, in: Der Architekt, 1 (1951), S. 10–13.

- Rhein-Neckar 2022** Rhein-Neckar-Industriekultur e.V., Version 29.06. 2022, URL <https://www.rhein-neckar-industriekultur.de/objekte/lagerhaus-schreiber-mannheim-neckarau-fabrikstation>(Zugriff 29.06.2022).
- Richarz 1974** Richarz, Monika: Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe, Tübingen 1974.
- Richarz 1986** Richarz, Monika: Juden in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945, in: Micha Brumlik/Doron Kiesel/Cilly Kugelmann (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Frankfurt/Main 1986, S. 13–30.
- Ristow 2014** Ristow, Sebastian: Judentum und Christentum in Spätantike und Frühmittelalter im deutschsprachigen Raum aus archäologischer Sicht (Das Altertum, 59, 2014), S. 241-262.
- Rohde 1993** Rohde, Saskia: Albert Rosengarten (1809–1893). Die Anfänge des Synagogenbaus jüdischer Architekten in Deutschland, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 4 (1993), S. 228–258.
- Rosenau 1979** Rosenau, Helen: Vision of the temple. The Image of the Temple of Jerusalem in Judaism and Christianity, London 1979.
- Roth 1964** Roth, Cecil B.: Die Kunst der Juden, Frankfurt/Main 1964.
- Rotstein 2002** Rotstein, Siegmund: Die Jüdische Gemeinde Chemnitz/Karl-Marx-Stadt. Der steinige Weg des Neubeginns, in: Jürgen Nitsche/Ruth Röcher (Hg.): Juden in Chemnitz. Die Geschichte der Gemeinde und ihrer Mitglieder, Dresden 2002, S. 161–169.
- Rotstein/Richter 2002** Rotstein, Siegmund /Richter, Gert: Jüdische Gemeinde und Kultur in Chemnitz nach 1945. Jüdische Gemeinde und ihr Wirken für die Synagoge, in: Neue Synagoge Chemnitz, S. 45–55.
- Ruster 1993** Ruster, Thomas: Die verlorene Nützlichkeit der Religion. Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik (zugl. Bonn, Univ., Habil., 1993), Paderborn/München/Wien 1997.
- Sachs u.a. 1994** Sachs, Hannelore u.a.: Christliche Ikonographie in Stichworten, München/Berlin 1994
- Sachs 2004** Sachs, Angeli/vaan Voolen, Edward: Jewish Identity in Contemporary Architecture. Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur, München/Berlin/London 2004.
- Salomonowicz 1959** Salomonowicz, Ludwig: Zum Geleit, in: Festschrift Essen 1959, S. 5.
- Schädler 2009** Schädler, Verena: Beispiele katholischer Kirchenneubauten in der frühen DDR, in: Krauskopf/Lippert/Zaschke 2009. S. 279–300.

- Schätzke 1991** Schätzke, Andreas: Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945–1955 (Bauwelt Fundamente 95), Wiesbaden 1991.
- Schapkow 2011** Schapkow, Carsten: Vorbild und Gegenbild. Das iberische Judentum in der deutsch-jüdischen Erinnerungskultur 1779–1939, Köln 2011.
- Schlick 1970** Schlick, Rudolf: Synagoge und Gemeindezentrum Würzburg, in: Einweihung der Synagoge Würzburg 24. März 1970 / 16. Adar 5730, Würzburg 1970, o. S (S. 20f.).
- Schmidt 1991** Schmidt, Ernst: Essen erinnert, Essen 1991.
- Schmidt/Plate 2017** Schmidt, Dietrich W./Plate, Ulrike: Im Sog der Weißenhofsiedlung: Wohnhaus-Ensemble in Stuttgarter Halbhöhenlage. „Klein-Palästina“ der jüdischen Architekten Bloch&Guggenheimer von 1930, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3 (2017), S. 203–207.
- Schmidt 2020** Schmidt, Dietrich W.: Bloch & Guggenheimer. Ein jüdisches Architekturbüro in Stuttgart (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, 114), Stuttgart 2020.
- Schoeps 1981** Schoeps, Hans-Joachim: Preußen. Geschichte eines Staates, Frankfurt/Main/Berlin 1981.
- Schoeps 1991** Schoeps, Julius H.: Jüdisches Leben in Nachkriegsdeutschland, in: Nachama/Schoeps/Voolen 1991, S. 354–383.
- Scholem 1965** Scholem, Gerschom: Das Davidschild. Geschichte eines Symbols, in: Gerschom Scholem (Hg.): Judaica I. Frankfurt/Main 1965, S. 75–188.
- Schreiber 2018** Schreiber, Maxi: Altägyptische Architektur und ihre Rezeption in der Moderne. Architektur in Deutschland 1900–1933, Berlin 2018.
- Schubert 1996** Schubert, Kurt: Jüdische Geschichte (Beck'sche Reihe, 2018), München 1996.
- Schulte** Schulte, Sabine: Aspekte: Nachkriegsarchitektur im Saarland und Denkmalpflege, 2018, URL: <http://institut-aktuelle-kunst.de/kunstlexikon/aspekte-nachkriegsarchitektur-im-saarland-und-denkmalpflege-1831> (Zugriff 06.05.2021).
- Schuster 1970** Schuster, David: 850 Jahre Juden in Würzburg, in: Einweihung der Synagoge Würzburg 24. März 1970 / 16. Adar 5730, Würzburg 1970, o.S. (13–17).

- Schwarz 1995** Frank, Hartmut/Schwarz, Ulrich: Godber Nissen: Ein Meister der Nachkriegsmoderne (Schriftenreihe des Hamburgischen Architekturarchivs), Hamburg 1995.
- Schwippert 1948** Schwippert, Hans: Theorie und Praxis, in: Baukunst und Werkform, 1 (1948), S. 17–19.
- Seib 2021** Seib, Adrian: Joos, Helmut W. In: Frankfurter Personenlexikon. Ein Projekt der Frankfurter Bürgerstiftung (Onlineausgabe) 2021, URL: <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/10508?treffer=Joos> (Zugriff 27.06.2022).
- Sellenthin 1959** Sellenthin, H.G.: Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80, in: Festschrift Berlin 1959, S. 2.
- Siegel 1965** Siegel, Curt: Strukturformen der modernen Architektur, München 1965.
- Simon 2005** Simon, Paul: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Überlieferung und Bestand (Schriften der Bet-Tfila-Forschungsstelle für Jüdische Architektur in Europa, 4; zugl. Braunschweig, Univ., Diss. 2005), Petersberg 2007.
- Sonderpostwertzeichen 1970** Sonderpostwertzeichen der Landespostdirektion Berlin „Das neue Berlin“ 1965/66. Broschüre anlässlich der Eröffnung des Berliner Post- und Fernmeldemuseums 1966, Berlin 1970.
- Spiegel 2001** Spiegel, Paul: Jüdische Immigration und Integration in Deutschland, in: Kunst und Kirche 4 (2001), S. 208–210.
- Spieker/Spieker 2017** Spieker, Brigitte/Spieker, Rolf-Jürgen: Walter Klocke – ein Gelsenkirchener Glasmaler und Mosaikkünstler, Gelsenkirchen-Buer 2017.
- Spurensuche 1999** Spurensuche: Jüdische Mitbürger in Chemnitz. Stätten ihres Lebens und Wirkens, Orte der Erinnerung, hg. v. Stadtarchiv Chemnitz. O.O. u.J. (Chemnitz 1999).
- Stabenow/Schüler 2019** Stabenow, Jörg/Schüler, Ronny (Hg.): Vermittlungswege der Moderne – Neues Bauen in Palästina (1923–1948). The Transfer of Modernity – Architectural Modernism in Palestine (1923–1948), Berlin 2019.
- Stahl/Maisant o.J. (2022)** Stahl, Günter/Maisant, Mechthild: Stadtlexikon: Egon Altdorf (1922–2008), o.J. (2022). URL:<https://www.wiesbaden.de/microsite/stadtlexikon/a-z/Altdorf.Egon.php> (Zugriff 27.06.2022).
- Steffann 1952** Steffann, Emil: O.T., in: Baumeister. Zeitschrift für Baukultur und Bauwirtschaft, 1(1952), S. 48–50.

- Stegemann/Eichmann 1991** Stegemann, Wolf/Eichmann, S. Johanna: Der Davidstern, Dorsten 1991.
- Stephan 1998** Stephan, Regina (Hg.): Erich Mendelsohn. Architekt 1887–1953. Gebaute Welten. Arbeiten für Europa, Palästina und Amerika, Ostfildern/Ruit 1998.
- Stern 1991** Stern, Frank: Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, 14), Gerlingen 1991.
- Stern 1997** Stern, Frank: Im Schatten des Holocaust. Jüdisches Leben in Niedersachsen nach 1945 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 12), Hannover 1997.
- Strathmann 2017** Strathmann, Donata: Auswandern oder Hierbleiben? Jüdisches Leben in Düsseldorf und Nordrhein 1945–1960. (Düsseldorfer Schriften zur neueren Landesgeschichte Nordrhein-Westfalens, 63; zugl. Paderborn, Univ.Diss.: Von der Liquidationsgemeinde zum Zentralpunkt jüdischen Lebens?), Essen 2003.
- Striffler 1998** Striffler, Helmut: Als alles möglich schien. Die 50er Jahre – Halbzeit der Moderne, in: Kunst und Kirche, 4 (1998), S. 198–201.
- Sturm/Cachola Schmal 2014** Sturm, Philipp/Cachola Schmal, Peter (Hg.): Hochhausstadt Frankfurt. Bauten und Visionen seit 1945, München/London/New York 2014.
- Synagogen 2019** Synagogen in Nordrhein-Westfalen, in: Werkraum Bild und Sinn e.V. (Hg.): Architektur und Erinnerung, Berlin 2019.
- Tamili 1964** Tamili, Eduard: Die Synagogenarchitektur unserer Zeit, in: Roth 1964, S. 107–126.
- Twiehaus 2008** Twiehaus, Christiane: Die Synagoge im Spiegel der öffentlichen Medien des 19. Jahrhunderts. Die Synagogenbauten in Karlsruhe von Josef Durm und Gustav Ziegler, in: Jüdische Studien und jüdische Identität (Trumah, 17), Heidelberg 2008, S. 171–191.
- Voigt 2005** Voigt, Wolfgang: „Neue Formen mit dem Urgehalte der Tradition“. Dominikus Böhm zwischen Strömungen und Brüchen seiner Zeit. In: Ausst.-Kat. Frankfurt/M./Köln 2005, S. 9–27.
- Vogt/Jehle-Schulte Strathaus/Reichlin 1980** Vogt, Adolf Max/Jehle-Schulte Strathaus, Ulrike/Reichlin, Bruno (Hg.): Architektur 1940–1980, Frankfurt/Main/Wien/Berlin 1980.
- Wagner 1983** Wagner, Pedro: Neubildung der Synagogengemeinde Bonn, in: Ausst.-Kat. Siegburg 1983, S. 381–397.

- Wahrhaftig 1966** Wahrhaftig, Myra: Sie legten den Grundstein. Leben und Wirken deutschsprachiger jüdischer Architekten in Palästina 1918–1948, Tübingen/Berlin 1996.
- Weber 2020a** Weber, Klaus: Kinocenter Bensheim (Hessen) 2020, URL: <http://www.allekinos.com/BENSHEIMKinocenter.htm> (Zugriff 27.06.2022)
- Weber 2020b** Weber, Klaus: Roxy Frankfurt (Hessen) 2020, URL: <http://www.allekinos.com/FRANKFURTRoxy.html> (Zugriff 27.06.2022)
- Webster 1992** Webster, Ronald: Jewish Returnees to West Germany after 1945: Why They returned and how They Fared, in: YIVO Annual 21 (1992), S. 33–66.
- Werner 1994** Werner, Friederike: Ägyptenrezeption in der europäischen Architektur des 19. Jahrhunderts (zugl. Heidelberg, Univ., Diss., 1992), Weimar 1994.
- Wertheimer 1987** Wertheimer, Jack (Ed.): The American Synagogue. A Sanctuary transformed (A Centennial publication of the Jewish Theological Seminary of America), Cambridge/New York/New Rochell 1987.
- Wischnitzer 1955** Wischnitzer, Rachel: Synagogue architecture in the United States. Philadelphia 1955.
- Wischnitzer 1964** Wischnitzer, Rachel: The architecture of the european synagogue. Philadelphia 5724/1964.
- Wittmann-Englert 2006** Wittmann-Englert, Kerstin: Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne („Forschungen zur Nachmoderne“ für das Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Techn. Universität Berlin), Lindenberg im Allgäu 2006.
- Wolfsberg-Avid 1960** Wolfsberg-Avid, Oskar u.a.: Die Drei-Gemeinde. Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden Altona-Hamburg-Wandsbek, München 1960.
- Worringer 1927** Worringer, Wilhelm: Ägyptische Kunst. Probleme ihrer Wertung, München 1927.
- Zelzer 1964** Zelzer, Maria: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden: ein Gedenkbuch. Stuttgart o.J. (1964).
- Zervosen 2016** Zervosen, Tobias: Architekten in der DDR. Realität und Selbstverständnis einer Profession, Bielefeld 2016.
- Zevi 1970** Zevi, Bruno: Erich Mendelsohn. Opera completa. Architetture e immagini architettoniche, con note biografiche di Louise Mendelsohn, Milano 1970.

Zeitungen

Aachener Zeitung, 71/24.03.1956/S. 15

Badische Neue Nachrichten (BNN), 26.07.1951: Die neue Synagoge in der Herrenstraße, o.S.,
in: Stadtarchiv Karlsruhe: Geschichte der Karlsruher Juden in Daten, in: ZGS 5.5.Juden: 5.5.1.
Jüdische Geschichte.

BNN, 10.11.1960. Neue Karlsruher Synagoge auf Platz des Ständehauses? O.S., in: StaK, in:
ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

BNN, 269/17. 11.1960: Die Meinung der Leser, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische
Geschichte.

BNN, 271/19.11.1960, in: StaK, o.S., in: StaK ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

BNN, 282/02.12.1960: Weltanschauliche Gegensätze, o.S., in: StaK, in: ZGS 5.5.Juden: 5.5.1.
Jüdische Geschichte.

BNN, 27.01.1968, o.S., in: StaK, in: ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

BNN 05.07.1971: Neuer Mittelpunkt religiösen Lebens. Synagoge und jüdisches Gemeindezent-
rum, o.S., in: StaK, in: ZGS 5.5.Juden: 5.5.1. Jüdische Geschichte.

Baumeister, 54 (1957), S. 545–549, S. 545.

Bremer Bürgerzeitung, 34/26.8.1961, o.S., in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, SO – 308.

Bremer Nachrichten, 201/29.8.1961, o.S., in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, SO – 308.

Die Heimat Rundschau, 15.04.1958, S. 7

Der Abend, 11.11.1958, o.S., in: Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 09, Nr. 24/25.

Der Weg. Zeitschrift für Fragen des Judentums, 6 (1946), S. 3

Essener Stadtanzeiger, Nr. 6./7.06.1969, o.S., Archiv Knoblauch.

Jüdisches Gemeindeblatt für die Nord-Rheinprovinz und Westfalen (Später Jüdische Allgemeine
Wochenzeitung), 6/1/25.6.1946, S.34.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Zeitung der Juden in Deutschland (später Jüdische Allge-
meine), 23/3/3.12.1948, o.S.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland. 4/1/15.4.1949,
S.22.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 2/21.4.1950,
o.S.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 5/24/22.9.1950,
S. 15.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden, 5/41/19.5.1951, S. 5.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland, 7/20.2.1953, S.
11.

Jüdisches Gemeindeblatt. Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland. 7/47/27.2.1953, o.S.

Jüdisches Gemeindeblatt für Mittelsachsen (Jüdische Zeitung für Mittelsachsen), 4 (1934), StaCh.

Jüdische Rundschau 3/07.1948/18/19, o.S., StaW.

Kunst und Kirche, 1 (1962), S. 31.

Norddeutsche Volkszeitung, 221/21.9.1960, o.S., in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

Tagesspiegel, der, 11. Nov. 1958, o.S., in: Landesarchiv Berlin, Akte Rep. 09, Nr. 24/25.

Recklinghausen und das Vest, 222/22.09.1960, o.S.

Rundschau im Vest Recklinghausen, 5.12.1958, o.S.

Vestische Neueste Zeitung, 223/22.09.1960, o.S.

Wiesbadener Kurier vom 29. 01.1964, o.S., in: Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

Wiesbadener Kurier, 12.09.1966, o.S., in: Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

Wiesbadener Tagblatt, 30.01.1964, o.S., in: Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

Wiesbadener Tagblatt, 11.01.1965, o.S., in: Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

Wiesbadener Tagblatt, 12.09.1966, o.S. in: Hauptamt Pressestelle – 2164/61, in: BAALW, Akte 22157.

Weser-Kurier, 261/8.11.1958, o.S., in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308

Weser-Kurier, 24/29.1.1960, o.S., in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

Weser-Kurier, 201/29.8.1961, o.S., in: Staatsarchiv Bremen, Signatur 9, S0-308.

Westfälische Rundschau, 222/22.09.1960, o.S., Archiv Gerle

21.1 Abkürzungen

AJDC – American Joint Distribution Committee (Joint)

AEK – Historisches Archiv des Erzbistums Köln

AKS – Architektenkammer des Saarlands

BAALW – Bauaufsichtsamt Landeshauptstadt Wiesbaden

BAD – Bauaufsichtsamt Düsseldorf

BAOK – Bauordnungsamt Karlsruhe

DPs – Displaced Persons

HAEK – Historisches Archiv des Erzbistums Köln

IMJ – Israel Museum Jerusalem

ISG – Institut für Stadtgeschichte Frankfurt

IRSO – Jewish Restitution Successor Organization (amerikanische Zone)

JTC – Jewish Trust Corporation (britische Zone)

LAS – Landesarchiv Saarland
SAS – Stadtarchiv Saarbrücken
StaD – Stadtarchiv Düsseldorf)
StaK – Stadtarchiv Karlsruhe StaK
StaW – Stadtarchiv Wiesbaden
UNNRA – United Nations Relief and Rehabilitation Administration

22 Abbildungsverzeichnis

Tafel 1: Standorte der Synagogenneubauten im Zeitraum 1950 bis 1971, © <https://www.hdg.de/lemo/be-stand/objekt/karte-besatzungszonen.html> (Zugriff 29.06.2022)

- Abb. 1: Synagoge Saarbrücke, Heinrich Sievers, 1951, eig. Aufnahme
Abb. 2: Synagoge Stuttgart, Ernst Guggenheimer, 1952, Schmidt 2020, S. 119
Abb. 3: Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 1952, eig. Aufnahme
Abb. 4: rechts Synagoge Recklinghausen, Karl Gerle, 1953-55, links Jugendheim von 1930, Möllers 2020, S. 61
Abb. 5: Jüdisches Gemeindezentrum Dortmund, Helmut Goldschmidt, 1956, eig. Aufnahme
Abb. 6: Synagoge Offenbach, Hermann Zvi Guttmann, 1956, Guttmann 1989, S. 27
Abb. 7: Jüd. Gemeindezentrum Offenbach, Hermann Zvi Guttmann, Modell, Guttmann 1989, S. 23
Abb. 8: Synagoge Trier, Alfons Leitl, 1957, eig. Aufnahme
Abb. 9: Synagoge Mannheim, Wilhelm Schlechte, 1956-1957, Esther Haß
Abb. 10: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1958, eig. Aufnahme
Abb. 11: Synagoge Düsseldorf, Hermann Zvi Guttmann, 1958, Guttmann 1989, S. 33
Abb. 12: Synagogeneingang Gelsenkirchen, eig. Aufnahme
Abb. 13: Synagoge Gelsenkirchen, Hermann Quacken, eig. Aufnahme
Abb. 14: Synagoge Bonn, Architekt Helmut Goldschmidt, 1959, <https://hdl.handle.net/20.500.11811/2763>, Abb. 61
Abb. 15: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Dieter Knoblauch und Heinz Heise (1959), ©Peter Kuley, CC BY-SA 3.0
Abb. 16: Synagoge Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, ©Maschinenjunge CC BY-SA 4.0
Abb. 17: Synagoge Paderborn, Karl Gerle, 1959, Festschrift Paderborn 1959
Abb. 18: Synagoge Hamburg, Klaus May und Karl Heinz Wongel, 1960, ©https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/synagoge424_v-podcast.jpg
Abb. 19: Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1961, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
Abb. 20: Synagoge Münster, Helmut Goldschmidt, 1961, ©Stadtarchiv Münster, <https://www.stadt-muenster.de/kriegerdenkmale/erinnern-nach-1945/gedenkstein-synagoge>
Abb. 21: Synagoge Bremen, Karl Gerle, 1961, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
Abb. 22: Synagoge Hannover, Hermann Zvi Guttmann, 1963, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
Abb. 23: Synagoge Kassel, Alfred Staral, 1965, Ausst.-Kat. Kassel 200, S. 90
Abb. 24: Synagoge Wiesbaden, Ignaz Jacoby und Helmut Joos, 1966, Aufn. 2021, eig. Aufnahme
Abb. 25: Synagoge Osnabrück, Hermann Zvi Guttmann, 1969, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
Abb. 26: Synagoge Würzburg, Hermann Zvi Guttmann, 1966–1970, Guttmann 1989, S. 74.
Abb. 27: Synagoge Karlsruhe, Harro Brosinsky und Hermann Backhaus, 1971, Aufn. 2021, eig. Aufnahme
Abb. 28: Jüd. Gemeindehaus Chemnitz, Karl Gerlach, 1960, ©Stadtarchiv Chemnitz
Abb. 29: Jüdisches Gemeindehaus, Isabel Ruf und Bert Ruf, 19710, Anbau rechts, ©Bildokumentation Stadt Regensburg Bau Bert Ruf, <https://jg-regensburg.de/1950-bis-heute/>, (Zugriff 11.01.2021)
Abb. 30: Entwurf für Synagoge Hamburg, Hermann Zvi Guttmann, Guttmann 1989, S. 120/121
Abb. 31: Synagoge Karlsruhe, Aufsicht, 1971, ©Frederik Rahm, <http://www.remote.org/frederik/tmp/ka/>, CC0, (Zugriff 19.06.2022)
Abb. 32: Umbau der Synagoge Offenbach, Aufn. 1996, eig. Aufnahme
Abb. 33: Jüd. Gemeindezentrum Recklinghausen, Karl Gerle, 1955, Aufn. 2021, eig. Aufnahme
Abb. 34: Jüdisches Gemeindehaus Frankfurt/Main, Salomon Korn und Architektengemeinschaft Gerhard Balsler, 1986. Ansicht Savignystraße, ©Waltraud Krase, Prospekt Jüd. Gemeindezentrum Frankfurt/Main, S.1
Abb. 35: Jüd. Museum Berlin, Daniel Libeskind, 2001, ©Jens Ziehe, <https://www.jmberlin.de/libeskind-bau>
Abb. 36: Synagoge Mainz, Manuel Herz, 1999-2010, ©NBK Ceramic, Emmerich, <https://www.baunetzwissen.de/fliesen-und-platten/objekte/kultur-bildung/neue-synagoge-in-mainz-1608355>, (Zugriff 18.06.2022)
Abb. 37: Synagoge Kassel Abb. 35: Synagoge Kassel, Albrecht Rosengarten. Bau von 1839, Aufnahme um 1938, Müller 1993, S. 253
Abb. 38: Synagoge Hannover, Edwin Oppler, 1863–1870, Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 224
Abb. 39: Synagoge Worms von 1175 (zweiter Bau), Aufnahme vor 1938, ©Curt Füller, Postkarten-Vertrieb
Abb. 40: Sog. Meister der Darmstädter Passion: Anbetung der Könige und Erhöhung des Kreuzes vor Kaiser Konstantin, um 1455. Gemäldegalerie Berlin
Abb. 41: Synagoge Dresden, Gottfried Semper, Lithographie Ludwig Thümling, um 1860
Abb. 42: Synagoge Dresden, Gottfried Semper, Innenraum, 1898, Architektur des 20. Jahrhunderts 1901
Abb. 43: Synagoge Braunschweig, C. Uhde, 1873, Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 220
Abb. 44: Synagoge Essen, Edmund Körner, 1913. Aufnahme vor 1938 mit erstem Vorhof, Abb. gemeinfrei, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Essen_\(Ruhr\)._-Synagoge.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Essen_(Ruhr)._-Synagoge.jpg)
Abb. 45: Synagoge Essen, eines der drei Portale mit jüd. Symbolen, 1913, Detail
Abb. 46: Synagoge Peine, Rudolph F. Vogel, 1907, Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 259
Abb. 47: Synagoge Mainz, Willy Graf, 1912. Aufnahme vor 1938, ©Stadtarchiv Mainz

Abb. 48: Synagoge Offenbach, Friedrich Schwarz, 1916, ©Stadtarchiv Offenbach
 Abb. 49: Bahnhof Köln-Deutz, Karl Biecker und Hugo Röttcher, 1913, gemeinfrei, https://encrypted-tbn0.gstatic.com/images?q=tbn:ANd9GcSagbC8KfEmKrfZp2qf1KwwdLxD3gJAe5CU9WsJActc3yvhm8wFgUWMNY6_fJ8X9MLAJQ&usqp=CAU
 Abb. 50: Synagoge Sillein/ Zillina (Slowakei), Peter Behrens, 1928-1931, ©Archive Department of Architecture USTARCHE SAV
 Abb. 51: Technion Jerusalem, Alexander Baerwald, 1908 - 1922, <https://architecture.technion.ac.il/faculty/history/>
 Abb. 52: Skizze für den Wettbewerb der Synagoge in Sillein/Zillina, Josef Hoffmann, um 1928, Menorah 7 (1929), S. 87
 Abb. 53: Skizze für den Wettbewerb der Synagoge in Sillein/Zillina, um 1928, Josef Hoffmann, Menorah 7 (1929), S. 90
 Abb. 54: Synagoge in Cleveland, Ohio, Architekt Erich Mendelsohn, 1947–50, Aufn 2007, ©stu_spivak, CC BY-SA 2.0
 Abb. 55: Synagoge Beth Sholom in Elkins Park, Pennsylvania, Architekt Frank Lloyd Wright, 1954–59, <https://www.loc.gov/item/pa2986/> (Zugriff 18.06.2022), (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 56: Synagoge in Plauen, Fritz Landauer, 1930, Ausst.-Kat. Frankfurt/M., S. 281
 Abb. 57: Fronleichnamskirche Aachen, Rudolf Schwarz, 1930, ©Renger Essen, Die christliche Kunst 27 (1931), S. 249f.
 Abb. 58: Synagoge Hamburg, Felix Ascher und Robert Friedmann, 1931, ©Kulturkarte.de, <http://www.kulturkarte.de/hamburg/19034synagoge>, (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 59: St. Albertus-Magnus in Dortmund, Paul Spiegel und Adolf Ott, 1934, ©Alexander Völkel, https://www.nordstadtblogger.de/wp-content/uploads/2014/01/Albertus_0001.jpg, (Zugriff 07.04.2023)
 Abb. 60: Heinrich Sievers (1903-1962), ©Landesarchiv Saarbrücken
 Abb. 61: Neuapostolische Kirche Saarbrücken, Heinrich Sievers, ©Neuapostolische Kirche Saarbrücken, <https://www.nak-saar-pfalz.de/saarbruecken>, (Zugriff 07.04.2023)
 Abb. 62: Synagoge Saarbrücken Innenraum, eig. Aufnahme
 Abb. 63: Synagoge Saarbrücken, Heinrich Sievers, Blick im Synagogeninnenraum nach Norden-Ost, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
 Abb. 64: Synagoge Saarbrücken, Obergeschoss auf dem Quaderbau, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
 Abb. 65: Synagoge Saarbrücken, Blick zur seitlichen Abgrenzung zur Nachbarbebauung, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
 Abb. 66: Synagogeninnenraum Saarbrücken, Blick auf die Ostseite mit Toraschrein und Lesepult sowie seitliche Orgel, eig. Aufnahme
 Abb. 67: Synagoge Saarbrücken, seitliche Frauenempore und Fenster zur Lortzingstraße, eig. Aufnahme
 Abb. 68: Synagogeninnenraum Saarbrücken, Blick zur Ostseite, eig. Aufnahme
 Abb. 69: Synagoge Saarbrücken, Treppenhaus, eig. Aufnahme
 Abb. 70: Alte Synagoge Saarbrücken, Friedrich Mertz, 1890, <https://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/s-t/1713-saarbruecken-saarland> (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 71: Synagoge Linnaeusstraat, Amsterdam, Jacob S. Baars, 1928, <https://www.amsterdamhiv.nl/wiki/linnaeusstraat119.html>, (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 72: Synagoge Amsterdam, Architekt Harry Elte, 1928, <https://www.architectureplus.nl/post/90-jaar-en-nog-altijd-uitzonderlijk-mooi>, (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 73: Synagoge Frankfurt/Westend, Franz Roeckle, 1910, Aufn. 2012, ©Mylius (Roland Meinecke), GFDL 1.2, (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 74: Unity Church in Oak Park, Illinois, Architekt Frank Lloyd Wright, 1906, Aufn. 2007, ©IvoShandor, GFDL 1.2, (Zugriff 18.07.2022)
 Abb. 75: Entwurf Synagoge Berlin, Alexander Beer, 1931, Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 280
 Abb. 76: Gemeindehaus Evang. Kreuzkirche Düsseldorf, Heinrich Rosskotten und Karl Walch, 1930, ©LVR-Amt für Denkmalpflege im Rheinland - Wolf, Silvia Margrit, (Zugriff 18.06.2022)
 Abb. 77: Synagoge Agudas Achim, Otto Eisler, Brünn (Brno), 1931, Forum Bratislava, Szönyi 6 (1931), S. 126
 Abb. 78: Zweifamilienhaus in Brünn, Otto Eisler, um 1930, Forum Bratislava, Szönyi 6 (1931), S. 127
 Abb. 79: Kirche der Hussiten, Brünn, Jan Víšek, 1929, <https://www.bam.brno.cz/de/objekt/c240-kirche-der-hussitischen-gemeinde>, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 80: Ev. Kirche in Brünn (Brno), Miloslav Tejc, 1935, <https://i.pinimg.com/originals/76/d0/34/76d034b5a8a00e53356fd219cf480de7.jpg>, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 81: Saarbrücken, Gebäude der Saarbrücker Landes-Zeitung, Hans Herkommer, 1926, ©Werden – Wachsen – Wollen. Festschrift zur Eröffnung des neuen Gebäudes der „Saarbrücker Landes-Zeitung“, Saarbrücken 1926
 Abb. 82: Wohnhaus Saarbrücken Paul-Marien-Straße, Heinrich Sievers, 1937, Aufn. 2021, eig. Aufnahme
 Abb. 83: Ev. Kirche in Brünn (Brno), Miloslav Tejc, 1935, Rundfenster im Treppenhaus, ©Ben Skála, Benfoto - Own work, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=38425483> (Zugriff 07.04.2023)
 Abb. 84: Synagoge Saarbrücken, Treppenverlauf vor dem Fenster, Aufn. 1999, eig. Aufnahme
 Abb. 85: Französische Botschaft Saarbrücken, Georges-Henri Pingusson, 1954, ©Marco Kany, <https://kunsthistoriker.org/verband/rote-liste/pingusson-bau-ehem-franzoesische-botschaft-im-autonomen-saarland/> (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 86: Synagoge Rouen, François Herr, 1950, Blick von Ost nach West, Aufn. 2011, ©Ciogo, CC BY-SA 3.0, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 87: Synagoge Rouen, François Herr, 1950, Eingang, Aufn. 2014, ©Kyomori, CC BY-SA 4.0, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 88: Synagogen Bolchen, Eingangsfassade, Postkarte
 Abb. 89: Synagoge Bolchen (Bouley-Mosell), 1952, Blick von West nach Ost, ©Région Grand-Est - Inventaire général, Decomps Claire, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/dossier/synagogue-de-bouley-moselle/6008173e-6e10-43ab-8fdf-b11f50c0867a> (Zugriff 07.04.2023)
 Abb. 90: Synagoge Bischwiller, 1956, Aufn. 2002, ©Hahn, https://www.alemannia-judaica.de/bischwiller_synagogue.htm#Fotos, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 91: Synagoge Saint-Dié-des-Vosges, (1956), Aufn. 2014, ©Lantus, CC BY-SA 3.0, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 92: Synagoge Hayange, 1957, ©Pierre Heckler, <https://www.republicain-lorrain.fr/edition-de-thionville-hayange/2019/09/14/photos-hayange-un-projet-de-six-logements-dans-la-synagogue> (Zugriff 07.04.2023)
 Abb. 93: Synagoge Bouzonville, Aimé Bercier, 1957–60, Synagoge mit Längsfenstern im Hintergrund, ©Région Grand Est - Inventaire général, Decomps Claire, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/dossier/synagogue-de-bouzonville/71852bfc-cf5f-4ccf-8a24-5065a6d21d46> (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 94: Synagoge Merlebach Innenraum, 1961, ©Région Grand Est - Inventaire général, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/dossier/ancienne-synagogue-de-merlebach-actuellement-maison-particuliere/afb09fd5-03f3-44cc-b67c-d64e285683ea>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 95: Synagoge Faulquemont, 1962, ©Région Grand Est - Inventaire général, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/dossier/synagogue-de-faulquemont/b33029fe-0569-4285-93bd-f722a3d73229>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 96: Synagoge Hagenau (Hagondange), 1962, Aufn. 2011, ©aimelaime, CCO, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 97: Entwürfe Synagoge Sierck-les-Bains, nicht realisiert, 1957 ©Région Grand Est - Inventaire général, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/img/c4bf7204-1eaf-49d0-b153-478b2bb5a192>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 98: Synagoge Don Isaac Abravanel in Paris, Alexandre Persitz und Arthut-Georges Héaume, 1962, ©C.Angsthelm, CC BY-NC-SA 2.0 FR, Paris - Synagogue Don Isaac Abravanel, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 99: Synagoge in Vitry-le-François, 1957, ©Prosopée, CC BY 3.0, [https://de.wikipedia.org/wiki/Vitry-le-François#/media/Datei:Vitry_le_François_centre_ville_ancienne_synagogue_rue_du_Mouton.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Vitry-le-Fran%C3%A7ois#/media/Datei:Vitry_le_Fran%C3%A7ois_centre_ville_ancienne_synagogue_rue_du_Mouton.JPG), (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 100: Synagoge Hayange, Detail: Toraschrein, ©mahJ, https://www.gedenkorte-europa.eu/de_de/hayange.html, (Zugriff 11.01.2021)

Abb. 101: Synagoge Bouzonville, Detail: Toraschrein, ©Région Grand Est - Inventaire général, Decomps Claire, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/dossier/synagogue-de-bouzonville/71852bfc-cf5f-4ccf-8a24-5065a6d21d46> (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 102: Synagoge Faulquemont, Detail: Toraschrein, ©Région Grand Est - Inventaire général, Decomps Claire, <https://inventaire-nancy.grandest.fr/gertrude-diffusion/dossier/synagogue-de-faulquemont/b33029fe-0569-4285-93bd-f722a3d73229>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 103: Synagoge Stuttgart, Ernst Guggenheimer, 1952, Ansicht der Ostseite und Hauptfassade in der Hospitalstraße, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 104: Ernst Guggenheimer (1880–1973), Schmidt 2020, S. 31

Abb. 105: Synagoge Stuttgart, Süd-Ostseite, Abstand zur Nachbarbebauung, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 106: Synagoge Saarbrücken, Eingang von der Firnhaberstraße, Ernst Guggenheimer, 1952, ©StadtAS Bestand 9200_F_2843, Schmidt 2020, S. 119

Abb. 107: Grundrisszeichnung Synagoge Stuttgart, Ernst Guggenheimer, 1952, Schmidt 2020, S. 120

Abb. 108: Synagoge Stuttgart, Detail der geplanten Fenster der Vorbauten, Detail Abb. 107

Abb. 109: Synagoge Stuttgart, Innenraum Blick nach Osten zum Toraschrein, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 110: Synagoge Stuttgart Innenraum, Blick nach Westen und zur Frauenempore, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 111: Synagoge Stuttgart, Blick in die Laterne und Deckenlampen, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 112: Synagoge Stuttgart, Innenraum, Blick zu Toraschrein und Almemor, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 113: Synagoge Stuttgart, Innenraum, Blick zur Frauenempore, Brüstung mit 12-Stämme-Symbolik, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 114: Innenraum Synagoge Stuttgart, Detail der Kapitellandeutung der Pfeiler, die die Frauenempore, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 115: Synagoge Stuttgart Innenraum, Einfassung Toraschrein, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 116: Synagoge Stuttgart von 1861, Ostfassade, ©Stadtarchiv Stuttgart

Abb. 117: Synagoge Mannheim, 1855, Lithografie Jakob Ludwig Buhl, gemeinfrei

Abb. 118: Synagoge Kassel, Albert Rosengarten, 1839, Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 183

Abb. 119: Kommunehospital Kopenhagen, Hans Christian Hansen, 1863, Aufn. 2010, ©xiqinhosilva, CC BY 2.0, <http://www.xiquinho.net/> (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 120: Oslo, Strafgefängnis, Heinrich Ernst Schirmer, 1844–1851, Propyläen Kunstgeschichte : Die Kunst des 19. Jahrhundert. Rudolf Zeitler (Hg.), Frankfurt/M./Berlin 1990, Tafel 410b

Abb. 121: Synagoge Wien, "Leopoldstädter Tempel" in der Tempelgasse, Ludwig Förster, 1858, Wilhelm Lübke, Carl von Lützwow (Hg.): Denkmäler der Kunst zur Übersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart, Stuttgart 1879, S. 137, Tafel LVIII

Abb. 122: Heeresmuseum Wien, Theophil von Hansen, 1850–1856, Propyläen Kunstgeschichte : Die Kunst des 19. Jahrhundert. Rudolf Zeitler (Hg.), Frankfurt/M./Berlin 1990, Tafel 410a

Abb. 123: Synagoge Stockholm, Fredrik Vilhelm Scholander, 1867–1870, Propyläen Kunstgeschichte : Die Kunst des 19. Jahrhundert. Rudolf Zeitler (Hg.), Frankfurt/M./Berlin 1990, Tafel 411

Abb. 124: Heeresmuseum Wien, Theophil von Hansen, 1856, ©Peter Haas, CC BY-SA 3.0, https://commons.wikimedia.org/wiki/User:P_e_z_i, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 125: Ehem. Villa Levi in Stuttgart, Bloch und Guggenheimer, 1917, Aufn. 2013, ©Dietrich W. Schmidt, Schmidt 2020, S. 50.

Abb. 126: Haus Dr. O. (Villa Oppenheimer) in Stuttgart, Oscar Bloch und Ernst Guggenheimer, 1929, ©Adolf Lazi, Schmidt 2020, S. 61

Abb. 127: Kolonie "Im Eiernest" Stuttgart, Bloch und Guggenheimer, 1931, ©Adolf Lazi, Schmidt 2020, S. 71.

Abb. 128: Bopserwaldstraße 55 in Stuttgart, Bloch und Guggenheimer, um 1930, ©NL Bloch, Schmidt 2020, S. 66

Abb. 129: Haus Dr. O. (Villa Oppenheimer), Stuttgart. Bloch und Guggenheimer, Moderne Bauformen 6 (1929), S. 519, https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/moderne_bauformen1929/0629

Abb. 130: Synagoge Aachen, Karl Gerle, 1955, ©Karl Gerle, Archiv Gerle

Abb. 131: Synagoge Essen 1913, Innenraum rekonstruiert, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 132: Wiederaufbau ehemalige Friedhofshalle Dresden zur Synagoge, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 133: Lage der Großen Synagoge in Erfurt, 1895, Stadtarchiv Erfurt (Signatur 7_241_21)

Abb. 134: Große Synagoge Erfurt, Siegfried Kusnitzky, 1992–1884, <https://www.moderne-regional.de/fachbeitrag-die-erfurter-synagoge/>, (Zugriff 20.01.2021)

Abb. 135: Plan des Innenraums, Synagoge Erfurt, Stadtarchiv Erfurt, 1895 (Signatur 7_241_21)

Abb. 136: Synagoge Erfurt, Detail: Bauten an der Ostseite, Aufn. 1950er Jahre, Bundesarchiv Bild 183-71405-0001, Erfurt, Synagoge.jpg

Abb. 137: Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, Ostseite freistehend, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 138: Grundriss Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 1951, ©Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 139: die Kleine Synagoge, Erfurt, 1840, Aufn. 1906, ©Stadtarchiv Erfurt

Abb. 140: Innenhof Jüd. Gemeindezentrum Erfurt mit Eingang, Willy Nöckel, 1952, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 141: Synagoge Erfurt, Ostseite mit Rundfenster im Giebel, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 142: Synagoge Erfurt, Innenraum, Eingangstüren mit darüberliegender Frauenempore, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 143: Synagoge Erfurt, Innenraum, Blick von der Frauenempore nach Osten, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 144: Synagoge Erfurt, Innenraum, Blick nach Nord-Ost, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 145: Synagoge Erfurt, Innenraum, Fenster zur Straßenseite, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 146: Synagoge Erfurt, Innenraum, Toraschrein mit Abgrenzung zum Hauptraum, eig. Aufnahme

Abb. 147: Synagoge Erfurt, Innenraum, hölzerne Überhöhung des Toraschrein mit dahinterliegender Orgel, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 148: Synagoge Erfurt, Gemeindehaus, Eingang mit darüberliegendem Balkon, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 149: Modell Vorentwurf Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 1951, Ansicht Juri-Gagarin-Ring, ©Stadtarchiv Erfurt

Abb. 150: Modell Synagoge Erfurt, Vorentwurf, Willy Nöckel, 1951, Ansicht der Ostseite, ©Stadtarchiv Erfurt

Abb. 151: Modell Synagoge Erfurt, Vorentwurf, Willy Nöckel, 1951, Ansicht Kartäuserstraße, ©Stadtarchiv Erfurt

Abb. 152: Modell Synagoge Erfurt, Vorentwurf, Willy Nöckel, 1951, Ansicht Ecke Juri-Gagarin-Ring/ Cars-Platz, ©Stadtarchiv Erfurt

Abb. 153: Vorentwurf Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 14. Juni 1950, Ansicht Kartäuserstraße, © Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 154: Vorentwurf Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 14. Juni 1950, Grundriss EG, ©Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 155: Entwurf Synagoge Erfurt, Ausarbeitung des Vorentwurfs, Willy Nöckel, September 1950, ©Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 156: Entwurf Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 1950, Ansicht von Kartäusering/Juri-Gagarin-Ring, ©Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 157: Entwurfsskizze Synagoge Erfurt, o.D., o.N. (Willy Nöckel, 1948), ©Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 158: Skizze Synagoge Erfurt, Willy Nöckel, 1951, Ansicht auf die freistehende Synagoge an der Westseite, ©Stadtarchiv Erfurt, (Signatur 1-2/25099)

Abb. 159: Synagoge Wörlitz, Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, 1789, Aufn. 2007, ©Janine Pohl, 2007, wikipedia.org, CC BY 3.0

Abb. 160: Synagoge Wörlitz, Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, 1789, Innenraum, Aufn. 1927, Brülls 1998, S. 55

Abb. 161: Entwurf Synagoge Kassel, Heinrich Christian Jussow, 1781, nicht ausgef., Ausst.-Kat. 1988, S. 164

Abb. 162: Synagoge Bad Wildungen, Ernst Cohn, 1914, 1938 zerstört, ©Sally Hirsch, Postkarte

Abb. 163: Synagoge Prinzregentenstraße Berlen, Alexander Beer, 1930, 1938 zerstört, 1958 abgerissen, Ausst.-Kat. Berlin 1983, Teil 1, Kat. 176, S. 152

Abb. 164: Marienkirche Vieselbach bei Erfurt, 1952, ©<https://www.melchendorf.de/index.php/startseite/vieselbach.html> (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 165: Notkirche Oeynhausen, Otto Bartning und O. Dörzbach, 1950, Architektur.Maleri.Plastik.Gerät, 21 (1958)

Abb. 166: Kulturhaus Bandelin im Landkreis Vorpommern-Greifswald, 1953, ©Erell, CC BY-SA 2.5, https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Bandelin_Kulturhaus_S%C3%BCd.JPG, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 167: Kulturhaus Groß-Hennersdorf bei Görlitz, 1953, Aufn. 1955 ©Krüger, Bundesarchiv_Bild_183-21987-0005,_Groß-Hennersdorf,_Blick_auf_das_Kulturhaus, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 168: Kulturhaus Obhausen, 1950, Aufn. 1955, ©Bundesarchiv Bild 183-30176-0018, https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Bundesarchiv_Bild_183-30176-0018,_Obhausen,_Blick_auf_das_Kulturhaus.jpg (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 169: Jüdisches Gemeindehaus Chemnitz, Karl Gerlach, 1961, abgerissen, ©Stadtarchiv Chemnitz

Abb. 170: Jüdisches Gemeindehaus Chemnitz, Karl Gerlach, 1961, ©Stadtarchiv Chemnitz

Abb. 171: Bebauungsplan Karl-Marx-Stadt, Lage der Synagoge und des Jüdischen Gemeindehauses, Stadtarchiv Chemnitz, Bestand Rat der Stadt 1945-1990 - Historische Bauakten, Sign. BA 7260, Bl. 6 (Stollberger Str. 28)

Abb. 172: Bebauungsplan Karl-Marx-Stadt, Jüdisches Gemeindehaus (rot) und geplante Synagoge (hellrot), Stadtarchiv Chemnitz, Bestand A 0309, Rat der Stadt 1945 - 90, Stadtbauamt, Sign. 11845, Bl. 66 (Stollberger Str. 28)

Abb. 173: Jüdisches Gemeindehaus Chemnitz, Karl Gerlach, 1957, ©Jüd. Gemeinde Chemnitz

Abb. 174: Betsaal Jüd. Gemeinde Chemnitz, Blick in den Erweiterungsraum, ©Jüd. Gemeinde Chemnitz

Abb. 175: Jüd. Gemeindehaus Chemnitz, Falttür zwischen Betsaal und Erweiterungsraum, ©Jüd. Gemeinde Chemnitz

Abb. 176: Jüd. Gemeindehaus Chemnitz, Karl Gerlach, 1. OG, 1957, ©Jüd. Gemeinde Chemnitz

Abb. 177: Heilig-Geist-Kapelle, Chemnitz – Helbersdorf, 1953–55, ©<https://kirchenbezirk-chemnitz.de/dietrich-bonhoeffer-kirchgemeinde/>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 178: Hotel Trabant, Chemnitz, <https://chemnitz-gestern-heute.de/gasthaus-siegmar-hotel-trabant/>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 179: Toraschrein der Synagoge in der Ottostraße in Köln, Helmut Goldschmidt, 1949, ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 289

Abb. 180: Helmut Goldschmidt (1918–2005), ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 245

Abb. 181: Modell des Jüdischen Gemeindezentrum Dortmund, Helmut Goldschmidt, 1956, ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 307

Abb. 182: Rückseite des Jüd. Gemeindezentrums Mönchengladbach, Helmut Goldschmidt, 1966-67, ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 312

Abb. 183: Jüdisches Gemeindezentrum Mönchengladbach, ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 312

Abb. 184: Jüdisches Gemeindezentrum Dortmund, Prinz-Friedrich-Karl-Straße, Helmut Goldschmidt, 1956, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 185: Skizze Synagoge Dortmund und angeschlossenes Altenheim, Helmut Goldschmidt, Plan von 1954, Westansicht, Zentralarchiv Heidelberg, B 1/2 Nr. 654

Abb. 186: Jüd. Gemeindezentrum Dortmund, Helmut Goldschmidt, 1956, Blick zur Synagoge, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 187: Jüdisches Gemeindehaus Dortmund, Hofseite, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 188: Synagoge Dortmund, Ostseite, Erker, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 189: Jüd. Gemeindezentrum Dortmund, Helmut Goldschmidt, Gemeindehaus, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 190: Synagoge Dortmund, Innenraum, Blick von der Empore zur Ostseite, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 191: Innenraum Synagoge Dortmund, Untergeschoss, ©U.Knufinke, <https://www.moderne-regional.de/fachbeitrag-helmut-goldschmidt/>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 192: Deckenlampe Synagoge Dortmund, Entwurf Helmut Goldschmidt, 1955, Zentralarchiv Heidelberg, B 1/2 Nr. 654

Abb. 193: Walter Brockhaus: Skizze Synagogenfenster Dortmund, Nordseite, Zentralarchiv Heidelberg, B 1/2 Nr. 654

Abb. 194: Walter Brockhaus: Skizze Synagogenfenster Dortmund, Südseite, Zentralarchiv Heidelberg, B 1/2 Nr. 654

Abb. 195: Bauplan Synagoge Bonn, Helmut Goldschmidt, 1956, ©Bauordnungsamt Bonn

Abb. 196: Synagoge Bonn, Helmut Goldschmidt, 1959, Aufn. 2013, ©Henkel, Eckhard, CC-BY-SA 3.0, <https://www.kuladig.de/Objektansicht/O-12237-20110614-8>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 197: Grundriss Synagoge Bonn, Helmut Goldschmidt, Okt. 1956, ©Bauordnungsamt Bonn

Abb. 198: Detail: Grundriss Synagogenraum, Helmut Goldschmidt, Okt. 1956, Detail Abb. 197

Abb. 199: Bauplan Synagoge Bonn, Helmut Goldschmidt, 30.07.1959, ©Bauordnungsamt Bonn

Abb. 200: Synagoge Bonn, Helmut Goldschmidt, Innenraum mit Blick nach Nord-Ost, Glasfenster von Karl Jörres, ©U.Knufinke, <https://www.moderne-regional.de/fachbeitrag-helmut-goldschmidt/> (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 201: Modell Synagoge Bonn, ©Foto Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 308

Abb. 202: Betsaal Marks-Hainsdorf-Stiftung, Münster, 1950, <https://www.ardmediathek.de/video/wdr-retro-hier-und-heute/einweihung-der-neuen-synagoge-in-muenster-1961/wdr/Y3JpZDovL3dkci5kZS9CZWl0cmFnLTMwNWQyYTNiLTU2ZjEtNDM0My1hZTgxLTRjYmRiMzg0Yjg2Yw>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 203: Jüdisches Gemeindezentrum Münster, Helmut Goldschmidt, 1961, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 204: Jüd. Gemeindezentrum Münster, Innenhof, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 205: Jüd. Gemeindezentrum Münster, Zugang zum Innenhof vor dem Umbau, eig. Aufnahme

Abb. 206: Synagoge Münster, Westfassade, eig. Aufnahme

Abb. 207: Synagoge Münster, Innenraum, Blick zur Ostseite, eig. Aufnahme

Abb. 208: Empore Synagoge Münster, eig. Aufnahme

Abb. 209: Öffentliches Gebäude nahe der Synagoge, Münster, eig. Aufnahme

Abb. 210: Schule in Dortmund nahe der Synagoge, eig. Aufnahme

Abb. 211: Sudhaus der Löwenbrauerei, Mayen, Helmut Goldschmidt, 1946, ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 252

Abb. 212: Kath. Kirche in Rothenbach, Eifel, Helmut Goldschmidt, 1950, Aufn. 2009, ©Wolfram Hagspiel, Hagspiel 2010, S. 254

Abb. 213: Mehrrfamilienhaus mit Gaststätte Köln, Goldschmidt/Steffens/Ungers, 1951, ©Archiv Goldschmidt, Hagspiel 2010, S. 265

Abb. 214: Synagogenentwurf Richard Neutra für Wien-Hietzing, 1924, Wischnitzer 1964, S. 232, Abb. 208

Abb. 215: Modell Temple B'nai Amoona, St. Louis, USA, Erich Mendelsohn, 1950, Zevi 1970, S. 307

Abb. 216: Temple Emanu-El, Grands Rapids, Michigan, USA, Erich Mendelsohn, 1954, Beyer 1963, S. 156

Abb. 217: Synagoge B'Nai Israel, Percival Goodman, 1951, Aufn. 2008, ©Samuel Gruber, <http://samgrubersjewishartmonuments.blogspot.com/search?q=Percival+Goodman>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 218: Park Synagogue, Cleveland, Ohio, USA, Erich Mendelsohn, 1954, Zevi 1970, S. 312

Abb. 219: Temple Beth Shalom, Miami Beach, USA, 1956, Aufn. 2002, ©Paul Rocheleau, Samuel D. Gruber: American Synagogues, New York 2003

Abb. 220: Synagoge Münster, Innentür, 1961, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 221: Synagoge Münster, Fenster in der Wochentagsynagoge, 1961, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 222: Reformsynagoge nach den Ideen von Israel Jacobson in Seesen, 1810, Ausschnitt hist. Postkarte

Abb. 223: Synagoge Dieburg, Rudolf Joseph, 1929, zerstört, ©Stadtarchiv Dieburg, <https://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/c-d/126-dieburg-hessen>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 224: Deutsche Kunstgewerbeausstellung Dresden 1906, orthodoxer Synagogeninnenraum, hist. Postkarte, historisches Archiv Dresden, <http://archiv.dresden.de/detail.aspx?ID=77505>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 225: Synagoge Linnaeusstraat, Amsterdam, Jacob S. Baars, Innenraum mit zentralem Lesepult, 1928, https://geheugenvanoost.amsterdam/image/2016/9/20/niw001050780_kopie.jpg%28%29%286994E5547C4BF079D0DF90B12998A4DF%29.jpg, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 226: Synagoge Hamburg, Innenraum, 1931, Aufn. 1937, ©Erich Kastan, veröffentlicht in: Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, <<https://dx.doi.org/10.23691/jgo:source-87.de.v1>> (19.06.2022)

Abb. 227: Friedhofshalle jüdischer Friedhof Hannover-Bothfeld, Hermann Zvi Guttman, 1960, Guttman 1989, S. 103

Abb. 228: Friedhofshalle Jüdischer Friedhof Augsburg, Hermann Zvi Guttman, 1961, Guttman 1989, S. 113

Abb. 229: Synagoge Butzbach, Jakob Lippert, 1926, Hammer-Schenk 1981, Teil II, Abb. 475

Abb. 230: Synagoge und jüd. Gemeindehaus Offenbach, Hermann Zvi Guttman, 1956, Aufn. 1988, Guttman 1989, S. 27

Abb. 231: Blick vom Synagogenvorplatz zur Synagoge von 1913, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 232: Grundriss Obergeschoss Jüd. Gemeindezentrum Offenbach, Hermann Zvi Guttman, 1954, ©Archiv Remmlinger

Abb. 233: Übersichtszeichnung Jüd. Gemeindezentrum Offenbach, Hermann Zvi Guttman, 1953, ©Archiv Remmlinger

Abb. 234: Synagoge Offenbach, Hermann Zvi Guttman, 1956, Blick nach Osten, Guttman 1989, S. 24/25

Abb. 235: Jüdisches Gemeindezentrum Düsseldorf, links Synagoge, rechts Gemeindehaus, Hermann Zvi Guttman, 1958, Aufn. 1997, eig. Aufnahme

Abb. 236: Entwurf Synagoge Hamburg, Hermann Zvi Guttman, ©Archiv Remmlinger

Abb. 237: Entwurf Synagoge Hamburg, Hermann Zvi Guttman, ©Archiv Remmlinger

Abb. 238: Entwurf Hermann Zvi Guttman, ohne Zuordnung (Hamburg?), ©Archiv Remmlinger

Abb. 239: Entwurf Synagoge Hamburg, Hermann Zvi Guttman, ©Archiv Remmlinger

Abb. 240: Grundriss Hannover, Hermann Zvi Guttman, 1963, Parabel, Guttman 1989, S. 46

Abb. 241: Synagoge Osnabrück, Hermann Zvi Guttman, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 242: Entwurfsmodell Synagoge Essen, Hermann Zvi Guttman, Guttman 1989, S. 129/121

Abb. 243: Modell der Synagoge Würzburg, entwurf Hermann Zvi Guttman in Zusammenarbeit mit Rudolf Schlick, 1970, © Hahn 2007, https://www.alemannia-judaica.de/wuerzburg_synagoge_n.htm, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 244: Synagoge Düsseldorf, Hermann Zvi Guttman, Zietenstraße Ecke Mauerstraße, 1958, Aufn. 1997, eig. Aufnahme

Abb. 245: Synagogenfassade Düsseldorf, Germann Zvi Guttman, 1958, Aufn. 1997, eig. Aufnahme
 Abb. 246: Fenster mit sechs der 12 Stämme, Synagoge Düsseldorf, Aufn. 1997, eig. Aufnahme
 Abb. 247: Seitenfenster Synagoge Düsseldorf, Aufn. 1997, eig. Aufnahme
 Abb. 248: Synagoge Düsseldorf, Treppenaufgang zur Frauenempore, rituelles Handwaschbecken, Aufn. 1997, eig. Aufnahme
 Abb. 249: Synagogeninnenraum Düsseldorf, Blick zum Toraschrein, Aufn. 1997, eig. Aufnahme
 Abb. 250: Synagogeninnenraum Düsseldorf, Wandschwung an der Westseite, eig. Aufn.
 Abb. 251: Synagogeninnenraum Düsseldorf, Blick zum Toraschrein und Frauenempore, Aufn. 1997, eig. Aufn.
 Abb. 252: Synagogeninnenraum Düsseldorf, Blick von der Frauenempore in den Innenraum, Aufn. 1997, eig. Aufn.
 Abb. 253: Frauenempore Synagoge Düsseldorf, Hermann Zvi Guttman, 1958, Aufn. 1997, eig. Aufn.
 Abb. 254: Grundriss Jüdisches Gemeindezentrum Düsseldorf, Kellergeschoss mit Tiefgarage, Hermann Zvi Guttman, März 1956, Arch. Remmlinger
 Abb. 255: Entwurf Synagoge Würzburg, Hermann Zvi Guttman, Guttman 1989, S. 76
 Abb. 256: House of books, Brandeis University, Sidney Eisenshtat, 1964, ©Bing Maps, <https://virtualglobetrotting.com/map/brandeis-bardin-institute-star-trek-film-location/view/google/>, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 257: Hahnenortlichtspiele Köln, Wilhelm Riphahn, 1947/48, 1968 abgerissen, Hagspiel/Kier/Krings 1986, S. 36
 Abb. 258: Synagogenentwurf Gerhard Rehder Düsseldorf, 29.VI.1955, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 259: Grundriss Entwurf Synagoge und Jüd. Gemeindezentrum mit Altenheim Düsseldorf, Rehder und Guttman, 30. VI. 1955, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 260: Synagogenentwurf Düsseldorf, Gerhard Rehder und Hermann Guttman, 30.IV.1955, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 261: Entwurf Synagoge Düsseldorf, Hermann Zvi Guttman, großformatige Seitenfenster, März 1956, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 262: Entwurf Synagoge mit Gemeindehaus Düsseldorf, Gerhard Rehder und Hermann Guttman, 30.VI.195, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 263: Verwedung Goldener Schnitt, eig. Aufn.
 Abb. 264: Kino Colosseum, Schöneberger Allee, Berlin, 1957, ©Rudolf Hesse, Bundesarchiv, Bild 183-46321-0001 (CC-BY-SA 3.0)
 Abb. 265: Plan Jüd. Gemeindezentrum und Synagoge Düsseldorf, Rehder und Guttman, 15.3.1955, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 266: Plan Synagogeneingang Düsseldorf, Rehder und Guttman, 30.VI.1955, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 267: Plan Synagogeneingang Düsseldorf, Rehder und Guttman, 15.3.1955, ©Bauaufsichtsamt Düsseldorf
 Abb. 268: Modell Jüd. Gemeindezentrum und Synagoge Düsseldorf, Hermann Zvi Guttman, 1956, ©Archiv Remmlinger
 Abb. 269: Hermann Zvi Guttman vor dem Modell der Hannoveraner Synagoge, Guttman 1989, S. 44
 Abb. 270: Jüd. Gemeindezentrum Hannover, Blick auf Wohnhaus und Gemeindehaus mit vorgelagertem, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 271: Synagoge Hannover mit umlaufenden Gebäuden und Vorhof und Brunnen, Guttman 1989, S. 52
 Abb. 272: Jüd. Gemeindezentrum Hannover, Wochentagsynagoge im Wohnhaus, Hermann Zvi Guttman, 1963, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 273: Innenraum Synagoge Hannover, Gestaltung der Ostwand, Hermann Zvi Guttman 1963, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 274: Innenraum Synagoge Hannover, Blick zur Frauenempore und zur Westwand, Hermann Zvi Guttman, 1963, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 275: Entwurf Adolf Falke, Synagoge Ellern- Ecke Lönsstraße, Hannover, 1957, Zentralarchiv Heidelberg, B 1/6, Nr. 1118
 Abb. 276: Grundriss Synagoge Paderborn, Karl Gerle, 1959, Archiv Gerle
 Abb. 277: Grundriss Jüdisches Gemeindezentrum Osnabrück, Hermann Zvi Guttman, 1969, Guttman 1989, S. 68
 Abb. 278: Synagoge Osnabrück, Detail der Raumerweiterung, Detail Abb. 277
 Abb. 279: Synagoge Osnabrück mit anschließendem Gemeindesaal, Hermann Zvi Guttman, 1969, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 280: Synagoge Osnabrück, Foyer (Halle), Hermann Zvi Guttman, 1969, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 281: Synagoge Osnabrück, Almemor und Toraschrein, Hermann Zvi Guttman 1969, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 282: Innenraum Synagoge Osnabrück, indirekte Lichtleiste unterhalb der Kuppel, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 283: Synagoge Osnabrück, Blick auf Frauenempore und Erweiterungsmöglichkeit, eig. Aufn.
 Abb. 284: Synagoge Osnabrück, Toraschrein, Hermann Zvi Guttman, 1969, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 285: Synagoge Osnabrück Innenraum, stützenlose Empore, Aufn. 1999, eig. Aufn.
 Abb. 286: Synagoge Würzburg, Hermann Zvi Guttman in Zusammenarbeit mit Rudolf Schlick, 1970, Aufn. 2017, ©Hahn, https://www.alemannia-judaica.de/wuerzburg_synagoge_n.htm, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 287: Synagogeninnenraum Würzburg, Blick zum Toraschrein, Almemor in der Raummitte, ©Hahn, https://www.alemannia-judaica.de/wuerzburg_synagoge_n.htm, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 288: Innenraum der Synagoge Würzburg, Blick zur Frauenempore, ©Hahn, https://www.alemannia-judaica.de/wuerzburg_synagoge_n.htm, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 289: Toraschreingestaltung Synagoge Jacob Oprechtplein, Harry Elte, 1928, Wischnitzer 1964, S. 236
 Abb. 290: Wiederaufbau der Synagoge Mannheim, Pläne des städt. Hochbauamtes, Dez. 1952, 29/1970_00468 Jüdische Kultusgemeinde, 1950-1954 (Akte), <https://scope.mannheim.de/detail.aspx?ID=934849>, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 291: Wiederaufbau der Synagoge Mannheim, Pläne des Städt. Hochbauamtes Mannheim, Dez. 1952, 29/1970_00468 Jüdische Kultusgemeinde, 1950-1954 (Akte), <https://scope.mannheim.de/detail.aspx?ID=934849>, (Zugriff 19.06.2022)
 Abb. 292: Architekt Wilhelm Schlechte (links) und Vorsitzender d. Jüd. gemeinde Mannheim Fritz Mayer (rechts), 1957, ©Archiv Jüd. Gemeinde Mannheim
 Abb. 293: Synagoge Mannheim, Wilhelm Schlechte, 1957, Aufn. 1980er Jahre, ©Archiv Jüd. Gemeinde Mannheim
 Abb. 294: Synagoge Mannheim, Haupteingang, Wilhelm Schlechte, 1957, Aufn. 1980er Jahre, abgerissen, ©Archiv Jüd. Gemeinde Mannheim
 Abb. 295: Synagoge Mannheim, Fassade Straßenseite mit Haupteingang und kleinem Rundfenster des Synagogeninnenraums, Wilhelm Schlechte, 1952, Aufn. 1980er Jahre, abgerissen, ©Archiv Jüd. Gemeinde Mannheim

Abb. 296: Synagoge Mannheim, im Hintergrund die anschließenden Gemeinderäume, Wilhelm Schlechte, 1957, Aufn. 1980er Jahre, abgerissen, ©Archiv Jüd. Gemeinde Mannheim

Abb. 297: Synagogeninnenraum Mannheim, Wilhelm Schlechte, 1958, ©Archiv Jüd. Gemeinde Mannheim

Abb. 298: Synagogeninnenraum Mannheim mit Trichterlampen, 1957, abgerissen, ©MARCHIVUM, Sig. ABBN1070-01217, Sammlung Bohnert & Neusch: Synagoge 1972-1987, Bildliste, <https://scope.mannheim.de/bildansicht.aspx>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 299: Wohnhaus Labbonté, Von-der-Recke-Straße 9, Gelsenkirchen, 1911, Akte Synagogenbau Gelsenkirchen Akte 63 V, Bauordnungsamt Gelsenkirchen

Abb. 300: Alte Synagoge im Hinterhaus Von-der-Recke-Straße, Gelsenkirchen, Conrad H. Quacken, 1958, eig. Aufn.

Abb. 301: Fassade Wohnhaus Von-der-Recke-Straße, Türsturz mit Inschrift der Jüdischen Kultusgemeinde, eig. Aufn.

Abb. 302: Fassade Wohnhaus Von-der-Recke-Straße, Gelsenkirchen, Detail des Davidsterns im Schmuckstein, eig. Aufn.

Abb. 303: Grundriss Wohnhaus Von-Recke-Straße, Gelsenkirchen, 1911, Haus Nr. 9 in der Mitte, Bauordnungsamt Gelsenkirchen, Akte Synagogenbau Gelsenkirchen Akte 63 V, Bauordnungsamt Gelsenkirchen

Abb. 304: Lageplan der Synagoge Gelsenkirchen, Conrad H. Quacken, 1956, Synagoge rot eingezeichnet, Akte Synagogenbau Gelsenkirchen Akte 63 V, Bauordnungsamt Gelsenkirchen

Abb. 305: Synagoge Gelsenkirchen, Conrad H. Quacken, Pläne Mai 1956, Akte Synagogenbau Gelsenkirchen Akte 63 V, Bauordnungsamt Gelsenkirchen

Abb. 306: Skizzen zum Synagogenbau, Conrad H. Quacken, 04.06.1955, Akte Synagogenbau Gelsenkirchen Akte 63 V, Bauordnungsamt Gelsenkirchen

Abb. 307: Verbindungsgang zwischen Vorderhaus und Synagoge, Conrad H. Quacken, 1958, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 308: Vorraum zur Synagoge mit rituellem Handwaschbecken, Conrad H. Quacken, 1958, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 309: Synagogeninnenraum Gelsenkirchen, Conrad H. Quacken, 1958, Aufn. 2021, Synagoge jetzt Gedenkort, eig. Aufn.

Abb. 310: Oberlichtfenster zwischen Toraschrein und Almemor, Walter Klocke, 1958, eig. Aufn.

Abb. 311: Almemor und Toraschrein, alte Synagoge Gelsenkirchen, Conrad H. Quacken, 1958, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 312: Synagogeninnenraum Gelsenkirchen, Walter Klocke und Wolf Gerstel, eig. Aufn.

Abb. 313: Entwurfszeichnungen für die Bestuhlung der Synagoge Gelsenkirchen, Conrad H. Quacken, Archiv Jüd. Gemeinde Gelsenkirchen

Abb. 314: Originalfenster der alten Synagoge von 1958, Walter Klocke und Wolf Gerstel, Vorraum Neue Synagoge, eig. Aufn.

Abb. 315: Glasfenster St. Joseph, Walter Klocke, Gelsenkirchen-Schalke, 1958-59, <https://www.glasmalerei-ev.net/pages/b1055/b1055.shtml>, (Zugriff 19.06.2022)

Abb. 316: Trauerhalle jüdischer Friedhof Gelsenkirchen-Ückendorf, Hermann C. Quacken, 1960, ©U. Knufinke, um 2010, Knufinke 2007,

Abb. 317: Plan Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1959, ©Archiv Gerle

Abb. 318: Architekt Karl Gerle (1903 – 1962), um 1959, ©Archiv Gerle

Abb. 319: Synagoge Kampfstraße 7, Mülheim a.d. Ruhr Innenraum, Karl Gerle, 1960, eig. Aufn.

Abb. 320: Jüdisches Gemeindezentrum Recklinghausen, im Vordergrund das Jüdische Jugendheim von 1930, ©Jüd. Gemeinde Recklinghausen, <https://jg-recklinghausen.de/ueber-uns/#1589552453483-743e1e4b-7e04>, (Zugriff 18.06.2022)

Abb. 321: ehemaliger Synagogenraum Recklinghausen, Karl Gerle 1953-55, jetzt Bücherei, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 322: Synagogenraum Recklinghausen, Karl Gerle, 1953-55, Blick nach Osten, ©Vestischer Kalender 91 (2020), S. 60

Abb. 323: ehemaliger Synagogenraum Recklinghausen, Blick nach Westen, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 324: ehemaliger Synagogenraum Recklinghausen, Ostseite, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 325: ehemaliger Synagogenraum Recklinghausen, Wandgestaltung, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 326: ehemaliger Synagogenraum Recklinghausen, Sgraffito-Putz mit Golduntergrund, eig. Aufn.

Abb. 327: Synagogeninnenraum Recklinghausen, Karl Gerle, 1951, jetzt Bücherei, Blick nach Osten, eig. Aufn.

Abb. 328: Synagoge Aachen, Wilhelm Wickop, 1860 - 62, 1938 zerstört, hist. Postkarte, <https://collections.ushmm.org/search/catalog/pa1117974>, (Zugriff 18.06.2022)

Abb. 329: Jüdisches Gemeindezentrum Aachen, Karl Gerle, 1957, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 330: Jüdisches Gemeindezentrum Oppenhoffallee 50, Aachen, Karl Gerle, 1957, ©Archiv Gerle

Abb. 331: Jüdisches Gemeindezentrum Aachen, Karl Gerle, 1957, Eingang, ©Archiv Gerle

Abb. 332: Jüdisches Gemeindezentrum Aachen, Karl Gerle, 1957, Foyer, ©Archiv Gerle

Abb. 333: Jüdisches Gemeindezentrum Aachen, Karl Gerle, 1957, Versammlungsraum, ©Archiv Gerle

Abb. 334: Jüdisches Gemeindezentrum Aachen, Karl Gerle, 1957, Synagogenvorraum mit Treppenaufgang, ©Archiv Gerle

Abb. 335: Synagoge Aachen, Karl Gerle, 1957, Innenraum mit Blick zur Frauenempore, ©Archiv Gerle

Abb. 336: Synagoge Aachen, Karl Gerle, 1957, Blick von der Frauenempore ©Archiv Gerle

Abb. 337: Synagoge Aachen, Karl Gerle, 1957, Blick auf Toraschrein und Almemor, ©Archiv Gerle

Abb. 338: Synagoge Aachen, Karl Gerle, 1957, Rückbau der Einbauten, Aufn. 1999; eig. Aufn.

Abb. 339: Jüdisches Gemeindezentrum Minden, Karl Gerle, 1958, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 340: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1958, Einweihungsfeier, ©Eva Kramer, Rüter/Hampel 1986, S. 223

Abb. 341: Synagogenraum Minden, Karl Gerle, 1958, Postkarte, ©Atelier Pfeleiderer Minden

Abb. 342: Plan Jüdisches Gemeindezentrum Minden, Karl Gerle, 1957, <https://jkgminden.wixsite.com/startseite>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 343: Jüdisches Gemeindezentrum Minden, Karl Gerle, 1958, Blick zur Straße, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 344: Jüdisches Gemeindezentrum Minden, Karl Gerle, 1958, Blick zur Synagoge, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 345: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1958, Erker an der Ostwand, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 346: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1957, Einweihung, Toraschrein mit Schriftzug seitlich des Toraschreins, ©Archiv Gerle

Abb. 347: Glasfenster Synagogenvorraum Jüdisches Gemeindezentrum Minden, eig. Aufn.

Abb. 348: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1958, geschwungener Wandverlauf und schräggehende Fenster, Aufn. 2021, ©Harald Scheurenberg

Abb. 349: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1958, Blick auf die Westseite mit Frauenempore sowie Deckenspiegel, Aufn. 2021, ©Harald Scheurenberg

Abb. 350: Synagoge Minden, Karl Gerle, 1958, geschwungene Bankreihen der Männersitzplätze und halbhohe Holzvertäfelung, Aufn. 2021, ©Harald Scheurenberg

Abb. 351: Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, 1957, Eingang und Fenster des Synagogenraums im Obergeschoss, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 352: Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, 1959, Reihenendbebauung innerhalb einer, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 353: Entwurfsplan Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, Dezember 1958, Nordseite, ©Archiv Gerle

Abb. 354: Entwurfsskizze Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, Dezember 1958, ©Archiv Gerle

Abb. 355: Planskizze Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, Dezember 1958, Südansicht, ©Archiv Gerle

Abb. 356: Synagogeninnenraum Paderborn, Karl Gerle, 1959, Ausst.-Kat. Frankfurt/M. 1988, S. 339

Abb. 357: Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, 1959, Standbild:
<https://www.youtube.com/watch?v=PocW8HPGFek>, (Zugriff 20.06.2021)

bb. 358: Jüdisches Gemeindezentrum Paderborn, Karl Gerle, 1959, Glasbausteine in der Fassade, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 359: Alte Synagoge Paderborn, 1882, 1938 zerstört, ©Stadtarchiv Paderborn, <https://jg-paderborn.de/synagoge/>, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 360: Plan Jüdisches Gemeindezentrum Hagen, Karl Gerle, 1959, Hauptansicht, ©Archiv Gerle

Abb. 361: Plan Jüdisches Gemeindezentrum Hagen, Karl Gerle, 1959, ©Archiv Gerle

Abb. 362: Grundriss Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1959, 1. Obergeschoss, ©Archiv Gerle

Abb. 363: Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1960, direkte Lage an der Vollme, Blick nach Nord-Ost, eig. Aufn.

Abb. 364: Jüdisches Gemeindezentrum Hagen, Karl Gerle, 1960, Haupteingang, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 365: Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1960, Ostseite, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 366: Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1960, Blick auf die Ostseite von Südost, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 367: Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1960, grau verputzter Synagogenkörper und mit Stein verkleidete Hauptfassade, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 368: Synagoge Hagen mit Gemeindezentrum, eig. Aufn.

Abb. 369: Tambour der Synagoge Hagen, Karl Gerle, 1960, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 370: Synagogeninnenraum Hagen, Karl Gerle, 1960, Gestaltung der Ostseite mit Toraschrein, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 371: Synagoge Hagen, Karl Gerle, Buntglasfenster Synagogeninnenraum, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 372: Richtfest Synagoge Bremen, Karl Gerle, 1960, ©Archiv Gerle

Abb. 373: Richtfest Jüdisches Gemeindezentrum Bremen mit Architekt Karl Gerle, 1960, ©Archiv Gerle

Abb. 374: Jüdisches Gemeindezentrum Bremen, Karl Gerle, 1960, ©Archiv Gerle

Abb. 375: Modell der Synagoge mit Gemeindezentrum Bremen, Karl Gerle, 1960, ©Archiv Gerle

Abb. 376: Synagoge Bremen, Karl Gerle, 1961, Fenstereinfassung durch Risalit, eig. Aufn.

Abb. 377: Vorsitzender Karl Catz (Mitte) mit Ulrich Graf, Justizminister Bremen, Richtfest Synagoge Bremen, 1960, ©Archiv Gerle

Abb. 378: Jüdisches Gemeindezentrum Bremen, Karl Gerle, 1961, L-förmiger Grundriss, ©Bauordnungsamt Bremen

Abb. 379: Eingang Jüdisches Gemeindezentrum Bremen, Karl Gerle, 1961, seitlich der Tür die Vergitterung sowie am linken Gebäuderand, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 380: Synagogeninnenraum Bremen, Karl Gerle, 1961, Blick zum Toraschrein, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 381: Synagogeninnenraum Bremen, Karl Gerle, 1961, Fenster von Jupp Gesing, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 382: Synagogeninnenraum Bremen, Karl Gerle, 1961, Almemor und Leseput, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 383: Grundriss Synagoge, Karl Gerle, 1960, Rabbinerräume neben dem Toraschrein, Podest vor dem Schrein und durch die Vorhalle erweiterbarer Synagogenraum, Detail Abb. 378

Abb. 384: Synagogenentwurf Bremen, Karl Gerle, Januar 1960, ©Zentralarchiv Heidelberg, B1/10, Nr. 557

Abb. 385: Synagogenentwurf Bremen, Karl Gerle, Januar 1959, ©Zentralarchiv Heidelberg, B1/10, Nr. 557

Abb. 386: Planskizze Synagoge und Jüdisches Gemeindezentrum Bremen, Karl Gerle, 1960, ©Archiv Gerle

Abb. 387: perspektivische Innenraumzeichnung der Synagoge Bremen, Karl Gerle, o.J. (1960), ©Archiv Gerle

Abb. 388: Tempel der Helden, an der Großen Synagoge in Budapest, 1931, <https://www.tiqets.com/de/budapest-sehenswuerdigkeiten-c68199/tickets-fur-die-grosse-synagoge-wanderung-durch-das-judische-viertel-p974577/>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 389: Tahara-Haus jüdischer Friedhof Leipzig, Wilhelm Haller, 1927-28, 1938 zerstört, <https://www.l-iz.de/wp-content/uploads/2019/04/Foto-Aus-der-Monografie-von-Max-Reimann-1932-Fotograf-unbek.-1.jpg>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 390: Musterfabrik Werkbundaustellung Köln, Walter Gropius und Adolf Meyer, 1914, Pehnt 1986, S. 155

Abb. 391: Entwurf für die Synagoge in Karlsruhe, Friedrich Weinbrenner, 1798-1806, 1871 abgebrannt, <https://www.weinbrenner-gesellschaft.de/weinbrenner-entdecken/synagoge-karlsruhe/>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 392: Verein Deutscher Kalkwerke Treptow, Peter Behrens, 1910, Berliner Architekturwelt 5 (1910/1911), S. 126

Abb. 393: Synagoge Sillein, Toraschrein der Wochentagsynagoge, Peter Behrens, 1931

Abb. 394: Eingang Jüdisches Gemeindehaus Regensburg, Isabell Ruf/Sepp Ruf, 1971, abgerissen Aufn. 2006, ©Dr. Meierhofer, CC BY-SA 3.0

Abb. 395: Synagoge Trier, Alfons Leitl, 1956-57, Blick nach Süd-Ost, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 396: Synagoge Trier, Alfons Leitl, 1957, Blick nach Nord-Ost, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 397: Synagoge Trier, Alfons Leitl, 1957, Südseite mit Haupteingang, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 398: Synagoge Trier, Alfons Leitl, 1957, Haupteingang seitlich, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 399: Synagoge Trier, Ostfassade an der Hindenburgstraße, Detail der Fenster, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 400: Synagoge Trier, Außenwand mit Davidstern, Westseite, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 401: Synagoge Trier, bodentiefes Davidsternfenster innen, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 402: Kirche St. Valerius Trier, Alfons Leitl, 1952-56, Eingang, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 403: Kirche St. Valerius Trier, Alfons Leitl, 1952-56, Blick nach Süd-Ost, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 404: Kaisertherme Trier, Süd-Ost- Ansicht, Aufn. 2021, ©Leon Nappo, CC BY-SA 4.0, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kaiserthermen_Trier_2021.jpg?uselang=de, (Zugriff 11.05.2021)

Abb. 405: Synagoge Trier, Alfons Leitl, 1957, Innenraum, Blick nach Osten, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 406: Synagoge Trier, Blick auf den Toraschrein und das Leseput, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 407: Synagoge Trier, Innenraum, hochliegendes Fensterband und Kuppel, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 408: Synagoge Trier, Blick zur Frauempore, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 409: Kirche St. Anna Düren, Rudolf Schwarz, 1952-56, ©Kameister, CC-BY-SA-4.0

Abb. 410: Kirche St. Sebastian Aachen, Alfons Leitl, 195-54, ©A.Savin, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/St._Sebastian_%28Aachen-H%C3%B6rn%29#/media/Datei:St-sebastian-aachen.jpg, (Zugriff 20.06.2021)

Abb. 411: Kirche Christ König Neuss, Alfons Leitl, 1954, <https://www.neuss.de/leben/stadtteile/nordstadt/vergangenheit/christ-koenig>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 412: Skizze zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Historisches Archiv des Erzbistum Köln (AEK), Nachlass Alfons Leitl PK 221

Abb. 413: Skizze zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 221

Abb. 414: Ev. Kirche Neunkirchen, Helmut Duncker, 1960 ©Landesdenkmalamt Schulte, 2007 Institut für aktuelle Kunst (institut-aktuelle-kunst.de), (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 415: Le Corbusier, Zeichnung des Ersten Tempels mit Allerheiligstem, Rosenau 1979, S. 178

Abb. 416: Skizzen zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 221

Abb. 417: Grundriss Synagoge Trier, Alfons Leitl, 6. Juli 1956, Bauakte Synagoge Kaiserstraße/Stadtarchiv Trier/Tb1/3362

Abb. 418: Grundriss Synagoge Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK, PK 220

Abb. 419: Skizzen zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 420: Planskizze Synagoge Trier, Alfons Leitl, o.D., 6. Juli 1956, Bauakte Synagoge Kaiserstraße/Stadtarchiv Trier/Tb1/3362

Abb. 421: Planskizze Synagoge Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 422: Planskizze Synagoge Trier, Alfons Leitl, Westseite, 6. Juli 1956, Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 423: Skizze zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 424: Skizzen zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 221

Abb. 425: Skizzen zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 426: Innenraumskizze zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 221

Abb. 427: Synagoge Hamburg von 1931, Friedmann und Ascher, gezeichnet von Alfons Leitl, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 428: Skizzen zum Synagogenbau Trier, Alfons Leitl, Dachformen, o.D. (1956), Nachlass Alfons Leitl, AEK PK 220

Abb. 429: Skizze zum Synagogenbau, Josef Hoffmann, 1928, Menorah, 7 (1929), S. 88.

Abb. 430: Kirche St. Peter und Paul Karlstein, Dominikus Böhm/Martin Weber, 1923, Aufn. 2016, ©Michael Pfeiffer, <https://www.strasse-der-moderne.de/kirchen/karlstein-am-main-dettingen-st-peter-und-paul/>, (Zugriff 20.06.2021)

Abb. 431: Skizze zum Synagogenbau, Josef Hoffmann, 1928, Menora, 7 (1929), S. 90

Abb. 432: Israel-Goldstein-Synagoge der Hebräischen Universität Jerusalem in Giwat Ram, Heinz Zevi Rau, 1954–58, ©Van de Poll, <https://deu.archinform.net/projekte/11064.htm>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 433: Synagoge Aan de Betincklaan in Rotterdam, J.S. Baars/ J. van Duin, 1955, Aufn. 1960, ©Stadsarchief Rotterdam, https://stadsarchieff.rotterdam.nl/zoeken/resultaten/?mivast=184&mizig=299&miadt=184&mizk_alle=trefwoord:Paetsstraat&miview=gal, (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 434: Synagoge De la Paix in Strasbourg, Claude Mayer-Levy, 1958, Aufn. 1991, ©Olevy, CC BY-SA 3.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Synagogue_de_la_Paix.jpg, (Zugriff 20.06.2021)

Abb. 435: Synagoge Berlin, Ehrenfried Hessel, 1912, 1938 zerstört, 1958 abgerissen, <https://www.akg-images.de/archive/-2UMDHUKDFOWI.html>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 436: Hebräische Universität am Mount Scopus, Medizinisches Zentrum Hadassah, Jerusalem, Erich Mendelsohn 1936–38, Stephan 1998, S. 273

Abb. 437: Skizze zum Synagogenbau in Mount Zion, St. Paul, Minnesota, Erich Mendelsohn, 1950 – 54, Zevi 1970, Abb. 696, S. 370.

Abb. 438: Modell zum Synagogenbau in Mount Zion, St. Paul, Minnesota, Erich Mendelsohn, 1950 – 54, Zevi 1970, S. 365

Abb. 439: Jüdisches Gemeindezentrum Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Baumeister 58 (1961), S. 101

Abb. 440: Jüdisches Jugendheim Essen, Erich Mendelsohn, 1932, 1938 abgebrannt und 1939 abgetragen, Kalonymos, 2 (2016), S. 3

Abb. 441: Grundriss Synagoge und Gemeindehaus Essen, Dieter Knoblauch/Heinz Heise, 1959, Baumeister 58 (1961), S. 102

Abb. 442: Synagoge Essen, Dieter Knoblauch/Heinz Heise, 1959, Blick vom Verbindungsgang zur Synagoge, Baumeister 58 (1961), S. 103

Abb. 443: Synagoge Essen, Dieter Knoblauch/Heinz Heise, 1959, Aufn. 1999, Blick aus dem Innenhof zu Synagoge mit überdeckten Betonglasfenstern, eig. Aufn.

Abb. 444: Synagoge Essen, Innenraum, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 445: Synagoge Essen, Innenraum, Blick Richtung Toraschrein, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 446: Synagoge Essen, Innenraum, Deckenfenster, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 447: Jüdisches Gemeindezentrum Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Innenhof mit Wasserbecken, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 448: Rituelles Handwaschbecken, Synagoge Essen, Eva Samuel, 1959, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 449: Jüdisches Gemeindehaus Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Zugang von der Sedanstraße, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 450: Jüdisches Gemeindehaus Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Blick vom Innenhof, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 451: Jüd. Gemeindehaus Essen, Eingang Sedanstraße mit Dach, Aufn. 1999, eig. Aufnahme

Abb. 452: Gemeindefsaal, Jüd. Gemeindehaus Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Betonwabenwand mit einzelnen Fensterflächen, gestaltet von Kurt Lewy, Baumeister 58 (1961), S. 104

Abb. 453: Gestaltung des Toraschreins, Synagoge Essen, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Baumeister 58 (1961), S. 105

Abb. 454: Giebel mit Conche, Antike Synagogen in Galilea, Kohl/Watzinger 1916, S. 70

Abb. 455: Jüdisches Gemeindezentrum Berlin, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, großer Saal mit Blick auf die Ostwand und Toraschrein, Baumeister 58 (1961), S. 99

Abb. 456: Mosaik der Synagoge in Beth She'an, 5. – 7. Jahrhundert, Rosenau 1979, S. 32

Abb. 457: Zeiss-Planetarium Jena, 1924-25, ©Thiemi, CC0 1.0, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Planetarium_CRW_5892.jpg, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 458: St. Pius, Ingolstadt, Josef Elfinger, 1957, ©Pfarramt St. Pius, <http://www.glockenklaenge.de/orte/in/pius.html>, (Zugriff 20.06.2021)

Abb. 459: Synagoge Dresden, 1950, Wiederaufbau des ehemaligen Friedhofgebäudes, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 460: Neue Synagoge Oranienburger Straße Berlin, Eduard Knoblauch und Friedrich August Stüler, 1859 – 1866, Ausst.-Kat. Berlin 1983, Teil 1, S. 94.

Abb. 461: Temple Beth-El, New York, Arnold Brunner, 1891, 1947 abgerissen, <http://daytoninmanhattan.blogspot.com/2021/05/the-lost-temple-beth-el-fifth-avenue.html>, (Zugriff 20.06.2022)

Abb. 462: Innenraum Synagoge Cleveland, Erich Mendelsohn, 1946-53, Toraschrein und Ostseitengestaltung, Aufn. 2002, ©Paul Rocheleau, <http://samgrubersjewishartmonuments.blogspot.com/search?q=mendelsohn>, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 463: Synagoge Berg Zion, St. Paul / Minnesota, Erich Mendelsohn, 1953, Beyer 1963, S. 157

Abb. 464: Synagoge B'Nai Amoona, St. Louis/Missouri, Erich Mendelsohn, 1946-50, Beyer 1963, S. 155

Abb. 465: Wettbewerbsentwurf Züricher Synagoge, Walter Henauer und Ernst Witschi, 1931, Schweizerische Bauzeitung, 14 (1930), S. 175

Abb. 466: St. Michael, Flensburg, Paul Johannbroer, 1964, ©N.Simonsen, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:St.Michael-w-Flensburg-Weiche.jpg>, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 467: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Baumeister 58 (1961), S. 97

Abb. 468: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Knoblauch und Heise, 1959, Spolie am Eingang, Detail Abb. 467

Abb. 469: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Dieter Knoblauch und Heinz Heise, 1959, Außenwand des großen Saals und herausragender Toraschrein, Baumeister 58 (1961), S. 97

Abb. 470: Querschnitt Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Knoblauch und Heise, 1959, Baumeister 58, (1961), S. 100

Abb. 471: Längsschnitt durch die Synagoge Fasanenstraße Berlin, Ehrenfried Hessel, 1909-12, Ausst.-Kat. 1983, Teil 1, S. 131

Abb. 472: Foyer Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Wandgestaltung mit siebenarmigem Leuchter von Dieter Knoblauch, 1959, Baumeister 58 (1961), S. 100

Abb. 473: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Knoblauch und Heise, 1959, Dachaufsicht mit Kuppel(n), Baumeister 58 (1961), S. 98

Abb. 474: Amerika-Haus Berlin, Bruno Grimmek, 1957, Hiller von Gaertringen 2015, S. 70

Abb. 475: Eingangsbereich Bibliothek Amerika-Haus, Wandbild links von Gottfried Saubier, 1958, Hiller von Gaertringen 2015, S.

Abb. 476: Grundriss Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Knoblauch und Heise, 1959, Obergeschoss mit großem Saal, Baumeister 58 (1961), S. 98

Abb. 477: Modell des Amerika-Hauses, Bruno Grimmek, Aufn. 1957, Hiller von Gaertringen 2015, S. 70

Abb. 478: Skizze zum Wettbewerb des Jüdischen Gemeindehauses Berlin, Hermann Zvi Guttmann, o.J. (1958), Archiv Remmlinger

Abb. 479: Skizze zum Wettbewerb Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Hermann Zvi Guttmann, Foyer, o.J. (1958), Archiv Remmlinger

Abb. 480: Skizze zum Wettbewerb Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Hermann Zvi Guttmann, o.J. (1958), Fassadenansicht mit Spolie der Synagoge von 1912, Archiv Remmlinger

Abb. 481: Synagoge Fasanenstraße Berlin, Ehrenfried Hessel, 1912, abgerissen 1958, Ausst.-Kat. Berlin 1983, S. 53

Abb. 482: Jüdisches Gemeindehaus Berlin, Knoblauch und Heise, 1959, unteres Freigeschoss, Baumeister 58 (1961), S. 100

Abb. 483: Toraschrein Synagoge Oranienburgerstraße in Berlin, Foto um 1880, Ausst.-Kat. Berlin 1983, S. 34

Abb. 484: Toraschrein Synagoge Fasanenstraße, 1912, Ausst.-Kat. Berlin 1983, S. 54

Abb. 485: Max-Burg München, Sep Ruf/Theo Papst, 1952–57, Ausst.-Kat. München 2019, S. 37

Abb. 486: Plattenmosaik an der Maxburgstraße, Neue Maxburg München, Sep Ruf/Theo Papst, 1952–57, Ausst.-Kat. München 2019, S. 37

Abb. 487: Innenhof Maxburg München, Sep Ruf/Theo Papst, 1952–57, Ausst.-Kat. München 2019, S. 42

Abb. 488: Jüdisches Gemeindezentrum Hamburg, Klaus May und Karl-Heinz Wongel, 1960, Blick zur Synagoge, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 489: Synagoge Hamburg, Klaus May und Karl Heinz Wongel, 1960, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 490: Synagoge Hamburg, Klaus May und Karl-Heinz Wongel, 1960, seitliche Fensteranordnung, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 491: Jüdisches Gemeindehaus Hamburg, Klaus May und Karl-Heinz Wongel, 1960, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 492: Jüdisches Gemeindezentrum Hamburg, Kalsu May und Karl-Heinz Wongel, 1960, Blick von der Synagoge zur Wochentagsynagoge, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 493: Portal der Synagoge Hamburg, Trautl Beermann, 1960, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 494: Synagogeninnenraum Hamburg, May und Wongel, 1960, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 495: Synagogeninnenraum, Blick zur Empore, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 496: Synagogeninnenraum Hamburg, Blick von der Empore zu Toraschrein und Almemor, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 497: Synagogeninnenraum Hamburg, Blick von der Empore, seittl. Stufen zur erhöhten Ostraumgestaltung, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 498: Synagogeninnenraum Hamburg, May und Wongel, Blick zur Frauenempore, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 499: Synagogeninnenraum Hamburg, May und Wongel, 1960, bodentiefe Fensterbänder, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 500: Synagogeninnenraum Hamburg, May und Wongel, 1960, Verbindungstür zur Wochentagsynagoge, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 501: Wochentagsynagoge Hamburg (Kleiner Betraum), May und Wongel, 1960, Blick zur Frauenempore, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 502: Wochentagsynagoge Hamburg, May und Wongel, 1960, Blick zu Toraschrein und hochliegenden Fenstern, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 503: Synagoge Hamburg, May und Wongel, 1960, Fenster von Herbert Spangenberg, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 504: Skizze zur Wochentagsynagoge Hamburg, Klaus May, um 1959, Architekturbüro Elsner, Hamburg

Abb. 505: Skizze zum Gemeindesaal des Jüd. Gemeindezentrums Hamburg, Klaus May, um 1959, Architekturbüro Elsner, Hamburg

Abb. 506: Skizze des Synagogeninnenraums Hamburg, Klaus May, um 1959, Architekturbüro Elsner, Hamburg

Abb. 507: Grundriss Jüd. Gemeindezentrum Hamburg, May und Wongel, Architekt Klaus May, 17.10.1961, Architekturbüro Elsner, Hamburg

Abb. 508: Plan zur Deckengestaltung des Synagogeninnenraums Hamburg, May und Wongel, Arch. Klaus May, 16.09.1959, geändert 26.01.1960, Architekturbüro Elsner, Hamburg

Abb. 509: Deckengestaltung Synagogenraum Hamburg, May und Wongel, 1960, Aufn. 1999, eig. Aufn.

Abb. 510: Deckengestaltung Synagogeninnenraum Merzig, 1842, Umbau 1922, Deckenmalerei von Max Lazarus, abgerissen, Stadtmuseum Simeonstift Trier, Schenkung Jim und Diane Kerr, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Max_Lazarus_Synagoge_Merzig.jpg, CC BY-SA 3.0 DE (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 511: Synagogeninnenraum Gelsenkirchen-Buer, Deckengestaltung um 1927/28, Goch/Nies 2021, S. 21

Abb. 512: Synagogeninnenraum Köln-Ehrenfeld, Robert Stern, 1926, expressionistische Deckengestaltung, Bauwarte 4 (1928), S. 95

Abb. 513: Deckengestaltung Synagoge Hechingen, 1767, Umbauten und Innenraumveränderungen 1852–1881 ©www.foto-keidel, <https://synagogehechingen.jimdofree.com/>, (Zugriff 21.06.22)

Abb. 514: Synagoge Wiesenbronn, 1718, Deckenmalerei von 1890, Aufn. nach Restaurierung 2013, ©Reinhard Hüßner, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/genisa-in-frueherer-synagoge-von-wiesenbronn-gefunden-17668438.html>, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 515: Synagoge Kassel, Alfred Staral, 1965, Blick auf die Ostwand, Ausst.-Kat. Kassel 2000, S. 90

Abb. 516: Skizze zum Erweiterungsbau der Synagoge Kassel, Plan von Alfred Jacoby, 1998, dunkel gefärbt der ursprüngliche Bau von Staral, Ausst.-Kat. Kassel 2000, S. 92

Abb. 517: Synagoge Kassel, Alfred Staral, 1965, Eingang, https://www.alemannia-judaica.de/kassel_synagoge.htm#Fotos%20der%20Synagogen%20nach%201945, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 518: Innenraum Synagoge Kassel, Alfred Staral, 1965, Blick zum Toraschrein, https://www.alemannia-judaica.de/kassel_synagoge.htm#Fotos%20der%20Synagogen%20nach%201945, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 519: Innenraum Synagoge Kassel, Alfred Staral, 1965, Blick zum Toraschrein und seitlicher Sitzraum, Ausst.-Kat. Kassel 2000, S. 91

Abb. 520: Synagoge Kassel, Glasfenster von Dieter von Andrian, 1965, linke Seite, nicht erhalten, Ausst.-Kat. Kassel 2000, S. 91

Abb. 521: Synagoge Kassel, Glasfenster von Dieter von Andrian, 1965, rechte Seite, nicht erhalten, Ausst.-Kat. Kassel 2000, S. 91

Abb. 522: Kath. Kirche Heilig Geist, Stade a.d. Elbe, Paul Wolters/Hildegard Buttge, 1959–60, Postkarte

Abb. 523: Vorderhaus Jüdisches Gemeindezentrum Friedrichstraße 33, Wiesbaden, Ignaz Jacoby/Helmut Joos, 1966, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 524: Synagoge Wiesbaden, Ignaz Jacoby/Helmut Joos, 1966, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 525: Synagoge und Jüdisches Gemeindehaus Wiesbaden, Ignaz Jacoby/Helmut Joos, 1966, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 526: Synagoge Wiesbaden, Ignaz Jacoby/Helmut Joos, 1966, Blick von der Frauenempore zum Toraschrein, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 527: Synagoge Wiesbaden, Ignaz Jacoby/Helmut Joos, Blick von der Frauenempore zu den Fenstern, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 528: Frauenempore Synagoge Wiesbaden, Ignaz Jacoby/Helmut Joos, 1966, Blick zum Fensterband, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 529: Erinnerungsstele der zerstörten Synagoge im Hof der Synagoge Wiesbaden, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 530: Plan zum Wiederaufbau der Vorkriegssynagoge Wiesbaden, Richard Herwegh, 1946, Bauaufsichtsamt Wiesbaden.

Abb. 531: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 04.07.1963, Zeichner Brückel/Unterschrift Joos, Blick auf die Synagoge und seitlichen Anbau, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 532: Plan Synagoge Wiesbaden, Jacoby/Joos, 04.07.1963, Zeichner Brückel/Unterschrift Joos, Querschnitt durch den Synagogenbau mit großem Schrägfenster an der Ostseite, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 533: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 04.07.1963, Zeichner Brückel/Unterschrift Joos, Grundriss, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 534: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 12.05.1966, Zeichner Heinrich/Unterschrift Joos, Perspektive Innenhof, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 535: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 08.05.1964, Zeichner Heinrich/Unterschrift Joos, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 536: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 08.05.1964, Zeichner Heinrich/Unterschrift Joos, Perspektive Innenhof und Querschnitt Anbau, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 537: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 04.05.1964, Zeichner Heinrich/Unterschrift Joos, Grundriss 1. OG, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 538: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 08.05.1964, Zeichner Heinrich/Unterschrift Joos, Erdgeschoss, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 539: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 08.05.1964, Zeichner Heinrich/Unterschrift Joos, Änderungen in Rot, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 540: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Bürogebäude Ansicht Friedrichstraße, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 541: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Blick von Westen, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 542: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Querschnitt Synagoge, Fensterlösung an der Ostseite, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 543: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963/Unterschrift Jakobowitz, Synagoge und Querschnitt Gemeindehaus, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 544: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Querschnitt, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 545: Plan Synagoge und Jüd. Gemeindehaus Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 546: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Emporengeschoss Synagoge, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 547: Plan zum Synagogenbau Wiesbaden, Jacoby/Joos, 28.09.1963, Zeichner Joos/Unterschrift Jakobowitz, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157, Akte 22157

Abb. 548: Lageplan Jüdisches Gemeindezentrum Wiesbaden, Jacoby/Joos, 1964, Bauaufsichtsamt Wiesbaden, Akte 22157

Abb. 549: Wiesbadener Kurier zur Synagogenweihe vom 12.09.1966, Apsiswand ohne Holz, © Eckhardt, Wiesbadener Kurier, 12. September 1962, S. 3

Abb. 550: Betraum in der Herrenstraße 14, Karlsruhe, 1951, © Schlesiger, Badener Neue Nachrichten, 26. Juli 1951

Abb. 551: Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus und Harro Brosinsky, 1971, Ansicht von der Knielinger Allee mit Profanbau im Vordergrund, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 552: Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe, Hermann Backhaus/Harro Brosinsky, 1971, Blick auf die Verbindung zw. Gemeindehaus und Synagoge, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 553: Foyer Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1971, Treppenaufgang zur Synagoge, Treppenabgang zum Gemeindesaal, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 554: Synagoge Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1971, Blick zum Toraschrein und Almemor, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 555: Synagogeninnenraum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1971, Blick auf Deckengestaltung und Fensterband, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 556: Synagogeninnenraum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, Deckengestaltung mit Fenster, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 557: Synagogeninnenraum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1971, Wandgestaltung: Übergang von Fünfeck zum Davidsternform, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 558: Synagogeninnenraum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1971, Blick auf die um eine Stufe erhöhte Frauenempore mit Abtrennung, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 559: Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus und Brosinsky, 1971, Verbindungsbau zwischen Gemeindehaus und Synagoge, bzw. Gemeindesaal, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 560: Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1971, Gemeindesaal unter der Synagoge, Aufn. 2021, eig. Aufn.

Abb. 561: Skizze des Städt. Hochbauamtes zur Planung des Jüdischen Gemeindezentrums Karlsruhe, Willi Pankoke, 1968, BNN, 27. Januar 1968

Abb. 562: Lageplan Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe-Hardt im Staatswald, 1968, Distrikt Bannwald, kleiner Exerzierplatz, Grundstück Ecke Knielinger Allee und Adenauer-Ring, Plan, Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt, Bautagebuch 639/68

Abb. 563: Plan Jüdisches Gemeindezentrum, Backhaus/Brosinsky, 30.04.1968, Untergeschoss mit Gemeindesaal, Plan, Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt, Bautagebuch 639/68

Abb. 564: Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 30.04.1968, Synagogenraum, Plan, Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt, Bautagebuch 639/68

Abb. 565: Ansicht Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus und Brosinsky, 30.04.1968, Wandfaltung der Synagoge, Plan, Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt, Bautagebuch 639/68

Abb. 566: Querschnitt Jüdisches Gemeindezentrum Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 30.04.1968, innere Konstruktion des Synagogenkörpers, Plan, Stadt Karlsruhe Bauordnungsamt, Bautagebuch 639/68

Abb. 567: Synagogenbau Karlsruhe, Backhaus/Brosinsky, 1969-71, Synagogenkörper ohne Dach, BNN, 26. September 1969, Aktennummer 373-212, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2, Synagogen, Neubau einer Synagoge, Jahr 1959–1999

Abb. 568: Schlüsselübergabe: Harro Brosinsky (rechts) übergibt den Schlüssel an Bürgermeister Otto Dullenkopf, BNN, 05. Juli 1971, ©BNN Archiv/Schlesinger, Stadt Karlsruhe Hauptregistratur, 373.2, Synagogen, Neubau einer Synagoge, Jahr 1959–1999

Abb. 569: Synagoge Karlsruhe, Joseph Durm, 1872–75, 1938 zerstört, ©<https://www.alemannia-ju-daica.de/images/Imagess%2018/Karlsruhe%20Synagoge%20Kro002.jpg>, (Zugriff 19.09.2021)

Abb. 570: Orthodoxe Synagoge Karlsruhe, Gustav Ziegler, 1881, 1938 zerstört, ©Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS XIVc 85, <https://stadtllexikon.karlsruhe.de/index.php/De:Lexikon:ins-1413> (Zugriff 07.04.2023)

Abb. 571: Polnische Holzsynagoge Nowe Miasto, um 1780, 1941 zerstört, Piechootka/Piechootka 1959, Abb. 168

Abb. 572: Deckengestaltung Holzsynagoge Nowe Miasto, um 1780, 1941 zerstört, Piechootka/Piechootka 1959, Abb. 129

Abb. 573: Beth HaMedrash Synagogue Leeds, G. Alan Burnett, 1969, Innenraum, ©Sharman Kadish

Abb. 574: Beth HaMedrash Synagogue Leeds, G. Alan Burnett, 1969 ©Google, Bilder 2023 Infoterra Ltg&Bluesky, Maxar Technologies, The Geoninformation Group, Kartendaten 2023, (Zugriff 06.04.2023)

Abb. 575: Belfast Hebrew Congregation, Eugene Rosenberg, 1964 ©Otto Saumarez Smith@OSaumarezSmith/<https://twitter.com/OSaumarezSmith/status/1256528237259304960/photo/4>

Abb. 576: St. Johann Baptista Karlsruhe, Rainer Disse, 1961–63, https://www.reddit.com/r/brutalism/comments/10lo6v/st_johannes_baptist_church_karlsruhedurlach/, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 577: St. Johann Baptista Karlsruhe, Rainer Disse, 1963, Innenraum, ©Juergen Krueger, https://www.strasse-der-moderne.de/wp-content/uploads/2018/09/Karlsruhe_Joh_Baptist_Bild_Juergen_Krueger-3.jpg, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 578: St. Paulus Salzgitter, Friedrich Berndt, Dirk-Erich Kreuter, Ulrich Hausmann, 1961–64, <https://s3.eu-central-1.amazonaws.com/static-2.malisto/customer/5e62c9243710/full/974483.jpg>, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 579: Kapelle Neustadt, Hanns Hoffmann, 1968, ©Hanns Hoffmann, <http://www.hanns-hoffmann.de/werkverzeichnis.html>, (Zugriff 21.06.2022)

Abb. 580: Congregation Sons of Israel Lakewood, New Jersey, Lewis Davis/Samuel Brody/Chester Wisniewski, 1963, https://patch.com/img/cdn20/users/22821257/20170702/101704/styles/raw/public/article_images/congregation_sons_of_israel-1499048064-3656.jpg (Zugriff 17.09.2021)

Abb. 581: Innenraum Congregation Sons of Israel Lakewood, New Jersey, Davis/Brody/Wisniewski, 1963, <http://samgrubersjewishartmonuments.blogspot.com/2015/11/>, (Zugriff 17.09.2021)

Abb. 582: Temple De Hirsch Sinai, Seattle, Washington, John Detlie/Raymind Peck, 1960, Aufn. 2019, ©Samuel Gruber, <http://samgrubersjewishartmonuments.blogspot.com/search?q=Temple+De+Hirsch+Sinai%2C+Seattle> (Zugriff 06.04.2023)

Abb. 583: Temple Adath Israel of the Main Line, Merion Station, Pietro Belluschi/Charles Frederick Wise, 1958–59

Abb. 584: Innenraum Temple Adath Israel of the Main Line, Merion Station, Pietro Belluschi/Charles Frederick Wise, 1958–59

Abb. 585: Kirche Christkönig in Wuppertal, Joachim Schürmann, 1959/60, <https://www.db-bauzeitung.de/wp-content/uploads/3/6/3610455.jpg>, (Zugriff 22.06.22)

Abb. 586: Grundriss Erdgeschoss/Planungsunterlagen zum Synagogenbau Karlsruhe, o.N, Mannheim, Jan. 1965, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 587: Aufriss/Planungsunterlagen Synagogenbau Karlsruhe, o.N., Mannheim, Jan. 1965, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 588: Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe vom 12.05.1967, Städt. Hochbauamt Karlsruhe, Stadtoberbaurat Willi Pankoke, Zeichner Lakomy, Westansicht, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 589: Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe vom 17.05.1967, Städt. Hochbauamt Karlsruhe, Stadtoberbaurat Willi Pankoke, Zeichner Lakomy, Südansicht Synagoge, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 590: Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe, Willi Pankoke, 1967, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 591: Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe vom 16.05.1967, Stadtoberbaurat Willi Pankoke, Zeichner Lakomy, Untergeschoss, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 592: Lage Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe, Entwurf Max Bellen, März 1964, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 593: Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe, Willi Pankoke, Zeichner Lakomy, 10.05.1967, Querschnitt mit Blick Synagogeninnenraum, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 594: Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe, Stadtbauamtdirektor Max Beller, Stadtplanungsamt Jan. 1968, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334

Abb. 595: Detail der Synagogenfassade, Planungsunterlagen Jüd. Gemeindezentrum Karlsruhe vom 12.05.1967, Städt. Hochbauamt Karlsruhe, Stadtoberbaurat Willi Pankoke, Zeichner Lakomy, SAAI Karlsruhe, Archiv Backhaus und Brosinsky, 334